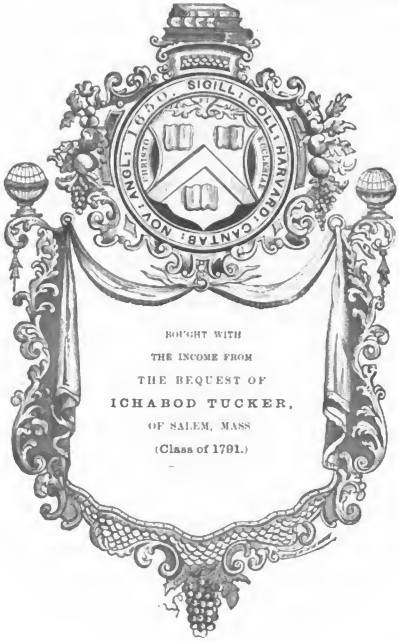
Westermanns Monatshefte

PGenn-4131

NOV 9 - 1909



BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
ICHABOD TUCKER,
OF SALEM, MASS
(Class of 1791.)

Digitized by Google

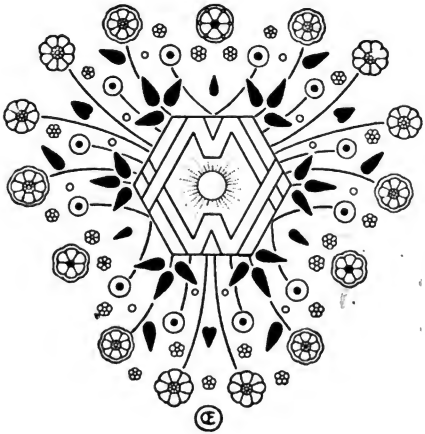
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

WESTERMANNS MONATSHEFTE

ILLUSTRIERTE DEUTSCHE ZEITSCHRIFT FÜR DAS GEISTIGE LEBEN DER GEGENWART



52. JAHRG. ⊗ 104. BAND ⊗ 1. TEIL

⊗ ⊗ ⊗ APRIL 1908 BIS JUNI 1908 ⊗ ⊗ ⊗

DRUCK UND VERLAG
GEORGE WESTERMANN IN BRAUNSCHWEIG

Digitized by Google

PGenu 413.1

Verzeichnis der Mitarbeiter

Arminius, Wilhelm, in Weimar, 313. Bang, Herman, in Berlin, 220. Bartels, Adolf, Prof., in Weimar, 205. Bendt, Franz, in Halensee b. Berlin, 337. Bernstein, Arthur, Dr. med., in Rummelsburg bei Berlin, 228. Bie, Oskar, Prof. Dr., in Berlin, 41. Boelitz, Martin, in Nürnberg, 353. Bornstein, Paul, in München, 65. Brandt, Rolf, in Berlin, 274. Bruch, Margarete, in Berlin-Friedenau, 336. Derschau, A. von, in Ruprechtsau bei Straßburg i. E., 378. Diederichs, Karl, in Eutin, 385. Diers, Marie, in Gr.-Lichterfelde, I, 165, 354. Düsel, Friedrich, Dr. phil., in Berlin-Friedenau, 155, 296, 449. Duvernoy, von, Oberstleutnant a. D., in Berlin, 51. Ebner-Eschenbach, Marie von, in Wien, 131. Enking, Ottomar, in Dresden, 108, 253, 407. Fleischer, Victor, Dr phil., in Wien, 211. Friedländer, Walter, Dr. phil., in Berlin, 275. Geiger, Albert, in Karlsruhe, 78. Gilow, Hermann, Prof. Dr., in Charlottenburg, 379. Gurlitt, Cornelius, Geh. Rat Prof. Dr., in Dresden, 21, 237. Heicke, Carl, Gartendirektor, in Frankfurt a. M., 189. Hesse, Hermann, in Gaienhofen, 136. Heyse, Paul, in München, 66. Klie, Anna, in Braunschweig, 378. Krause, H., Prof. Dr., in Berlin, 311. Lilienfein, Heinrich, in Wilmersdorf bei Berlin, 378. Martin, Rudolf, Regierungsrat, in Berlin, 79. Meinhardt, Adalbert, in Hamburg, 32. Messerschmitt, J. B., Dr. phil., in München, 233. Naumann, Hans, in München, 227. Oertel, Otto, in Dresden, 20. Rahlwes, Ferdinand, in Braunschweig, 34. Rettig, Paul, in Schöneberg bei Berlin, 374. Rietschel, Georg, Geh. Kirchenrat Prof. D., in Leipzig, 98, 435. Schellenberg, Ernst Ludwig, in Weimar, 219. Schälermann, Wilhelm, in Weimar, 132. Scholz, Heinz Georg, in Hamburg, 448. Schürmann, Johannes, in Sèvres, 147. Steinmüller, Paul, in Berlin-Friedenau, 97. Stern, Maurice von, in Linz, 236. Stöckhardt, Ernst, in Stuttgart, 394. Storck, Karl, Dr. phil., in Berlin, 140, 287. Tielo, A. K. T., in Tilsit, 50. Tschirch, Otto, Prof. Dr., in Brandenburg a. H., 137. Tyrol, Marie, in Charlottenburg, 378. Vogel, Theodor, Geh. Rat Dr., in Dresden, 159. Werner, Heinrich, Prof. Dr., in Bensheim a. d Bergstraße, 81. Wild, Irene, in Berlin, 188.

Digitized by Google

Inhalt des hundertvierten Bandes

1. Teil. April 1908 bis Juni 1908

Seite

Und ein Garten das Land ... Roman von Marie Diers 1, 165, 354
Am Abgrund. Gedicht von Otto Oertel 20
Konstantinopel und türkische Kunst. Von Prof. Dr. Cornelius Gurlitt 21, 237
Capvella Palatina. Gedicht von Adalbert Meinhardt (Marie Hirsch). 32
Kann vor der modernen Entwicklungslehre der religiöse Offenbarungsglaube bestehen? Von Ferdinand Rahlwes 34
Neue Radierungen von Liebermann. Von Prof. Dr. Oskar Bie 41
Wasserfrauen. Gedicht von A. A. T. Zielo 50
Graf Zeppelin und seine Verdienste um die Luftschiffahrt. Von Oberstleutnant a. D. von Tuvernoy
Reises Glück. Gedicht von Paul Bornstein 65
Cletia. Novelle von Paul Heyse 66
Es war einmal. Gedicht von Albert Geiger 78
Die Reform der Reichsbank. Von Regierungsrat Rudolf Martin 79
Der Odenwald. Von Heinrich Werner 81
Volkslied. Gedicht von Paul Steinmüller 97
Das Goethe-Schiller-Denkmal in Weimar. Zur Geschichte seiner Entstehung. Mit Briefen Rietschels, Ruwes, König Ludwigs I. von Bayern, Großherzog Karl Alexanders von Sachsen-Weimar und andrer. Von D. Georg Rietschel 98, 435
Wie Truges seine Mutter suchte. Roman von Ottomar Enking 108, 253, 407
Drei Aphorismen von Marie von Ebner-Eschenbach 131
Vom neuen Hoftheater in Weimar. Von Wilhelm Schölermann (Weimar) 132
Böser Traum. Gedicht von Hermann Hesse 136
Ein vergessenes Bismarckbild. Von Otto Tschirch . 137
Musikalische Rundschau. Von Dr. Karl Storck . 140, 287
Die Stimme. Gedicht von Johannes Schürmann . 147
Lenz. Gedicht von Irene Wild 188
Der Garten unter dem Einfluß neuzeitlicher Kunstbestrebungen. Von Gartendirektor Carl Heicke . . 189
Johann Hinrich Fehrs. Ein schleswig-holsteinischer Dichter. Von Prof. Adolf Bartels 205
E. M. Lilien. Von Dr. Victor Fleischer 211
Jesus vor des Jairus Töchterlein. Gedicht von Ernst Ludwig Schellenberg 219
Cina. Novelle von Herman Bang. Deutsch von Helene Klepetar 220
Der kranke Knabe. Gedicht von Hans Naumann . 227
Eine verschollene Krankheit. Medizingeschichtl. Skizze von Dr. med. Arthur Bernstein (Rummelsburg-Berlin) 228
Naturwissenschaftliche Rundschau. Die Erdbebenforschung in Deutschland. Von Dr. J. B. Messerschmitt in München 233
Abendschauer. Gedicht von Maurice von Stern . . 236
Es weht im leisen Frühlingshauch ... Gedicht von Rolf Brandt 274
Die bildenden Künste. Rück- und Ausblicke auf das Kunstleben der Gegenwart von Dr. Walter Friedländer 275
Vorfrühling. Gedicht von J. J. Horschick 286
Hermione. Novelle von Wilhelm Arminius . . . 313
Der Freier Tod. Gedicht von Margarete Bruch . . 336
Ein Vierteljahrhundert aus der Wirksamkeit der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft zu Berlin. Von Franz Bendt 337
Heute noch ... Gedicht von Martin Boelitz . . . 353
Die verschiedenen Arten der Handelsgesellschaften. Von Paul Rettig 374
Im Glück. Gedicht von Anna Klie. — Abend am See. Gedicht von A. von Derschau. — Sehnsucht ohn' Ende. Gedicht von Heinrich Lilienfein. — Enziandblüten. Gedicht von Marie Tyrol . . . 378
Das Homburgbild im Kronprinzlichen Palais in Berlin und Kleists Prinz von Homburg. Von Prof. Hermann Gilow 379
Erotische Schmetterlinge. Naturwissenschaftliche Plauderei von Karl Diederichs (Gratin). 385
Über den Klausen. Ein Ausflug in die Urschweiz. Von Ernst Stöckhardt 394
Zwischen Rast und Ruh'. Gedicht von Heinz Georg Scholz 448
Dramatische Rundschau. Von Dr. Fr. Düsel 148, 296, 449
Literarische Rundschau 155, 304, 458
Zu unsern Kunstblättern 163, 311, 462

Namen- und Sachregister

Seite

Abend am See. Gedicht von A. von Derschau . . . 378
Abendschauer. Gedicht von Maurice von Stern . . 236
Am Abgrund. Gedicht von Otto Oertel 20
Aphorismen. Von Marie von Ebner-Eschenbach . . 131
Bismarckbild, Ein vergessenes. Von Otto Tschirch . 137
Böser Traum. Gedicht von Hermann Hesse . . . 136
Capvella Palatina. Gedicht von Adalbert Meinhardt 32
Cletia. Novelle von Paul Heyse 66
Elektrizitäts-Gesellschaft, Die Allgemeine, in Berlin. Von Franz Bendt 337
Cina. Novelle von Herman Bang 220
Entwicklungslehre und Offenbarungsglaube. Von Ferdinand Rahlwes 34
Enziandblüten. Gedicht von Marie Tyrol 378
Es war einmal. Gedicht von Albert Geiger . . . 78
Es weht im leisen Frühlingshauch. Gedicht von Rolf Brandt 274
Fehrs, Johann Hinrich. Von Adolf Bartels . . . 205
Freier Tod, Der. Gedicht von Margarete Bruch . 336
Garten, Der, unter dem Einfluß neuzeitlicher Kunstbestrebungen. Von Carl Heicke 189
Goethe-Schiller-Denkmal in Weimar. Von Georg Rietschel 98, 435
Handelsgesellschaften, Die verschiedenen Arten der. Von Paul Rettig 374
Hermione. Novelle von Wilhelm Arminius . . . 313
Heute noch ... Gedicht von Martin Boelitz . . . 353
Homburgbild, Das, im Kronprinzlichen Palais in Berlin und Kleists Prinz von Homburg. Von Hermann Gilow 379
Im Glück. Gedicht von Anna Klie 378
Jesus vor des Jairus Töchterlein. Von Ernst Ludwig Schellenberg 219
Klausen, Über den. Von Ernst Stöckhardt 394
Konstantinopel und türkische Kunst. Von Cornelius Gurlitt 21, 237
Kranke Knabe, Der. Gedicht von Hans Naumann . 227
Lenz. Gedicht von Irene Wild 188
Liebermann, Neue Radierungen. Von Oskar Bie . 41
Lilien, E. M. Von Victor Fleischer 211
Odenwald. Von Heinrich Werner 81
Reform der Reichsbank. Von Rudolf Martin . . . 79
Reises Glück. Gedicht von Paul Bornstein 65
Schmetterlinge, Erotische. Von Karl Diederichs . 385
Sehnsucht ohn' Ende. Gedicht von Heinrich Lilienfein 378
Skordut. (Eine verschollene Krankheit.) Von Arthur Bernstein 228
Stimme, Die. Gedicht von Johannes Schürmann . 147
Und ein Garten das Land ... Roman von Marie Diers 1, 165, 354
Volkslied. Gedicht von Paul Steinmüller 97
Vorfrühling. Gedicht von J. J. Horschick 286

Digitized by Google

Seite

Wasserfrauen. Gedicht von A. K. T. Tielo 50
Weimarer Hoftheater, Vom neuen. Von Wilhelm Schölermann 132
Wie Truges seine Mutter suchte. Roman von Otomar Enking 108, 253, 407
Zeppelin und seine Verdienste um die Luftschiffahrt. Von Oberstleutnant a. D. von Duvernoy 51
Zwischen Rast und Ruh'. Gedicht von Heinz Georg Scholz 448

Literarische Rundschau

Arminius, Wilhelm: Wartburgkronen 461
Avenarius, Ferdinand: Balladenbuch 308
Ausstellung älterer englischer Kunst (Photogravuren der Photogr. Gesellschaft) 312
Bahr, Hermann: Wien 162
Bang, Herman: Romane und Novellen 310
Bartels, Adolf: Grotz — Slavenhagen — Gottheif — Chronik des Weimarischen Hoftheaters 310
Boelitz, Martin: Frohe Ernte 306
Böttner, Johannes: Gartenbuch für Anfänger 309
Bücking, Martin: Braeckwasser 157
Bulcke, Carl: Gedichte 307
Busse-Palma, G.: Zwei Bücher Liebe — Brückenlieder
Buxbaum, Philipp: Erzählungen und Bilder 158
Cajetan-Mitner, Käte: Hinter dem Leben 305
Chamissos Werke (herausgeg. von Herm. Tardel) . . 160
Dreesen, Willroth: Lala Freya freseena — Meer, Marsch und Leben 305
Eiber, K. von der: Meermischungen 162
Ende, Fritz: Der Hausgarten 309
Ernst, Paul: Der Harz 162
Falke, Gustav: Frohe Fracht — Ausgewählte Gedichte 304
Fehrs, Joh. Hinr.: Maren 310
Fried, Alfred H.: Die zweite Haager Konferenz . . 162
Friedrich, Paul: Tiefe Feuer 307
Geiger, Ludwig: Chamissos Leben 160
Ginskey, Franz Karl: Jakobus und die Frauen . . . 155
Greif, Martin: Gedichte (Auswahl für die Jugend) . 308
Greinz, Rudolf: Bergbauern 459
Greinz, Rudolf: Tiroler Bauernbibel — Das stille Nest 460
Gurlitt, Cornelius: Deutsche Kunst des neunzehnten Jahrhunderts 161
Gurlitt, Cornelius: Das englische Porträt im achtzehnten Jahrhundert 310
Hermann, Georg: Henriette Jacoby. 459
Himmelbauer, Franz: Gedichte 307
Horschik, J. J.: Lieder des Wanderers 307
Itz, Paul: Gedichte. 307
Jensen, Wilhelm: Luv und Lee — Aus dem sechzehnten Jahrhundert 162
Kahlenberg, Hans von: Der liebe Gott 158
Knodt, Karl Ernst: Von Sehnsucht, Schönheit, Wahrheit — Alterlektrauh 306
Kosch, Wilh.: Martin Greif in seinen Werken 308
Kurz, Edgar: Gedichte 306
Kurz, Isolde: Lebensflüten 156
Kurz, Isolde: Neue Gedichte — Im Zeichen des Steinbocks 306
Lagarus, Moritz: Lebenserinnerungen 159
Leitgeb, Otto von: Sonnensplitter 157
Lessing, Julius 309
Munchhausen, Börries Frhr. von: Balladen — Judas — Ritterliches Liederbuch. 304
Umptedn, Georg von: Minne 458
Puttlamer, Alberto von: Jenseits des Lärms . . . 305
Rafael, L.: Tiefen der Sehnsucht 305
Rosegger, P. K.: Die Försterbuben 460
Ruederer, Josef: München 162
Salus, Hugo: Ernte — Neue Garben — Ehejubiläum 307
Savits, Joaqu: Von der Absicht des Dramas . . . 154
Schäfer, Wilhelm: Der Niederrhein 162
Schaukal, Richard: Ausgewählte Gedichte 307

Seite

Schmitthenner, Adolf: Aus Geschichte und Leben . . 158
Schoenaich-Carolath, Prinz Emil von 460
Schoenaich-Carolath, Prinz Emil von: Gesammelte Werke 460
Scholz, Wilhelm von: Der Bodensee 162
Schulze-Naumburg: Kulturarbeiten 309
Seeliger, E. G.: Hamburg 304
Sergel, Albert: Jenseits der Straße — Ringelreihen 307
Sommer, Fedor: Hans Ulrich — Am Abend — Hufsitenjahre 162
Spechmann, Diedrich: Das goldene Tor 159
Strauß und Torney, Lulu von: Neue Balladen und Lieder 305
Tielo, A. K. T.: Klänge aus Litauen — Thanatos . 306
Tovote, Heinz: Nicht doch! — Hilde Sangerow und ihre Schwester 158
Voß, Richard: Die Liebe Daria Lanies 156
Voß, Richard: Das Frühlingsmärchenspiel 162
Wagner, Georg: Der rote Faden 162
Wiegerthaus, Friedrich: Ausfahrt 307
Wildbrandt, Adolf: Aus der Werdezeit 160
Wolffs poetischer Hausschatz 308
Wolze, Peter: Das klassische Weimar 161

Die bildenden Künste von Dr. Walter Friedländer

Die Ausstellung älterer englischer Kunst in der Akademie der Künste zu Berlin. 275

Musikalische Rundschau von Dr. Karl Storck

Zum fünfundzwanzigjährigen Bestehen des Berliner Philharmonischen Chors — Musikdramatisches 140, 287

Naturwissenschaftliche Rundschau von Dr. J. B. Messerschmitt

Die Erdbebenforschung in Deutschland 233

Dramatische Rundschau von Dr. Friedrich Düsel

Julius Bab: „Der Andre" — Eberhard König: „Meister Matthias" und Ernst Erik Eberhart: „Lokomotivführer Claußen" — Rudolf Presber: „Die Dame mit den Lilien" — Gustav Wied: „2×2=5" — Ibsens Borkman im Berliner Lessingtheater — Alexander Girardi in Berlin — Max Reinhardt und Joaqu Savits 148
„Erde" von Karl Schönherr — „Der Dummkopf" von Ludwig Fulda — „Der Teufel" von Franz Molnár — Drei Einakter von August Strindberg — Die Japanerin Hanoko 296
„Liebe" von Paul Apel — „Nju" von Ossip Dymow — „Lumpengesindel" von Ernst von Wolzogen — Gesammelte Werke von Heinrich Hart — „Herostrat" von Ludwig Löser — Der französische Tragödie Mounet-Sully und die Niederländische Tooneelvereeniging — Memoiren von Sarah Bernhardt 449

Besondere Kunstblätter

Arp, Carl: Blühende Statiglia am Wattenmeer auf Sylt 464
Cranach d. Ä., Lukas: Ruhe auf der Flucht 164
Dyck, A. van: Wilhelm II. von Oranien 164
Engel, Otto H.: In der Tür 164
Gentzel, Ernst: Frühling — Mühlengehöft 464
Janssen, Peter 163
Kraus, Valentin: Unsre Erlösung 312
Langhammer, Karl: Die Wasserburg 464
Schnee, Hermann: Das Schloß zu Heringen 311
Seib, Wilhelm: Der Auferstandene 312
Thoma, Hans: Im März 164
Thumann, Paul 163
Uhde, Fritz von: Holländische Näherinnen — Die Trommelübung 463
Uhde, Fritz von: Christi Himmelfahrt 464
Uth, Max: Michelsdorf an der Havel 312

Digitized by Google

WESTERMANNS MONATSHEFTE

ILLUSTRIERTE DEUTSCHE ZEITSCHRIFT
FÜR DAS GEISTIGE LEBEN DER GEGENWART

52. JAHRG.
* HEFT 7 *

APRIL
* 1908 *

GEORGE WESTERMANN · BRAUNSCHWEIG

Versand-Geschäft MEY & EDLICH

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt.

Kgl. Sächs. u. Kgl. Rumän. Hoflieferanten

LEIPZIG-PLAGWITZ.

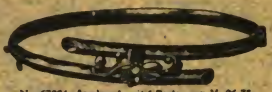
Nichtgefallende Waren werden bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.

ABTEILUNG:

Echte Goldwaren.

Aus 585/1000 (14karät.) Gold, gestempelt, mit echten Steinen und Perlen.
Sämtliche Armbänder sind mit Sicherheitsketten versehen.

Nr. 67321 Brosche. Mattgold mit 3 Saphiren und 1 ganzen Perle. M. 25.—.



Nr. 67334. Armband, mit 1 Perle, eng M. 26.75, mittel M. 27.50, weit M. 28.25.

Nr. 67328. Brosche m. 3 Diamanten. M. 42.25.

Nr. 67319. Brosche. Mattgold mit 1 Saphir und 1 Perle. M. 21.75.

Nr. 67332. Anhänger. Mattgold zum Öffnen mit 1 Saphir. M. 27.50.

Nr. 67331. Herzanhänger zum Öffnen mit 1 Saphir. M. 18.—.

Nr. 66606. Ring. Glanzgold m. 1 Diamant. M. 12.—.

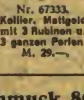
Nr. 66618. Ring mit 3 Diamanten. M. 23.—.

Nr. 67305. Ohrringe, Mattgold m. Türkisen und Perlen. Paar M. 13.—.

Nr. 67308. Ohrringe mit Diamanten. Paar M. 33.75.

Nr. 67322. Brosche. Mattgold mit 1 Rubin und 2 Perlen. M. 26.—.

Nr. 65903. Krawattennad. m. Perle. M. 9.50.



Nr. 67333. Kollier. Mattgold mit 3 Rubinen u. 3 ganzen Perlen. M. 29.—.

Nr. 67329. Brosche mit 3 Opalen und Perlen. M. 36.50.

Echt Silber-Schmuck 800|1000.

Nr. 67723. Brosche. Alfenbilber mit 1 Simili. M. 2.—.

Nr. 67705. Freundschaftsring für Kinder. M. 0.60.

Nr. 68251 Kreuz. Metallbiber. M. 1.40.

Nr. 67750. Kettenarmband. M. 6.75.

Nr. 67717. Brosche M. 1.50.

Nr. 67703. Ohrringe. Paar M. 0.65.

Nr. 67704. Ohrringe. Paar M. 0.80.

Nr. 67713. Brosche. M. 1.40.

Wir versenden unsern mit über 5000 Abbildungen ausgestatteten Katalog unberechnet und portofrei.

A. VAN DYCK: WILHELM II. VON ORANIEN — EREMITAGE ST. PETERSBURG

ANTON VAN DYCK: PRINZ WILHELM II. VON ORANIEN.
(Original in der Kaiserlichen Eremitage in St. Petersburg.)

Digitized by Google

WESTERMANNS MONATSHEFTE
Redigiert von Dr. Friedrich Düsel
Bd. 104, I April 1908 Heft 619

Und ein Garten das Land ...

Roman von Marie Diers

I

„Luischen! komm doch einmal heraus!“ rief der alte Pastor Thomasius und steckte sein Gesicht mit dem grauen Schifferbart vorsichtig durch die Türritze in die große Hinterstube, in der ein reges Leben herrschte. Die Gerüche der großen Schlachterei, die zweimal im Jahre das Pfarrhaus durchdrangen, schlugen ihm entgegen. Am großen Mitteltisch hantierte mit dem Messer und zugleich das Ganze dirigierend die Frau Pastorin in einer weißen blutbefleckten Schürze, an einem langen Seitentisch drehte die dicke Magd Sophie langsam und vorsichtig die Wurstmaschine, während eine Bauernfrau aus dem Dorfe die Därme hielt und ihre Füllung mit großer Hingabe und kurzen Befehlen an die Magd begleitete. In der Fensterecke war noch ein halbwüchsiges Aushilfsmädchen mit dem Brechen und Durchstecken der kleinen Wursthölzchen beschäftigt.

Pastor Thomasius hielt mit der rechten Hand, mit der er die Tür ganz vorsichtig nur auf ein Ritzchen geöffnet hatte, die lange Pfeife, mit der andern ein aufgeschlagenes Schreibheft, in das mit roter Tinte hineinkorrigiert war.

„Kannst du nicht einmal eine Minute abkommen, Luischen?“ drängte er, schon ein wenig ungeduldig.

„Ach! Gerade jetzt wieder! Was wird's denn sein!“ murrte die Frau Pfarrerin mit unterdrückter Stimme. Doch legte sie das Messer hin, strich sich die Hände flüchtig ab, und sie von sich weg in die Luft haltend, kam sie heran.

Sie war reichlich so groß, viel stärker und sehr viel jünger als ihr alter, kleiner, dünner Mann, der beinahe dürftig in seinem abgeschabten Schlafrock in schlechter Haltung vor ihr stand, mit nachlässig gebürstetem Haar, das ihm gerade, wie es kam, in der Stirn und in den Schläfen lag. Sie hatte ein leicht gerötetes, energisches und kluges Gesicht, mit schönen dunklen Augen und einer fein gebogenen Nase. Ihr Mund sah aus, als sei er das Befehlen gewöhnt.

„Sieh dir dies mal an, Luischen!“ sagte der alte Pastor triumphierend und ließ, hingerissen von dem Augenblick, die Klinke los, so daß die Tür knarrend weiter aufging und er nun doch in der ihm verhaßten Region der Wirtschaftsgerüche stand. Mit seinen leise zitternden Händen hielt er ihr das Schreibheft entgegen und klopfte noch zur Bestätigung mit dem Knöchel des rechten Mittelfingers auf die Seiten. „Siehst du, das ist etwa kein Exerzitium, sondern ein Extemporale, das ich Maus eben diktiert habe. Zwei ganz lange Seiten und kein einziger Fehler, nur hier in der Mitte ein kleiner Lapsus, könnte ja auch fehlen, freilich, freilich. Hab's ihr auch gesagt. Wäre ein Prachtstück ohne das. Aber ist auch so gut, ganz gut, sehr schön. Denk mal hier — ach so, du verstehst's ja leider nicht. Schade. Aber ich heb's mir auf, wenn mal ein Amtsbruder kommt. Hab' an dem Martin nicht die Freude gehabt, nun bringt's mir die Maus doch wieder ein!“

Digitized by Google

Frau Pastor sah mit sauersüßer Miene auf die saubere lateinische Arbeit. Eine starke Röte stieg ihr ins Gesicht, aber sie bezwang sich und sagte: „Ja, ist ja gut, wenn du Freude daran hast, Thomasius. Ich gönn's dir ja auch. Aber seid ihr nicht bald fertig mit der Stunde? Es drängt hier so sehr mit der Arbeit. Die kleine Mariek muß fort und füttern. Kannst du mir Maus nicht bald schicken? Sieh mal, lieber Mann, ich weiß gar nicht, wie wir fertig werden sollen. Das Schwein wog sechshundert Pfund. Es ist ja ein wahrer Segen, selbst auf Kestendorf haben sie in diesem Winter kein solches Schwein gehabt — aber auch diese Arbeit! Kannst du nicht einmal mir zuliebe abkürzen?"

„Aber! aber! Liebe Frau! Luischen!" sagte der alte Pastor ganz erschrocken. Er hatte sie schon ein paarmal unterbrechen wollen, aber vor Aufregung das Wort nicht finden können. Er schlug das Heft zu und sah sie schmerzlich und strafend an.

„Du weißt doch, wir haben jetzt Mathematik, Frau! Und darin ist Maus noch sehr weit zurück. Darin ist sie durchaus noch nicht auf dem Sekundastandpunkt. Das wäre ja schrecklich, einfach eine ganze Stunde zu verlieren. Schick' doch Sophie und laß dir ein paar von den Konfirmandenmädchen holen. Nein, nein, solch ein Gedanke! Ich muß mich doch sehr wundern, liebe Frau!"

Kopfschüttelnd, mit gebeugtem Rücken und beinahe eilig, als gelte es, eine Kostbarkeit in Sicherheit zu bringen, schlorrte er auf dem gepflasterten Korridor davon. Frau Pastor sah ihm mit gekniffenen Lippen nach. Dann wandte sie sich um, zog die Tür wieder zu und stellte sich an den Schlachttisch. Aber es kochte in ihr, man sah es an der fliegenden Röte ihres Gesichtes.

„Dat Fräulein sall woll nich?" fragte die Bauernfrau, eine früh gealterte, flachbrüstige Person, in deren treuherzigen Augen jetzt ein verständnisvolles, halb schelmisches Zwinkern war.

„Ach, Meinken!" sagte die Pastorin nur verzagt. Aber nach einer Weile brach es doch heraus. „Dazu hat man nun eine einzige Tochter!" rief sie bitter. „Sagen Sie selbst mal, Meinken, was soll noch daraus werden? Können Sie sich ein Mädchen vorstellen, das Lateinisch und Griechisch und Mathematik lernt und in der Küche nicht weiß, wie man einen Teller Suppe kocht? Und das muß mir passieren! Was in aller Welt soll das Kind mal mit ihren dämlichen Exerzitien und dem ganzen Kram anfangen, wenn wir einmal beide tot sind? Mein lieber Mann ist schon Mitte Sechziger, Meinken, und Sie wissen, wie ich ihn bekochen und bewachen muß, besonders im Winter, damit er man ja nicht krank wird. Sein Herz ist nie ganz in Ordnung, Frau Meinke. Wenn er nur hier in Bunthorp zu predigen hätte, wollt' ich noch nichts sagen. Aber nun mindestens alle vierzehn Tage nach Kestendorf, bei diesen Wegen und bei dem ewigen Ostwind jetzt. Und dann die windigen Kirchhöfe."

„So ist allerwärts mit uns' Herrn Pastuhrs, Fru Pastern," tröstete die Bäuerin. „Und ick segg ümmer: Wer so'n lütten Sprung in sik hatt, as wie uns' Herr Pastuhr mit sien Herzklapp', de höllt am längsten ut. Dat sallen Sei sehn!"

„Ja, ja, ich klage ja auch nicht, Meinken. Und einen kleinen Notgroschen haben wir ja auch, von meinen guten Eltern her. Ich bin streng erzogen. Ja, Sophie und Mariek, hört nur zu, es schadet euch nichts. Ich habe als junges Mädchen mehr arbeiten müssen als ihr beide zusammen, aber es hat mir gut getan. Und wenn's nach mir ginge, da sollte die Christa auch — ja, weiß Gott. Aber —"

Sie konnte nicht weiter. Dicke Tränen traten ihr in die Augen und kollerten ihr übers Gesicht. Sie wischte sie eilig mit dem Ärmel fort, damit sie ihr nicht auf das Fleisch fielen.

„Joa, dat sall woll so sein," sagte Frau Meinke betrübt. „Er soll dein Herr sein! Männichmoal seihn wi ja ook nich, wo dat all utgeihn sall, äwer mit Gottvertrugen twingen wi dat all."

„Ach ja, meine gute Meinken," gab die Pastorin zu. „Aber Gott hat uns auch den Verstand fürs Leben gegeben. Thomasius kehrt sich nicht an die wirkliche Welt. Ach Gott, wie er da stand mit dem lateinischen Heft! Ihr Mädchen, denkt aber nicht, daß ich was gegen ihn sage! Er ist so edel und so gut, wie ihr es gar nicht fassen könnt. Wenn ihr bei sowas zuhören dürft, so dürft ihr euch doch keine Gedanken darüber machen. Das laßt euch nicht einfallen, rate ich euch. Nu lauf, Mariek, deine Mutter schimpft

Digitized by Google

sonst. Ja, ja, ein Segen ist's ja mit dem Schwein, aber wenn ich so die Tochter dabei hätte, es wäre doch eine andre Sache!"

— — — — — — — — — — — —

Vorn in dem Studierzimmer, in dem der Pfeifenrauch in langen blaugrauen Schwaden in der Luft hing, und durch dessen Fenster die fröhliche Februarsonne hereinsah, die den Schnee taute und vom Dache tröpfeln ließ, saß die junge Tochter des Hauses ihrem Vater am Sofatisch gegenüber. Die rotwollene Tischdecke war abgenommen, ziemlich achtlos zusammengeschlagen und auf die Sofalehne geworfen. Der alte Pastor hatte den kleinen Ärger über seine Frau schon längst wieder vergessen, er saß mit eifrigem und völlig an die Sache hingegebenem Gesicht da und zeichnete mit zitternden und vor Ungeduld heftigen Strichen eine mathematische Figur auf, an der er seiner Schülerin einen Lehrsatz klarmachen wollte.

Diese, ein brünettes Mädchen von siebzehn Jahren, mit unregelmäßigen, aber belebten Zügen, starrte mit zusammengezogener Stirn, finster vor Anstrengung auf die zeichnenden Finger und fühlte sich unglücklich, trotz ihres glänzenden Extemporales von vorhin, weil es nicht gehen wollte, wie es sollte, und weil der Vater sich darüber aufregte. Das braune Haar hing ihr ins Gesicht und saß hinten in einem windschiefen Knoten.

Jetzt kam eine Frage, auf die sie eine verkehrte Antwort gab. Der alte Pastor fuhr sie so fürchterlich an, daß man hätte denken sollen, nach diesem müsse es zwischen Vater und Tochter einen Riß geben, aber sie nahm es sich nicht zu Herzen, zog die Stirn nur noch mehr zusammen und dachte so angestrengt nach, als wolle sie sich das Gehirn aus dem Kopfe denken. Dann endlich kam, noch zögernd und unsicher, eine halbwegs richtige Antwort heraus.

Thomasius war nicht davon befriedigt. „Gerade so wie Martin," sagte er wütend und ging dann im Texte weiter.

Gerade so wie Martin — das bedeutete den allergrößten Tadel, den er seiner Tochter Maus erteilen konnte, und doch war Martin sein einziger Sohn. Er war acht Jahre älter als die Schwester, und vor nun bald zwanzig Jahren hatte er als kleiner pausbäckiger Lateinschütz hier an demselben Sofatisch in derselben Stube auf einem derselben geradlinigen gelben Stühle vor dem Vater gesessen, wie Christa jetzt seit zehn Jahren saß.

Was war das für eine schreckliche Zeit gewesen! Martin war ein ganz pfiffiger Junge, aber für die Bücher war sein Kopf nicht gemacht. Er war unbegabt, auch faul und manchmal nicht ganz ehrlich. Damals war das Haar und der Schifferbart des Pastors Thomasius noch braun gewesen und seine Hand kräftiger. Es gab jeden Tag Not und Schrecken in der Studierstube. Der noch jungen Frau Pastorin saßen schon damals die Tränen sehr lose, und es verging in manchen Zeiten kein Tag ohne naßgeweinte Taschentücher.

Sie hatte gegen alle Welt ein resolutes Wesen, aber sie war in ihrem Elternhause in sehr strengen Autoritätsbegriffen erzogen. Ihrem Manne, der zwanzig Jahre älter war als sie, war sie Gehorsam schuldig — allerdings unbeschadet einer steten, leisen, murrenden Kritik, die vom ersten Ehejahre an bis heute mitgelaufen war.

Es war ihr aber auch selber ein Kummer, daß Martin solchen dicken Schädel hatte und seinem Vater so viel Ärger machte. Als er größer wurde, verlor sich das bei ihr. Er war ihr richtiger Sohn, praktisch, nüchtern und energisch — ja auch energisch in der Ablehnung dessen, was nicht zu ihm paßte: der Gelehrsamkeit.

Mit neun Jahren, als seine kleine Schwester eben anfing zu laufen, hatte die häusliche Not ein Ende, der Vater schickte ihn auf das Gymnasium in die nächste Stadt, Sötensand, ein altes dunkles Nest mit Mauerruinen und halbverfallenen Torbogen, durch das im Dreißigjährigen Kriege die Schweden und die Wallensteiner gezogen waren. Man fuhr von Bunthorp mit den Ackergäulen des Pächters zwei und eine halbe Stunde, ohne an einem andern menschlichen Wohnsitz als dem sogenannten Teerofen vorbeizukommen, dem Hüttchen eines Waldhüters am Eingang des meilenweiten Sötensander Stadtforstes.

Wie es damals üblich war, wählte man die Pension für den Jungen, wie sie sich gerade bot. Einer alten vollkommen tauben Dame, die von dieser Einnahme lebte und ein Dutzend Knaben bei sich hatte, wurde die seelische und leibliche Entwicklung Martins anvertraut.

Es kam nicht viel Gutes dabei heraus. Die Jungen, die bereits länger in der Pen-

Digitized by Google

sion waren, hatten als köstliches Spiel erfunden, bei Tische die ungeheuerlichsten Fragen an die taube Pflegemutter zu stellen, z. B.: „Frau Rendant, möchten Sie nicht noch gern heiraten?“ oder: „Frau Rendant, nehmen Sie doch mal Ihre Perücke ab!“ oder unverschämte Bemerkungen über das Essen ihr gerade ins Gesicht zu sagen, während sie auf alles ein freundliches „Ja, mein Junge“ hatte. Es gab einige Gutmütige in der Schar, die das ewige Gehänsel und Gekicher bei Tisch, das der alten Frau doch schon längst auffallen und ihr wehtun mußte, abscheulich fanden, aber sie waren sehr stark in der Minderzahl, auch Martin Thomasius war nicht unter ihnen.

Allerlei andre Exzesse, die in dieser und auch in andern Sötensander Pensionen üblich waren, wie nächtliches Aus-dem-Fenstersteigen, Herumtreibereien, verfrühte Liebesgeschichten, taten in Verbindung mit dem schlechten Vorwärtskommen in der Schule, das nur durch Mogeleien für ihn überhaupt möglich wurde, dem Charakter des jungen Martin nicht gut. Er war ohnehin weder gewissenhaft noch pflichttreu und unterschied sich darin von seiner Mutter, ohne daß sie es wußte.

Als Christa, von klein auf Maus genannt, schulreif wurde, verlor der Vater seinen Sohn fast aus den Augen. Er erinnerte sich seiner eigentlich nur noch, wenn er den Unterricht jetzt and damals verglich. Mit wahrem Entzücken erfüllte ihn die Begabung seines Töchterchens. Jetzt war es, als lebe er, der schon grämlich in sich selbst zurückgesunken war, von neuem auf. Er hätte am liebsten von früh bis spät mit dem Kinde zugebracht, ihr eine Wissenschaft nach der andern eingepfropft und wäre damit auch bis ins Maßlose gekommen, wenn nicht seine Frau unter allerhand List und Trug ihm immer wieder das kleine Ding entwendet hätte.

Es war, recht besehen, eine beständige gegenseitige Quälerei im Bunthorper Pfarrhaus. Der alte Pastor fühlte sich oft regelrecht unglücklich, daß Maus trotz ihrer Anlagen noch nicht weiter als allenfalls Selunda sei. Dann bekam er oft eine große Bitterkeit gegen sein Luischen, an das er doch von Herzen gewöhnt und das ihm für sein tägliches Leben unentbehrlich war. Für ihre Besorgnisse und Einwendungen hatte er ein so vollkommen taubes Ohr, als seien sie der Wind, der vor seinen Fenstern in den Tannen sauste, und der ihn auch weiter nichts anging.

Über Maus' Zukunft machte er sich keine Sorgen. Wenn man ihn darauf anredete, sagte er, daß sie mit einer gelehrten Bildung immer noch besser aufgehoben sei als mit der Kenntnis von Wurstmachen und Gänserupfen, stand aber freilich mit dieser Ansicht in der ganzen Gegend von Bunthorp, Sötensand und den andern Orten, ja selbst bei seinen gelehrten Amtsbrüdern völlig vereinzelt da.

Daß er Martin nach einigen Jahren vom Gymnasium fortnehmen und auf die Realschule bringen mußte, berührte ihn nicht mehr so stark. Auch daß der Junge die Ingenieurlaufbahn ergriff, sah er ziemlich ruhig mit an. Für diesen alten Herrn galt Leibeskind nichts und Geisteskind alles.

Frau Pastorin aber rang verzweifelt die Hände, machtloser von Jahr zu Jahr, da Maus selber unglaubliches Ungeschick zur Wirtschaft zeigte, dümmer war als die kleine Mariek und sich nicht einmal hübsch und adrett zu kleiden verstand. Sie hatte sich in den letzten Jahren einen harten Ton gegen die Tochter angewöhnt, so daß diese schon immer mit einer schuldbewußten Miene in Wohnstube oder Küche erschien, ob sie gleich selber nicht ahnte, was sie nun schon etwa wieder Dummes angestellt habe.

* * *

Eines Tages wurde in Bunthorp Besuch erwartet.

Die Frau Pastorin konnte es nicht lassen trotz aller Erfahrungen, heute wieder einen Anlauf zu versuchen, um Christa freizubekommen. Es war so viel in der Küche zu tun, Kuchenbacken für den Nachmittag, die Vorbereitungen zum Braten und zu einer süßen Speise für den Abend. Und das war's nicht allein. Mit der Arbeit wäre sie und ihre Sophie noch fertig geworden, aber es lag da noch ein geheimer Beweggrund in der Tiefe ihrer Seele, den sie nicht laut werden ließ, und der doch alle ihre Gedanken und Kräfte in Aktion brachte.

Sie verlor Christas Zukunft keinen Tag aus dem Auge. All der „Firlefanz“, den der Vater ihr anhängte, dünkte ihr schlimmer als überflüssig, sie hielt ihn sogar für

Digitized by Google

ein Abschreckungsmittel bei der Frage einer etwaigen Verlobung — und das war das Schlimme. Welcher junge Mann sollte wohl ein Mädchen nehmen, das, statt für ihn zu kochen und seine Wäsche und das Haus in Ordnung zu halten, ihm lateinische Verben vorkonjugierte? Ach, und daß dies gerade sie treffen mußte, der alles Unpraktische bei dem weiblichen Geschlecht ein solcher Greuel war!

Heute sollten drei junge Leute kommen, die ihr alle als Schwiegersohn schon gepaßt hätten. Zuerst der Schwager des Pastors Rust, ein junger Kandidat, der vortreffliche Verbindungen hatte, und dem jeder eine brillante Zukunft prophezeite. Der Pastor Rust selbst, der sich als Rektor verheiratet hatte, saß jetzt mit seiner Frau und zwei kleinen Kindern auf der Hungerpfarre Klein-Köthen, hoffte aber auf seine baldige Versetzung. Dann kam da noch in Betracht der Sohn der Witwe Ulfers auf Kestendorf, der jetzt mit sechsundzwanzig Jahren schon Besitzer des großen Rittergutes geworden war, als sein Vater in den besten Jahren an einer Blinddarmentzündung starb. Als dritter trat der noch unbeweibte Rektor Ihlefeld aus Sötensand auf. Ferner erwartete man noch zwei ältere Pastoren mit ihren Frauen und den alten Korubändler Thiel aus Sötensand, mit dem Thomasius geschäftlich bekannt geworden war, dessen Frau, ein verkümmertes, fleißiges und gänzlich ungebildetes Weibchen, und die jüngste Tochter Flora, in Christas Alter. Der Forstmeister von Beversdorf auf dem eingepfarrten Forsthof hatte mit seiner Frau abgesagt, zu Frau Pastors Erleichterung. Man konnte bei dem alten Thiel nicht immer genau wissen, ob auch alles in den richtigen Grenzen bleiben würde, und wenn eine Hausfrau bei all ihrer Mühe und Arbeit auch noch beständig vor unpassenden Ergießungen zittern muß, dann ist so ein Besuchstag ja kaum auszuhalten.

Der alte Thomasius war wieder aufs höchste erschrocken und empört, daß Maus „gerade heute" wieder frei haben solle. Gerade heute, wo alles im besten Zuge war! Luischen solle doch einmal sehen! Und er kramte eilig ein paar Hefte hervor. Aber diesmal opponierte sie.

„Was denkst du, Thomasius! Ich soll hier stehen und Hefte angucken! Du hast ja keine Ahnung, was zu tun ist. Na ja — dann war das heute mal wieder nichts. Wenn die Gäste wüßten —" Mit einem unendlich strafenden Blick auf Christa ging sie hinaus.

Das arme Kind saß wirklich wie auf Kohlen. Sie war Vaters Kind, gewiß, sie hatte ihn sehr lieb und lernte auch im Grunde tausendmal lieber, als daß sie kochte oder flickte. Aber sie wußte, daß sie damit etwas Absonderliches tat, und sie sehnte sich, so heiß wie nur ein junges Herz sich sehnen kann, nicht absonderlich, sondern so „wie die andern" zu sein.

Als sie noch ganz klein gewesen war, hatte schon dieser wunderliche Zwiespalt angefangen. Sie hatte immer nur die Wahl gehabt, entweder den Vater oder die Mutter böse zu machen. Und dabei liebten Vater und Mutter doch einander und sie, die Tochter, auch. Der Vater war der Gelehrteste unter allen Geistlichen, es war schön zu sehen, welche Ehrfurcht alle vor ihm hatten. Wenn er predigte, kamen zuweilen aus Sötensand Kutschen, weil die Leute dort von ihm gehört hatten und begierig auf ihn waren. Für seine Bauern war seine Rede oft ein wenig zu hoch, aber sie verargten ihm das nicht und hielten ihn wert, weil er immer hilfsbereit und milde zu ihnen war, und weil die Frau Pastorin, die gegen ihre Sünden viel schärfer verfuhr, ihnen in jeder Not und Ratlosigkeit eine unentbehrliche Helferin war.

Aber alles das half der armen kleinen Christa nichts. Sie war, solange sie denken konnte, das einzige Kind im Hause, und unaufhörlich beschäftigten sich beide Eltern mit ihr. Sie wurde nie in Ruhe gelassen. Sie hätte sich etwas auf die ungeheure Wichtigkeit einbilden können, die ihre kleine Person im Hause umgab, aber sie konnte nur das Quälende davon fühlen. Manchmal lief sie so schleunig wie auf der Flucht in den Garten, versteckte sich hinten in den Gebüschen und spielte ihre kindlichen Phantasiespiele, immer in der Angst, jeden Augenblick vom Hause her ihren Namen rufen zu hören.

Wenn die Eltern einmal auf Besuch wegfahren wollten, so freute sie sich atemlos schon Tage vorher darauf. Dann hatte sie das Feld für sich. Das war ein Glück, das kaum zu ermessen war. Sie lief frei durch den ganzen Garten und bildete sich ein, sie sei ein Vogel, der über weite Länder fliege, oder ein Schiff in den brausenden Wogen,

Digitized by Google

oder gar ein Feldherr, der vor seiner kühnen Schar daherstürmte. Griechische und römische Schlachtennamen saßen ihr dann im Köpfchen. Oder wenn sie müde war, lag sie lang im Grase und spielte Blümchen. Sophie konnte sich heiser schreien, ehe sie hereinkam, ihr Abendsüppchen zu essen.

Als sie größer wurde, quälte sie sich über das Freudegefühl, mit dem sie die Abwesenheit der Eltern begrüßte. Sie fühlte sich oft bis zu Tränen von ihrer Schuld bewegt. Am andern Morgen war sie still, voll leiser Zärtlichkeit gegen beide. Ach, sie hatte sie doch beide so lieb, warum war sie nicht glücklicher mit ihnen als ohne sie?

Das Schuldgefühl ihrer eignen Unzulänglichkeit wurde immer drückender. Was für ein unnützes, unfähiges Geschöpf war sie doch! Ja, wenn sie nur einen von beiden ganz glücklich gemacht hätte! Aber wie oft war der Vater verzweifelt und geärgert durch sie, und wie unzufrieden war die Mutter täglich!

Ja, in der Küche und am Nähtisch, da war sie zum Erbarmen ungeschickt. Es war geradezu, als ginge es in jedem Jahre schlechter. Es war ihr der Inbegriff aller Öde und alles Schreckens, eine Sauce anzurühren oder ein Loch zu stopfen. Wenn sie sich so viel Mühe gab, wie sie konnte, so wußte sie doch schon im voraus, daß es nicht gelingen werde. Es war, als sträubten sich ihre ungeübten Finger von selbst, wurden steif und klebrig. Ihr wurde so heiß, daß sie alles hätte von sich schleudern mögen. Im Grunde war es ihr schon recht, daß des Vaters Wille hier Gesetz war, aber zur Freude und Erleichterung darüber kam sie doch nicht bei dem steten Kummer, den ihre Mutter darüber hatte. Die Mutter tat ihr auch so schrecklich leid, und wenn diese in ihren Vorwürfen und Klagen einfließen ließ, daß andre junge Mädchen, z. B. die Flora Thiel oder die Frida Ulsers — des jungen Gutsherrn Schwester —, doch so tüchtig und praktisch wären und nur sie solche Tochter habe, deren man sich schämen müsse, dann krümmte und wand sich Christas Seele in unendlicher Qual, um der Mutter willen und um ihrer selbst willen.

Heute aber, als die Mutter beim Hinausgehen ihr diesen strafenden Blick zuwarf und der Besuch am Nachmittag bevorstand, fühlte sich ihr Herz geängstigter als je.

Häufige Besuche waren in der Gegend nicht Mode. Im allgemeinen sahen sich die Familien drei- bis viermal im Jahre. Im vergangenen September war Christa mit den Eltern zuletzt in Kestendorf gewesen. Der Vater fuhr zwar regelmäßig zum Predigen hin, aber er liebte nicht, bei diesen Fahrten, auf denen er an seinen Text dachte, begleitet zu werden.

Der alte Herr Ulsers war im vergangenen Frühjahr gestorben. Damals hatte sich sein Sohn seiner Ausbildung wegen im Auslande befunden. Zur Erntezeit war er zurückgekehrt, um dazubleiben. Seine Schwester Frida war älter als er, ein nüchternes, steifes und hausbackenes Geschöpf, das die Christa Thomasius immer sehr herablassend behandelte, so daß diese sich nicht allzusehr auf den Besuch gefreut hatte. Die Witwe Ulsers war von derselben Art. Ebenso hausbacken wie die Tochter, von ihrer Unübertrefflichkeit als Hausfrau überzeugt und deshalb absprechend, selbstbewußt bis zur Prahlerei und von außerordentlich engen Interessen. Sie war groß, sehr korpulent und hatte eine schreiende Stimme. Niemand konnte sie leiden, auch die Pastorin Thomasius nicht, aber sie stand in Ansehen wegen ihrer wirtschaftlichen Kenntnisse und ihres Reichtums.

Christa war aus höflicher Gewöhnung mitgefahren. Sie hatte jetzt keine freien Tage mehr, in denen sie als Vogel oder Schiff durch den Garten flog. Die große Zerrissenheit und Unruhe ihres jungen Lebens hingen zuzeiten wie eine dunkle Schwermut über ihr, besonders wenn sie unter fremden Leuten war und sich nicht, wie zu Hause, beständig bemühen mußte, aufmerksam und dienstbar gegen die Eltern zu sein.

Die Mutter hatte ihr die Haare gemacht, ehe sie ausfuhren. Die braunen Zöpfe lagen ihr wie ein Kranz um den Kopf. Ein einfaches weißes Waschkleidchen, das die Mutter selber geplättet hatte, zog sie an.

Dieser Tag wurde ganz anders, wie erwartet.

Heino, der Sohn, war ein großer, starker, blonder Mensch. Er hatte ein hübsches, freies Gesicht, sonnverbrannt, mit blaublitzenden Augen. Erst kümmerte er sich um niemand, saß herum und machte zu den ewigen Wirtschaftsgesprächen, bei denen seine Mutter das Wort führte, ein verdrossenes Gesicht. Dabei fing Christa schon an, ihn anziehend

Digitized by Google

zu finden. Sie hatte ihn seit seiner Knabenzeit nicht wiedergesehen.

Ganz zufällig kamen sie ins Gespräch. Als er merkte, daß sie auch noch von andern Dingen wisse als Kälberzucht und Kuchenrezepten, wurde er immer lebhafter. Er hatte die Prima durchgemacht und fand es vergnüglich, mit ihr über Schulinteressen zu sprechen. Als der alte Thomasius dazwischenkam, stand er auf und fragte, ob er ihr den Garten zeigen dürfe.

Den ganzen Tag wich er nicht von ihr. Er sagte ihr, daß er zwar mit ganzem Herzen Landwirt sei, aber daß ihn das ewige „Quackeln" — er drückte sich wirklich so ungezogen aus — über diesen Gegenstand wegjagen könne. Er freue sich schrecklich, daß sie nicht „so" sei.

Der Nachmittag war lang genug, sich unendlich viel gegenseitig zu sagen. Zwar lauerten die Frida und eine sommersprossige Cousine, die es wohl auf den Vetter abgesehen hatte, beständig im Hintergrunde, aber das störte weiter nicht. Er fand es furchtbar nett, daß sie Maus heiße, und bat, ob er sie nicht auch ganz leise ein paarmal „Fräulein Maus" nennen dürfe. Dreimal während dieses Tages, das sei doch nicht unbescheiden. Christa fand es auch nicht und erlaubte es ihm. Er hatte eine so entzückende Art, das Wort „Maus" zu sagen, daß es ihr noch lange im Ohre lag.

Sie wurde sogar so vertraut mit ihm, daß sie ihm von der großen Not ihres Lebens erzählte. Er war ganz Mitleid und Tröstung. Seine blauen Augen leuchteten sie an. Nein, daß Menschen es fertig brächten, eine so kleine „Maus" — diesmal war es keine Anrede und stand also außerhalb des Kontraktes — zu quälen. Übrigens solle sie sich doch nur ja keine Sorgen machen. Das bißchen Kochen und Tellerklappern lerne sie immer noch im Umdrehen. Ob sie glaube, daß seine liebe Schwester Frida so sehr viel Intelligenz dazu gebraucht habe? Ob sie ihr danach aussähe?

Sein lustiger Spott auf die tadellose Schwester tröstete sie fast am meisten.

Sie machte kein Hehl daraus, wie gern sie ihn habe. Das kokette Versteckspiel unfreier Seelen stand dem Kindersinn ihrer siebzehn Jahre fern. Als sie ihn mit strahlenden Augen fragte, wann er nach Bunthorp käme, entgegnete er: „O, was an mir liegt, geschieht, daß es bei nächstem Mondschein erfolgt."

„Liegt es denn nicht allein an Ihnen? Sie sind doch Herr hier."

„Nun ja," sagte er etwas abweisend. „Aber Mutter — sehen Sie mal, sie hat so lange hier mit Vater regiert, und ich war nur der Sohn — es ist auch nicht leicht für sie —"

Unterdes war der nächste Mondschein gekommen und gegangen, der übernächste, der dritte, der vierte. Es war Winter geworden und Schnee gefallen, und kein Kestendorfer Gefährt kam durch die Dorfstraße und um den Vorplatz herum. Bis, als die ersten Frühjahrslüfte wehten und der Schnee getaut war, Frau Ulfers eine Anmeldung schickte und die Pastorin gleich, da das Trauerjahr vorüber war, ein paar Familien einlud.

Das erste freie und frohe Entzücken von Maus, einen Menschen gefunden zu haben, der frischweg mit ihr plauderte, sie verstand und dabei solch liebes Gesicht, solche klingende Stimme hatte, war unter dem Druck seines Nichtkommens und des langen Wartens im dunklen Winter allmählich vergangen. Und an seine Stelle war wieder die alte Angst getreten. Wird er mich auch mögen, wenn er merkt, wie ich bin? Gewiß macht er sich von meiner wirklichen Ungeschicklichkeit und Unwissenheit doch noch kein Bild. Er denkt sich doch vieles als selbstverständlich. Ach, hätte ich jetzt doch wenigstens den Kuchen einrühren dürfen, um ihm das nachher mitzuteilen. Oder das Silber putzen, oder den Staub in der blauen Stube wischen.

Sie gab sich besondere Mühe, damit der Vater eher aufhören möge, erreichte damit aber gerade das Gegenteil. Es war halb ein Uhr vorbei, als die Pastorin es endlich erreichte, daß man zu Tisch kam.

Sie war in sehr schlechter Laune. Als Maus sie schüchtern fragte, welches Kleid sie anziehen solle, ob das weiße — das hoffte sie im stillen — wurde sie heftig angefahren, was das wieder für ein hirnverbrannter Gedanke sei. Jetzt im Februar das Sommerzeug aus der Truhe holen, nicht wahr! Oder ob sie es sich vielleicht selber geplättet habe? Sie solle ihr braunwollenes Sonntagskleid anziehen und damit gut.

Die Pastorin gehörte zu jener ehrenwerten Art von Müttern, die zwar sehr darauf er-

Digitized by Google

picht sind, ihre Töchter zu verheiraten, in ihrer Ehrlichkeit sich aber selber oft die Karten verderben. Es fiel ihr nicht ein, mit Christas Mängeln Versteck zu spielen, selbst vor den begehrten Freiern nicht. Als die Kutschen alle vorgefahren waren und die blaue Stube erfüllt war mit Kaffee- und Kuchenduft und Stimmengeschwirr, rief sie ihrer Tochter, die Sahne, Zucker und die Kuchenteller herumreichen mußte, ärgerliche Zurechtweisungen über die ganze Tafelrunde zu bei dem geringsten Handgriff, der nicht nach ihrem Sinne war.

Maus war dennoch glücklich. Sie beneidete weder Frida Ulfers, die in ihrer fischbeinfesten schwarzseidenen Taille kerzengerade dasaß, die Kaffeetasse in Händen, und mit ihren scharfen Augen die Gesellschaft musterte — noch Flora Thiel, die Kornhändlerstochter, ein für ländliche Begriffe hübsches rotwangiges Mädchen, das neben Heino Ulfers saß, bald über den Tisch fort mit Frau Pastor Rust voll großer Sachkenntnis über Kükenzucht sprach, bald irgendeine banale Bemerkung ihres Nachbars mit einem etwas geziert klingenden Auflachen beantwortete. Maus hatte ihm seine lange Abwesenheit verziehen, oder vielmehr sie hatte sie in dem Glück der Gegenwart vergessen. Wenn die Mutter sie öffentlich schalt oder ihr einen kurzen Befehl zurief, dachte sie verträumt: Jetzt bemitleidet er mich, und fühlte sich geborgen und beglückt.

An seinem Blick und seinem Händedruck hatte sie sofort gemerkt, daß er ganz so über sie denke wie im September, und sie selbst war von seiner lebensfrischen Erscheinung, die der lange Winter ihr bis zur Undeutlichkeit verwischt hatte, wieder vollständig überwältigt.

So zart und voll süßer, starker Heimlichkeit war ihr Glück, daß sie gar nicht danach verlangte, neben ihm zu sitzen oder mit ihm Unterhaltung zu treiben, wie Flora Thiel. Sie setzte sich ganz entfernt zu der alten Pastorin Krämer, die schwerhörig war und meist vereinsamt dasaß, und gab sich große Mühe, mit ihr zu reden, während sie dabei doch darauf achtete, ob die Tassen und die Teller auch zur rechten Zeit gefüllt würden.

Selbst die schreiende, alles beherrschende Stimme der alten Frau Ulfers war ihr heute nicht unangenehm, sie verband sich ihr zu unzertrennlich mit der Gegenwart dessen, der ihrem jungen unbehüteten Herzen innerhalb mehrerer Stunden schon das Liebste und Höchste zwischen Himmel und Erde geworden war.

Die Pastorin Thomasius ärgerte sich aber schon wieder über Maus. Was war das für ein Gehabe, sich an die alte Krämer anzuhaken, für die doch die älteren Frauen und höchstens die alten Herren da waren? Da saß nun der Rektor Ihlefeld bei dem Kornhändler Thiel, der von Roggenpreisen kohlte, guckte in die Luft und gab hin und wieder eine halberzwungene Antwort. Konnte sie sich nicht mit dem beschäftigen? Oder konnte sie, klug und gebildet, wie sie doch nun einmal war, sich nicht an dem Gespräch beteiligen, das der Kandidat mit Pastor Rust über Schulangelegenheiten führte, wobei er ihr immer von Zeit zu Zeit einen verstohlenen Blick zuschickte?

Dieser beständige Ärger, der Gram und die Sorge, die sie um Maus hatte, verdarben der Mutter jetzt auch jede Geselligkeit, zu der ihre im Grunde lebenslustige Natur sehr hinneigte.

Als der Kaffee getrunken und die Kuchenberge stark herabgesunken waren, änderte sich das Bild. Die alten Pastoren gingen in das Studierzimmer, um zu rauchen, sie verführten auch den alten Thiel, mitzukommen, der lieber „mang die jungen Fräuleins" geblieben wäre. Die jüngeren Leute zerstreuten sich in das Wohnzimmer nebenan, in dem das Spinett aus Großmutters Jugendzeit stand, und amüsierten sich damit, nach Musik zu suchen und Rätsel zu raten.

Maus wußte jetzt, daß Heino Ulfers sie liebte. Er hatte kein Auge und Ohr für Flora Thiel oder sonst jemand. Setzte sich der Kandidat oder Rektor neben sie, so machte er ein böses Gesicht und versuchte ziemlich auffallend die Reihe zu stören. Sie war so über alle Maßen glücklich, daß sie hätte schreien mögen, aber ihr Jubel zeigte sich nur in der tieferen Farbe ihrer Wangen, den strahlenden Blicken, die sie nicht verstecken konnte. Sie war hübscher als je, und alle sahen es. Frida Ulfers räusperte sich und warf ihrem Bruder Blicke zu, aber er sah an ihr vorbei und wurde allmählich von der gehobenen Glücksstimmung auch so stark erfaßt, daß er aus der anfänglichen Lustigkeit allmählich in ein seltsam beredtes Schweigen verfiel.

Digitized by Google

So waren die beiden jungen Menschen zwischen all den andern miteinander wie auf einer seligen Insel allein.

Draußen war schönes, klares Wetter, und jemand schlug vor, solange noch die Sonnenstrahlen anhielten, ein wenig in den Garten zu laufen. Die Steige waren trocken, in der Luft lag Frühlingsahnen, und frischer Erdgeruch drang aus dem nassen Gartenland. Maus stand da und sog zum erstenmal die Frühlingsluft voller Entzücken ein. Der Winter — der Winter war vorbei!

Sie hatte nicht mit ihm gehen wollen, denn des erste Bangen war gekommen. Sie hielt sich an Flora Thiel, mit der sie beinahe Mitleid fühlte. Aber plötzlich war sie doch wieder mit ihm zusammen, wußte nicht, wie es geschehen war. Es war ja heute alles ein Märchen, ein Traum.

Sie erzählte ihm, wie sie hier als Vogel geflogen sei und dort unter den Haselbüschen gekauert, zitternd davor, gerufen zu werden. Hätte sie je geahnt, wie süß es sein kann, seine stillen Leiden jemandem anzuvertrauen? O diese leuchtenden lieben Augen! Und da sagte er leise und mit tiefer Bewegung: „Arme, liebe, kleine Maus."

Sie erbebte und sah vor sich nieder. Sie war so unsäglich erschüttert durch seinen Ton, daß ihr die Tränen in die Augen schossen. Er sah es und blieb stehen. Es war im Tannengang.

Es kostete ihm Mühe, etwas zu sagen, denn er hatte eine ehrliche Unbeholfenheit an sich, die ihm selbst in diesem großen Augenblick im Wege war. Er stotterte, wurde blutrot und sagte: „Das ist nun — das ist nun alles vorbei. Von nun ab —"

Der Rektor mit Flora Thiel kam ihnen entgegen. Er verstummte, riß einen kleinen Zweig ab und zerbiß ihn.

Maus brauchte auch gar nicht mehr zu hören. Als sie wieder für einen Moment allein waren, sah sie ihn mit einem holden Lächeln an, das ihn beinahe überwältigte, und reichte ihm ihre Hand.

„Wollen Sie fort?" rief er erschrocken, als sie sich umwandte zu gehen.

„Ich muß ins Haus. Es wird gewiß etwas zu besorgen sein. Ich will nicht, daß Mutter mich vermißt."

„Ich komme mit."

In der Wohnstube, in der sie vorhin gespielt hatten, standen noch alle Stühle bunt durcheinander. Die Tür zur blauen Stube stand halb offen, man hörte gerade die erhobene Stimme der Pastorin Thomasius, der alle andern zuhörten.

„Hören Sie?" sagte Maus leise, „man spricht von mir." Sie sah ihn an wie vertrauend auf seinen starken Schutz.

Er horchte hin und lächelte halb. „Das ist doch toll —" murmelte er.

Drinnen klang es: „— nicht fürs wirkliche Leben gemacht. Ich bitte Sie, was soll nur daraus werden! Kein praktischer Sinn, kein Interesse, keine Spur von Geschick. Ja, ich war auch noch nicht zwanzig Jahre, als ich mich verheiratete, und ich hatte noch dazu, als meine guten Eltern noch lebten, keine Mitgift außer meiner Ausstattung. Aber ich wußte doch von erster Stunde an, wozu eine Gattin und Hausfrau da ist. Mein lieber Mann, ob er gleich sehr unpraktisch ist, dankt mir's im stillen doch und fühlt es wohl, wie ich ihn versorge. Mein Gott, Sie mißverstehen mich doch nicht!" — Beifälliges Murmeln. — „Sie wissen doch, wie ich es meine. Sie alle tun ja genau so viel und mehr. Aber ich vergleiche es nur mit Christa. Liebe Frau Ulsers, liebe Frau Thiel, ich beneide Sie um Ihre jungen Mädchen. Ach, und all mein Reden und Bitten nützt so gar nichts!"

„Geben Sie die Christa doch mal in eine strenge Pension," warf die schreiende Stimme der alten Ulsers ein. „Ich habe Bekannte, bei denen das vorzügliche Dienste getan hat."

„Was denken Sie! Mein Mann —"

Weiter hörte Maus nicht. Heino Ulsers packte sie ziemlich heftig an der Hand und zog sie der Tür zu. „Sie sehen, Sie werden nicht gebraucht," sagte er zwischen den Zähnen.

Sein Wesen machte ihr plötzlich bange. Sie suchte seinen Blick zu erhaschen. „Es ist so, wie Mutter sagt —" stieß sie trotzig hervor, in dem jähen, wütenden Verlangen, ihn zu einer entscheidenden Äußerung zu bringen.

„Ach, Unsinn!" wehrte er ab. Er hielt sie an der Hand fest, bis sie wieder draußen waren. Auf der Freitreppe murmelte er in sich hinein: „Schöne Art von einer Mutter, solch Herunterreißen! Und was hat's für einen Zweck? Unbegreiflich."

Maus fühlte sich plötzlich eingeschüchtert. Sie wußte nicht, was tun und sagen, und

Digitized by Google

ging bedrückt neben ihm her. Sie fürchtete sich mit einemmal so unsäglich. Bei einem Seitenblick sah sie, daß er einen finsteren Ausdruck hatte und an seinem Schnurrbart nagte. Ihr Herz klopfte wie ein Hammer. War er ihr böse? war nun alles aus?

Sie konnte es in ihrer Angst nicht mehr aushalten, und als sie eine Weile gegangen waren und den andern schon ganz nahe, rief sie ausbrechend noch einmal dasselbe: „Ich habe es Ihnen ja gesagt! Mutter hat ja ganz recht. So bin ich. Ich kann nichts. Ich tauge zu nichts. Sie haben es nicht geglaubt. Nun verachten Sie mich wohl?"

Es kam erst gar keine Antwort; er stieß mit dem Fuß einen Stein beiseite. Dann murmelte er: „Ach, Unsinn, ich doch nicht. Aber — was sollte überhaupt das ganze Gerede? Ich sehe gar keinen Zweck davon —"

Maus schwieg unendlich gequält. Es war ihr plötzlich, als risse sich eine Kluft zwischen ihnen auf, sie konnte sich plötzlich gar nicht denken, was sie nur noch sagen und hervorbringen könne, das ihm Eindruck mache. Sie empfand ein solch verzweifeltes Gefühl der Fremdheit, daß sie am liebsten die Arme sinken lassen und laut aufgeweint hätte.

Dennoch schlich sie mit zentnerschwerem Herzen neben ihm, den Weg entlang und wieder in den Tannengang hinein, in dem man wegen der vielen Biegungen fremden Blicken immer wieder entzogen wurde.

Da endlich entschloß er sich, sie wieder anzusehen. Ihr bleiches, kummervolles kleines Gesicht riß in einem Nu die Wolke von Ärger, Sorge oder was es sonst sein mochte, hinweg. Er konnte sich nicht mehr halten. Gerade weil er sah, daß er ihr entsetzlich weh getan und sie unbarmherzig gequält hatte, erschien sie ihm lieblicher als je. Er stieß einen kurzen Ton aus, umschlang sie jählings und küßte sie. „Ich habe dich lieb, du Maus —" murmelte er. Im nächsten Augenblick ließ er sie schon wieder los. Es kamen Stimmen. Er strich sich über das Gesicht. „Geh jetzt mit Flora Thiel," befahl er kurzab und mit gedämpfter Stimme. „Ich werde mir den Rektor oder sonstwen fangen."

Maus gehorchte blindlings. Sie war wie betäubt. Vorläufig empfand sie nicht einmal Glück, so rasch, so herrisch, so unverbunden mit dem eben Gewesenen war seine Zärtlichkeit über sie gekommen. Die träumerische Unbefangenheit der vergangenen Stunden, in denen sie ihr junges Glück hell aus sich heraus hatte leuchten lassen, war dahin. Als sie sich nach Heinos Willen mit Flora vereinte, hatte sie ein unruhiges, hilfloses Wesen, eine krampfhafte Bemühtheit, die noch mehr verriet, als ihre lachenden Augen getan hatten.

Flora war unfreundlich und pikiert. Nach einer Weile sagte sie in einem herausfordernden Tone: „Sind Sie verlobt? Sagen Sie's doch."

„Ich? Aber wieso? Aber nein!" stotterte die arme Maus.

Gleich danach aber verfiel sie selbst in ein tiefes Schweigen und in ein Nachdenken wie in einen schwarzen Abgrund. Und damit vergaß sie wieder ihre Gefährtin und alles, was sie hätte tun und reden sollen, über dem einen bohrenden Gedanken: Bin ich's denn nicht? Er hat mich ja geküßt. Also bin ich's doch!

Sie hatte den langen Winter hindurch schon manchmal an die Möglichkeit — die Möglichkeit gedacht, daß er sie küssen könne. Sie hatte sogar an den Tannengang dabei gedacht. Nun war es gewesen, wirklich, wirklich! Sie fühlte noch den starken, heftigen Druck seiner Lippen auf ihrem Munde. Wie eine mächtige Welle war das plötzlich über sie dahingeschlagen. Aber es war anders, als sie es sich gedacht hatte. Erschreckend, aber nicht beglückend.

Sie schalt sich aus. Die Wirklichkeit ist am Ende immer anders als die Phantasie. Es war eine dumme Anmaßung, zu verlangen, daß es nach ihren Phantasien gehen solle. Was wollte sie denn! Er hatte sie doch lieb! Und wenn er sie plötzlich an sich riß, nachdem er sie eben in ihrem Abgrund von Not allein gelassen hatte und nichts erklärte, so konnte ihr das doch wohl recht sein. Damit zeigte er ihr ja, daß er die Trübung überwunden hatte.

Ja — hatte er das?

Sie hatte Zeit genug, darüber nachzudenken, denn während des übrigen Nachmittags hatten sie keine Gelegenheit mehr, miteinander zu sprechen. Sie suchten auch nicht ihre Blicke. Es lag auf beiden wie ein Bann — ein Bann des Glückes — oder was sonst? Seltsam verworren im Gemüt bewegten sie sich zwischen den andern.

Aber es kam doch noch ein Lichtstrahl.

Bei Tisch mußte Maus ganz unten an sitzen, auch zuweilen beim Bedienen helfen.

Digitized by Google

Die drei jungen Herren hatte die Pastorin als gute Wirtin ihren weiblichen Gästen gegeben. Maus hatte den Schulmeister aus dem Dorf, der immer zu größern Abendessen nach guter alter Sitte eingeladen wurde, und dessen Frau zu Nachbarn. In solchen Dingen, die ihre Wirtspflicht berührten, war die Pastorin oft rührend unklug.

Maus saß da, und ihr Herz war zum Weinen schwer. Sollte dieser Tag so enden?

Es war nur ein Glück, daß sie ihre Nachbarn nicht zu unterhalten brauchte, sie hatte beständig an ihren Tränen zu schlucken. Einmal, als sie Heino die Platte mit dem Braten anbieten mußte, zitterte diese in ihrer Hand, daß es aussah, als werde sie sie fallen lassen. Heino nahm sich hastig und ohne aufzublicken. Er hatte die ganze Zeit über ein rotes Gesicht und war sehr schweigsam.

Wie durch einen Nebel hörte Maus einen derbkomischen Toast des alten Thiel. Alle lachten, nur sie und Heino nicht. Am obern Ende thronte breit und majestätisch die alte Frau Ulfers mit ihren kalten Augen. Dann wieder tönte die schüchterne Stimme der kleinen Frau Pastor Rust an ihr Ohr, die sich belebte und förmlich stolz klang, als sie von den Klugheiten ihres Zweijährigen, des kleinen Eginhard, erzählte. Dazwischen das gezierte Lachen der Flora Thiel.

Ich kann ja auch seine Frau nicht werden! dachte Maus in stiller Verzweiflung. Wie ist er in betreff des Essens von seiner Mutter verwöhnt! Ich würde mich ja zu Tode ängstigen, wenn ich — ich etwas für ihn kochen sollte. Was habe ich mir nur eingebildet, daß ich dachte, das ginge nur alles so!

Als die Wagen schon vorgefahren waren, in dem allgemeinen Wirrwarr, da alles nach den Mänteln, Kopftüchern und Fußtaschen suchte, fühlte Maus sich plötzlich leise am Arm berührt. Sie wußte sofort, wer das war, und sie empfand ein so großes Glück darüber, daß sie sich nicht einmal umzuwenden vermochte. Da raunte seine Stimme dicht an ihrem Ohr: „Nicht so verzweifelt aussehen, ich halt's nicht aus. Es wird ja alles, ich schaff's schon. Ich bin — dir sehr gut, kleine Maus —"

Sie stand noch immer regungslos; aber alles ringsumher war plötzlich sonnenhell.

Als der Ulfersche Wagen vorgefahren war und die breite vermummte Gestalt der Frau Ulfers sich durch die Tür schob und dann ihre Tochter hinterdrein und zuletzt Heino, der eine der Reisedecken trug, sah er Maus an, die an der Tür stand und soeben die kühlen Handdrücke der beiden Damen erhalten hatte; ein halbes Lächeln zuckte unter seinem Schnurrbart, und er sagte zu ihr, mehr mit den Lippen als mit der Stimme: „Das wird eine nette Fahrt!"

Dann waren sie hinaus, die noch nicht Fortgefahrenen folgten, und die Pastorin schloß die Haustür, damit das Entree nicht unnütz auskälte.

„Der Braten war gut; nicht wahr, lieber Mann?" fragte sie leidlich aufgeräumt. „Die Sauce hätte vielleicht noch eine Kleinigkeit dicker sein können. Na, es war aber nicht schlimm. Komm jetzt, Maus, hilf mir das Kompott einfüllen, das wirst du vielleicht noch können."

Maus dachte: Verlobt bin ich noch nicht mit ihm. Aber er liebt mich doch. Ach, lieber Gott, hilf doch, hilf doch, daß alles gut wird!

* * *

Danach kam eine schwere Zeit.

Maus empfand keinen Groll gegen ihre Mutter wie Heino Ulfers. Sie dachte nicht einmal daran, sie für ihre jetzigen Leiden verantwortlich zu machen und ihr den Klageausbruch vorzuwerfen. Es war ja alles richtig, was sie gesagt hatte, und ob es jetzt herauskam oder ein wenig später, war doch einerlei. Heino hätte es ja doch gemerkt, wie es um sie stand.

Darum handelte es sich ja nur: daß Heino sie um ihrer Mängel willen aufgab. Die kleine Maus war so tief durchdrungen von ihrer großen Unvollkommenheit, daß sie ein solches Resultat im Grunde nur natürlich fand. Sie konnte Heino dafür nicht anklagen. Was sollte er mit solchem Geschöpf wie sie, das nichts von praktischen Dingen verstand, er, der das Gut hatte, auf dem soviel Tüchtigkeit und Umsicht erforderlich war, und der selber aus solcher ungeheuer praktischen Familie stammte?

Ein paarmal verfiel sie auf den tollen Gedanken, ihm zu schreiben. Ihm unter irgendeinem Vorwande mitzuteilen, daß sie jetzt „gründlich" kochen lernen wolle. Aber sie mußte den Gedanken bald wieder fahren lassen. Wie sollte sie einen Brief nach Kesten-

Digitized by Google

dorf besorgen, ohne daß es sonst jemand merkte? Und wenn selbst das, was würde er dazu sagen? Er würde das erst recht für unweiblich halten.

Ihre Unterrichtsstunden, die ihr bisher doch Freude gewesen waren, begannen jetzt, sie über alle Maßen zu drücken. Sie saß da und bebte vor Aufregung an allen Gliedern. Auf jedes Geräusch, das aus der Küche drang, horchte sie gespannt. Die kostbaren Vormittagsstunden vergingen einmal uns andre, zu Mittag standen die Gerichte auf dem Tisch, und sie hatte nichts helfen dürfen, sie wußte nicht einmal, wie sie zustande gekommen waren.

Darüber wurde sie eine schlechte Schülerin und keine bessere Köchin. Es gab Aufregung, Ärger und Tränen.

Zu Ostern aber bekam sie vierzehn Tage frei. Da stand sie, statt wie sonst auszuschlafen, früh in der Küche, trug die Tassen herein, wusch sie nachher ab und bat die Mutter, sie auch den Kaffee machen zu lassen. „Na nu!" sagte diese, „das ist ja etwas Neues!" Sie war anfangs noch mürrisch und mißtrauisch, aber als ihre junge Tochter Tag für Tag erschien und sich zwar zum Erbarmen ungeschickt, aber doch willig anstellte, begann sie Hoffnung zu schöpfen und Maus mit Anwendung großer Geduld in die Lehre zu nehmen.

Sie wußte nicht, um was es sich handelte, denn sie war, obgleich sie immerfort an Verloben dachte, doch in der Seele ihrer Tochter so unglaublich bescheiden, daß sie sich im Ernst nicht vorstellen konnte, daß ein Mann, und noch dazu ein so reicher junger Rittergutsbesitzer, dem alle Häuser offen standen, ihre unbedeutende kleine Maus je zum Weibe würde begehren können.

Diese vierzehn Tage waren eine glückliche Zeit. Maus sah und hörte nichts von Heino, aber sie arbeitete für ihn, und das war so herrlich, so selig! Je schwerer es ihr wurde, um so seliger war es. In aller Stille und mit einer wachsenden, süßen Zuversicht begoß sie das zarte Blümchen Hoffnung in ihrem Garten.

Aber dies törichte junge Herz wußte nicht, wie verschieden die Wege sind, auf denen die Menschen, sogar sich liebende Menschen, an den Erscheinungen vorübergehen. In ihrer ehrlichen Kindheit war sie ohne Zögern und Zweifeln davon überzeugt, daß nicht das Aussprechen ihrer Mängel, sondern das Dasein dieser Mängel für Heinos Gefühl und für ihr Glück entscheidend seien.

Doch in Wahrheit war die unzeitige Klage ihrer Mutter die wahre Ursache ihrer Leiden.

Heino war sehr entzückt von ihrer kleinen Person. Er war ein schwerfälliger Junge und hatte sich bisher im Ernst noch niemals verliebt. Maus hatte im Sturm sein Herz gewonnen, er liebte ihre dunklen Augen, ihr unbefangenes Wesen, ihr Lachen, ihre Bewegungen und liebte dies alles noch um so mehr um der süßen, dunklen Schwermut und oft rührenden Hilflosigkeit willen, die sie umgab. Den ganzen Winter hatte er an sie gedacht, aber die herbe Scheu in seiner Natur, verbunden mit einer ganz leichten Indolenz, hatte ihn gehindert, seine Mutter, die keine Eile zeigte, gerade zu dieser Fahrt zu drängen.

Als er sie wiedersah, war er beinahe entschlossen, sie zu heiraten. Im Garten war er nahe daran gewesen, es ihr zu sagen, und nur seine seelische Schüchternheit und Schwerfälligkeit hatte ihn vor dem letzten Wort zurückbeben lassen. Dennoch war da noch nichts unverloren. Und das Bewußtsein, ein freier Herr seiner Entschließungen zu sein, gab ihm eine sichre Ruhe.

Da war das Klagelied der Pastorin ertönt. Er hörte es anfangs nur mit den Ohren seiner Mutter. Er war so wütend, daß er irgend etwas Gewaltsames hätte tun mögen, um den geschwätzigen Mund drinnen zum Schweigen zu bringen. Das ist das richtige, ihr so etwas vorzutragen! dachte er schäumend. Er sah förmlich, ohne es wirklich sehen zu können, wie sie verächtlich lächelte und die Achseln zuckte. Daß mit dieser unklugen Eröffnung seine Sache mit Christa vor ihr rettungslos verloren war, wußte er sofort. Und er wußte auch, daß er, obwohl nominell freier Herr seiner Handlungen, der tatkräftigen und durchgreifenden Mutter gegenüber immer noch ein wenig die Rolle des abhängigen Sohnes spielte.

Er zog Christa hinaus, um erst mal in sich zur Ruhe zu kommen. Es stieg dunkel in ihm auf, sich seinen Willen einfach ohne Rücksicht und ohne viel Worte, in denen er sowieso den kürzern ziehen würde, zu erzwingen. Eine kräftige Opposition zu machen, den Herrn herauszukehren und die Mutter — dann natürlich auch die Schwester — aus

Digitized by Google

dem Hause zu schicken, wenn es nicht anders ging. Aber ihm wurde förmlich körperlich schlecht bei diesem Gedanken. Starke Aufregungen waren ihm von jeher ein Greuel gewesen.

Da hatte ihn Maus angesprochen, und während er ihr, halb verwirrt, irgend etwas entgegnete, hatte er zu seinem namenlosen Staunen gemerkt, daß er sie selbst schon mit andern Augen ansah, daß ganz dunkel schon der Gedanke aufgestiegen war: Ja — das geht ja eigentlich gar nicht. Sie paßt ja gar nicht in unser Haus. Das gibt ja eine tägliche Quälerei — —

Er erschrak davor, und plötzlich tat sie ihm so rasend leid. Ihr ganzer Zauber war für ihn wieder da. Wie im Trotz gegen seine eignen schwerfälligen Bedenken riß er sie an sich und küßte sie.

Er glaubte an diesem Tage noch, daß alles sich zum guten wenden würde. Er sagte sich vor, daß sie doch noch lernen könne, was ihr fehle, und wenn er seine Mutter oder Frida dazu brächte, trotzdem im Hause zu bleiben und die Wirtschaft zu führen, konnte er sich doch immerhin den Luxus leisten, ein halbgelehrtes, kleines unpraktisches Frauchen zu heiraten. Aber sein nüchterner Verstand gab sich doch nicht recht dazu her, die Hoffnung zu stärken, Frau oder Fräulein Ulfers zu seinen Gunsten zu stimmen.

Es wurde in der Tat eine „nette Fahrt". Die beiden Damen konnten sich nicht genug ergehen in verächtlichen Ausdrücken über Christas Unbrauchbarkeit und über die Schwäche der Mutter, die dem gelehrten Vater keine Grenzen zu stecken wisse. Sie waren beide hierbei — vielleicht nicht ohne Absicht — so mit förmlichem Behagen ergiebig, daß Heino, ohne an diesem Abend einer Entgegnung fähig zu sein, plötzlich halten ließ und auf den Kutschbock stieg, worüber doch die Frauen in einigen Schrecken gerieten.

Sie behielten aber auf die Dauer doch die Oberhand. Heino selber war zu eingerammt hinter dieser Mauer festgefügter Anschauungen, als daß er ein sehr starker Kämpfer für seine Liebe und für das Glück seines armen kleinen Mädchens gewesen wäre.

Er litt ehrlich in diesem ungleichen Kampf. Jedes Stück Willen, das ihm hierin abbröckelte, ließ er mit Kummer fahren. Er hatte zum erstenmal wirkliche Liebe gespürt und trauerte um sie, wie kräftige, leidenschaftslose und lebensfrische Menschen um einen Toten trauern: stark aber kurz. Als Maus noch in der Osterzeit ihre Blümchen Hoffnung begoß und treulich für ihn arbeitete, voll stiller, wartender Seligkeit, hatte er sie schon endgültig aufgegeben.

* * *

Der Schmerz mußte einmal kommen. Maus war nicht bereit, ihn zu empfangen. Als ihre Stunden wieder anfingen, saß sie die Nachmittage über und schrieb Kochrezepte ab oder gab sich unendliche Mühe beim Stopfen und Flicken. Alles war ihr vergoldet.

Eines Tages bekam die Mutter ihren Herzenstraum heraus. Seit Maus ihren Wünschen folgte, war sie liebevoller zu ihr geworden, da konnte das junge Herz die selige Last nicht mehr allein tragen. Es erfolgte eine aufgeregte Szene. Die Pastorin schlug die Hände zusammen, küßte Maus, lachte, weinte, schalt und liebkoste in einem Atem. „Warum hast du mir das nicht gleich gesagt, du böses Kind?" war immer der Refrain.

Allmählich legte sich der Jubel. Wie sie die Dinge näher besah, kamen ihr die großen Zweifel. So lange war es her, und gar kein Zeichen kam von ihm herüber? Was sollte das heißen?

Ihre Stimmung ging in Verdacht, in Zorn, in Empörung über. Sie sprach die schrecklichsten Worte aus. Maus stand totenblaß mit zitternden Lippen und verlangte, daß man mit Achtung von ihm rede.

„Mit Achtung, ja!" rief die Mutter mit feuerrotem Gesicht. „Achte du dich mal erst selber, daß du dich nicht von jedem Laffen zum Spaße küssen läßt!"

„Mutter!!" schrie Maus in unerhörter Qual. Sie wandte sich ab und stürzte davon.

Die Pastorin kam schnell zur Besinnung. Es tat ihr leid, ihr Kind so bitter gekränkt zu haben. Was wußte denn das arme Seelchen, wie Männer sein können! Sie war einfach zu vertrauend gewesen, weiter nichts. Wie hatte sie strahlend hier gesessen und in abgebrochenen Lauten wie ein kleiner Vogel seine Liebesgeschichte gezirpt.

Sie eilte ihr nach und fand sie vor ihrem Bett in Jammer aufgelöst. Vielleicht waren doch schon bange Zweifel in ihr herumgekrochen, die heute zum Leben geweckt waren.

Digitized by Google

Die Pastorin konnte nichts tun, als das braune verwuschelte Köpfchen an ihre Schultern ziehen, die nassen Wangen streicheln und vor Jammer und Herzweh mitweinen.

„Du hast nicht recht, Mutter, du hast nicht recht!“ schluchzte die kleine Maus.

„Ich weiß es ja nicht, Kind. Ich will ihn auch nicht zu früh verdammen. Aber böse, böse sieht es aus. Maus, dumme Maus, du bist noch jung, du wirst noch viel Bessere sehen —“

„Ach, sei still, sag' nichts, sag' nichts!“ rief sie außer sich.

Die Tage, die Wochen, all die Sorge, die Arbeit, die Freude — ach ja, all die Hoffnung, die große, leuchtende, blühende Hoffnung, was ist's nun? Gibt es auch nur einen Gedanken, der es fassen kann, daß alles nichts — nichts — nichts war?

Maus bekam Ferien. Frau Pastor Thomasius sagte ihrem Mann, sie sei krank; weiter sagte sie nichts. Der alte Herr war zu vertrauend — gerade wie seine Tochter — zu offen und kannte die Welt nicht. Er hätte sich einfach in Kestendorf nach der Kirche den jungen Gutsherrn vorgenommen und ihn ins Gesicht hinein befragt. Das hätte er ganz sicher getan, denn er respektierte die Gesellschaftsmoden, und was sonst von äußeren Rücksichten die Leute bindet, herzlich wenig. Es wäre wohl manches klarer und besser geworden in dem Umkreis seines Waltens, und mancher Schwächling hätte sich seiner Schwäche, mancher Bösewicht seiner Bosheit, mancher Windhund seines Leichtsinns beschämt begeben, wenn ihn die blauen klaren Greisenaugen einmal recht gründlich durchleuchtet hätten. Aber die Ängstlichkeit der guten Frau Pastorin, die die Sitte und den Frieden schätzte, hielten den alten Thomasius — was nicht allzu schwer war — zumeist in einer künstlichen Unwissenheit über die Schliche und Schwächen der lieben Mitmenschen.

Es waren bitter traurige Ferien für Maus. Sie hörte auch auf zu kochen und zu flicken. Wie die Tage dahinrannen, rann auch der Sand aus ihrer Glücksuhr ab. Sie war bleich und sah aus wie eine hängende Blume, die man vergessen hat zu begießen.

In ihren endlosen Nächten und Tagen kam immer wieder die eine bittre Frage obenauf: „Warum sagt er mir nichts?“ Und sie bildete sich ein, wie alle von Angst schweren Herzen, sie würde es leichter tragen, wenn er mit ihr gesprochen hätte.

Und zu derselben Zeit stand der junge Mensch dort drüben, blickte nach Westen, wo die Sonne unterging, wo auch seine kleine Sonne untergegangen war, und sagte sich zum hundertstenmal: „Ich müßte es ihr sagen — oder schreiben — aber wie kann ich das? Sehen kann ich sie nimmermehr, das zerbricht mir das Herz, und einen Brief bekomme ich unvermerkt nicht dorthin. Es geht eben nicht. Sie muß mich verachten, wenn sie will. Es gibt eben Dinge, die sich nicht erklären lassen. Bin ich vor ihr schuldig, so entsühnt mich doch vor mir das, was ich um sie gelitten habe. Geh unter, du meine liebe, schöne, goldige Sonne!“

* * *

Als es Sommer wurde, erkrankte der alte Thomasius schwer. Es war schon Jahre her, daß ihn sein Herzleiden in der Ruhe und Behaglichkeit seiner Bunthorper Pfarre nichts Ernstliches zu tun gemacht hatte. Aber plötzlich in einer Nacht zeigte sich wieder ein sehr schwerer Anfall, dem bald mehrere neue folgten, der Arzt aus Sötensand kam täglich, verschrieb hohe Digitalisdosen, und das ganze häusliche Interesse drehte sich jetzt um diesen Mittelpunkt.

Die sogenannten Ferien von Maus waren zu der Zeit, als dies eintrat, noch nicht vorüber. Nun war vorläufig ihr Ende unabsehbar geworden.

Mit einem herben Ruck war dies halbe Kind aus der Träumerei und Verlorenheit ihres Liebesjammers gerissen und in den wilden Kampf zwischen Leben und Tod gestellt. Jetzt war keine Zeit mehr, mit starren Augen in den Abgrund der eignen Not zu blicken, aus heißem, krankem Herzen wirre Fragen in die leere Luft zu tun. Jetzt hieß es: Nimm dich zusammen! Vergiß dich selbst!

Es ergab sich aus den Verhältnissen, daß die Pflege hauptsächlich auf Christa fiel, während die Mutter mit dem Haushalt und mit der sorgfältigen Bereitung des Essens für den Kranken zu tun hatte. Eine Nacht um die andre mußte sie wachen. Sie kam vor all den Hantierungen, den Wechselumschlägen und den beständig auf die Minute angesetzten Verordnungen und Beobachtungen kaum zu sich selbst.

Digitized by Google

Die heiße Angst des Herzens vor allem ließ sie alles Leben außerhalb der Krankenstube beinahe vergessen oder nur so dumpf empfinden wie das Sausen des Nachtwindes draußen in den Tannen oder das Vogelgezwitscher am Morgen. Wenn die Not und der Kampf sich in dem geliebten alten Gesicht aussprach, wollte das Herz in ihr zerbrechen. Manchmal in den stillen Stunden lächelte der Vater leise mit geschlossenen Augen und streichelte liebkosend ihre Hand.

„Arme kleine Maus, hast so viel Not mit mir."

„Ach — Vater!"

Es war ein quälender Schmerz in ihr, daß sie wochenlang in dem Egoismus ihres Kummers gar nicht an ihn gedacht hatte, wie er wartend auf sie in seinem Studierzimmer saß. Gewiß hatte er von Stunde zu Stunde nach der Tür gesehen. Kommt sie noch nicht? Sie geht doch herum. Ist sie wirklich so sehr krank, daß sie nicht einmal kommen kann?

Ach — dies auszudenken, war ja kaum zu ertragen!

Sie trug ihre Bücher herbei, um, wenn er ruhig war und gerade keine Behandlung nötig wurde, ihm den Anblick ihres eifrigen Studierens zu geben. Er merkte es auch und lächelte so himmlisch gut.

„Geht's dir jetzt wieder besser, Maus?"

„Ja, Vater. Ich bin jetzt ganz gesund. Ich muß viel nachholen, ehe du wieder aufstehst."

Er blickte sie beinahe dankbar an. Als er wieder sprechen konnte, sagte er: „Maus — sag's Mutter noch nicht. Gott hat seinen Knecht gerufen, und ich will gern gehen. Mußt dir dann allein weiter helfen, kleines Ding. Vergiß es nicht, Kind, du hast schöne Gaben —"

Eines Tages kam Martin, die Mutter hatte ihm geschrieben. Er konnte immer nur schlecht abkommen und war oft in Jahren nicht zu Hause. Hatte er einmal Urlaub, so erholte er sich lieber auf einer Reise.

Er war jetzt sechsundzwanzig Jahre, aber er sah älter aus. Er war groß und fing schon an, zu einer leichten Korpulenz zu neigen, besonders im Gesicht sah er äußerst wohlgenährt aus. Er hatte auch als Betriebsingenieur einer großen Berliner Maschinenfabrik ein hübsches Einkommen. Seine Angehörigen, die ihn vor zwei Jahren zuletzt als noch schlanken und flotten Jungen gesehen hatten, waren von seinem Anblick etwas enttäuscht. Die Wohlbehäbigkeit, die ihn umgab, hatte etwas Vergröberndes für seine ganze Erscheinung. Auch lag ein Anflug von Philistrosität und Großsprecherei auf ihm.

An dem Krankenlager seines Vaters schien er sogar nur obenhin gerührt. Er saß da, machte ein paar verlegene Redensarten und wußte sichtlich nicht recht, was er eigentlich sagen solle. Er fing dann von seinen eignen Erfolgen und Aussichten in etwas breiter und prahlender Weise an dem todkranken Vater vorzuerzählen.

Selbst die Mutter, deren Liebling er war, schien leise enttäuscht. Sie fand auch, daß sein ganzes Auftreten hier durchaus nicht angebracht sei, und erschrak beinahe über den Mangel an Gemüt, der sich unter diesen Verhältnissen offenbarte. Maus empfand dies alles noch viel stärker. Jedes Wort, das der Bruder an dieser ihr geheiligten Stelle sprach, verletzte sie. Sie schlug die Augen nieder, weil sie sich in seiner Seele schämte.

Als der Vater einmal in Schlummer sank, winkte die Mutter den Geschwistern, hinauszugehen, und flüsterte Maus zu, daß sie den Bruder ins Eßzimmer bringe, in dem das Abendbrot bereitstände, und darauf achte, daß er ordentlich zulange. Sie wollte auch, daß die Geschwister sich bei dem kurzen Aufenthalt Martins gründlich aussprächen und von neuem kennen lernten.

Den jungen Mann zum Essen zu nötigen, war kaum notwendig, er besorgte das ganz allein. Das Landbrot, die frische Butter, die Eier und die selbstgemachte Wurst schienen ihm sehr zu behagen, wenn er auch in seiner zur Gewohnheit gewordenen Art etwas geringschätzig davon sprach und eine Andeutung der opulenten Mahlzeiten, an die er in Berlin gewöhnt sei, einfließen ließ.

Maus sprach fast nichts. Ihr Herz war ihr so schwer, und sie empfand des Bruders Wesen wie einen schreienden Mißton.

„Ich will dir jetzt etwas anvertrauen, kleine Maus," sagte er zwischen dem Essen, trank ihr mit seinem Bierglas zu und sah sie vertraulich blinzelnd an. „Nicht wahr, du hörst doch noch immer auf den schönen Namen Maus? Na also — ja ja — hm — es ist ja recht betrüblich mit dem

Digitized by Google

guten Papa. Er sieht sehr mitgenommen aus. Na ja, aber liebe Maus, darum mußt du nicht weinen. Daß er nicht unsterblich ist, haben wir ja immer gewußt. Oder nicht? Nein nein, ich will keine schlechten Witze machen. Du siehst auch daraus, daß ich's nicht so ernst nehme. Mein Gott, Herzleidende werden oft achtzig Jahre. Ich glaube sicherlich, daß er wieder besser wird. Na, also darauf ein kräftiger Schluck! — Nun aber, was ich dir noch erzählen wollte. Ich stehe dicht davor, eine brillante Heirat zu machen. Was sagst du dazu, die Tochter von unserm Chef, einziges Kind, ein bombenreiches Mädel, hat sich sterblich in mich verliebt. Schlechter Geschmack, was? Das sagen wenigstens deine Blicke, kleine Schwester. Na, ich nehm's dir nicht übel Habe wenigstens die Genugtuung, daß Irma Steuber anders denkt. Stell' dir vor, daß, wenn der Papa sie mir gibt, was immerhin nicht unwahrscheinlich ist, da er mich riesig schätzt, ich Kompagnon und später einmal alleiniger Inhaber der Steuberschen Maschinenfabrik werden kann. Dann bin ich für Zeit und Ewigkeit fein heraus. Ach so, pardon, für die ‚Ewigkeit' — ich vergaß, daß ich hier im Pastorenhaus bin. Man verliert diese Art Anschauungen doch ein bißchen da draußen."

„Wie ist die Dame? hast du sie lieb?" fragte Maus beklommen.

„Das ist solche rechte Kleinmädchenfrage!" rief er, wischte sich den Schnurrbart und lachte geräuschvoll. „Meine gute Kleine, natürlich ‚liebe' ich sie offiziell, rasend sogar, leidenschaftlich, bis zum Totschießen. So stellt ihr es euch doch wohl vor, nicht wahr? Ach Herz, mit der schönen Liebe hat unsereiner in der Großstadt bald abgewirtschaftet. Aber das ist nichts für euch. Also natürlich liebe ich sie."

Maus sah zu Boden. Sie hätte aufspringen und davonlaufen mögen. Wie schrecklich war alles, jedes Wort, das er redete. Nun auch dies! Dies lose Spielen mit einer Empfindung, unter deren Macht sie schon einmal fast zusammengebrochen war. Ihr kurzes Glück, ihr Schmerz, ihre stille Überwindung, alles schien ihr entweiht, wenn ihr Bruder das Kapitel „Liebe" abzuhandeln versuchte.

Sie entgegnete nichts, aber er sah den stummen Protest an ihr, der ihn belustigte und ihn zu Neckereien über die Rückständigkeit ihres Pfarrtöchterleintums brachte.

Zum Glück für das ganze Haus blieb er nur bis zum nächsten Tage, konnte es auch hier gar nicht aushalten. „Wie ihr das nur macht, alle Tage die Scheunen zu sehen und eure alten unmodernen Tapeten, das ist mir rein unbegreiflich," gestand er Maus, die er überhaupt beständig mit vertraulichen Äußerungen beehrte.

Der Vater hatte nichts von ihm, er sah es nicht einmal gern, wenn er an seinem Bett saß. Sein altes, runzliges Gesicht mit den Spuren schweren Leidens darauf leuchtete jedesmal auf, wenn sein Luischen oder gar seine kleine Maus den Platz wieder einnahmen.

Vor der Abfahrt zog Martin die Schwester noch einmal beiseite. „Ich habe Mama noch nichts von meiner eventuellen Heirat gesagt," schärfte er ihr ein. „Ich liebe das verfrühte Lärmschlagen nicht. Wenn es so weit ist, schreibe ich, dann hat sie noch eine Extraüberraschung."

Worin das große Glück einer solchen Überraschung durch eine so total herzenskalte Berechnungsheirat bestehen konnte, wollte Maus wenig einleuchten. Aber sie konnte sich hier, wie jetzt die Dinge standen, mit dem Bruder nicht zanken. So reiste er fort, ohne in seiner Selbstzufriedenheit auch nur zu ahnen, wie tiefe Unterschiede ihn und seine junge Schwester trennten.

— — — — — — — — — — — —

Der alte Thomasius erholte sich noch einmal scheinbar von seiner Krankheit wieder, aber es wurde doch nichts Rechtes mehr. Die geliebten Unterrichtsstunden aufzunehmen, erwies sich als unmöglich, er saß viel in dem alten gepolsterten Armstuhl in der Wohnstube, nicht mehr in seinem Studierzimmer. Er war immer sanft und gut, sah es auch gern, wenn die Leute aus dem Dorf noch zu ihm kamen und ihn wie in alter Zeit befragten. Predigen konnte er nicht mehr, es kamen immer Pastoren aus der Umgegend, ihn zu vertreten.

Das war auch der einzige Besuch, einen andern wollte er nicht mehr. Am liebsten hatte er den jungen Pastor Rust aus Klein-Köthen. Der hatte es sich von Kind auf sauer werden lassen müssen. Erst hatte er alte Eltern und zwei Schwestern zu versorgen gehabt, die waren jetzt tot oder im Stift untergebracht. Dafür hatte er jetzt eine der

Digitized by Google

Aja-Sofia: Blick in das Seitenschiff. Nach einem Aquarell von Fossati. Im Besitz der Bibliothek weiland König Friedrich Augusts II. von Sachsen.
Zu Cornelius Gurlitt: Konstantinopel und türkische Kunst.

WESTERMANNS MONATSHEFTE

Digitized by Google

Digitized by Google

schlechtesten Stellen im Lande, eine Ritterschaftspfarre, sah mit Besorgnis seine wachsende Kinderschar — er hatte jetzt schon drei, und das vierte war in Aussicht — und konnte mit neuen Sorgen wieder von vorn anfangen. Dennoch war er nie erbittert, er wußte, daß er keine glänzenden Gaben besaß und nur in Rechtlichkeit und Treue sein Amt verwalten konnte. Die schlechteste Pfarre dünkte ihm für sich das richtige.

Um dieser rührenden Bescheidenheit und der ernsten Tüchtigkeit willen zog Thomasius diesen einfachen Mann manchem gelehrten und leuchtenden Kirchenlichte vor. Er fand nicht, daß der niedrigste Posten gerade gut genug für ihn sei. „Ob unser Herrgott an uns, seinen Knechten, wohl wirklich das Maulwerk so viel höher einschätzt als das Herz?" fragte er. „Ich meine, diejenigen, die es übernommen haben, uns unsern irdischen Lohn auszuzahlen, die sollten sich gefälligst erst ein bißchen genauer von seinen Absichten unterrichten!"

Dem Superintendenten, der ihn auch besuchte, hielt er diese Ansicht nicht vor. Danach munkelte man in der ganzen Gegend, daß nach dem Abgange des alten Thomasius der Pastor Rust die Pfarre in Bunthorp und Kestendorf erhalten werde.

Unterdes war die glänzend ausgestattete Verlobungskarte von Martin eingelaufen. Die Mutter hatte sich doch sehr darüber gefreut. Sie hatte seine eignen Auseinandersetzungen nicht wie Maus mit angehört und war im Grunde ihres Herzens selbst zu ehrlich und zu naiv, um nicht an ein tieferes Gefühl dabei zu glauben. Für einen Augenblick trat das Leiden ihres Mannes in den Hintergrund vor der Fülle neuer Aussichten. Eine Schwiegertochter! Eine gesicherte, ja glänzende Zukunft für den Sohn! Enkelkinder, kleine süße Enkelkrabben!

Es war aber im Grunde gut, daß eine neue Verschlimmerung im Zustand des alten Pastors den Besuch der Schwiegertochter, der vielleicht geplant war, unmöglich machte. Er wenigstens bekam sie nie zu sehen.

Als der Herbst kam, erreichte die Verschlimmerung ihren Höhepunkt. Mutter und Tochter kamen viele Nächte lang nicht aus den Kleidern. Als Christa eines Morgens nach einer schweren Nacht in den Hausflur trat, um aus der Küche für die Mutter den Kaffee zu holen, sah sie die Postsachen, die der Briefbote soeben gebracht hatte, auf dem Tische liegen. Sie hatte sie durchzusehen, um die geschäftlichen Arbeiten des Vaters zu erledigen. Dabei fiel ihr als Drucksache ein Kuvert mit einer breiten goldgeränderten Karte in die Hand. Es war eine Verlobungsanzeige, ähnlich wie die von Martin, nur nicht ganz so reich verziert, sie enthielt die Mitteilung, daß Flora Thiel, jüngste Tochter des Kornhändlers Thiel und seiner Frau Emilie, geborenen Schröder, sich mit dem Rittergutsbesitzer Heinrich Ulsers zu Kestendorf verlobt habe.

Christa empfand zuerst fast nichts. Sie legte die Karte hin, ging in die Küche und besorgte den Kaffee, ohne daß die Hand ihr zitterte und das Herz ihr stärker klopfte. Aber als sie in das Krankenzimmer zurückkam, fiel der Mutter plötzlich ihre erschreckende Blässe auf. Sie machte sich Vorwürfe, das Kind nicht besser geschont zu haben.

Doch Maus wehrte ihr nur mit einem Lächeln und teilte ihr dann mit stillem Herzen mit, was sie erfahren hatte. Der leise Schmerz, der sie dabei durchzog, war nur noch ein Nachhall jenes leidenschaftlichen Jammers, der sie bis ins Mark geschüttelt hatte — und der jetzt leise, leise, fast unvermerkt der stärkeren Macht gewichen war, der Macht der Liebe und des Lebens, vor der die Gestalten des Todes zu Schatten werden.

Sie selbst, die arme, verschmähte kleine Maus, die dem Manne, der sie einmal geliebt hatte, nicht wert genug war, daß er ihretwegen ein Stückchen seiner Ruhe oder seiner Vorurteile opferte, die nichts war und nichts konnte und sich selber nicht viel achtete, die war nun die Stärkste und Tapferste in dem schweren, letzten Kampf, der jetzt anbrach.

An dies starke, junge Herz klammerte die arme Mutter sich an, als das Ende kam, als die Uhr ablief und ihr leises Ticken für immer verstummte.

* * *

Bis zum nächsten Frühjahr blieben die beiden Verwaisten noch in Bunthorp. Das ganze „Gnadenjahr" nützte die Pastorin nicht mehr aus. Da sie doch wegziehen mußten, so war es besser, den Umzug hinter sich als vor sich zu haben. Außerdem meinte

Digitized by Google

sie, obwohl sie aus Zartgefühl nicht darüber sprach, es müsse Christa lieber sein, die allzu große Nähe von Kestendorf zu verlassen. Der alte Thiel würde ihnen auch sicher zu der Hochzeit, die im Mai stattfinden sollte, eine Einladung schicken, und wenn auch die Trauer eine Ablehnung selbstverständlich machte, so war doch jede Berührung hier am besten vermieden.

Auf dem Begräbnis war das Brautpaar auch zugegen gewesen, aber Maus hatte wenig von ihnen gemerkt. Ihr Sinn war noch ganz wo anders, da, wo die Erregungen eines solchen Wiedersehens nicht hingelangten. Wer sich an diesem Tage mit Vergleichen quälte und trotz aller guten Vernunftsgründe mit einem schlechten Gewissen und einem von neuem beunruhigten Herzen rang, war er, in dessen Hand einst ihre ganze junge Seele gelegen hatte.

Die Pastorin Thomasius hatte in betreff ihres neuen Aufenthaltsortes einen ganz bestimmten Plan. Hier in der Gegend wollte sie nicht bleiben, auch nicht in Sötensand, das war ihr durch Christas Erlebnis gründlich verleidet. Auch wäre sie hier überall von dem Kummer um ihren Mann und die verlorene Häuslichkeit nicht losgekommen. Sie brauchte jetzt andre Luft und frische Eindrücke. Martius Heirat gab ihr dabei den besten Anhalt. Sie wollte nach Berlin, um sich hier der jungen Häuslichkeit anzuschließen und auf ihre Enkelchen zu warten.

Maus hingegen riß sich mit unsäglich schwerem Herzen los. Die Heimat war ihr ein Stück ihrer selbst, ihr eignes Leben in Glück und Schmerz, und keine Erinnerung besaß sie, die nicht mit ihr unzertrennlich verwoben war. Von dem neuen Leben in der großen Stadt konnte sie sich nicht einmal eine Vorstellung machen, es sah sie kalt und leer an, und Martius Häuslichkeit darin bot ihr auch nur schwachen Trost.

In ihrem bisherigen Dasein, das so zerrissen gewesen war, so hin- und hergezerrt zwischen den beiden Polen, hatte sie die stille Poesie ihrer Heimat unter all der Unruhe nicht so tief empfunden wie jetzt, da sie Abschied nehmen sollte. Der Winter war vorüber, die Sträucher standen schon wieder unter lichtgrünen Schleiern, und die Veilchen, die der Vater immer so sehr geliebt, und die sie ihm in dicken Sträußen jeden Tag ins Zimmer gebracht hatte, blühten dicht im Gebüsch. Es lag ein holder, natürlicher Reiz über diesem Dörfchen Bunthorp, das mit seinen Stroh- und Ziegeldächern zwischen den Wiesen lag, hinten der Buchenwald, der eben anfing, sich zu schmücken, und davor der kleine schimmernde See. Ihr lebelang hatte Christa nichts andres gesehen und war daran gewöhnt wie an Sonne und Luft, aber als es ans Abschiednehmen ging, wollte ihr darüber fast das Herz brechen.

Die Mutter war resoluter, sie hatte die Einsamkeit, die ihr nur Verlorenes zeigte, jetzt übersatt und war während der Reise ein wenig unwirsch gegen die Tochter, ermahnte sie in kurzem Ton, sich zusammenzunehmen, und sah dem Kommenden mit jugendlicher Ungeduld entgegen.

Martin hatte ihnen eine Wohnung besorgt und wollte dafür bedankt sein. Er war sogar so liebenswürdig, die Arbeit zu verlassen und seine Damen am Bahnhof zu erwarten. Seit einigen Wochen war er junger Ehemann und einige Monate länger schon Teilhaber der Firma, der er zwar kein Geld, aber seine Arbeitskraft und Intelligenz zu bieten hatte. Er erzählte sogleich, daß das Verhältnis zwischen ihm und seinem Schwiegervater ein durchaus loyales sei. Vorläufig bewohnte er mit seiner Gattin die obere Etage des Steuberschen Privathauses, das unmittelbar neben der Fabrik in der Ritterstraße lag. Er hoffte aber „später" eine eigne Villa im Westen beziehen und sich selber Equipage halten zu können. Daß dies „später" auf den Tod des Alten hindeutete, war nicht schwer zu verstehen. Mit der Zungengeläufigkeit, die ihm eigen war, und der großen Zuversichtlichkeit seines Wesens verbreitete er sich dann, als sie in der Droschke saßen, über die Wohnung, die er den Frauen ausgesucht hatte. Er habe sie für sechshundert Mark bekommen, hob er hervor, obwohl sie in einer sehr angenehmen Gegend, in der Kurfürstenstraße, und nur drei Treppen hoch läge. Es sei ein zwar altmodisches, aber ganz anständiges Haus. Drei Zimmer enthalte die Wohnung, davon eins zwar sehr klein, aber doch alles recht komfortabel.

Der Pastorin wurde doch nun der Kopf recht wüst während der langen Fahrt durch das Straßengewirr. Sie verstand plötzlich die Bangigkeit ihrer Tochter. Von der glatten Gesprächigkeit Martins hatte sie wenig Beruhigung.

Digitized by Google

Zuerst führte sie der Sohn in eine Restauration, ließ sie sich erfrischen und bezahlte großartig für sie. Dann führte er sie in dem großen Hause die hohen Treppen hinan, die zwar fein mit roten Teppichen belegt waren, aber für die Landmenschen kein Ende zu haben schienen. Darauf schloß er ihnen die Wohnungstür auf, zeigte ihnen das kleine Quartier, vertröstete sie, daß die Möbel, wie er noch eben wieder erfahren habe, in zwei bis drei Stunden da sein würden, und empfahl sich.

Der armen Pastorin ward jetzt himmelangst. Diese große brausende, lieblose Stadt beklemmte ihr die Brust, sie stand an ihren kleinen Kochherd gelehnt und brach in Tränen aus. Jetzt mußte Maus wieder die Starke und Mutige sein, wenn ihr innerlich auch bange ums Herz war und sie die kalten kahlen Wände zweifelnd ansah: Wie können wir hier je vertraut werden?

Die Portierfrau, die Martin heraufbestellt hatte, kam, um einige Einkäufe zu besorgen. Es war eine mürrische, teilnamlose Frau, die viele Mieter aus- und einziehen sah und sich wenig über eine neue „Partei" aufregte. Nach ihrem Abgange weinte Frau Pastorin von neuem und schute sich nach ihrer guten, lieben Meinten. „Hier haben sie alle kein Herz."

Die Ankunft der Möbel tröstete etwas. Nun hatte man zu tun, zu ordnen, auszupacken, und war wenigstens wieder in vertrauter Umgebung. Aber als die guten alten Sachen alle standen, sehr gedrängt wegen des engen Raumes, und plötzlich so merkwürdig abgenutzt und schlecht aussahen, bekam die Pastorin eine neue Angst: „Was wird die elegante Schwiegertochter zu diesen alten Scharteken sagen?"

Maus hatte solche Sorgen nicht, es blieb ihr gar keine Zeit dazu, denn sie hatte stark zu kämpfen, um sich selbst in diesem neuen Leben erst einmal festzustellen. Das ging doch nicht an, ewig zu grämeln oder bange um sich zu gucken. Nun hieß es: Hier bin ich, hier muß ich sein — also: vorwärts und richte dich ein.

Als alles in Ordnung war, die Gardinen hingen und jedes Stück seinen Platz hatte, kam Martin mit seiner jungen Frau. Maus hatte sich vor dem Besuch, besonders um der Mutter willen, gefürchtet. Die baute so viel darauf, hatte ja ihren ganzen künftigen Lebensplan darauf eingerichtet und zurechtgelegt. Es konnte ja auch sein, daß die junge Schwägerin ein liebes Wesen war, und daß die Mutter in ihrem Hause als Großmama für ihren starken Tätigkeitstrieb ein gutes Feld finden könne, denn die alte Frau Stenber war längst gestorben.

Aber es stand schlecht um die Hoffnung. Frau Irma war ein leidlich hübsches, kaum zwanzigjähriges Geschöpf, mit einem schnippischen Backfischgesichtchen, sehr flott und niedlich angezogen, durchaus nicht übertrieben elegant, wie diese Landmenschen es sich wiederum vorgestellt hatten. Man mußte sagen, der erste Eindruck war erfreulich und erleichternd. Aber im Laufe des Besuches wurde das anders. Die Pastorin vermißte vor allem an diesem blutjungen Ding die Bescheidenheit ihr gegenüber. Davon war allerdings keine Spur zu sehen. Das Frauchen hatte etwas mitleidig Herablassendes, wie man eben zu „armen Verwandten" spricht, lobte gönnerisch und in durchaus unechtem Ton die „Gemütlichkeit der kleinen Zimmer", zeigte zwischendurch eine ungenierte und etwas alberntuende Verliebtheit gegen ihren Mann und plauderte so oberflächlich und eingebildet, daß die beiden aufatmeten, als der Besuch hinaus war.

Christa sah bange nach der Mutter Gesicht. Welche Enttäuschung mußte ihr das gewesen sein! Vorläufig aber setzte die Pastorin sich darüber weg. „Es ist noch ein ganz dummes junges Ding!" urteilte sie. „Die muß noch gehörig herangenommen werden. Ein verzogenes Balg. Na, ich hoffe, daß Martin sie sich ziehen wird, und wenn er nur will, kann ich ihm gern dabei helfen."

Daraus wurde nun freilich nichts. Als Martin einmal allein kam, versuchte die Pastorin anzuklopfen, aber er schien nicht einmal zu verstehen. Er war im Gegenteil verstimmt, ja beinahe aufgebracht, daß seine Angehörigen nicht größeres Entzücken zeigten. Es schien wirklich so, als sei er in dies unfertige Backfischgeschöpf alles Ernstes verliebt, und Maus fragte sich, ob sie sich in ihrer ersten Unterredung vielleicht habe täuschen lassen und schon damals mehr Gefühl vorhanden gewesen sei, als er habe zeigen wollen.

Eines Tages ging man auf Gegenbesuch. Die beiden verwehten Landkinder hatten Mühe, unter dem Gewirr der Straßenbahn die richtige Nummer herauszufinden, die Martin

Digitized by Google

ihnen angegeben hatte. An nichts waren sie gewöhnt, und schon den Wagen um ihretwillen zum Stehen zu bringen, einzusteigen, einen Platz zu wählen und sich vom Schaffner ein Billet geben zu lassen, machte ihnen Schwierigkeiten. Dann kam wieder die Frage, wann und wo auszusteigen wäre. Ganz erhitzt und verängstigt, aber doch froh, ihr Ziel erreicht zu haben, langten sie an.

Hier gab es nun vorläufig so viel zu sehen und zu bewundern, daß wenigstens die Pastorin ihren Ärger über Frau Irma darüber vergaß. Diese lange Flucht eleganter Zimmer! Das herrliche Arbeitszimmer ihres Sohnes! Die elektrischen Lampen! „Nein, so etwas! und wir mit unsern Petroleumfunzeln, Maus!" Die Küche mit dem Gasherd, dem warmen und kalten Wasser, das aus der Wand kam! „Und ich habe mich schon so viel über unsre Wasserleitung gefreut." Die Badestube mit den Kacheln, die Dusche, das beständig heiße Wasser! Irma zeigte alles höchst liebenswürdig, öffnete die Wasserhähne, ließ die Schwiegermutter in den Gasbratofen gucken, aber Maus merkte dabei, wie sie sich währenddessen amüsierte und mit ihrem Manne, sogar mit den Dienstboten, belustigte Blicke hinter dem Rücken der Pastorin wechselte.

Maus war alles Blut zu Gesicht gestiegen. Sie konnte ihrer Mutter dies nicht mitteilen, um sie nicht auf das tiefste zu beschämen und zu kränken, aber sie nahm sich vor, daß sie, was an ihr war, tun wolle, um den Verkehr in den bescheidensten Grenzen zu halten.

Der alte Steuber präsentierte sich als ein vertrockneter Kontormensch mit einem harten, unbeweglichen Ledergesicht, der die beiden Damen, die ihm durch seiner Tochter Heirat nahegerückt waren, mit Augen anblickte, die nur Zahlen zu sehen schienen, und als diese Zahlen sich nicht als sehr vielstellig erwiesen, ihnen kaum ein paar Worte gönnte.

(Fortsetzung folgt.)

Am Abgrund

Ich stand in Blumen blau und rot,
Wo kaum ein Halm schon Früchte bot.
Da kam mit raschem Schritt der Tod.

Löst' Weib und Kind von meiner Hand
Und führt' mich aus dem Blütenland
Durch öde Felsen, dürren Sand.

Es tat sich auf ein Abgrund weit,
War kalt und schwarz die Ewigkeit.
Da sprach der Tod: „Bist du bereit?"

Vor mir zog wilder Geier Schwarm,
Aus Blüten rief der Liebe Arm,
In meiner Brust schlug's Herz noch warm.

„Mein Gott, die Nacht soll mich umfahn?
Er stürzt mich auf der halben Bahn,
Noch ehe ich mein Werk getan!"

Und als ich lag vor Gott im Knie
Und meine Not zum Himmel schrie,
Mir herber Grimm die Stimme lieh:

„Ich will nicht fallen, Weltengeist,
Wie Blüten, die der Sturmwind reißt
Im Lenz vom Baum, wenn der dich preist!

Dein Feind ist's, der im Lenzsturm braust,
Und der mit seiner rohen Faust
Dir deine Blütenpracht zerzaust.

Dein Feind ist's, der die Hippe hält,
Daß wieder er ein Kind dir fällt,
Das du hast an sein Werk gestellt.

Warum, Herr, nennst du Vater dich?
Du läßt in Feindes Händen mich,
Dein Kind. Es will vollenden sich!" —

Da trat am Abendhimmel fern
Aus Wolkenflor ein goldner Stern,
Gleich einem Gnadenblick des Herrn.

Ich fühlte eine weiche Hand,
Mein Weib, mein Kindchen bei mir stand,
Um mich stieg Duft aus Blütenland.

Otto Oertel

Digitized by Google

Das Hippodrom (At-Meidan) mit der Moschee Sultan Achmeds I.

Konstantinopel und türkische Kunst*

Von Cornelius Gurlitt

I

Ein arbeitsreiches Jahr lag hinter mir: das Amt des Rektors der Dresdner Technischen Hochschule hatte ich mit der schweren Gnadenkette auf die Schultern meines Nachfolgers gelegt. Es sollte eine Zeit des Ausruhens, des Neuaufnehmens großer Eindrücke folgen, damit ich erfrischt in das neue Semester treten könne. Dazu wollte ich einen alten Wunsch erfüllen, nämlich die Hauptstätten orientalischer Kunst sehen, wenigstens jene an der östlichen Küste des Mittelmeeres: Konstantinopel sollte den ersten Halt bilden, und dort erst wollte ich zusehen, wohin mich etwa das Schicksal weiter verschlage. Eine absichtlich unvorbereitete Reise, eine solche, auf die ich nicht einmal ein Skizzenbuch mitnahm. Ich wollte einmal ein paar Wochen nicht arbeiten, sondern nur genießen!

Früh am Morgen, im März, als der erste unter den nicht eben zahlreichen Fahrgästen, stand ich auf Deck eines der schönen, in Deutschland gebauten rumänischen Dampfer, die von Konstanza nach der türkischen Hauptstadt fahren. Es dämmerte im Osten; zu Füßen die leicht bewegte tiefstönige See — in Wahrheit ein Schwarzes Meer: aber auch in Wahrheit ein Pontus Euxinus, eine dem Gaste wirtliche See. Schon lag, noch in weiter Ferne, vor uns im Nebel ein Bergzug. Mit der aus dem Meere aufsteigenden Sonne wird es belebter an Bord. Die Berge rücken näher. Endlich erkennt man Einzelheiten am Ufer. Da drüben — das ist Asien!

Die Wunder des Bosporus tun sich auf. In Rumänien hatten noch die weiten Ebenen im Schnee gelegen, hatte dieser März seine Lanne gehabt wie bei uns der April. Hier ein klarer, sonniger Tag; ein helles, aber kaltes Licht. Ein fröstelnder Windhauch kam vom Kaukasus her über die See; viele Fischerboote kreuzten. Den Hügeln zu beiden Sei-

* Die Unterlagen für die Abbildungen entstammen dem im Verlage von Ernst Wasmuth A.-G., Berlin, erscheinenden großen Werke von Cornelius Gurlitt: „Die Baukunst Konstantinopels".

Digitized by Google

Dom Kirchhof in Skutari.

ten des breiten Meerstromes fehlt noch das Grün; ein helles Braun herrscht vor. Die wenigen bebauten Felder sind noch kahl, felsige Halden decken dies Gelände; dazwischen ein paar mit Brettern ringsum beschlagene Häuser: das Silbergrau des nicht gestrichenen alten Holzes steht fein gegen den braunen Grundton. Dann ein paar Zypressen, wie hoch aufgerichtete ernste Wahrzeichen, fast schwarz sich heraushebend. Daneben ihr weißer Bruder, das hell gestrichene Minarett einer Moschee. So hüben in Europa wie drüben in Asien: mit dem fremden Weltteil tritt das Zeugnis einer neuen Glaubenswelt uns entgegen.

Alte und neue Festungswerke tauchen auf, das links ist ein altes Schloß der Genuesen. Dann in allen Buchten lachende Städte, Villen der Vornehmen, aus Holz gebaut gleich den Häusern der Armen, mit Brettern beschlagen, gelegentlich lebhaft gefärbt. Die Hügel hinauf ziehen sie sich, in dichtem Gedräng. Das ist Böjük-dere, über das der mächtige Belgrader Wald herüberschaut; es ist Therapia, der Sommersitz der europäischen Botschafter. Die zahlreichen Gasthäuser am Ufer sind noch leer, die Laden der Fenster verschlossen. Die Sonne steigt höher, sie färbt die Landschaft wärmer; in einigen Wochen wird sie hier ein vornehmes Treiben erwecken. Heute, beim Plätschern der Wellen an dem langsam hingleitenden Schiffe, ahnt man nur, wie vielgestaltig das Leben sich hier zeigen muß, wenn es erst zu vollem Schlagen kommt. Und dann an beiden Ufern riesige mittelalterliche Burgen: drüben in Asien die Burg, mit der zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts der Türkensultan Bajasid I. die Verbindung des alten kleinasiatischen Stammlandes mit der neu eroberten Hauptstadt Adrianopel sicherte; hüben in Europa das Schloß Mohammeds des Eroberers, mit dessen Bau er die Einschließung des griechischen Konstantinopel endgültig besiegelte. Im Jahre nach der Fertigstellung des gewaltigen Trotzers fiel der letzte Rest des Weltreiches der Römer mit dem Kreuze der Aja-Sofia: der Halbmond herrschte im Neurom Kaiser Konstantins des Großen.

Nun noch eine kurze Strecke: da taucht in der Ferne, den Bosporus scheinbar abschließend, in Nebel gehüllt, eine hügelige Landzunge auf, deren feine Maßlinie Kuppel an Kuppel, Minarett an Minarett beleben. Ein unvergeßliches Zauberbild, berückend zumeist wohl für den, der schon viele Städte

Digitized by Google

Dom Kirchhof in Skutari.

sah, dem die Vergleiche alsbald vor die Seele treten, und der sich dabei der Unvergleichbarkeit dieses Blickes bewußt wird. Die Häusermassen am Ufer werden immer dichter, sie klettern hoch hinauf, sie überschreiten die Hügel. An der Meeresfaute weithin sich dehnende, im Sonnenlicht strahlende weiße Paläste. Mit dem Himmel ist das Meer tiefer blau geworden: die blitzenden Lichter auf den Wellen verdoppeln den Glanz der Wirkung dieser überschwenglich reich gegliederten Bauten. Im Hintergrund die Hügelzüge von Skutari mit dem Kranze dunkler Zypressen, dem großen Kirchhofe.

Überall neue Eindrücke: vom Marmarameer her kommen mächtige Dampfer; um unser Schiff drängen sich Boote; all das Treiben und Lärmen des Hafens umgellt uns. Es gilt den Abschied vom Schiff und vom ruhigen Betrachten; es gilt, das Gepäck zusammenzustellen; das hastende Leben reißt uns aus dem bewundernden Staunen. Das alles sollst du ja bald in voller Muße genießen können! Also hinab zur Kajüte und hinein in den Kampf des modernen Reiselebens.

Der Dampfer nähert sich dem Staden von Pera. Auf dem Ufer viele Hundert Männerköpfe — und ebenso viele rote Fes. Alle schreien; die einen drängen von hinten nach dem Ufer, die andern wehren sich mit Hand und Fuß, um nicht ins Meer gestoßen zu werden. Gellende Stimmen rufen uns zu, Arme winken. Endlich liegt der Dampfer am Staden: das Ringen um das Gepäck beginnt, es hilft kein Wehren! Ein riesiger Kerl hat meinen Koffer schon auf dem Rücken. Ich schiebe die Krücke meines Schirms in seinen Gurt und lasse mich von ihm durch die tobende Menge schleppen. Endlich ist die Zollrevision erledigt, der Wagen bestiegen, sind die Bachschisch ausgeteilt: fort, die steilen Straßen Peras hinauf!

Ein Freund hatte mich in Konstantinopel bei einem jungen Beamten der Botschaft angemeldet. Zurückkommend von dem Konsulat und der Paßvisierung, finde ich ihn schon im Hotel vor. Seiner liebenswürdigen Fürsorge verdanke ich viel. Der deutsche Botschafter hatte die Güte, mir seine Förderung zuzusagen, und ließ nach meinen Wünschen fragen.

Ja — was wünschte ich denn? Eigentlich nichts, als daß man mich in Ruhe Konstantinopel ansehen lasse. Ich bat um nichts als um Zuweisung eines zuverlässigen Dragoman. Und solange der sich nicht meldete,

Digitized by Google

Straße im Fanar.

beschloß ich allein meines Weges zu gehen. Denn ich wußte sehr wohl, wohin dieser Weg zuerst führen würde: heute noch mußte ich die Aja-Sofia gesehen haben.

Die Europäerstadt Pera lockt nicht zum Verweilen. Die höhere Kultur des Westens zeigt sich hier in einer an formenreicher Stillosigkeit aufwändigen Architektur. Ich habe später auch in Pera wundervolle Winkel gefunden — aber das Schöne liegt abseits von den modernen Prachtbauten.

Zur Brücke, die von Pera über den Meerbusen Goldenes Horn nach Stambul führt! „Eis ten polin" (in die Stadt) sagten schon die alten Byzantiner, und die Türken machten Istambul aus diesen Worten. Dort liegt erst Konstantinopel, dort liegt Byzanz, dort liegt der Cospoli der Italiener, liegt Zarigrad, den Slawen die Kaiserstadt kurzweg; selbst jetzt noch, seit die Sultane das alte Serail auf der Spitze der Halbinsel zwischen Goldenem Horn und Marmarameer verließen und auf die Peraseite, an den Bosporus, ihren Hofhalt verlegten.

Die Brücke soll demnächst durch eine neue ersetzt werden. Ein Kenner Konstantinopels erzählte mir, daß nach dem Urteil aller Sachverständigen diese Pontonbrücke schon längst hätte zusammenfallen müssen. Er meinte, in einem Reiche, das dem Christengott diene, wäre sie auch längst schon eingestürzt. Aber Allah habe andre Verwaltungsgrundsätze, er halte das Ding noch zusammen.

Aber schön ist's auf der Brücke. Sie ist ein lebendiges Wesen von bewegten Linien. Wenn ein türkischer Pascha darüberfährt, umgeben von reitenden Offizieren, der schwere Mann in schwerem Wagen, gezogen von schweren Pferden, dann donnert der Bohlenbelag, dann biegt sich und ächzt das alte Gebäude. Oder wenn einer der kleinen Dampfer, die nach Skutari, in den Bosporus oder das Goldene Horn hinauffahren, an die Landungsstellen seitlich der Brücke stößt — und ohne einen kräftigen Puff tut es ein türkischer Steuermann nicht —, dann kracht sie in ihren Fugen, die alte Eisenkonstruktion, die, auf Prahmen ruhend, den Meeresarm überspannt.

Schöner noch ist das Leben oben auf der Brücke. Neben europäisch geschniegelten Griechen und der großen Zahl der Vergnügungsreisenden die Trachten aller erdenkbaren Völker des Ostens: Russen, die auf dem Wege nach Jerusalem oder Mekka sind; neben den Geistlichen in langem Gewand und weißem oder grünem Turban die Seeleute und Soldaten in abgerissener Uniform, bettelnde Zigeunerweiber und vornehme Türkinnen, tief verschleiert, in schwerem dunklem Seidenkleide.

Zahlreiche Verkäufer bieten ihre Ware an. Eine Reihe von Männern in langer weißer Bluse sperrt die Brücke und sammelt die Metallits des Brückengeldes ein, die elende

Die Brücke und die Jeni-Walide-Dschami.

Digitized by Google

Kleinmünze des türkischen Reiches. Bettler in allen Formen: wie der Alte im Pelz der wärmenden Sonne sich freut und auf dem Boden kauert, am Geländerpfeiler den Rücken schabt; denn auch in seinem Pelz hat die Sonne das Leben geweckt.

Und dann die Aussicht von der Brücke: links der breite Meerbusen des Goldenen Horns. Die türkischen Kriegsschiffe liegen vor den mächtigen Bauten des Arsenals, zahlreiche Dampfer kreuzen hin und her. So weit das Auge schaut, die mächtige Stadt an beiden Seiten des Ufers. Nur in der Mitte der Ausblick auf ein waldiges Tal und auf kahle, von mächtigen Kasernenbauten bekrönte Höhen. Rechts der Hafen mit all seinem modernsten Leben. Als Hintergrund die asiatische Küste, die Vorstadt Skutari mit dem gewaltigen Zypressenhain auf der Höhe, dem großen Kirchhofe. Geradeaus der mächtige Bau einer Moschee: wie Kuppelchen hinter Kuppelchen hinaufsteigt zu dem wuchtigen bekrönenden Dome! Wie fein und unserm Empfinden doch so fremd die schlanken Minaretts emporsteigen! Es ist Jeni-Walide-Tschami, das neue Gebethaus der Sultanin-Mutter; neu freilich schon seit den Tagen des Sultans Mohammed IV., der den Bau zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts zu Ehren seiner Mutter schuf. Auf sie weist der Weg. Auf dem Platz am Ende der Brücke drängt sich das Leben Stambuls zusammen. Von hier führen die Straßen längs dem Goldenen Horn links zu den Steuerspeichern, rechts nach Fanar, in die eigentlichen Handelsviertel, mit seinen eigenartigen Griechenhäusern aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, den Stammsitzen der Herrschergeschlechter der Fanariotten; geradeaus nach den Basaren durch allerhand wunderlich verbaute Straßen mit hohen, durch schräg ausladende Erker gekennzeichneten Bauten. Mächtig ragt die Kuppel über die

Straße im Basarviertel.

mehrgeschossigen, mit Firmenschildern überladenen Häuser. Eine schmale Straße führt vor die hohe Treppe zum reichverzierten Tor. Viele Männer stehen links an der Reihe von Brunnen, eifrig beschäftigt, Hände, Gesicht und Füße zu waschen, um so sich zum Eintritt vorzubereiten. Ich folge ihnen. Aber mit ruhiger Entschiedenheit werde ich am Tor abgewiesen.

Also werde ich doch wohl die Freundlichkeit der Botschaft brauchen! Ich gehe weiter, an den mächtigen Festungsmauern des Serails entlang zu dem weiten Platz, der die Aja-Sofia umgibt. Bald hat mich einer der Führer, die hier herumlungern, als Deutschen erkannt und bietet mir seine Dienste an. Gewarnt durch den ersten mißglückten Versuch, in ein mohammedanisches Bethaus einzudringen, nehme ich sie an. Und einige Minuten später stehe ich in Strümpfen in

Digitized by Google

dem gewaltigen Raume, hinter mir der Führer, meine Schuhe in der Hand.

Die Aja-Sofia, die Kirche der heiligen Weisheit! Wie oft habe ich in Dresden im Kolleg Grundriß und Gewölbsystem an die Tafel gezeichnet. Ein Architekt muß dieses Meisterwerk der Baukunst, diese wohl großartigste Raumschöpfung der Welt, kennen. Gute Aufmessungen, die beste von dem Deutschen Salzenberg, zahlreiche Photographien hatten mir die Formen längst vertraut gemacht. Aber selbst der, der gewohnt ist, aus solchen Darstellungen die Raumwirkung herauszulesen, auch dem fehlt die wahre Lebendigkeit der Anschauung. Die Photographie ist ein treffliches Mittel, einen Eindruck ins Gedächtnis zurückzurufen, sie reicht nicht aus, einen wirklich tiefen Eindruck in der Seele zu wecken. Das weiß jeder, der etwa aus den Alpen Ansichten mitbrachte; er sieht sie immer mit neuer Freude durch, kann damit aber bei andern, denen er die Blätter vorlegt, oft nicht einmal Neugierde erwecken. Denn dieser andre sieht ja nicht wie er in dem Schwarz und Weiß die Farbe, dieser andre spürt die Frische und die Klarheit der Luft nicht: ihm aber weht aus den Bildern das Siegesgefühl entgegen, das das Erobern des Schönen im Beschauer hervorruft.

Dritter Hof im Walide-Han. Karawanserei des siebzehnten Jahrhunderts.

Der schönste Innenraum der Welt! Wozu Vergleiche, wenn man vor einem Einzigen steht. 532 bis 537 ist er entstanden; seit 1370 Jahren steht er im wesentlichen unverändert. 916 Jahre haben Christen hier zu ihrem Gott gebetet, seit 454 Jahren beten Mohammedaner hier. Der Vollhauch geschichtlicher Bedeutung fliegt durch den gewaltigen Saal. Gibt es ein zweites Werk von so erschütternder Vergangenheit? Wie jung, wie neu erscheinen uns unsre romanischen Dome; wie fremd, ihres Zweckes beraubt die zu Ruinen verfallenen Tempel des alten Hellas: hier ein Werk, das durch die Weiten der Zeit hindurch seinem Berufe diente, so oder so, das nie seinem Gebrauch entfremdet war. Ein Werk so einheitlich und so überzeugend in seiner Wucht, daß nun bald anderthalb Jahrtausende hindurch die neuerungssüchtigen Menschen an ihm nichts Wesentliches zu ändern wagten: nicht die Kaiser des alten römischen Reiches, nicht die Fürsten von Byzanz, nicht die rohen Sieger des Nordens, die in der Zeit der Kreuzzüge Konstantinopel eroberten, nicht die kaunischen Sultane der Osmanen. In leidenschaftlichen Augenblicken der siegreichen Überwältigung der Stadt ist wohl von den Kreuzfahrern wie von den Türken manches Schmuckstück beseitigt oder zerstört worden. Allezeit aber fühlten die Herren der Weltstadt am Bosporus, daß dieser Bau das Herz ihres Reiches darstelle, allezeit umfaßten sie ihn mit der heißesten Liebe. Nur zu oft hat aber solche Verehrung dazu geführt, ändernd, in der Absicht zu verschönen, den alten Bestand zu beeinträchtigen. Hier fast allein waltete die heilige Weisheit echtester Denkmalspflege: das geschichtlich Gewordene unberührt zu lassen und nur das zu tun, was zur Erhaltung nötig ist, und das, was nötig ist, um den Bau seinem Zwecke dienstlich zu erhalten.

Später bin ich oft in die Kirche zurückgekehrt. Beim Wiedersehen wird man erst recht heimisch; man überwindet die letzten Reste dessen, was beim ersten Anblick stört. Und es stört mancherlei: die Türken haben in der Sofienkirche jene Nische, die dem Betenden die Richtung nach Mekka zeigt, so eingebaut, nachdem sie den christlichen Altar entfernt hatten; wie es ihren Bedürfnissen entsprach, seitlich vom Altar. Sie gaben dem Bau damit eine andre Richtung, wenigstens insofern, als sie nach dieser ihre

Digitized by Google

liturgischen Einbauten und auch die den Boden bedeckenden Teppiche legten. Das verwirrt. Als in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts der italienische Architekt Fossati die baufällig gewordene Kirche ausbesserte — er erwies sich dabei als ein verständiger Mann —, befahl man ihm, die vier mächtigen Brettscheiben anzubringen, auf denen die Namen der ersten Kalifen geschrieben sind: Abu Bekr, Omar, Osmân und Ali; so will es der Ritus des Islam. Diese Scheiben in ihrem falschen Maßstab schädigen die Raumwirkung. Erst nach und nach wird das Bild dem Beschauer völlig klar, kommt ihm die Größe zu vollem Bewußtsein. Erst wenn man, an einem Ende des Raumes stehend, die Menge der Frommen überblickt: wie hier und dort einer, auf den Knien liegend, Haupt und Hände auf den Boden legt; wie um einen der niedrigen Predigtstühle, auf denen der Redner mit untergeschlagenen Füßen sitzt, sich eine kleine aufmerksame Versammlung drängt; wie dort ein paar Geistliche im Gespräch hin und her wandeln; wie geschwätzige Führer Scharen von Fremden durch den weiten Raum geleiten; und wie lange es dauert, bis die langsam Schreitenden heraufkommen; wenn dann die Sonnenstrahlen durch die zahlreichen Fenster den leise aufwirbelnden Staub in hellen Streifen beleben — dann erst wächst die Seele in den Raum hinein, dann erst erfüllt sie sich ganz mit seiner Macht. Immer wieder erscheint jede Einzelheit größer, als man sie vermutet hatte.

Die Moschee Sultan Achmeds I.

Vier Pfeiler tragen vier Bogen. Die Winkel sind eingewölbt, tragen das kreisförmige Gesims, über dem die Halbkugel der Kuppel und in dieser ein Kranz von Fenstern sich erhebt. An zwei Seiten legt sich an die Bogen eine Halbkuppel und an jede dieser wieder drei kleinere Halbkuppeln: ein wunderbar klares, wohltuendes Anwachsen des Baues nach der Mitte zu. Lauter fein geschwungene Linien, keine harte wagerechte. Die Kränze von Fenstern am Fuß der Kuppeln helfen die reiche Bewegtheit der Linien vermehren. Eine gewaltige Deckenbildung überspannt die ganze Länge des Baues: es ist ein antiker Markt, ein Forum, das Haus einer weltstädtischen Gemeinde, das hier umhegt und durch das einheitliche Gewölbe zu geschlossener Wirkung gebracht worden ist.

An den beiden Langseiten doppelte Arkaden über riesigen Säulen, die die fensterreiche Schildmauer tragen. Man blickt in die Wölbungen unter und über der Empore. Die Wände der beiden Geschosse, also der ganze untere Teil des Raumes, sind in edlem Gestein: Porphyrsäulen, Marmoreinlagen an den Wänden. Die Gewölbe bedeckt überall Glasmosaik. Freilich sind viele Teile mit gelber Farbe überstrichen, namentlich alles Figürliche. Man erkennt bei scharfem Hinsehen hier und da die Spuren des alten Schmuckes. Fossati hatte seinerzeit auch diesen freigelegt und der deutsche Architekt Salzmann sie gewissenhaft abgezeichnet. Viel von dem feinen Reiz ging durch diesen Anstrich verloren; aber

Digitized by Google

Eine verfallene byzantinische Kirche (Mir-Akor-Dschami).

noch bleibt die Wirkung überwältigend reich. Auf all den weit und vielgestaltig geschwungenen Flächen der Wölbung bricht sich das Licht, bilden sich wechselnde Tonmassen, zwingt die Bauform auch die stumpfere Farbe zum Leben. Nicht zum Zeichnen lockt die Kirche, wohl aber zum Malen. Wäre dies in islamitischen Moscheen gestattet, so stände die Aja-Sofia bei den Architekturmalern der ihr verwandten Markuskirche in Venedig sicher schon längst gleich. Soviel ich weiß, ist es einem allein möglich gewesen, den farbigen Reiz des Baues festzuhalten, damals, als sie durch den Umbau ihrem Zweck entzogen war: jenem Architekten Fossati selbst. Er stellte die malerische Wirkung in einem stattlichen Werke mittels Lithographien dar. Einzelne Abzüge dieses Werkes hat er dann mit der Hand ausgemalt. Diese Prachtausgabe schenkte Sultan Abdul Medschid befreundeten Fürsten, so auch dem Könige Friedrich August II. von Sachsen. Unsre farbigen Abbildungen sind ihr entlehnt. Ich kenne keine andern Darstellungen der farbigen Wirkung des Baues als diese seltenen Blätter.

Mein Dragoman versicherte mich, daß der Besuch der benachbarten Moschee des Sultans Achmed I. gestattet sei. Wir wanderten hinüber. Auch hier trat ich nicht ganz Neuem gegenüber. Vor zwanzig Jahren etwa hat Friedrich Adler über die türkischen Bauten lehrreiche Skizzen veröffentlicht; Photographien hatten mir seine kleinen Pläne des weiteren belebt und erläutert. Aber wieder übertraf die tatsächliche Wirkung des Baues alle Erwartungen. In der Aja-Sofia der feierliche Ernst, der dämmernd tiefe Ton, das goldige Licht: hier ein Werk verwandter Art, wenig nachstehend an Größe. Die untern Teile aus proponesischem Marmor. Trotz der fast dreihundert Jahre seit der Fertigstellung ist er noch von glänzend bläulichem Licht. In den obern Teilen alle Flächen belegt mit elfenbeinweißen, in hellem und dunklem Blau und etwas Rot bemalten Tonfliesen: ein wahres Aufjauchzen der Freudigkeit, eines heitern Weltsinnes, dem es aber nicht an der Feierlichkeit, an der höheren Würde gebricht. Vor allem aber wieder eine Raumwirkung von höchstem Reiz, eine in sich vollendete Klarheit des architektonischen Zieles.

Und alle diese hohe türkische Kunst kennt man nur so nebenher, das alles, was ich hier in der Achmedmoschee um mich sah, hat die Kunstgeschichte Europas kaum beachtet, und wo sie es tat, mit kühler Ablehnung behandelt: da packte mich der Furor architectoniens, jene Erkenntniswut, die nur durch

Digitized by Google

Dom Siebentürmeschloß Jedi-Kule.

ein tiefes, planmäßiges Eingehen in die Feinheit des Baues beruhigt werden kann. Ich schämte mich, als ein Tourist hier herumzulaufen, der nur so hin genießen will, was sich ihm bietet. Daher bezahlte ich meinen Führer und ging heim in mein Hotel Kröcker, das sich mir als deutsches Haus empfohlen hatte.

Ich ging heim, um zu überlegen, was nun zu tun sei. Diese Türkenkunst, von der ich nur ein paar Proben gesehen hatte, mußte Großes geleistet haben. Winkten doch von allen Höhen Stambuls die gewaltigen Kuppeln in der herrlichsten Frauenbrust ähnelnden Rundung, winkten doch in unzählbarer Menge schlanke Minaretts. Da mußten noch unentdeckte Schätze in reicher Fülle liegen: ich kannte ja, was bisher über diese veröffentlicht worden war. Und es war leicht zu erkennen, daß es nicht genügen könne.

Das Hotel Kröcker liegt hoch, von seinen Fenstern hat man eine weite Aussicht über die Zypressen eines frühern türkischen Friedhofes hinweg nach dem herrlichen Meerbusen des Goldenen Horns. Die Sonne begann unterzugehen, gelbe Streiflichter zogen um die Kuppeln, über das Meer breiteten sich lang hinziehende Nebel. Von den Kriegsschiffen herauf tönt das kräftige Hurra auf den Kriegsherrn, mit dem die Matrosen den Tagesdienst abschließen; von den Minaretts erklang hier und dort der langgezogene melodische Ruf des Mueddins, des zum Gebet Ermahnenden. Keine Glocke! Man vermißt sie doch, wenngleich man zu Hause wenig auf sie achten mag.

Der von der Botschaft gesandte Dragoman meldete sich: ein Armenier, ein älterer Mann mit sonderbar schmeichelnden Augen und bittender Stimme. Er spricht neben den Sprachen Konstantinopels nur Französisch. Aber er empfiehlt sich durch Ortskenntnis. Ich habe ihn als steten Begleiter liebgewonnen: ein ehrlicher, eifriger und sorgender Mann. Einst ist er mit Ernst Curtius durch Konstantinopel gewandert, dann mit Friedrich Adler; er weiß, was die deutschen Gelehrten suchen.

Am andern Morgen beginnen wir beizeiten. Zuerst gilt es, sich die nötigste Ausrüstung zu kaufen. Ich hatte nicht einmal einen Meterstab bei mir, nicht einmal das notwendigste Gerät zum Studium islamitischer Kunst, nämlich — Gummischuhe. Denn wenn man einen Plan aufmessen will, beginnt man am besten damit, die Hauptmaße abzuschreiten, um so einen Grundriß leidlich richtig herstellen zu können. Man schreitet aber anders, wenn man in seinen

Digitized by Google

Stiefeln geht, und anders, schüchterner, wenn man ungewohnterweise in Strümpfen einherzieht. Und da man die Stiefel ausziehen muß, wenn sie schmutzig sind, so bleibt nichts übrig, als Gummischuhe zu tragen, so halberg das Pflaster von Konstantinopel auch ist. Schmutzige Schuhe verderben die Teppiche, die alle Moscheen bedecken. Und da der Fromme sich mit Knien, Händen und Gesicht auf diese Teppiche hinwirft, so hat er einen Anspruch darauf, sie reinlich zu erhalten.

Meines Dragoman, des alten Lazarian, Überredungskunst — sie bestand zu gutem Teil in reichlich gespendetem Trinkgeld — und später ein Empfehlungsschreiben des deutschen Botschafters, Marschall von Bieberstein, eröffneten mir viele Moscheen. Aber mit dem Zeichnen ging es schlecht. Die ernsten und würdigen Geistlichen, denen er über meine Person und meine Zwecke in seiner Weise Aufschluß gab, sahen es nicht gern, daß ich arbeitete. Meist half nichts andres, als daß Lazarian sie zum Café einlud, um mir so einige Augenblicke Alleinseins zu schaffen. Aber auch das Mittel versagte auf die Dauer. Mit Kopfschütteln sahen sie dem Manne zu, der sich nicht ruhig umsah, sondern von einem Pfeiler zum andern, von einem zum andern Winkel, mit Eilschritten zählend hin und her lief: das waren Vorgänge, die hier gänzlich ungewohnt und daher mißliebig waren.

So mußte ich doch nochmals die Güte des deutschen Botschafters in Anspruch nehmen — es hat noch oft genug geschehen müssen, immer mit dem gleichen dankenswerten Erfolg. Seiner Vermittlung gelang es, daß der Sultan wiederholt Kabinettsorder Irade erließ, um mich in meinen Arbeiten zu fördern: daß mir türkische Beamte beigegeben wurden, um mich in Bauten einzuführen, die sonst nicht zugänglich sind; dafür unterwarf ich mich auch willig den Anordnungen, die mir gegeben wurden, nämlich in Dinge, die mir eben nicht erschlossen werden sollten, wie etwa in die besonders heilige Ejubmoschee nicht einzudringen, sie nicht zeichnen und messen zu wollen.

Also bei wiederholter Anwesenheit in Konstantinopel habe ich alle Ursache gefunden, dem deutschen Botschafter und dem gewandten und in türkische Dinge tief eingeweihten Legationsrat Dr. Gieß dankbar zu werden, ebenso wie dem Sultan, dessen Güte mehrfach in Anspruch genommen werden mußte, wenn seine Beamten über den Umfang der erteilten Erlaubnis nicht im klaren waren. Denn eigne Initiative und eigne Entscheidung ist nicht die Sache türkischer Unterbehörden.

Das Teufelsschloß (Tekfur-Serai). Byzantinische Ruine.

Digitized by Google

Aus der byzantinischen Kirche des heiligen Sergius und Bacchus (Kleine Aja-Sofia).

Oft und gern bin ich durch das alte Stambul gewandert: je ferner der Brücke, desto eigenartiger, desto stimmungsvoller wird es. Zwischen Trümmern alter Schlösser und Kirchen, vom Erdbeben verschütteter Moscheen und gewaltiger Festungswerke, in alten Banten, denen schon längst die Kunstgeschichte einen Ehrenplatz einräumte, und solchen, über die kaum eine Kunde bisher in die Weite gelangte: messend, zeichnend, aufnehmend — immer dabei aus dem Vollen den Zauber dieser unvergleichlichen Stadt genießend.

So gelang es mir, ein Bild des Bauwesens von Konstantinopel zeichnerisch und photographisch festzulegen, das nun in einem besonderen Werke der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wird. Es sind wohl hundert zum Teil gewaltige Schöpfungen, die ich maß, und von denen die Mehrzahl bisher ungenügend oder gar nicht bekannt ist. Hier möchte ich von dem berichten, was auch dem Nichtfachmann beachtenswert sein könnte.

Mein Plan aber, auf meiner Orientreise nicht zu arbeiten, war gründlich gescheitert.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Cappella Palatina

Von Adalbert Meinhardt (Marie Hirsch)

Marie von Ebner-Eschenbach
zugeeignet.

Vor vierundzwanzig Jahren war's, wir saßen
In der Cappella Palatina morgens,
Indes die Geistlichen die Messe sangen;
Du maltest, und ich las — nein, las nicht, ließ nur
Den Finger ruhn im Buch, und ließ die Blicke
Rings zu den alten Mosaiken schweifen,
Wo auf dem goldnen Grund die Patriarchen,
Die frommen Jungfraun und die Hirten wandeln,
Und Palmen ragen an dem Wüstenbrunnen,
An dem Rebekka aus dem einen Eimer
— Der andre sinkt am Strick zurück zum Grunde —
Sich ihre Krüge füllt, um die Kamele
Zu tränken. Aber auf dem Bild darunter
Bäumt plötzlich Meeresflut in grünen Wellen
Dielzackig sich empor, das Schifflein Petri
Zu schaukeln, bei dem Fischzug mit den Jüngern;
Und Christus reitet ein zum Tor, und singend
Ziehn ihm entgegen bärtig ernste Männer ...
Doch aller der Gestalten Tun und Leiden
Und aller der Geschichten Bibelworte
Verweben klingend sich dem Messesingen
Zu einem großen, wundersamen Liede —
Kaum seh' ich mehr die einzelnen Gestalten,
Kaum sehe ich die Chorherrn im Gestühle,
In ihren violetten Seidenkleidern,
Die edlen scharfgeschnittnen Greisenköpfe,
Nicht, wie im Takt zum Singen sie sich wiegen,
Nicht, wie sie ihre großen Nasen schneuzen,
Ein Prischen nehmen, hinterm Taschentuche,
Dem rotkarierten, recht von Herzen gähnen,
Ich kann nur träumen! — —
In dem breiten Lichtstrahl,
Der von der hohen Kuppel niederflutet
Und goldig all das Gold verklärt, durchleuchtet,
Trägt jedes von den tausend Sonnenstäubchen,

Digitized by Google

Wie sie im Dunkel hin und wider tanzen,
Ein Sehnen von mir mit sich, trägt ein Hoffen,
Ein stolzes Wollen, dem das Können leicht scheint,
Hinaus, hinauf, in ferne Zukunftswelten!
Und droben in der lichten Kuppel schreiten
Die Engel mit den großen Märchenflügeln
Im Reigen feierlich zu meinen Träumen ...
Dann war die Messe aus. Die Chorherrn gingen
In langem Zuge quer durch die Kapelle.
Wir packten eilig Buch und Malgeräte,
Der Bruder kam schon, um uns abzuholen. —

Und vierundzwanzig Jahre sind vergangen.
Wir sitzen wieder an dem einst'gen Platze,
Am Fuß des weißen Marmor-Osterleuchters.
Der Kirchendiener, der den Fremden eben
Die Bilder zeigt, fragt, ob wir auch die Kanzel,
Die Marmorkanzel mit den Tiersymbolen
Besteigen wollen, eh' die Messe anfängt?
Man sieht die Mosaiken dort viel besser ...
Es sind dieselben alten Mosaiken,
Es ist die Palme an dem alten Ziehquell,
Es ist das Meer, das plötzlich grün sich aufbäumt
In zackig spitzen Ornamentenwellen.
Und Christus reitet auf der Eselinne
Hinein zum Tor. Und in der Kuppel schreiten
Im Kreis die Engel mit den bunten Flügeln ...
Nun hebt die Orgel an zur heil'gen Handlung,
Die Chorherrn sitzen singend im Gestühle
In violetten seidnen Chorherrnkleidern;
Die alten, greisen, weißen, feinen Köpfe,
Die wackeln und die gähnen und die niesen —
Es ist wie damals, alles so wie damals!
Der Sonnenstrahl so breit, so licht wie damals,
Der goldig all das Gold verklärt, durchleuchtet.
Nur — meine Wünsche, tolle Wünsche, streben
Nicht mehr hinaus, hinauf, bis in die Sonne!
Wir sitzen still und schaun und schaun und schweigen ...
Dann ist die Messe aus, die Chorherrn ziehen
In langem Zuge quer durch die Kapelle.
Ich reiche dir den Arm — du gehst am Stocke —
Der Bruder kommt nicht mehr, um uns zu holen ...

Digitized by Google

Kann vor der modernen Entwicklungslehre der religiöse Offenbarungsglaube bestehen?

Von Ferdinand Rahlwes

Es war im Winter des Jahres 1770, daß Goethe in Straßburg seinen bedeutendsten Lehrmeister fand: Herder. Herder arbeitete damals an einer Preisaufgabe der Berliner Akademie „Über den Ursprung der Sprache". Beruht die Sprache auf Offenbarung oder auf Entwicklung? Das war die Frage, um die es sich handelte. Herder lehnte eine besondere Offenbarung ab: seine Abhandlung ging darauf aus, wie Goethe in „Dichtung und Wahrheit" sagt, zu zeigen, „wie der Mensch als Mensch wohl aus eignen Kräften zu einer Sprache gelangen könne oder müsse".

Von Herder hat Goethe den großen Gedanken der Entwicklung übernommen, der immer mehr eine grundlegende Bedeutung für seine Weltanschauung gewann. Von den Jugendtagen dieser beiden großen Geister an hat der Entwicklungsgedanke seinen unvergleichlichen Siegeszug durch die gesamte geistige Welt gehalten. Er ist geradezu das Losungswort des neunzehnten Jahrhunderts geworden. In den mannigfachsten Ausprägungen begegnet er uns bei den Klassikern, den Romantikern, den idealistischen Philosophen, den Naturforschern.

Die Entwicklungslehre hat die ganze physische und psychische Welt in den Bannkreis ihrer Gedanken gezogen — auch die Religionen, auch das Christentum. Hier mußte nun ein schneidender Gegensatz hervortreten zwischen dem modernen Gedanken der Entwicklung und der überlieferten Vorstellung von der Offenbarung. Denn die kirchliche Lehre von der Offenbarung erklärt das Christentum für schlechthin übernatürlich, für die absolute Religion, die ein für allemal fertige Wahrheit. Aber die moderne Entwicklungslehre kennt nichts Übernatürliches, nichts Absolutes, nichts ein für allemal Fertiges.

Gibt es einen Ausgleich in diesem Kampf? Von hüben und drüben haben viele Stimmen geantwortet: Unmöglich! Entweder Offenbarung oder Entwicklung. Der ganze Widerspruch der modernen Welt gegen das Christentum drängt sich ja in der Entwicklungslehre zusammen. Aber nicht alle urteilen so. Vor einigen Jahren wies ein Theologe in einem Aufsatz auf die bekannte Tatsache hin, daß das Christentum einst die gebildete griechische Welt eroberte dadurch, daß es seine Wahrheiten in allgemein gültige griechische Denkformen kleidete. Wäre nicht heute ein ähnliches möglich? Man sagt freilich, es gebe in unsrer Zeit keine Art der Weltbetrachtung, so allgemein anerkannt wie in jenen Zeiten die grundlegenden Gedanken der griechischen Philosophie. „Aber sehen wir nicht," so fragt jener Theologe weiter, „in der Entwicklungslehre ein solches Gestirn gerade über dem Horizont auftauchen? Wird nicht der Entwicklungsgedanke einmal unsern Zeiten den großen Dienst leisten können, das Einheitsband uns zu weben zwischen Religion und Weltanschauung?"

Tatsächlich hat diese Frage in den letzten Jahren die Geister mannigfach beschäftigt, und sowohl in Deutschland wie in England und Nordamerika sind einzelne Stimmen aus dem theologischen Lager laut geworden, die den Entwicklungsgedanken mit Begeisterung begrüßten, die von hier aus für unsre Zeit ein neues Verständnis für das religiöse Leben, für die geschichtlichen Religionen, vor allem für das Christentum erhoffen.

Wunderlich, die einen sehen in dem Entwicklungsgedanken den Todfeind aller Religionen, die andern begrüßen ihn als den Helfer, der die moderne Welt der Religion wiedergewinnen soll.

Prüfen wir denn die beiden Gedanken, die im vergangenen Jahrhundert so scharf miteinander gerungen haben, unbefangen auf ihr Verhältnis zueinander.

Die Idee der Offenbarung, d. h. der Gedanke, daß die Gottheit irgendwie uns Menschen sich mitteilt, ist so alt wie die Religion selbst, gehört zu den grundlegenden Gedanken aller Religionen. Sehr verschieden ist die Art, wie diese Selbstmitteilung der Gottheit stattfindet. Dem primitiven Denken offenbart sie sich durch Dinge, heilige Gegenstände, ungewöhnliche Naturereignisse. Die geistig hochentwickelten Religionen werden die

Digitized by Google

Offenbarung immer ausschließlicher sehen in Personen, gotterfüllten Menschen — Propheten. Ein Stück dieses Weges von der Offenbarung durch Dinge zu der durch lebendige Menschen sehen wir auch in der Bibel vor uns.

Das Neue Testament lebt gänzlich in dem Glauben, daß in einzigartiger Weise Gott in Christo offenbar geworden sei, aber eine Reflexion, eine Lehre über die Art dieser Offenbarung findet sich im Neuen Testament nicht. Die kirchliche Offenbarungslehre, die so scharf das Christentum als übernatürlich von allen andern Religionen trennt, die das Christentum aus jedem innern Zusammenhang mit der Geschichte heraushebt, ist ein Erzeugnis der Theologie, nicht der Religion. Der Verkündigung Jesu ist dieser starre, strenge Offenbarungsbegriff durchaus fremd. Er hat vielmehr seine Wurzeln in bestimmten Gedanken der jüdischen Theologie, die auch in der christlichen Kirche mannigfach fortgewirkt hat. Hier fand sich die Vorstellung von der Erwählung dieses einen Volkes, von der ausschließlichen Offenbarung, die Gott diesem Volke zuteil werden ließ in einer Geschichte voller Wunder, in einem unfehlbar heiligen Buch. Was die Welt außerhalb dieses kleinen Offenbarungskreises an Religion besitzt, das ist Heidentum, Götzendienst. Diese Vorstellungen wirken in veränderter Form in der Theologie der christlichen Kirche weiter. Die Menschheit im ganzen — schon die Sagen des ersten Buches Mosis erzählen das — hat Gott verloren, ist in Sünde und Schuld verstrickt, die Welt ist gottfremd, gottlos. In diese völlige Nacht leuchtet einzig das Licht der einen, in übernatürlicher Weise vermittelten Offenbarung, die in Christus gipfelt.

Auch die Reformation hat diesen streng exklusiven Offenbarungsbegriff nicht angetastet, ja die lutherische Orthodoxie hat ihn besonders scharf ausgeprägt. Die Offenbarung — das ist die Bibel. Zwischen den beiden Deckeln dieses Buches war für die altlutherische Orthodoxie alles enthalten, was die Welt an Gottesoffenbarung überhaupt besaß. Es war eine natürliche Folge dieses exklusiven Offenbarungsbegriffs, daß nun jeder Buchstabe der Bibel als vom heiligen Geiste diktiert galt. Alles Ernstes haben lutherische Theologen gestritten, ob das Diktat des heiligen Geistes beim hebräischen Text des Alten Testamentes sich nur auf die Konsonanten oder auch auf die Vokale erstrecke.* Das Christentum gehört, was seine Entstehung und seine klassischen Urkunden angeht, nach diesem strengen, von der Kirche ausgebildeten Offenbarungsbegriff im Grunde genommen der menschlichen Geschichte überhaupt nicht an.

Es braucht kaum gesagt zu werden: Wer für diese Kirchenlehre heute kämpft, der kämpft für einen verlorenen Posten. Wenn es wahr wäre, daß mit diesem Begriff der Offenbarung das Christentum, die Religion überhaupt steht und fällt, nun, dann wären eben die Tage religiösen Glaubens gezählt. Hier steht nicht Überzeugung gegen Überzeugung. Hier steht die Wissenschaft, die Forschung auf dem Gebiet der Natur, der Geschichte einer kirchlichen Glaubensform vergangener Zeiten gegenüber und hat sie für das moderne Denken aufgelöst.

Aber wenn die theologische Form des Begriffes fällt, kann der religiöse Gedanke einer Gottesoffenbarung bleiben? Ist nicht die Idee der Offenbarung tief verflochten in das antike Denken, zu dem die Entwicklungslehre in schneidendem Gegensatze steht? Für das antike Denken ist alles wahre Sein unwandelbar, in sich ruhend, geschichtslos; die Entwicklungslehre sieht alles und jedes Sein im Werden, im Wandel. Ein schärferer Kontrast ist nicht denkbar. Für das antike, von Plato beeinflußte Denken ist alle Wahrheit zeitlos, ewig und darum etwas Fertiges, nicht etwas Werdendes. So konnte die platonische Philosophie die Bildung von Dogmen, ewig gültigen Lehrsätzen, stark befördern. In fröhlichem Optimismus haben die Griechen der klassischen Zeit sich die letzte, höchste Erkenntnis zugänglich geglaubt. Dieser Erkenntnisoptimismus hängt zusammen mit ihrer Sprachphilosophie. Das Wort bezeichnet dem Griechen wirklich das Wesen des Dinges. Was ich im Begriff festgelegt habe, das habe ich damit wirklich in den Banukreis meiner Erkenntnis gezogen.

Wie zuversichtlich klingt doch die Behauptung des Aristoteles, daß es nicht mehr Sinne geben könne, als wir Menschen haben, daß die Natur nicht mehr Eigenschaften haben könne, als wir Menschen wahrnehmen. Wie weit aber sind wir heute von solcher Zuver-

* Die hebräische Schrift kennt ursprünglich nur Konsonanten; die Vokalzeichen gehören viel späteren Zeiten an.

Digitized by Google

sichtlichkeit entfernt, wir, denen es zur drückenden Frage ward, ob es eine Erkenntnis der Dinge in vollem Sinne für uns geben könne, wir, denen das ganze stolze Gebäude der Philosophie vergangener Zeiten immer mehr zu einer skeptischen Erkenntniskritik ward.

Jener griechische Idealismus aber, der uns so fern liegt, hat die Denkformen geliefert für die Lehre von einer Offenbarung, die auftrat mit dem Anspruch voller Wahrheit, allgemeiner Gültigkeit, ewiger Dauer. Von Plato an bis in die Tage der neueren Philosophie hat dieser Satz das Denken der Welt beherrscht: alles wahre Sein unwandelbar; unter dem Schutz dieses Gedankens hat die Anschauung von der christlichen Offenbarung gelebt. Jetzt sagt uns die Entwicklungslehre: alles Sein im Wandel, im Werden.

Es wäre eine ungemein anziehende Aufgabe, eine Geschichte des Entwicklungsgedankens zu schreiben. Sie ist bis heute noch nicht geschrieben, wenn auch manche Vorarbeiten vorhanden sind. Manchem mag es überraschend sein, zu hören, daß das heute so völlig unentbehrliche Wort „Entwicklung" erst gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts auftaucht und erst in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts allgemeinere Bedeutung erlangt. Rudolf Eucken, der bekannte Jenaer Philosoph, hat uns darauf hingewiesen. Er hat auch darauf aufmerksam gemacht, daß die Wurzel des modernen Entwicklungsgedankens in der religiösen Spekulation, der Mystik des Mittelalters, zu suchen ist. Hier wurde zuerst die starre Wirklichkeit in Fluß gebracht, Gott und Welt einander wieder nähergerückt. Die Welt ist die Entfaltung, die Selbstentwicklung Gottes. Es ist charakteristisch, daß man in dieser religiösen Spekulation die Wurzel des modernen Gedankens suchen kann. Der Entwicklungsgedanke ist nie bloß ein rein wissenschaftlicher Lehrsatz gewesen, aus Beobachtung und Erfahrung gewonnen. Gewiß ist, seit die naturwissenschaftlichen Kreise sich seiner bemächtigt haben, ein riesiges Tatsachenmaterial aufgebracht, um ihm seine wissenschaftliche Grundlage zu geben. Aber es waren doch Mystiker seine Väter, Denker und Dichter seine begeisterten Propheten, und gerade heute will er etwas andres und mehr bedeuten als einen Einzellehrsatz — eine Weltanschauung.

Zwei Reihen lassen sich in der Geschichte des Entwicklungsgedankens unterscheiden: die eine führt von Leibniz zu Lessing und Hegel, die andre gipfelt in den Namen Herder, Goethe, Darwin. Für die Männer der ersten Gruppe ist die Weltentwicklung wesentlich ein intellektueller, ein logischer Prozeß; eine Selbstentwicklung des vernünftigen Denkens. Das Interesse dieser Gruppe richtet sich auf den Menschen ausschließlich, der von der Natur völlig losgelöst wird, wie das namentlich die Aufklärung getan hat. Ihr fehlte ja jedes tiefere Naturgefühl, das Empfinden für den innigen Zusammenhang des Menschen mit der Natur, sein Verflochtensein in die Natur. Gerade um dieser Einseitigkeit willen sieht uns heute die Zeit der Aufklärung so fern.

Die zweite Gruppe vereinigt Namen sehr verschiedener Art. Ich will gleich den Verdacht abwehren, als wollte ich Goethe, der neben Darwin genannt wurde, damit einfach zu einem Darwinisten im heutigen Sinne stempeln. Das ist Goethe nicht, wenn es auch oftmals behauptet wurde. Aber deutliche Fäden führen von ihm zu Darwin. Goethe hat wie kaum ein andrer dem Entwicklungsgedanken in seiner naturwissenschaftlichen Form den Boden bereitet. Man denke an seine Studien zur Botanik, seine „Metamorphose der Pflanzen", an seine Studien zur vergleichenden Anatomie, etwa seine berühmte Entdeckung des Zwischenkieferknochens. Das Material, das er gesammelt hat, die Beobachtungen, die er machte, es waren Vorarbeiten für Darwin, den großen Naturforscher, der, wie Helmholtz sagt, mit „einem genialen Wurf" die ganze Natur der Entwicklungsidee unterwarf. Aber Goethe stand auf zu hoher Warte, um der starken Einseitigkeit mancher modernen Darwinisten sich schuldig zu machen, für die aller Weisheit letzter Schluß in dem einen Satze ruht, daß der Mensch das höchstentwickelte Säugetier ist.

Es ist die einseitige Ausprägung der Entwicklungslehre in diesen Kreisen, der starke Mißbrauch, der hier mit diesem Begriff getrieben ist, der das Mißtrauen gegen ihn in vielen religiös gestimmten Kreisen begreiflich macht. In aller Händen ist Haeckels bekanntes Buch „Die Welträtsel". Hier ist die Entwicklungslehre zum Zauberwort geworden, das alle bisher verschlossenen Pforten der Erkenntnis geöffnet. Jahrtausende haben die größten Geister mit den Rätseln des Daseins gerungen. Und so sehr auch in mühevoller Arbeit der Jahrhunderte der Kreis des Wis-

Digitized by Google

sens Schritt um Schritt größer ward, zuletzt stand man doch immer vor dem Unerforschlichen, das wir nach Goethes Wort „ruhig verehren" sollen. Seit dem Jahre 1899, dem ersten Erscheinen von Haeckels Buch, ist das anders geworden. Die Rätsel sind aus der Welt geschwunden. Und wie ungemein einfach war es doch, sie zu beseitigen! In wenig Worten setzt sich Haeckel im ersten Kapitel seines Buches mit Du Bois-Reymond auseinander, der in seinem berühmten Vortrag die Grenzen des Naturerkennens festzustellen suchte und später „die sieben Welträtsel" uns aufwies. Von diesen sieben Rätseln sind nach Haeckel drei durch seine „Auffassung der Substanz erledigt", drei andre „durch die moderne Entwicklungslehre endgültig gelöst", das letzte, die Willensfreiheit, existiert in Wirklichkeit gar nicht, es ist nur in den Köpfen einiger Menschen vorhanden.

Eine eingehende Kritik dieses Standpunktes ist heute nicht mehr erforderlich. Philosophen wie Paulsen und Adickes haben auf die völlig unzulängliche Erkenntnistheorie Haeckels hingewiesen. Die Fragen aber nach den letzten Rätseln der Welt lassen sich nun einmal auch für den Naturforscher nicht beantworten ohne ein gewisses Maß philosophischer Schulung. Einschneidender noch ist die Kritik, die hervorragende Fachgenossen an Haeckel geübt haben. So hat der Physiker der Universität Petersburg O. D. Chwolson die physikalischen Ausführungen des Biologen Haeckel einer scharfen Kritik unterworfen und ihn dann an das zwölfte Gebot erinnert: „Du sollst nie über etwas schreiben, was du nicht verstehst." Einen stärkeren Eindruck noch hat vielleicht in vielen Kreisen die Streitschrift des bekannten Physiologen Eduard Hitzig gemacht: „Welt und Gehirn". Hitzig steht, wie er ausdrücklich sagt, als Naturforscher in den meisten Dingen auf dem gleichen Boden wie Haeckel, sieht aber schärfer und nüchterner die Grenzen des Naturerkennens und ruft am Schluß seiner Abhandlung seinem Gegner die Worte zu: „Es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als eure Schulweisheit sich träumen läßt." Das „Ignorabimus" Du Bois-Reymonds wird sein Recht behalten gegenüber den drei Rätselfragen vor allem, die er selbst als „transzendent" bezeichnete: den Fragen nach dem Wesen von Materie und Kraft, nach dem Ursprung der Bewegung, dem Entstehen des Bewußtseins. Kein Zauberwort wird je, das ist für jedes nüchterne und klare Denken unzweifelhaft, den letzten Schleier des Schöpfungsgeheimnisses lüften. Die gegebene Wirklichkeit und ihre Gesetze zu erforschen, das ist die Aufgabe der Naturwissenschaft. Unermeßlich ist das Arbeitsgebiet, das hier noch vor ihr liegt. Sie muß völlig freie Bahn bei dieser Arbeit haben. Sie kann sich nicht durch fremde, vermeintliche Interessen die Methode ihrer Arbeit, die Grenzen ihrer Tätigkeit vorschreiben lassen. Es ist selbstverständlich, daß der Naturforscher, soweit irgend möglich, mit mechanistischen Theorien die Natur und ihr Leben zu erfassen sucht. Das ist nicht nur sein gutes Recht, das ist seine Pflicht. Gewiß wird die Entwicklungslehre der Naturforschung bei ihrer Arbeit auch in Zukunft glänzende Dienste leisten können. Das gilt auch von der Form, die der Entwicklungsgedanke im Darwinismus angenommen hat, der Selektionstheorie, der Lehre von der natürlichen Auslese und dem Kampf ums Dasein als Faktoren der Entwicklung. Aber die besonnene Naturforschung hat mit aller Energie stets die Grenzen der Bedeutung dieser Selektionstheorie betont. Die ganze unausdenkbar reiche Weltentwicklung bis zum Menschen hinauf als Spiel des Zufalls, als die Wirkung rein mechanischer, sinnlos und ziellos wirkender Faktoren ansehen — das wäre der bare Wahnsinn. Hier wird man immer wieder hinweisen müssen auf die innern Form- und Triebkräfte, die geheimnisvoll die ganze Welt des Lebendigen durchwalten.

Eine scharfe Ablehnung verdient ein weiterer Mißbrauch, der von einzelnen Anhängern Darwins mit der Entwicklungslehre getrieben ist. Es ist die Sucht, die höheren Stufen der Entwicklung herabzusetzen, weil sie ja doch aus niederen hervorgegangen sind; die Sucht, das eigne, neue der höheren und höchsten Stufen geflissentlich zu verkennen. Besonders den religiösen Glauben hat man herabzusetzen sich bemüht mit dem Hinweis, er habe ja seine Ursprünge in Aberglauben und Gespensterfurcht gehabt.

Wer hält es für gerecht, die Ehe in unsern heutigen Kulturvölkern lediglich danach zu bewerten, daß sie aus der Raubehe längst vergangener Zeiten hervorgegangen ist? Wer hält es für sinnvoll, dem geistigen Leben unsrer Tage gegenüber achselzuckend darauf hinzuweisen, daß doch auch wir Nachkommen

Digitized by Google

von Menschen sind, deren Sprache nur in einzelnen dürftigen Lauten bestand? Ist es nicht selbstverständlich, daß das religiöse Leben wie alles Menschliche dem Gesetz der Entwicklung unterworfen ist? Warum gerade hier das Eigenartige, Neue der höheren Stufen verkennen? Warum in allen Winkeln geflissentlich nach Resten primitiven Aberglaubens suchen, um dann triumphierend zu behaupten, die vergeistigte Religion sei im Grunde auch nichts andres?

Das Unerforschliche, das Geheimnis, so sehen wir, ist auch jetzt nicht aus der Welt geschwunden. In allen Zeiten wird die Menschheit in Ehrfurcht sich ihm beugen. Aber das Recht religiösen Glaubens ruht doch nicht bloß darauf, daß gewisse Rätsel dieser Erscheinungswelt nicht gelöst sind, ein Rest für immer unerklärlich bleiben wird. Der Glaube beansprucht — und er muß das seinem Wesen nach tun — die ganze Welt, die erforschte wie die unerforschte, das ganze Leben unter religiöse Deutung zu stellen. Nun hat auch schon vor den Zeiten der Entwicklungslehre die Naturforschung uns gezeigt, daß von strengen Gesetzen der Kosmos durchwaltet wird, die keine Ausnahme kennen. Die Zeiten antiker Vorstellungen, da die Götter willkürlich in den Gang der Dinge eingriffen, sind vorüber. Daß nach ewigen, ehernen, großen Gesetzen wir unsers Daseins Kreise vollenden müssen, wissen wir modernen Menschen alle. Ist nicht mit der Erkenntnis der unverbrüchlichen Gesetze die Gottheit aus der Erscheinungswelt gewichen? Schiller hat eine Antwort gegeben auf diese Frage:

Den Künstler wird man nicht gewahr, bescheiden
Verhüllt er sich in ewige Gesetze.
Die sieht der Freigeist, doch nicht ihn. „Wozu
Ein Gott," sagt er, „die Welt ist sich genug."
Und keines Christen Andacht hat ihn mehr
Als dieses Freigeists Lästerung gepriesen.

Tief einschneidend hat die Entwicklungslehre unser Weltbild, ja auch unser Lebensgefühl beeinflußt. Zuerst: sie hat zu der räumlichen Unendlichkeit, die seit Kopernikus die Welt für den Menschen gewann, die zeitliche gefügt. Sie hat dem Gedanken der Einheit alles Seienden, der Einheit vor allem alles Lebendigen, der schon für Goethe eine so große Bedeutung hatte, eine ungeahnte Grundlage gegeben. Sie zeigt uns endlich das Universum in ruheloser Veränderlichkeit, die aber ein stetes Fortschreiten bedeutet.

Historiker und Philosophen haben oft, wenn sie die menschliche Geschichte überschauten, gezweifelt, ob man hier von einem Fortschritt, einem Emporsteigen reden könne. Von der Geschichte aus läßt sich die Frage vielleicht kaum beantworten. Soweit sie sich uns zurückdehnen mag, es sind doch winzige Zeiträume, die wir übersehen. Aber durch Darwin hat ja auch die Natur eine Geschichte erhalten von fast erdrückender, überwältigender Großartigkeit. Aus der unorganischen Welt wächst die organische hervor. Aus dunklen Tiefen ringt in der organischen Welt das Bewußtsein sich empor. Von tierischem Bewußtsein führt dann der Weg in die Höhe zu dem Menschen, in dessen Geist das Weltall, die Unendlichkeit sich spiegelt.

Wer einmal einen Atemzug getan hat in dieser unsrer Welt, die ohne Grenzen in Zeit oder Raum sich dehnt, könnte der zurück in das enge Haus, in dem unsre Altvordern vor den Tagen des Kopernikus sich wohnen glaubten? Wem einmal das Jauchzen gekommen ist über dieses grandiose Bild immerwährend schöpferischer Entwicklung — könnte er je davon lassen?

Als das grundlegende religiöse Gefühl hat Goethe die Ehrfurcht genannt. Nur stumpfer Sinn kann vor diesem Bilde unendlicher, einheitlicher, schöpferischer Entwicklung die Ehrfurcht weigern. Den Denkern des Mittelalters ist die Idee der Welt gewachsen von der Idee Gottes aus. Für viele moderne Menschen wird der Weg ein umgekehrter sein: von dem Gedanken des unendlichen Universums aus wird der Gottesgedanke für sie immer größer und erhabener werden. Tieferen Sinn und volleren Inhalt als je hat für uns das alte Prophetenwort: „Fürwahr, Völker sind vor ihm wie ein Tropfen am Eimer und wie ein Stäubchen auf der Wagschale."

Daß wir Kinder der Erde dieser Ehrfurcht überhaupt fähig sind, zeigt, daß wir dazu berufen sind. Nicht stehenbleiben konnte der menschliche Geist bei der verwirrenden Fülle der Erscheinungen, die auf unsre Sinne eindringen. Er ist fortgeschritten zu dem Gedanken des Kosmos, des gesetzmäßig geordneten Weltalls, wie ihn die Griechen erarbeitet haben. Es ist ein Gesetz des menschlichen Geistes, daß er zusammenzufassen, abzuschließen, zum letzten Ursprung vorzudringen sucht. Darum ist der Gottesgedanke ein Eigentum

Digitized by Google

des gesamten Menschengeschlechts. Und wiederum: es ist ein zwingendes Gesetz unsers Wesens, daß wir die unmittelbare Beziehung suchen zu dem letzten Grund alles Seins, daß wir über die Natur uns erheben, daß wir in dem Glauben an den Gott in uns die innere Freiheit uns erstreiten. Wir Menschen wären keine Gottsucher, gäbe es für uns nicht ein Ergreifen des Göttlichen, eine Offenbarung Gottes.

Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nie erblicken.
Läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Nie könnt' uns Göttliches entzücken.

Der Gott, dem es ziemt, die Welt im Innern zu bewegen, Natur in sich, sich in Natur zu hegen — er bewegt die Welt auch in unserm Innern. „Die Religion müssen wir in uns, nicht außer uns suchen." Wir sind dieser Mahnung Kants eingedenk. In unserm Herzen ist die Stätte der Offenbarung, des Erlebens der Gottheit. Hier ist der feste Punkt, von dem aus wir die Welt bewegen können. Hier ist ein ewig unangreifbares Gebiet für unsre Glaubensgedanken: Deutung der Welt, der Geschichte, unsers Lebens von unserm innern religiössittlichen Erleben aus.

So bleibt Religion als Besitz des einzelnen, Offenbarung als persönliches Erleben der Gottheit unantastbar. Aber ist nicht der einzelne auch in religiöser Hinsicht ein Kind seiner Zeit, ist er nicht abhängig von der Überlieferung, der Geschichte des bestimmten Religionskreises, zu dem er gehört? Und können wir von Offenbarung reden gegenüber den einzelnen objektiven großen Gestaltungen der Religionsgeschichte? Gegenüber allen oder nur einigen, und welchen? Muß nicht die Entwicklungslehre die Religionsgeschichte in ganz anderm Licht erscheinen lassen als bisher?

Gewiß! Eins muß aufhören: die krasse Unterscheidung von natürlicher und übernatürlicher, wahrer und falscher Religion. Die enge Meinung muß schwinden, daß nur in dem Bekenntnis, dem Kultus der eignen Kirche die wahre Religion atme, überall sonst in der Welt aber nur ihr Zerrbild sich finde. Bousset, der Göttinger Theologieprofessor, nennt mit Recht diese Meinung einmal eine „geist- und gottlose Weltanschauung". Nirgendwo ist religiöses Denken und Empfinden rein natürlich und nirgendwo rein übernatürlich. Überall, wo Religion ist, webt Göttliches und Menschliches zusammen. Etwas Einheitliches ist das religiöse Leben der Menschen, die Fähigkeit religiösen Erlebens ein Erbgut des Menschengeschlechts. Als die gewaltigste Tatsache des menschlichen Seelenlebens erscheint sie uns. Keine andre hat so gewirkt wie diese. Hier hat der Mensch zuerst sich emporgereckt über den bloßen Naturzusammenhang, hier ist ihm zuerst eine unsichtbare, geistige Welt aufgegangen. Als er über die Welt hinausgriff in religiösem Glauben, ist er erst wahrhaft Mensch geworden. Die Größten unsers Geschlechts sind die Zeugen für diese königliche Bedeutung des religiösen Momentes in unserm Geistesleben. Kein Geringerer als Goethe hat ausgesprochen: „Die Menschen sind nur so lange produktiv in Poesie und Kunst, als sie noch religiös sind, dann werden sie bloß nachahmend und wiederholend."

So erscheint uns das religiöse Leben als notwendiges und innerlichstes Stück der ganzen Menschenentwicklung. Wer es wegwirft, wirft damit ein Stück echten und besten Menschentums weg.

Ist die Religion ein Stück Menschentum, können wir religiöses Leben nur in zeitlich bestimmten Denkformen haben, so hat auch die Religion in Wahrheit eine Geschichte gehabt, eine Geschichte, die nach strengem innerem Gesetz sich entwickelte, in engstem Zusammenhang mit dem übrigen geistigen Leben der Menschen. Unter diesem Entwicklungsgesetz stehen alle Erscheinungen der Religionsgeschichte ohne Ausnahme. Das anerkennen heißt natürlich nicht, den Unterschied zwischen den Religionen verwischen, den eigentümlichen Charakter der höchsten Religionen, etwa des Christentums, verkennen. Ist doch vorhin ausdrücklich gewarnt worden vor der Liebhaberei einiger Entwicklungsfanatiker, die so gern das Eigentümliche, Neue der höheren Stufen verkennen.

Auch für den Forscher, der dem Christentum innerlich fremd wäre, bleibt diese Religion die reichste nach Ursprung und Geschichte. Diese Religion, in der Morgenland und Abendland zusammentrafen, zu der die beiden für unsre Kultur wichtigsten Rassen ihr Bestes zugesteuert, die den größten und wichtigsten Teil der modernen Kulturvölker erzogen hat, viele ihrer größten Geister in ihre Dienste

Digitized by Google

zwang, die einen beispiellosen Reichtum an Typen in ihrer Geschichte entwickelte. Mit dieser Feststellung hat aber die Wissenschaft ihr letztes Wort gesprochen. Die Frage, was für uns heute noch als Offenbarung zu gelten hat, d. h. als Autorität, der zu beugen wir innerlich uns gezwungen fühlen, gehört nicht vor das Forum wissenschaftlicher Forschung. Sie richtet sich an den religiösen Menschen, die religiöse Gemeinde von heute.

In lebhafter Erinnerung sind uns noch die Vorträge des Assyriologen Delitzsch über Babel und Bibel. Und es ist bekannt, daß er in seinem zweiten Vortrag die Frage erörterte, ob wir im Alten Testament noch „Offenbarung" anzuerkennen hätten. Der bekannte Brief des Kaisers an den Admiral Hollmann lehnte diese Fragestellung als unzutreffend ab. Mit gutem Grund! Angenommen auch, daß Delitzsch sonst in allen Punkten recht hatte, hier war er im Unrecht.

Fortschreitende Entwicklung läßt die moderne Weltanschauung auch auf dem Gebiet der Religionsgeschichte uns suchen. Sie ordnet auch die größten Geister in diese Entwicklung ein. Aber gerade hier heben sich die Namen der großen Einzelnen, der schöpferischen Geister, der Träger der Gottesoffenbarung hoch heraus. Ist nicht die Frage nach der Bedeutung der Einzelpersönlichkeiten für die Religionsgeschichte besonders drückend?

Gewiß, auch jene echten Heiligen der Weltgeschichte waren Kinder ihrer Zeit. Sie mußten es sein, um wirken zu können. Denn wir verstehen nicht Engel, nicht Götter, nur Menschen, die in unsrer Sprache reden, mit unsern Begriffen denken, unsre Empfindungen teilen. Aber niemals wird man jene großen Träger der Gottessehnsucht unsers Geschlechts als Produkt ihrer Umwelt „erklären" können. Jede schöpferische Persönlichkeit ist von einem Geheimnis umgeben, das sich nicht restlos auflöst. Oder können wir einen Goethe „erklären"? Wie eine mathematische Aufgabe es ausrechnen, warum er gerade in seiner Zeit und gerade in seiner Umgebung geboren werden mußte? Die Geschichtswissenschaft kann uns manche Bausteine aufweisen, die für eine neue Religion bereit lagen in der Zeit des werdenden Christentums. Aber warum aus diesen zerstreuten Steinen, dieser Summe von totem Material über Nacht auf den Trümmern der Antike der Weltbau des Evangeliums sich erhob, das wird keine Entwicklungslehre jemals „erklären" können.

Auf keinem Gebiet bedeutet die Persönlichkeit so viel wie auf dem religiösen. Kein religiöser Lehrsatz, und wäre er noch so wahr und tief, kann je Offenbarung heißen. Sie tritt uns nur in dem persönlichen religiösen Erleben der großen Seher entgegen. An ihren Heroen studiert man die Religion. Studiert man doch die Kunst an den Künstlern, Poesie an den Dichtern, also Religion an den Sehern; nicht an Priestern oder Theologen, nicht an Kirchenkonzilien oder Katechismen. So bleiben wir bewahrt vor dem Statutarischen, Engherzigen, denn die Persönlichkeit ist unerschöpflich, ist frei. Freilich, wenn man auch das Gewand, das jene Großen trugen, für heilig erklärt, wenn man unter ihre doch zeitlich bedingte Vorstellungswelt die späteren Geschlechter beugen will, dann verzäunt man vielen den freien Zugang. In zeitliche Form ist immer das Ewige gehüllt, das in Wort und Gedanke sich aussprechen will. Solche Formen sind nicht beengend, solange das allgemeine Denken sich in ihnen bewegt. Wächst es aber darüber hinaus, so steigt der Konflikt herauf. Das ist unsre heutige Lage, und darum sind die heißen religiös-kirchlichen Kämpfe unsrer Tage durch kein Mittel aus der Welt zu schaffen.

In diesem Ringen kann uns der Entwicklungsgedanke reiche Dienste leisten. Lehrt er uns doch: das Recht der Vergangenheit achten. Wir sind ja alle durch das Gestern geschaffen, bedingt. Wir können nicht von ihm loskommen. Torheit, aus den Wolken über Nacht die neue Religion zu erwarten, die mit aller Vergangenheit bricht. Nur auf dem Boden des Gestern kann sich das Heute erheben.

Das Recht des Heute, das Recht der Gegenwart wollen wir behaupten. Die Entwicklungslehre gibt auch dem modernen Menschen, der von den Dogmen sich löste, das Recht, sich einen Christen zu nennen. Die Vergangenheit soll der Gegenwart dienen, nicht über sie herrschen. Der Zukunft mögen wir vertrauen. Noch sind wir nicht am Ende des Werdens. Bergehoch noch liegt es vor uns. Wir aber sprechen mit Lessing: „Geh deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung, aber laß mich nicht deiner Unmerklichkeit wegen an dir verzweifeln."

Digitized by Google

Neue Radierungen von Liebermann

Von Prof. Dr. Oskar Bie

Sie bitten mich um die neuen Radierungen von Max Liebermann und um einige Worte, die ich Ihnen dazu sagen könnte. Ich werde versuchen, das in Worte zu fassen, was ich diesen Radierungen zum Geleit geben möchte, wenn sie, wie beabsichtigt, bei Bard u. Cassirer im Druck erscheinen. Hätten Sie mich um einen gemeinsamen Gang durch ein Museum oder eine Ausstellung gebeten, so hätte ich Ihnen dies abschlagen müssen. Denn auf die Dauer finde ich es für einen Menschen, der sich zur Kunst erziehen will, fast unmöglich, diese zufälligen Sammlungen lückenhaften Materials sich zu einem Erlebnis aufzudrängen. Er erkennt, daß verschiedene Maler verschieden malen, und daß der einzelne sich nicht gleichbleibt. Er redet sich entweder eine Objektivität ein, die allen Standpunkten gerecht werden will und doch nur eine Auflösung seiner natürlichen Sympathien und seines instinktiven Urteils bewirkt. Oder er läßt sich von einer schrankenlosen Subjektivität tragen, die an solcher Stelle gemeinsamer Arbeit übel angebracht ist und zu gefährlichen Über- und Unterschätzungen führen muß. Unterhalten wir uns mit einem andern in einer Ausstellung, so reden wir entweder, wenn beide sprechen, nebeneinander her, oder wenn der eine spricht, wird er leicht so uferlos, daß ihm nachher das Gewissen der eitlen und fanatischen Sünde schlägt. Ich habe keine guten Erfahrungen damit.

Wenn ich Ihnen dagegen diese Blätter, kleine und handliche Blätter, mit Bemerkungen begleite, so weiß ich mich in einem beschränkten Kreise, der meine Anmaßung nicht herausfordert und meine Allversteherei nicht Lügen straft. Es ist die intime Stimmung des Kupferstichkabinetts. Wir halten das einzelne Blatt in der Hand, solange es uns gefällt, wir sind nicht geängstigt durch eine Polizeistunde des Schlusses oder ein erdrückendes Pensum der Sehenswürdigkeit, wir sind nicht abgelenkt durch andre Bilder, die sich wider Willen in unser Gesichtsfeld hineindrängen mit einer wahren Schadenfreude über die Unmöglichkeit des vielgepriesenen Individualismus, wir sind nicht gestört durch ein Publikum, das die Kunst mit einer Wärmehalle verwechselt, Soldaten voll dummer Neugierde, Engländer mit Fremdenführern, kleine Mädchen mit schnippischem Kleid und schnippischem Dialekt, die sich an die Messingstäbe des Museums lehnen und abwarten, wer die Wette gewinnen wird, das tote Bild oder das lebendige Locken — wir sind unter uns und genießen das Glück der gesammelten Betrachtung, Herren des Raumes und der Zeit, zu Gaste bei einem einzigen Künstler, bei einer einzigen Technik, bei wenigen einzelnen Blättern, die mit leiser Stimme Echo oder Widerspruch in uns wachrufen, ein langsames, bedächtiges und erst allmählich verantwortungsvolles Reagieren auf gegebene Werke: das ist der Zauber, mit dem Kunst wirken kann.

Die zahlreichen graphischen Arbeiten Liebermanns sind heute bereits katalogisiert in einem sorgsamen Band, den Gustav Schiefler bei Bruno Cassirer erscheinen ließ. Wir sind heute vorsichtiger. Bei der leichten und oft gelegentlichen Art, wie Reproduktionszeichnungen, Lithographien, Radierungen entstehen, manchmal ein Auftrag, manchmal eine Laune, wird die Übersicht über ihre Gesamtheit vom Künstler selbst, von den andern erst recht verloren. Man entschließt sich, über seine Arbeiten, die an verstreuten Stellen herauskommen, noch bei Lebzeiten den Katalog zu verfassen, also das thematische Verzeichnis gesammelter Werke, die noch nicht zu sammeln sind. Liest man das Verzeichnis Liebermanns, so erstaunt man selbst über die Fülle des Produzierten, die man nicht ahnte, auch wenn man jedes Stück kannte. Es ist stattlich bei einem Künstler, der die Mitte der Schaffenszeit erreicht hat. Und mehr: es ist lehrreich für seine Entwicklung, seine Arbeit an sich selbst, die unermüdlich, statt sich mit Korrekturen oder „Zuständen" zu plagen, das Motiv lieber wieder ganz neu anfaßt, noch einmal und noch einmal durcharbeitet, eigne Bilder

Digitized by Google

übersetzt und variiert, eigne Zeichnungen ätzt und vollendet, ein wundervoller sichtbarer Kreis des Ernstes in der Geniearbeit. Auch unsre Blätter sind in diesen Katalog schon aufgenommen, und was dem Sammler über sie zu sagen ist, finden Sie darin mit aller gehörigen Ausführlichkeit.

Die Ätzung des Selbstporträts, die ich Ihnen heute vorlege, trägt im Katalog die Nummer 56. Wir finden dort, daß der Künstler an dem rechten Auge während des Druckes noch ein wenig gearbeitet hat, so daß einige Exemplare nicht ganz das Licht im Auge zeigen, das zuletzt erreicht worden ist. Es mag das ein Zeichen sein, daß etwas Grübelei über dem Blatte liegt, und ich will nicht sagen, daß es schwächer, aber doch, daß es zurückhaltender ist als die andern — ein guter Grund, mit ihm zu beginnen. Es ist, als ob der Künstler vor jener Kraft und Erdhaftigkeit, die uns seine Malerei in der Zeit dekorativer Gefahren doppelt verehren läßt, mit einer leisen Scheu sich zurückgehalten hätte, wie Autobiographen der Welt ein Selbstporträt zu überliefern pflegen, das mehr ihre Meinung über ihr Leben, ja ihre unerfüllten Wünsche darstellt als ihren Reflex in der Umwelt. Andre im Spiegel beobachten wir unbemerkt und schließen von ihrem Leben auf ihre Kunst, von ihrer Kunst auf ihr Leben. Sieht man sich selbst im Spiegel, so muß die Unbefangenheit dem Willen zur Objektivität weichen, und man modelliert sich. Die Säle der Selbstporträte berühmter Maler alter und neuer Zeit in den Florentiner Uffizien sind keine Photographiealbums, sondern sind Bekenntnisse von Trieben, Wünschen und auch Eitelkeiten. Im Grunde ist keines davon ausgenommen, und es ist nichts interessanter, als diese Sammlung daraufhin anzusehen, wie sich der Stil des Selbstmodellierens wandelt und vervielfacht, bei einigen bis zur Selbstverleugnung, bei andern bis zur malerischen Ekstase. Die Geschichte der geschriebenen Autobiographien wird immer korrigiert oder vielmehr illuminiert werden durch die Vergleiche der nicht öffentlichen Tagebücher, in denen die wahre Seele des Dichters (nehmen Sie nur Grillparzer) erschreckend aufleuchtet. Die Geschichte der gemalten Autobiographien hat dieses Korrektiv nicht. Schreiben ist Entwickeln, Malen ist Fixieren. Das gemalte Selbstporträt ist der konzentrierte Versuch eines eignen äußern momentanen Bildes, das alle Selbstbeobachtungen und Umdeutungen der sichtbaren Erscheinung stilisieren muß, wenn es bestehen will.

In der Selbstporträtgalerie der Uffizien hängt auch Liebermann: ein Bild von 1902, eins der angenehmsten der ganzen Serie, sitzend nach rechts, Kniestück, den Kopf halb zugewandt, die Hände aufgelegt, in der Linken eine Zigarette. Es ist a tempo erkennbar, und doch: ich gebe es mit Wonne dahin für den lebendigen Liebermann, in dem Rasse, Esprit, Derbheit, Laune und Arbeitskraft ein sprühendes Konzert veranstalten, ganz natürlicher Ausdruck seiner klugen Leidenschaft, die seine Kunst ernährt. Hier hat er sich, auf dem Bilde, ein wenig feierlich gemacht. Er hat sich hingesetzt, er hat in das Objektiv geblickt, in das objektivierende Objektiv, das auch der Maler zwischen sich und die Platte schieben kann. Er ist sein Denkmal geworden. Was er dem Freiherrn von Berger und manchen Hamburger Freunden nicht antat, sich tat er es an: er wurde aus Höflichkeit vor dem Objekt still und gesetzt. Gewiß, er kann so sein, in Versammlungen, wenn er redet, in Gesellschaften, in Verhandlungen — er kann sogar Präsident sein. Aber ein Strich, den er malt, ist mir ein wahreres Selbstporträt als dieses, er ist zu sehr Künstler, um — was höchstens einem Philosophen gelingt — sich selbst zu treffen, wie er andern erscheint.

Unsre Radierung ist nach diesem Bilde gearbeitet. Die Haltung ist dieselbe, der Rock ist etwas weiter geöffnet. Sie werden das Gesicht ein wenig mürrischer finden, ich glaube, daß es an der vielfachen Strichelung liegt, die es in den Schattenpartien modelliert. Das Gesicht ist durchgearbeiteter als Rock und Hände, nach guten alten Mustern. Wundervoll ist seine Umrißlinie und die Dynamik der dunklen Haare am Hinterkopf und Schnurrbart. Die Stirnplatte ist monumental, die Augen- und Nasenpartie von stupender Sicherheit: und doch überträft gerade hier das Bild die Radierung an sprechendem Ausdruck. Mit weltmännischem Takt ist der Rock gezeichnet: Licht und Körper in wenigen wesentlichen Strichen. Breiten Sie das ganze Blatt vor sich aus, überstreichen Sie es mit dem Auge: es liegt ein Glanz darauf von reifer und selbstbewußter Kunst.

* * *

Digitized by Google

Max Liebermann: Selbstporträt. (Mit Genehmigung der Verleger Bard u. Cassirer in Berlin.)

Das Blatt, das ich Ihnen dann vorlege (Katalog Nr. 32), ist ursprünglich für den Verein für Originalradierung in München hergestellt und in der Mappe des dritten Jahrgangs veröffentlicht worden. Es ist eine Ätzung, die leicht mit der kalten Nadel übergangen wurde. Ein prachtvolles Blatt. Ich kann mich gar nicht entschließen, diesen Brief an Sie zu beginnen und mir eine Disposition meiner Bemerkungen zu machen, so ist mein sinnliches Auge gefesselt von der Musik dieser Netzflickerinnen, von der Schönheit dieser Armut, vom Rhythmus dieser Wirklichkeit. Sehen Sie, wie ich mit dem Finger darauf hin- und herfahre, um die graphischen Saiten des vollendeten Kunstwerks klingen zu lassen? Was mit einem Schlage zauberisch mächtig in unsre Sinne zieht, soll ich Ihnen Zeile für Zeile auseinanderlegen! Schnell, ganz schnell versuchen Sie zu folgen, damit uns nichts verloren gehe. Vergleichen Sie schnell die beiden horizon-

Digitized by Google

talen Hälften, oben den weißen Himmel mit federleicht geballten Wolken (welcher Dunst, welche Unstoffslichkeit!) und unten die dunklere Erde, Flachland, Düne, weich gestreift, von Gräsern sammetartig überzogen, bald in den Horizont verklingend, bald sich absetzend mit der bestimmteren Andeutung einer fernen Ortschaft oder Baumgruppe. Ganz vorn werden die Dünenstriche stärker, dunkler, intensiver, ein Schatten tränkt sie, sie gipfeln sich hinauf zu einer Figur, einer großen sitzenden dunklen Frau mit heller Haube, die Netze flickt. Jetzt sehen wir die Netzmaschen mit den Dünengräsern ihre Kontrapunkte bilden, eine Symphonie leichter aufrechter, fester wagerechter Striche, die das Feld in der Mitte wie ein Bauglied teilen. Kleiner in der Perspektive, vom Rücken her, sitzt eine zweite Frau in der Mitte des Bildes; neben ihr steht eine dritte nach vorn gebeugt; von ihnen nach links herüber und hinten klingen die Akzente hinaus in die Ebene, die Akzente dieser ewig gleichen, uniformen Frauen. Rhythmus und Arbeit, Arbeit und Rhythmus. Welcher Rhythmus! Kein Arbeitstakt, sondern der Augenrhythmus für den heimlichen Beobachter dieses Feldes, auf dem die Weiber sitzen, wie Stücke der Erde, gleich von ewigen Zeiten her, nähend und flickend und fadenziehend und hinlegend und aufnehmend, sich stellend, sich setzend, wie drüben das wogende Meer, wie darunter der windatmende Boden, vom Künstler in dem Augenblick erfaßt, da sie diese gleichmäßige und doch so nivellierte Diagonale bilden.

Die Linien stehen da, und jetzt beginnt die Farbe zu musizieren. Die Farbe, fragen Sie, bei einer Radierung? Sie wecken mich aus einem Traume. Ich habe in diesem farblosen Blatt unwillkürlich bis jetzt Farben gesehen, und nun, da ich Sie Ihnen benennen soll, fehlen mir die Worte. Mit Grün und Blau und Rot kann ich's nicht machen. Ich kann's sowenig, wie ich Ihnen die Farben der Harmonien im „Tristan" nennen kann. Die Musik hat Noten, die Radierung Schwarzweiß. Noten gibt es in der Natur sowenig, wie es ein reines Schwarz und ein reines Weiß gibt. Aber in uns gibt es diesen wundertätigen Heiland, der aus Abstraktionen, je abstrakter sie sind, eine desto wärmere und reichere Phantasie blühen läßt. Antworten eines Lebens voll sinnlicher Erfahrung auf die Symbole eines Künstlers. Schwarz ist die Farblosigkeit, Weiß ist die Summe der Farben. In der Natur fehlt stets etwas an diesem Minus und diesem Plus — das macht die Märchen der Farbe. In der Graphik schwingt die Skala zwischen diesen Extremen — das macht die Farbe in der Farblosigkeit, das größte Wunder sinnlicher Abstraktion. Eine Haube im Verhältnis zum Körper, ein dunkles Kleid von Lichtern überblitzt, ein warmer Ton, der sich gefühlvoll von seiner Umgebung absetzt, ein Leichterwerden der Schatten und Lichter in den Hintergrund, ein Crescendo, ein Ritardando der finstern und der hellen Flächen, ein Mitklingen der Landschaft mit den Menschen in sonoren Altregistern, in silbernen Sopranen, diese stehende Netzflickerin da, die nicht bloß den Hügelrand mit ihrer Figur emporzieht, sondern auch die Schatten zu sich aufzwingt; welches Konzert von Valeurs, welche unendliche Abstufung dieser einen farblosen Farbe, die nur nach dem Grade ihrer Intensität Beziehungen schafft, Flächen modelliert, die optische Empfindung steigert oder sänftigt, um dem Geist eine Illusion zu geben, so stark, daß er die Wirklichkeit zu sehen, einzusaugen, zu verstehen glaubt und glücklich ist.

Mit Liebermanns berühmtem Gemälde der Netzflickerinnen in der Hamburger Kunsthalle ist unsre Radierung nicht zu vergleichen. Denn es ist anders. Es ist auf die Macht einer einzelnen Person entwickelt, die groß im Vordergrund über die Erde in den Himmel sich erhebt, das Netz schleppend, aufblickend mit einem Gesicht, dessen sorgfältige Auswahl aus den Typen man bemerkt. Leicht verstreut sind ihre Mitarbeiterinnen, kleinere Figuren des Hintergrundes. Wie um die ruhige Gewalt dieser einen großen Figur zu paralysieren, ist Sturm über der Düne. Er faßt das Kleid der Frau und wellt es blähend nach vorn. Eine monumentale Holländerin im Sturm. Fühlen Sie mit mir den wohlbewußten Unterschied des Gemäldes und der Radierung? Dort die auf wenige Faktoren gebrachte Typik, hier die Bewegung und der Rhythmus. Dort die in großem Format hingestellte Wesentlichkeit, hier die hingeschriebene Musik der diffusen Wirklichkeit. Im Bilde ist der Fokus der Linse gesucht, in der Radierung die Brechung in einen Vers gezwungen. Dort ist die Farbe Bekenntnis, hier Illusion. Dort ist Um-

Digitized by Google

Max Liebermann: Die Netzflickerinnen. (Mit Genehmigung der Verleger Bard u. Cassirer in Berlin.)

gebung Milieu, hier Harmonie. Man kann es nicht lehrreicher finden.

Unermeßlich dehnt sich der Dünensand, der Wellen und Täler des Meeres in die bindende Sprache der Erde übersetzt. Zwischen den Elementen ziehen Menschenkinder hinüber, deren Tag und Nacht auf Schicksalen und Gefahren schaukeln. Vom Meere leben sie, auf der Erde wohnen sie. Sonne geht auf und Sonne geht unter, es ist seit Jahrtausenden die eine Melodie der Not in der Luft. Der Künstler hat ausgelernt, in Göttern und Heroen die einzigen monumentalen Wünsche zu verkörpern. Er dichtet sie nicht mehr, sondern er sieht sie. Er besucht Holland und sitzt vor der unendlichen Fläche der Landschaft, bewundernd, welchen Horizont sie ihm gibt. Er empfindet das Aufsteigen der Menschen aus ihr, die den gleichen Schritt zwischen Erde, Wasser und Himmel gehen, ihr Name ist Schall, ihr Beruf ist ihr Leben. Die Frau sieht er die Ziegen führen über das Dünengras, weit, weit hinab, den gleichen langen Weg, die große Frau vor der Düne und dem Himmel, die ihren Trott läuft, mit stumpfsinniger Lebenskraft, Kind der Natur und folgsam, da sie keine Unfolgsamkeit weiß. Was unterscheidet sie von der Ziege, die denselben Trott neben ihr daherläuft? Die eine läuft, die andre frißt. Sie selbst läuft, um zu fressen. Das ist das Dreieck. Die Ziege beugt sich zurück, das Gras ist ihr Leben. Die Frau zerrt sie. Sie weiß, daß man fressen muß, aber die Ziege soll ihr gehorchen, wie sie der Natur. Das ist die Spannung. Diese drei Wesen bindet eine eiserne Notwendigkeit. Der Künstler sieht diese Notwendigkeit und bringt sie auf das Wesentliche. Er gibt das Lebensbild in seiner einfachsten, letzten Spannung, vor seinem einfachsten Horizont, mit allen Ewigkeitsmerkmalen, die von selbst darin liegen. Er sagt nichts dazu. Er ist kein Anekdotiker wie Bastien Lepage, kein Ethiker wie Millet, kein Jäger wie Liljefors, kein Bildermaler wie Hans Herrmann, kein — er stellt es nur hin, ohne etwas zu sagen, zu zeigen, zu wollen. Max Liebermann: die Frau mit den Ziegen, München, Pinakothek. Dies ist das Monument, das auf niederdeutschem Boden errichtet ist, während sich die Pharisäer streiten, was Naturalismus, was Stil sei.

Verzeihen Sie mir diesen Ausblick bei der Betrachtung unsers Blattes. Wenn ich es jetzt noch einmal ansehe: es ist wie ein Tage-

Digitized by Google

buch des Genies voll Frische, voll ursprünglichem Klang, voll beweglicher Vorbereitung und schweifender Erinnerung. Und es ist ein Gedicht!

* * *

Bei dem Anblick unsers dritten Blattes (Katalog Nr. 55) erinnern Sie sich mit mir unsrer gemeinsamen Amsterdamer Reise. Erkennen Sie die Amsterdamer Judengasse? Sie sagen, es könnte eine Straße in Paris oder Genua sein. Sie haben recht. Es ist kein Porträt einer Straße, wie auf den Bildern der Stadtmaler, wo jedes Schild und jede Hausnummer zu lesen ist und man keinen Zweifel hat, welche Ecke am Horizont gemeint ist. Sondern es ist die Impression eines volkreichen Verkehrs in einer selbstgewachsenen Gegend, wo keine modernen Durchbrüche und keine Hotels im Karree zu finden sind. Welche Straße, welche Stadt, ist gleich. Es sind die optischen Schicksale, die zeichnerischen Rhythmen irgendeiner engen Gasse, wie sie in Hafenstädten, in Gettos sich erhält. Hafenstadt und Getto stoßen hier zusammen. Die Judenviertel des einstigen Frankfurt und Prag haben ihre malerische Berühmtheit. Durch ihre Abgeschlossenheit hatten sie jene konservative Kultur gebildet, die das Auge des Romantikers reizt. Es waren Typen von Häusern, Typen von Menschen und Typen ihrer Verkehrsgewohnheiten. Im Augenblick, da sie von der modernen Stadt mit ihren charakterlosen Industriebauten und ihrem kosmopolitischen Volk überschwemmt wurden, hörte das Interesse des Malers für sie auf. Die Judenstadt von Amsterdam hat ihre besondern Probleme. Erinnern Sie sich unsers Gesprächs, als wir in der portugiesischen Synagoge plötzlich eine Anzahl Bettler auf uns zustürzen sahen, die wie aus Bildern Rembrandts erwacht schienen? Wie verblüfft von einer Geistererscheinung gingen wir die Judenbreitgasse nach Hause.

Sie: Wunderbar, es ist das erstemal, daß ich ein lebendes Modell altniederländischer Bilder gesehen habe, in diesen jüdischen Bettlern Rembrandts. Warum sehe ich nicht mehr die Modelle von Jan Steen oder Ostade?

Ich: Die Bauernmaler haben karikiert, und die Juden sind stärkere Rasse, sie haben sich besser gehalten.

Sie: Glauben Sie, daß dies der Grund ist, daß sich Rembrandt zu ihnen hingezogen gefühlt hat?

Ich: Gewiß glaube ich das. Rembrandt liebte die Malerei, das heißt Orte, in denen viel Schatten ist, weil er sie zur Entwicklung seines göttlichen Lichts brauchte, und Menschen, an denen viel Rasse ist, weil er sie zur Drapierung seiner geliebten Kostüme brauchte. Diese Leute trugen sich schattiger und malerischer, ohne Schöngeisterei und Affektiertheit, aus ihrem Wesen heraus. Hier in das Haus Nr. 3 ist er gezogen, um in dieser Welt zu leben und zu schaffen.

Sie: Ich kann das Problem nicht erfassen, daß das wesentlich Deutsche und das wesentlich Jüdische sich treffen sollen.

Ich: Eben dieses theoretisch Unfaßbare ist der Antrieb des Lebens. Der Niederdeutsche ist malerisch interessiert und liebt den Juden als Modell. Der Jude ist intellektuell interessiert und liebt das Niederdeutsche als zweite Heimat. Einst interessierte sich Rembrandt für das Getto, jetzt interessiert sich der Jude für das Rembrandtsche, er verträgt sich mit dem Holländer als Maler und Mensch. Das ist einer der interessantesten geschichtlichen Prozesse.

Sie: Ich verstehe — Sie meinen, weil Rembrandt schließlich in dieser Judengasse gewohnt hat, sind Israels und Liebermann seine Nachfolger geworden?

Ich: Das wäre mir zu roh. Rembrandt fühlte dieselbe innere Verwandtschaft zum jüdischen Milieu wie die Juden zum Holländischen. Es gibt keinen Zufall. Daß er hier gewohnt hat, ist Schicksal. Daß die Juden bessere Holländer als Engländer geworden sind, ist Schicksal. Die Juden sind hier nicht die Reichen, sondern Volk. Es gibt hier jüdische Handwerker die Menge, jüdische Dienstmänner, Galeriediener, jüdische Bettler. Und indem sie ein Teil des Volkes sind, durch jahrhundertalte Gastfreundschaft und politische Freiheit und Handelsgemeinsamkeiten, bilden sie wieder ein ethnologisches Milieu für den Maler, wie er es sonst gar nicht findet. Diese beiden Rassen waren aufeinander angewiesen. Sie haben sich gebraucht und benutzt. Der ganze Strich der holländisch-jüdischen Malerei und Zeichnung, eines der lebendigsten Kapitel der Kunstgeschichte, ist in dieser eigentümlichen Kultur geworden. Die Luft, die wir hier atmen, ist von Erlebnissen getränkt. —

Digitized by Google

Max Liebermann: Die Judengasse in Amsterdam. (Mit Genehmigung der Verleger Bard u. Cassirer in Berlin.)

Seit unserm Gespräch sind die Liebermannschen Zeichnungen, Radierungen, Bilder des Amsterdamer Gettos in geschlossener Masse aufgetreten. Wenn wir uns heute weiter darüber unterhielten, würden wir von der stofflichen Emanzipation zu sprechen haben, die die letzte Stufe dieser Entwicklungsreihe zu sein scheint. Liebermann hat seit seinem frühen Bild „Christus im Tempel" kaum je wieder Juden um der Juden willen geschildert. Er ist im Getto umhergegangen als Maler von Rasse, aber nicht als Maler der Rasse. Was er in den Altmännerhäusern und Weiberasylen nicht vermeidet, die Haltung der charakteristischen Figur, ist ihm hier gleichgültig. Es ist kein Genre, was er malt, sondern eine besonders bunte Welt, in der es Ihnen schwer fallen würde, jüdische Typen zu finden. Er ist auf dem letzten Punkte des Impressionismus angelangt, der jede Bedingtheit des Stofflichen zugunsten der malerischen Optik aufgibt. Er malt Getto, wie der moderne Jude die Bibel oder die Legenden Rabbi Nachmanns liest, nicht weil es jüdisch, sondern weil es schön ist. Das Getto ist ja gar kein Getto mehr, aber es hat seine malerischen Qualitäten behalten. Dieses ist der letzte Gruß eines modernen Juden an seine Heimat. Er liebt sie, weil sie holländisch ist, wie sie der Holländer einst geliebt hatte, weil sie jüdisch war.

Eine impressionistische Wucht sondergleichen liegt in den Studien Liebermanns zum Amsterdamer Getto. Es gibt Zeichnungen, in denen mit der Strichfülle, die an van Gogh erinnert, nur nicht so scharf auf Stil, das Treiben dieser Straßen festgehalten ist. Es gibt Bilder, in denen raubtierhaft die wilde Glut der Farben, ihr inneres Leben erfaßt ist auf den Erscheinungen der Häuser, Gemüsetische, Menschenhaufen, Wagen und Läden. Sie bedeuteten für den Künstler einen wesentlichen Fortschritt in dem direkten Verkehr zwischen Kopf und Hand, in der unmittelbaren Erfassung der organischen Fähigkeiten, der Dispositionsstärke farblicher Werte. In unsrer Radierung hält die Zeichenkunst eine schöne Mitte zwischen diesen Farbenbekenntnissen und jenen Studien.

Die Judengasse hat er so disponiert, daß vorn rechts die Kulisse eines hell gelassenen Hauses steht, links herüber sich die andre

Digitized by Google

Straßenseite zieht. Dazwischen das Gewimmel von natürlich zerstreuten Fußgängern, die Ladentische, die Zelte. Nichts ist photographiert, alles ist hingeschrieben. In der Mitte hinten und ganz vorn sind einige Schattenakzente. Die Handschrift ist leicht und souverän, einige sichere Horizontale und Vertikale, ein paar Zickzackfüllungen, ein paar Architekturandeutungen, schwebende Umrisse bewegter Figuren, etwas Schraffierung und dann die Auflösung des Striches in die Illusion des Lichtes. Hommage à Rembrandt.

* * *

Es gibt drei Radierungen Liebermanns, die badende Jungen darstellen, im Katalog Nr. 43, 51 und 74. Auf der ersten baden sie im Fluß, es ist eine Landschaft vom Todtmoos im badischen Schwarzwald. Auf der zweiten im Meer, das heißt, sie baden noch nicht, sondern ziehen sich aus, und man sieht hinten das Meer, das dunkel gehalten ist, man sieht Karren, Leute, Reiter in der Ferne. Auf der dritten Radierung, die ich Ihnen vorlege, ist der Vorgang ungefähr derselbe, nur ist das Meer hell, der Hintergrund ist leichter aufgefaßt, die Reiter fehlen. Mit einem der Ölgemälde der badenden Knaben verglichen, zeigt die Radierung einige Auslassungen und veränderte Gruppierungen der sonst ähnlichen Figuren, aber der Hintergrund auf dem Bilde ist eine ansteigende Düne.

Sie erinnern sich, wie ich Ihnen einmal von dem starken Eindruck der Skizze der badenden Jungen erzählte, die lange Zeit in Liebermanns Atelier am Pariser Platz hing. Es waren dort nicht viel Bilder zu sehen, man hatte die Empfindung eines Arbeitsraumes, der durstig nach Werken lechzte, die ihn füllen mußten, eines hellen Saales, in dem die weiße Luft wob, aus der holländische Wesen greifbar werden sollten. Man passiert erst seine alten schweren deutschen und holländischen Möbel, die die dicke Atmosphäre guter bürgerlicher Kultur verbreiten. Man überfliegt inzwischen an den Wänden Bilder Pariser Impressionisten, die wie ein moderner Hauch ätherischer Freiheit über ihre Schwere streichen, unaufgelöst und doch von dem stofflosen Trieb nach Auflösung beseelt. Man steigt dann in das Atelier empor und hat diese beiden Ingredienzen Liebermannscher Wesenheit im Auge, die schwere alte Kultur und die leichte neue Kunst, und man projiziert in diesen brütenden Arbeitsraum das notwendige Kompositum der bisherigen Eindrücke, die impressionistisch gewordene Niederlandkunst dieses Meisters, und man sieht fast nichts an den Wänden als Skizzen vom holländischen Meeresstrande, leichte helle Entwürfe badender Jungen, und sie nehmen einen Glanz von Wahrheit und eine Überzeugungskraft ihrer Notwendigkeit an, die schlagend sind, die den Gang durch das Haus bestätigend zu einem Ende führen, zu einer These der Kunst, in der die Behauptung des Genies Form geworden ist. Während der Meister sprühend, strahlend, springend mit uns spricht, läßt unser Auge nicht locker von dieser Skizze, die uns eine selbstverständliche und gesättigte Ruhe gibt, den kristallinischen Bodensatz schöner und gefährlicher Mischungen.

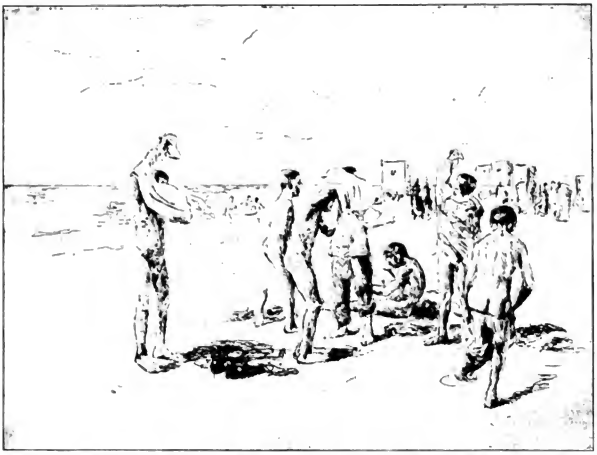
Was ist die Luft für Liebermann? Seit man sie für die Malerei entdeckt hat, machte sie große Schicksale durch. Die vorher ihren farbigen Abglanz verehrt hatten, die blaue Tiefe ihres Emails auf fernen Bergen und Gottes Purpurkleid in den Wolken, führten sie schließlich als edle Frau heim, Lebensgefährtin der Kunst, Vermittlerin und Versöhnerin fernstehender Alltäglichkeiten, letzte Zuflucht unharmonischer Verlegenheiten und selbstverschuldeter Dissonanzen. Sie wurde ein Medium, sie wurde oft eine Dirne. Sie diente den Großen zur Illusion innerer Einheiten und den Kleinen zur Dekoration äußerer Hohlheiten. Ihre Geschichte ist ein Stück der modernen Kunstgeschichte mit all ihren echten und falschen Innerlichkeiten. Indem sie übers weite Meer kommt und ihren Dunst um Hügel, Häuser und Menschen webt, gibt sie ersehnte Einheiten und gibt wiederum die Möglichkeit, solche Einheiten in künstlicher Machenschaft vorzutäuschen. Indem sie nackte Körper im Grünen umspielt, gibt sie die Offenbarung des letzten Wechselspiels aller Farbentöne und gibt wiederum die Gefahr, im bunten, bloßen Instrumentenspiel listig einen Inhalt vorzutäuschen. Liebermann hat niemals zu diesen Listigen gehört. Er zählt nicht einmal zu den Geistreichen und Experimentellen, die, wie Whistler oder der letzte Monet, den Salon ihrer Malerei von der blendenden Causerie der Luft beherrschen ließen. Er ist einer von den ganz Großen, die, ob in alter, ob in neuer Zeit, die An-

Digitized by Google

Aja-Sofia: Blick in die Empore. Nach einem Aquarell von Fossati. Im Besitz der Bibliothek weiland König Friedrich Augusts II. von Sachsen.
Zu Cornelius Gurlitt: Konstantinopel und türkische Kunst.

WESTERMANN · BRAUNSCHWEIG

Digitized by Google



Max Liebermann: Badende Jungen. (Mit Genehmigung der Verleger Bard u. Cassirer in Berlin.)

sprüche der Luft ohne Scheel in die substanzielle Aufgabe ihrer Kunst einbezogen und im Dienste der Sache selbst fruchtbar werden ließen. Wie es noch Manet tat.

Sie haben mir manchmal angedeutet, daß Ihnen Liebermann gar nicht so exzentrisch in den Kreis der sogenannten Freiluftmaler oder der Impressionisten zu gehören scheine, sondern mit den großen Soliden mehr konzentrisch stehe, obwohl er die Überlieferung aus seiner Person heraus überwunden habe. In diesem Zusammenhang sehen Sie, wie ich Ihnen recht geben kann. Luft, Meer, Licht, und wie alle die Medien der Heutigen heißen mögen, töten ihm nicht die Substanz, nicht den Formtrieb. Ein Impressionist ist er, als Künstler des Eindrucks und Darsteller in dieser bestimmten Vortragsart, gegen Knaus, aber nicht so sehr gegen Monet. Wir waren einig, daß sein Saal in der letzten Sezessionsausstellung mit einer unweigerlichen Altmeisterschaft wirkte. Wir fühlten: dies ist bleibend, dies existiert über Zeiten, dies ist Aristokratie. Es kommt daher, daß man die Summe des Experimentlosen zog, die in andern Sälen nicht zu finden war. Die Meeresbilder, die badenden Jungen, die berühmten, oft variierten Reiter am Strande waren frei von aller Süchtelei und waren dennoch Kinder unsrer Technik. Das gab ihnen eine Ehrbarkeit, die von jeder Heuchelei fern war. Diese Wesen blieben gesund in der Meerluft, die ihre malerischen Nerven nicht in Unordnung und Aufregung versetzte, sondern ehrlich belebte.

Nun die zweite Frage: Was ist der Körper für Liebermann? Ich komme von der Luft, dem unfaßbaren, streifenden Wesen, zu dem existenzhaftesten, zu dem substanziellsten, dem Körper, der seine Gesetze gibt, seine Wirklichkeit behauptet, seine Beweglichkeit in einem steten Spiel der Kräfte zauberisch uns vor die schwerfälligen Sinne stellt. Sein künstlerischer Aggregatzustand ist das wesentlichste Problem aller Kunst geworden, ihn zu fassen und zu halten, sind wir im ewigen Wechsel Lehrer und Schüler. Masse und Bewegung, Dasein und Wandlung ist er dem Meister nach seinem Willen. In den Gärten der Asyle sitzt er als Träger der Farben, auf den Sportplätzen, beim Tennis, Polo, Reiten, Baden fliegt er als Erzeuger der Rhythmen. Wie Liebermanns Gartenmenschen Charaktere sind der farbigen Be-

Digitized by Google

deutung des Körpers im Dienste der Landschaft, so sind seine Sportmenschen Charaktere ihrer freien Beweglichkeit im Dienste der Luft. Es sind nicht die Tänzer Ludwig von Hofmanns, nicht die Idealtypen Gauguins oder Marées, nicht die Symbole Hodlers, es sind unter all diesen sehnsüchtigen Reformatoren Blutsmenschen von neuer englischer Rasse, Jungen, die baden und einst reiten, Tennis, Polo spielen werden, ohne jeden andern Wunsch der Stilisierung als den ihrer gesunden Leiblichkeit. Wie studiert Liebermann die Menschen und die Pferde auf diesen Bewegungsakt! Die Jungen bleiben als Bewegungsstudie unübertroffen. Stehen und sitzen, Schuhe hinstellen, Hemd überziehen, Hosen herablassen, sich beeilen, zuerst fertig sein, warten, losgehen — eine Gruppe von Motiven, die im Augenblick erfaßt sind und in natürlicher Mischung den Reiz des Improvisierten haben, der die Folge reifster Überlegung ist. Die elastische, nervige, stählerne Biegsamkeit seiner Sportmenschen ist ohne jeden gesellschaftlichen Firnis in dieser natürlichen Aktion scheinbar unbeobachteter Kinder.

Sie haben gehört, wie stark Liebermann das Motiv beschäftigt hat. Es traf einen Mittelpunkt seines künstlerischen Empfindens. Er hat es auf unsrer Radierung ins Wesentliche gesteigert. Ohne Landschaft, ohne Düne, ohne aufdringliches Meer, hell im Hellen, die Beweglichsten der Beweglichen. Von hier geht die Linie in die Luft und geht die Linie in die Körper. Ich habe versucht, kurz beide abzulaufen. Und nun erfreue ich mich ungestört der überlegenen Technik dieses Blattes, das mit den geringsten, gewähltesten Mitteln so viel sagt. Wie das Licht genommen ist, wie der Körper hingeschrieben ist — kann ich das sagen?

Was kann, was konnte ich Ihnen sagen? Der Meister lebt in der Erfassung und Gestaltung der Form. Die Sekunde seiner Meisterschaft macht uns sprachlos. Aber wir sprechen, wie in jenen alten Konzerten der Virtuose sprach, der am Schlusse der Teile auf seinem Klavier die Themen des Komponisten variierend, kontrapunktierend, brillierend zusammenfaßte, um die „Kadenz" als sein eignes virtuoses Impromptu, zur Ehre seiner Technik, zum Ruhme seines Instrumentes, zum Beweise seiner Erkenntnis und Kombination einzufügen, während der Dirigent wartete. Was habe ich Ihnen mehr gegeben als eine solche Kadenz?

Wasserfrauen

(„Aus der Jugendzeit")

Auf dem Teiche, dem nächtigblauen,
Weitüberwölkten Wellenplan,
Klang es lockend, als sängen im lauen,
Träumenden Dufte die Wasserfrauen —
Und wir entketteten unsern Kahn.

Ich am Steuer. Die beiden schlanken
Freunde griffen im Takte aus;
Mit den Rudern stiegen und sanken
Unsre Schultern und Sitze und Planken
Über dem dunkelschäumenden Braus.

Und es kamen in klingendem Spiele
Fremde Ruder die Wellen entlang;
Wasserrosen an schwankem Stiele
Tanzten vor einem bekränzten Kiele,
Und es flutete Dämmergesang.

Und wir sahen im seltsam schwachen
Nebellichte festlich gereiht
Frauen und Mädchen in nickendem Nachen,
Und in ihr Singen sickerte Lachen,
Und es wehte ihr Spitzenkleid.

Aber mit Singen und Tücherschwenken
Schwoll vorüber ihr Schimmerbord:
Ringe blitzten an schmalen Gelenken,
Blicke grüßten gleich Nachtgeschenken
Über uns Fahrtgesellen fort —

Und es erlosch im geistergrauen
Lichte ihr Lied mit silberner Spur;
Weiter trug uns das Weltvertrauen:
Daß unsre Jugend Festen und Frauen
Tausendfältig entgegenfuhr! —

A. K. T. Tielo

Digitized by Google

Graf Zeppelin an Bord eines österreichischen Dampfbootes auf der Fahrt nach Konstanz. (Nach einer Aufnahme der Geschwister Weyer in Friedrichshafen a. B.)

Graf Zeppelin und seine Verdienste um die Luftschiffahrt

Von Oberstleutnant a. D. von Duvernoy

Graf Zeppelin ist durch die überraschenden mit seinem Luftschiff im vergangenen Herbst erreichten Erfolge plötzlich in der ganzen Welt berühmt geworden. Diese Erfolge haben wieder einmal schlagend bewiesen, daß der Mensch zur uneingeschränkten Beherrschung des gesamten Weltalls bestimmt ist. Unsre Leser wissen durch die in letzter Zeit mehrfach erschienenen Abhandlungen über die Luftschiffahrt in deren nun 236 Jahre umfassenden Geschichte genügend Bescheid; somit kann ich mich auf die neusten Erscheinungen beschränken.

Als Eisenbahnen und Dampfschiffe gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts anfingen, die Welt zu erobern, tauchte auch der Gedanke wieder auf, mit einer Dampfmaschine die Aufgabe der Lenkbarkeit des Luftschiffes zu lösen. In der umfangreichen Literatur, die sich zu Anfang des sechsten Jahrzehnts mit dieser Frage beschäftigte, treten zwei scharfe Gegensätze hervor: „leichter als die Luft" (Aerostatik) und „schwerer als die Luft" (Aerodynamik). Aerostatische Luftfahrzeuge sind also solche, deren Last vermittels mit Gas gefüllter Hohlkörper gehoben wird, während bei aerodynamischen die Last ohne Gasballons mit Schrauben oder andern ähnlichen Vorrichtungen in willkürlicher Richtung durch die Luft geführt wird. Nur ist, genau besehen, „leichter als die Luft" auch beim Gasballon ein Trugschluß, denn das volle Gewicht seiner Masse kommt bei ihm ebenso zum Ausdruck wie beim Eisenbahnzug oder Dampfschiff. Das erste Zeppelinsche Luftschiff wog 10200 Kilogramm, was bei der erreichten Geschwindigkeit von sieben Metern in der Sekunde eine lebendige Kraft von 25000 Meterkilogramm ergibt. Erfahrungsgemäß reißen gewöhnliche Kugelballons Schornsteine um; ein Flugschiff im Gewichte des Zeppelinschen könnte also, plötzlich steuerlos geworden, was allerdings so gut wie ausgeschlossen ist, die bedeutendsten Kirchtürme gefährden und würde natürlich bei einem derartigen Zusammenstoß selbst zugrunde gehen. Der Hauptirrtum, den die Theorie der Aerodynamik, also der Flugmaschinen, begeht, liegt jedoch in ihrer geringen Fahrsicherheit. Ein auch ganz vorübergehendes Versagen der Maschine muß unfehlbar zur Katastrophe führen. Während der Weltausstellung in London 1865 erreichte der Meinungsstreit des „leichter oder

Digitized by Google

schwerer" seinen Höhepunkt und verstummte allmählich, als man erkannte, daß der Bau von Maschinen so geringen Gewichts überhaupt noch nicht möglich sei. Seit der Vervollkommnung der Benzinmotore ist der Streit von neuem entbrannt, doch haben alle bisher erbauten Flugmaschinen auch nicht annähernd die Erfolge der Luftschiffe aufzuweisen und kommen für Heereszwecke vorerst so gut wie gar nicht in Betracht.

Über die Vorurteile gegen das Ballonfahren und die damit verknüpften Gefahren macht der Vorsitzende des Deutschen Luftschifferverbandes, Geheimer Regierungsrat Professor Busley, auf Grund genauer Umfragen bei sämtlichen Verbandsvereinen folgende statistische Angaben: Bei 2061 Ballonfahrten mit 7570 Mitfahrenden sind nur 36 Unfälle vorgekommen, darunter ein für die Luftschiffahrt allerdings besonders schmerzlicher Todesfall: Hauptmann Bartsch von Sigsfeld vom Luftschifferbataillon, dem wir in Gemeinschaft mit dem bayrischen Major von Parseval die Erfindung des Drachenballons verdanken. Er verunglückte bei der Landung einer wissenschaftlichen Ballonfahrt am 1. Februar 1902. Die übrigen 35 Unfälle waren sämtlich harmloser Art und in kurzer Zeit geheilt. Der durch seine Alpen- und Wüstenfahrten bekannte Speltrini hat etwa 600 Luftreisen überstanden, und bei den 37 Ballonaufstiegen aus Anlaß der Pariser und Berliner Wettflüge 1906 ist kein Beteiligter zu Schaden gekommen. Die zwei Unfälle, die sich dabei in Berlin ereigneten, wurden durch Kraftwagen veranlaßt.

Die Fortschritte, die die Lenkbarkeit der Luftschiffe von 1852 bis 1884 gemacht hatte, waren, die der französischen Hauptleute Renard und Krebs mit einbegriffen, recht gering. Aber dennoch war der bisherige Glaube widerlegt, daß die Frage eine Utopie sei, und infolge dieser Erkenntnis fanden sich kapitalkräftige Leute bereit, die erforderlichen Geldmittel zu Versuchen herzugeben. Moltke hatte schon im November 1881 dem Begründer des Vereins zur Förderung der Luftschiffahrt, Dr. W. Angerstein, geschrieben: „Die Lösung des Problems der freien Luftschiffahrt wird heute als etwas Unmögliches nicht mehr angesehen, sie erscheint nur als eine Frage der Zeit und nahegerückt, sobald es gelungen sein wird, einen brauchbaren Motor zu schaffen."

Graf Zeppelin, der als Hauptmann und Generalstabsoffizier der württembergischen Kavalleriebrigade den Krieg 1870/71 mitmachte und sich durch seinen bekannten Patrouillenritt im Juli 1870 rühmlich ausgezeichnet hatte, war schon während der Einschließung von Paris von dieser Überzeugung beherrscht. Nach seinem im November 1890 als Generalleutnant erbetenen Abschied widmete er sich ausschließlich der Lösung dieser Aufgabe und brachte ihr ganz bedeutende Geldopfer. Zu derselben Zeit trat in Paris ein junger Brasilianer, Santos Dumont, auf, ein reiner Autodidakt, aber sehr vom Glück begünstigt und darum bald äußerst populär. Besitzer eines bedeutenden Vermögens, von großem persönlichem Mut und ebenso großer Ausdauer, hat er im Laufe der Jahre vierzehn verschiedene Ballons gebaut und damit großenteils glückliche Fahrten ausgeführt. Jedenfalls gebührt ihm das Verdienst, in Frankreich und England das Interesse für die Luftschiffahrt, wenn auch nur als Sport, ungeheuer belebt zu haben.

Überhaupt war Frankreich bis jetzt auf diesem Gebiete führend. Bisher hatten die Franzosen sämtliche Flugschiffe nach dem unstarren System erbaut. Mit dem Wachsen der Anforderungen an die Fahrtdauer mußten die Ballons selbst an Größe zunehmen, weil diese Fahrtdauer von der Fähigkeit, größere Gasmengen aufzunehmen, abhängig ist. Daneben wurde das Ballonetsystem eingeführt, d. h. es wurden mehrere Luftsäcke im Innern der Hülle angebracht, die dann vermittels eines Ventilators aufgeblasen werden, um die Hülle in straffen Zustand zu versetzen und dem Ballon die Form zu geben. Die zunehmende Größe erforderte nach und nach das Anbringen einzelner starrer Teile außerhalb der Gondel, und so entstand der halbstarre Typ, während das Zeppelinsche Luftschiff, wie hier voraus bemerkt sei, bis jetzt das einzig brauchbare Fahrzeug starren Typs ist.

Eine unvermeidliche Bedingung, die sämtlichen drei Systemen gemeinsam ist, sind die Stabilisierungsflächen. Bei allen Luftschiffen, die den heutigen Anforderungen an Fahrgeschwindigkeit genügen sollen, gibt es eine sogenannte kritische Geschwindigkeit, bei deren Überschreiten — etwa von zehn Metern in der Sekunde an — das Fahrzeug in derartige Schwankungen gerät, daß dadurch die

Digitized by Google

Das Luftschiff von hinten gesehen in vollem Fluge über dem Bodensee. (Nach einer Aufnahme der Geschwister Weyer in Friedrichshafen a. B.)

Stabilität und die Sicherheit der Mitfahrenden gefährdet wäre, wenn nicht Gegenmaßregeln getroffen würden. Mit andern Worten: jeder lange in der Luft sich fortbewegende Körper läuft, wenn diese Fortbewegung eine gewisse Geschwindigkeit überschreitet, Gefahr, sich zu überstürzen, denn er wird infolge der Fortbewegung labil, anstatt stabil. Als Gegenmittel dienen die Stabilisierungsflächen.

Die reichen Zuckerfabrikanten Gebrüder Lebaudy ließen schon 1899 durch den Ingenieur Juillot Vorstudien zum Bau eines Lenkbaren machen, der 1902 als „Lebaudy", von den Franzosen auch „Le Jaune" genannt, fertig war. Juillot und Zeppelin arbeiteten seitdem gewissermaßen als Wettbewerber, jeder in seiner Weise. Zeppelin hatte wertvolle Studien über Aluminiumlegierungen gemacht, auch der Daimlerschen Motorfabrik ein Verfahren angegeben, diese Maschinen betriebssicher für Flugschiffe zu bauen. Ihm schwebte ein Kriegsluftschiff mit möglichst großer Fahrgeschwindigkeit vor: Juillot hielt sich an die bisherigen Erfahrungen. Er strebte weniger nach Originalität als nach raschem Erfolge, während jener mit eiserner Zähigkeit und unter steter Sorge für die nötigen Baufonds seine schwierigeren aber verheißungsvolleren Pläne durchsetzte. Gemäß dem Typ „Lebaudy" wurde später die „Patrie" gebaut, nachdem sich das französische Kriegsministerium für die Pläne der Gebrüder Lebaudy interessiert hatte. Nach dem der „Patrie" zugestoßenen Unfall bot der Petrolenmkönig Deutsch de la Meurthe sein ursprünglich als Sportfahrzeug erbautes Luftschiff „Ville de Paris" der Heeresverwaltung als Ersatz an. Dieses Fahrzeug stammt in seinen Hauptteilen aus deutschen Fabriken und hat die Probefahrten im Dezember anscheinend mit befriedigendem Ergebnis überstanden.

Ich komme nun zum Zeppelinschen Flugschiffe. Zunächst wäre der Grund zu erläutern, weshalb der Graf seine sämtlichen Versuche bisher über dem Wasser gemacht hat. Als er mit diesen 1900 begann, lagen für das starre System nur die unglücklichen Erfahrungen mit dem Schwarzschen Aluminiumluftschiff vor: die Vorsicht gebot also, die Versuche so lange über einer Wasserfläche zu machen, bis man sich über die Baugrundsätze vollkommen klar war. Zeppelin wählte die Königliche Domäne Manzell am Bodensee, wo er eine schwimmende Halle erbaute.

Digitized by Google

Im Jahre 1892/93 wurden die ersten Zeichnungen entworfen, von 1898 ab wurde das Fahrzeug erbaut, das im Sommer 1900 fertig in der Halle zum Aufstieg bereitlag. Es bestand aus einem Gerippe aus Aluminium, mit Ballonstoff überzogen, war 128 Meter lang und faßte 11300 Raummeter Wasserstoffgas in besondern Zellen. Sein Gesamtgewicht betrug 11300 Kilogramm, die Triebkraft lieferten zwei Daimlermotoren von 16 P.S. Neuerungen gegenüber früher erbauten Systemen waren die äußere durchlässige Stoffhülle, die für die einzelnen Gaszellen einen Luftmantel bildete, der das Gas vor größeren Wärmeschwankungen schützen sollte, sodann zwei Motore in zwei Gondeln und zwei mechanische Steuervorrichtungen zur Veränderung der Höhenlage. Flugversuche wurden am 2. Juli, 17. und 21. Oktober unternommen. Bei der ersten Auffahrt kamen einige Beschädigungen vor, die die Fahrgeschwindigkeit ziemlich beeinträchtigten und deren Ausbesserung die Zeit bis Ende September in Anspruch nahm. Die beiden Fahrten im Oktober mußten aber für jeden unparteiischen Sachverständigen die Richtigkeit der Zeppelinschen Theorie beweisen. Das Fahrzeug gehorchte dem Steuer in jeder Bewegung und fuhr Wendungen von sehr kleinen Halbmessern. Es erreichte die bisher noch nie dagewesene Eigengeschwindigkeit von neun Metern in der Sekunde. Die Messungen der Flugbahnen wurden auf einer Karte vom Direktor des Meteorologischen Instituts für Elsaß-Lothringen, Professor Dr. Hergesell, festgelegt. Der Graf zog diesen Gelehrten auch zu allen folgenden Versuchen heran, und Hergesell wurde im vergangenen Herbst beauftragt, als Reichskommissar den weiteren Versuchen beizuwohnen. Nach der letzten Fahrt am 21. Oktober verunglückte das leere Luftschiff in der Halle, indem sich durch einen nicht völlig aufgeklärten Zufall einige der Aufhängeketten, womit es befestigt war, von ihren Haken lösten und der Flugkörper mitten durchbrach. Wiederherstellungsversuche erwiesen sich als zwecklos; der Graf ordnete den Abbruch an und ging sofort an den Bau von Flugschiff Nr. 2.

Fünf Jahre vergingen, bis der unermüdlich allen Mißgeschicken trotzende Graf die für den Neubau erforderlichen Mittel zusammengebracht hatte, denn sein im Oktober 1903 in den Zeitungen erlassener „Notruf" verhallte so gut wie ungehört: das Ergebnis waren bare 16000 Mark! Unter Zugrundelegung der bisher gewonnenen Erfahrungen war das neue Fahrzeug 1905 fertig. Die wesentlichste Verbesserung bestand in der bedeutenden Verstärkung der Motorleistung; jede Maschine besaß bei 400 Kilogramm Gewicht 85 P.S. Die Länge war etwas vermindert, der Durchmesser vergrößert. Die Gashüllen faßten 10400 Raummeter, also 900 Raummeter weniger, dafür betrug das Gesamtgewicht mit 9000 Kilogramm 1500 Kilogramm weniger als 1900. Vorn und hinten waren drei senkrechte Leinwandflächen für die wagerechte, zwischen diesen und den Gondeln aeroplanartig übereinander angeordnete wagerechte Flächen für die senkrechte Steuerung angebracht. Die Bedienung dieser beiden Steuer geschah von der vordern Gondel aus. Beim ersten Flugversuch am 30. November war das Luftschiff auf einem Floß verankert, das durch einen Schleppdampfer aus der Halle in den See und die Windrichtung gebracht werden sollte. Da aber der niedrige Wasserstand die Verwendung des Floßes nicht zuließ, wurde der Ballon mit Pontons, auf denen die beiden Gondeln ruhten, herausgefahren und dann von einem Motorboot weitergeschleppt. Der vom Lande wehende starke Wind trieb aber das Luftschiff so rasch vorwärts, daß es das Boot überholte. Nun wurde das Schlepptau sofort gekappt, blieb jedoch mit einem auf unerklärliche Weise entstandenen Knoten am Ballon hängen und zog dessen Spitze herab, indem der Wind das Hinterteil etwas hob. Sobald die Schrauben arbeiteten, schoß das Fahrzeug mit nach unten gerichteter Spitze in den See, und der Führer mußte durch Ventilziehen auch die hintere Gondel ins Wasser bringen. Hierdurch entstanden einige Beschädigungen, die Versuche mußten abgebrochen und konnten erst am 17. Januar 1906 wieder aufgenommen werden. An diesem Tage hatte das Luftschiff einen zu großen Auftrieb erhalten und kam erst bei 500 Meter Höhe ins Gleichgewicht. Zwar war es beim Ingangsetzen aller Schrauben in den niedrigen Regionen gelungen, gegen den Wind anzufahren, in der Höhe wehte aber eine sehr starke südwestliche Luftströmung, der das Fahrzeug nur dann gewachsen war, wenn es mit seiner Längenachse genau in die Windrichtung gebracht wurde. Dies gelang aus

Digitized by Google

Das Luftschiff in der Halle. (Nach einer Aufnahme von Eduard Schwarz in Friedrichshafen a. B.)

Mangel an Erfahrung nur für kurze Zeit, weil die Steuer so kräftig wirkten, daß sie immer wieder ein Umdrehen veranlaßten. Schließlich trieb der Ballon in nordöstlicher Richtung über Land und landete ohne wesentliche Beschädigung bei Sommerried in der Gegend von Leutkirch im Algäu. Da diese Landung aber nicht vorgesehen war, so waren keine genügenden Vorrichtungen mitgenommen, um den Schiffskörper richtig zu verankern, und das Luftschiff wurde während der Nacht durch eine Gewitterbö derart beschädigt, daß der Graf am andern Morgen seinen Abbruch anordnete.

So stand Zeppelin zu Anfang des Jahres 1906 am Grabe seiner Hoffnungen. Daß er auch nach diesem Mißerfolge nicht den Mut und den festen Glauben an die Ausführbarkeit seines Planes verlor, sondern sofort an den Bau eines neuen verbesserten Flugschiffes ging, zeugt von einer geistigen Spannkraft, die, namentlich wenn man sein vorgeschrittenes Lebensalter berücksichtigt, geradezu erstaunlich und höchster Bewunderung würdig ist.

Von einigen Freunden wurden die notwendigsten Geldmittel aufgebracht, und nach wenigen Monaten lag Flugschiff Nr. 3 zum Aufstiege bereit. Die Hauptverbesserungen bestanden in einer Änderung der Lage der Steuervorrichtungen; sie waren nicht mehr unterhalb der beiden Spitzen des Ballonkörpers angebracht, sondern rechts und links seitlich am Hinterteil, und zwar so hoch, daß sie beim Aufsitzen des Fahrzeuges auf dem Wasser beim Landen nicht beschädigt werden konnten. Zwischen den großen Stabilisierungsflächen waren die Vertikalsteuer eingesetzt (vgl. Abbild. S. 53). In einem sechzehnkantigen Gittergerüst aus Aluminium von 126 Meter Länge und 11,7 Meter größtem Durchmesser, das mit einer straffen Stoffhülle umspannt ist und dem Flugkörper die torpedoähnliche Form gibt, befinden sich sechzehn Zellen und ebensoviel Gummiballons für die 10500 Raummeter betragende Gasfüllung. Je ein Motor von 85 P.S. treibt zwei Schrauben oder Propeller, welche fest mit dem Aluminiumkörper verbunden sind. Die am hintern Ende des Schiffes angebrachten festen Flächen, je zwei auf jeder Seite, sind die Stabilitätsflächen, die drei gleichlaufenden senkrechten Flächen, die zwischen diesen auf jeder Seite liegen, die Seitensteuer. Die vier lattenartig angeordneten Flächen vorn und in der Mitte ermöglichen jederzeit einen Wechsel der Höhenlage, lediglich dynamisch, d. h. durch eigne Bewegung

Digitized by Google

des Luftschiffes, also ohne Veränderung des Gewichts, Ballastauswerfen oder Gasanslassen, wie bei andern Systemen. Die ersten Aufstiege am 9. und 10. Oktober 1906 brachten einen vollen Erfolg; das Fahrzeug bewährte sich vollkommen in jeder Richtung. Die Technische Hochschule zu Dresden verlieh dem Grafen auf diesen Erfolg hin ehrenhalber die Würde eines Doktor-Ingenieurs.

Aber Zeppelin war aus Geldmangel gezwungen gewesen, anstatt einer beweglichen Halle auf dem See eine feste, nicht drehbare am Lande zu bauen. Das Herausbringen des langen Flugkörpers bei schrägitehendem Winde war daher sehr gefährlich und imstande, die gänzliche Vernichtung des Schiffes herbeizuführen. Unter Zustimmung aller Freunde und Mitarbeiter verzichtete der Graf auf die Fortsetzung der Versuche. Es gelang ihm nun, nach diesen zweifellosen Erfolgen die Reichsregierung für seine Pläne zu interessieren: mit Genehmigung des Kaisers wurde die Summe von einer halben Million zur Unterstützung seiner ferneren Versuche in den Etat eingestellt und vom Reichstag einstimmig bewilligt. Von den schwersten Geldsorgen befreit, konnte der Graf nun mit Ruhe an die Ausführung einer großen schwimmenden Halle gehen.

Die fünf Aufstiege vom 24. bis 30. September vorigen Jahres, über deren erstaunlichen Erfolg die Tagespresse der ganzen Welt berichtete, haben einwandfrei bewiesen, daß das Zeppelinsche Luftschiff tadellos jeder Steuerung gehorcht, eine ausgezeichnete Stabilität besitzt und imstande ist, jeden Augenblick seine Höhenlage zu verändern, was für den Krieg von höchster Bedeutung ist, weil es sich dadurch der sichern Beschießung immer entziehen kann. Es durchfliegt mit einer mittlern Geschwindigkeit von über fünfzig Kilometern die Lüfte, übertrifft also an Schnelligkeit die größten Kreuzer aller Marinen. Die Flugdauer ist bisher von keinem andern Luftschiff erreicht worden.

Unsre Abbildung S. 55 stellt das Flugschiff in der Halle dar. Die dabei beschäftigten Leute in Trilchanzügen sind Hilfsmannschaften vom württembergischen 6. Infanterie-Regiment „König Wilhelm I.“ Nr. 124 in Weingarten, die dunkel gekleideten Arbeiter des Grafen; dieser selbst ist der Herr mit weißer Mütze. Zum Aufstieg oder bei der Zurückkunft wird das Schiff durch etwa dreißig Leute aus der und wieder in die Halle gebracht. Die Abbildung stellt die Bergung nach der Rückkehr dar. Das Fahrzeug wird mit dem vordern Teile voraus in die Halle geschoben und verläßt sie umgekehrt mit dem hintern Ende zuerst. Die weiße Verkleidung rechts ist der schmale Verbindungsgang zur hintern Gondel. Beide Gondeln berühren mit ihrem Boden die Wasserfläche. Sobald das Fahrzeug die Halle verlassen hat, fangen die Motore an zu arbeiten: sie werden durch zwei Monteure in jeder Gondel bedient. Abbildung S. 57 zeigt das Luftschiff von unten aufgenommen. Abbildung S. 58 stellt es von vorn gesehen in vollem Fluge nach Friedrichshafen zurückkehrend dar. Der Dampfer ist das württembergische Schiff „Königin Charlotte“, der Pavillon liegt an der Einfahrt zum Friedrichshafener Hafen. Abbildung S. 59 zeigt das Fahrzeug ebenfalls von vorn gesehen im Fluge über Friedrichshafen.

Die ersten beiden Aufstiege am 24. und 25. waren nach dem Berichte des Oberstleutnants Moedebeck vom badischen Fußartillerie-Regiment Nr. 14 (im Oktober-Novemberheft der Illustrierten Aeronautischen Mitteilungen) lediglich zur Einübung des Personals bestimmt. Bei der Fahrt am 26. September ging das Flugschiff mitten auf dem Bodensee nieder, um einen Teil der Passagiere zu wechseln, und bei dieser Gelegenheit stieg die Gräfin Helene, die Tochter des Grafen, in eine der Gondeln zu ihrem Vater ein (Abbild. S. 61). Nach einem Berichte des Dr. Eckener, eines Teilnehmers an dieser Fahrt, im Dezemberheft der erwähnten Mitteilungen knallte das Fahrzeug auf dem Wasserspiegel mit etwa zwölf Meter Fahrt voraus auf, so daß das Wasser wie bei einem Dampfer um den Bug der Gondel schäumte, aber trotzdem war das Auflanden sicher und leicht. Die vorhandene lebendige Fahrt wurde dazu ausgenutzt, die Gondel unten zu halten, Wasser zu schöpfen und dieses in Segeltucheimern an die Gondel zu hängen. Das Anhängen von zehn bis zwölf solcher Eimer genügt, um das Luftschiff auf dem Wasser festzuhalten. Zum Wiederaufgehen brauchen die Eimer einfach ausgegossen zu werden, und die Höhensteuer setzen von neuem ein.

Am 27. wurde die neuerbaute Ballonhalle durch den Geheimen Oberregierungsrat Lewald in feierlicher Weise dem Grafen

Digitized by Google

Das Luftschiff von unten gesehen. (Nach einer Aufnahme der Geschwister Weyer in Friedrichshafen a. B.)

im Namen des Reiches übergeben und die Reichsflagge darauf gehißt. Bei der Fahrt am 28. lockerte sich an der Kühlvorrichtung des hintern Motors eine Verschraubung, an die man nicht herankommen konnte. So mußte man diesen Motor außer Betrieb setzen und nur mit einem weiterfahren. Trotzdem fuhr das Fahrzeug gegen einen böigen Wind von sieben bis neun Metern in der Sekunde leicht und sicher, und es war besonders bemerkenswert, daß es sich auch bei dieser sehr unklaren Wetterlage, die sich durch starke Luftströmungen in senkrechter Richtung kennzeichnete, vollständig stabil erwies. Am Südufer stand ein kräftiger Föhn, während eine frische Nordostbrise am Norduser wehte; an der Grenze dieser beiden Luftbewegungen fuhr das Luftschiff fortdauernd in einer Schicht, die zweifellos starke Wirbel enthielt. Wäre das Wetter nicht so drohend und gewitterhaft gewesen, so hätte der Graf ohne Zweifel auch mit nur einem Motor sein Tagesprogramm beendet. So zog er es vor, in die Halle zurückzukehren. Am Montag, dem 30. September, wurden die Versuche mit einer achtstündigen Fahrt vorerst beschlossen. Diese ging in Höhe von 450 Metern in das Land hinein (Abbild. S. 59), über Ravensburg, Weingarten und zum See zurück, dann nach links über Lindau, Bregenz, das Schweizer Ufer entlang bis fast nach Konstanz, wobei die Seiten- und Höhensteuerung nochmals nach allen Richtungen ausprobiert wurde. Hierbei machte das Luftschiff mehrfach den glänzend gelungenen Versuch, aus der Höhe von etwa 100 Metern sich durch die Höhensteuerung allein in Höhen von etwa 350 bis 400 Metern empor- und wieder bis auf den Seespiegel herabzulassen.

Nach dem Urteil aller beim Aufstieg am 30. September anwesenden Sachverständigen hätte das Luftschiff, seinem Benzin- und Ballastvorrat und dem Zustande seiner Gashüllen entsprechend, noch mindestens die achtfache Zeit in der Luft zubringen können. Der Aufstieg am 8. Oktober in Gegenwart des Königs von Württemberg, des deutschen Kronprinzen und des Erzherzogs Franz Salvator von Österreich bestätigte die schon gewonnenen Ergebnisse noch einmal glänzend.

Abbildung S. 60 zeigt die Rückkehr von der Fahrt am 26. September. Das Fahrzeug ruht bereits auf dem Floß, aber noch außerhalb der Halle. Auf der Abbildung S. 62 schickt sich der Ballon zum Landen an. Dies geht in derselben Weise vor sich wie das schon geschilderte Heruntergehen auf die Wasserfläche. An dem senkrecht herabhängenden Seile wird ein Segeltucheimer mit Wasser heraufgezogen, einer hängt bereits oben. Das Motorboot unten rechts ist das Depeschenboot, dessen Insassen schon das Tau ergriffen haben, an dem das Luftschiff durch das Motorboot in die Halle bugsiert wird. Im Hintergrunde rechts ist die Hälfte der Halle sichtbar. Der Turm ist der Kirchturm von Fischbach, der langgestreckte Bergrücken der Gehrenberg bei Markdorf. Abbildung S. 63 zeigt das Flugschiff auf dem Floß ruhend vor der Halle nach der Rückkehr.

Es mag nun eine Übersicht der in den verschiedenen Staaten eingeführ-

Digitized by Google

Das Luftschiff von vorn gesehen, nach Friedrichshafen zurückkehrend. (Nach einer Aufnahme von K. Scholl u. Sohn in Friedrichshafen a. B.)

ten Systeme folgen. Es sind hierbei außer dem Zeppelinschen starren Typ noch zwei Hauptarten zu unterscheiden: das deutsche oder der Drachenballon Parseval-Sigfeldschen Typs, also unstarr, mit seinen verschiedenen Abarten und das französische nach Lebaudy, ebenfalls unstarr oder halbstarr. Frankreich hat bisher nur Flugschiffe dieser beiden Typen, allerdings in mehrfach verschiedener Ausführung, erprobt. Zwei Systeme sind hierbei vom Staat erworben worden: der „Lebaudy", die kürzlich entwischte und vermutlich im Atlantischen Ozean versunkene „Patrie" und die „Ville de Paris". Die Franzosen beabsichtigen für die Folge alljährlich zwei neue Luftschiffe zu bauen, so daß sie bis zum Frühjahre 1909 über eine Luftflotte von sechs Fahrzeugen verfügen würden, die in den Festungen längs der Westgrenze, Belfort, Epinal, Besançon, Lyon, Toul und Verdun stationiert werden sollen. Für die folgenden Jahre soll der Bau einer zweiten, gleichstarken Luftflotte in Aussicht genommen sein. Damit ist die französische Heeresverwaltung allen übrigen Mächten, für den Augenblick wenigstens, in der Organisation um einen Schritt voraus. In England ist das nach Angaben des Obersten Templer erbaute Luftschiff, im wesentlichen ebenfalls Typ „Lebaudy", also mit Ballonets, nach einigen erfolgreichen Fahrten gestrandet, in Italien hat Americo da Schio sein Flugschiff verbessert und del Fabbre ein neues erbaut; beide sollen in den Grundsätzen nach „Parseval" gedacht sein. In Belgien sollen demnächst Versuche beginnen mit einem von le Clément de Saint Marc erfundenen Ballon, Spanien macht mit dem vom Oberst Vives y Vich erfundenen Lenkballon demnächst ebenfalls Versuche. Österreich, die Niederlande, die Schweiz, Norwegen, Rußland und Japan haben, wie die meisten Staaten, anfangs ihre Versuche mit französischem Material begonnen und gingen dann mehr oder weniger zeitig zum Drachenballon in verschiedenen Abarten über. Auch Amerika hat sich ziemlich bald hierzu entschlossen. Augenblicklich ist es führend auf dem Gebiete des Sportfahrzeuges. Bei der am 21. Oktober 1907 in St. Louis veranstalteten Wettfahrt erschienen sechs Fahrzeuge am Start, deren bestes 8,6 Meter Eigengeschwindigkeit erreichte. Einzig Dänemark ist bis jetzt dem von Yon in Paris bezogenen Material treu geblieben.

Die Zeppelinschen Erfolge haben das Luftschifferbataillon im vorigen Herbst zur Anbringung verschiedener Verbesserungen am Militärballon sowie am Parsevalschen Flugschiffe, mit dem das Bataillon zu die-

Digitized by Google

Das Luftschiff auf der Fahrt landeinwärts am 30. September 1907. (Nach einer Aufnahme von K. Scholl u. Sohn in Friedrichshafen a. B.)

ser Zeit Probefahrten unternahm, angeregt, so daß diese Fahrzeuge am 28. Oktober und den folgenden Tagen Dauerfahrten von ähnlicher Länge wie Zeppelin unternehmen konnten. Um zehn Uhr vormittags verließ der Militärballon Tegel, um 10.20 folgte der „Parseval". Beide hatten zunächst Brandenburg zum Ziele, das von Tegel 55 Kilometer (Luftlinie) entfernt liegt. Dort landete der „Parseval" ohne Hilfe militärischer Mannschaften und hielt sich eine halbe Stunde auf, während der Militärballon den Rückweg über Groß-Lichterfelde wählte und bei der Hauptkadettenanstalt eine Zeitlang manövrierend verweilte. Die direkte Fahrt Tegel-Brandenburg und zurück beträge allein schon 110 Kilometer, ohne die verschiedenen Umwege, die beide Ballons bei der Hin- und Rückfahrt machten. Der Militärballon war im ganzen acht Stunden zehn Minuten, der „Parseval" sieben Stunden dreißig Minuten in der Luft. Der gegenwärtig im Bau befindliche Militärballon, der im März versuchsbereit sein soll, soll 3200 Raummeter Gas fassen und einen Motor von 100 P.S. haben.

Die Vorteile, die das Zeppelinsche System allen unstarren und halbstarren Typs gegenüber hat, bestehen in folgendem: in der Fähigkeit, zwei Motore aufnehmen zu können, was bis heute von keinem andern Flugschiff erreicht ist, weil keins zwei Gondeln tragen kann; in der festen Verbindung der Gondel mit dem Aluminiumkörper zu einem einzigen wohlgefügten Bau, wodurch ein richtiges Schiff entsteht. Nur bei diesem festen Metallgerippe können die Propeller an ihrer naturgemäßen Stelle in Höhe des Widerstandspunktes des ganzen Systems angebracht werden. Nur bei ihm ist die Anbringung der Steuerungs- und Stabilisierungsvorrichtungen, die beide für den gleichmäßig ruhigen Gang von größter Wichtigkeit sind, leicht. Es besitzt nur den Nachteil seiner Größe, der, genau besehen, eben auch nur ein Vorteil ist. Während alle halbstarren und unstarren Typs keine so große tote Last tragen, weil sie die straffe Form des Flugkörpers durch Luftsäcke erhalten, die mit Hilfe eines Ventilators aufgeblasen werden, können sie doch nur in bestimmten, verhältnismäßig kleinen Abmessungen erbaut werden, wie die Flugschiffe nach Parseval, Comte de Vaulx u. a.

Nur der Zeppelinsche Lenkbare kann bei einer Landung an der Spitze derart gefesselt werden, daß ihm auch starke Stürme nichts anhaben können, denn nur bei ihm sind diese Spitzen nicht aus leicht zerreißbarem Stoff angefertigt. Das zur Fesse-

Digitized by Google

lung nötige lange Tau muß bei jedem Flug an der Spitze schon im voraus aufgehängt sein, um bei einer unvorhergesehenen Landung mittels Zugvorrichtung von der Gondel aus zum Abrollen gebracht zu werden. Ohne starren Bau wird eine derartige Einrichtung kaum jemals sicher wirkend zu treffen sein. Infolge der festen Verbindung des Gaskörpers mit den Gondeln kann dieser nicht, wie bei den unstarren Systemen, vom Sturm herumgezerrt werden, also niemals ungestützt freischweben. Bei der unfreiwilligen Landung am 17. Januar 1906 ging das Flugschiff noch ohne dynamische Kraftwirkung nieder. Auch haftete der Anker infolge hartgefrorenen Bodens nicht gleich, und das Fahrzeug bot dem Winde seine breite Querseite anstatt der Spitze. Die Gondeln schlurrten daher noch eine Strecke auf dem glattgefrorenen Boden fort, und das hintere Ende lehnte sich an einen Baum an. Dabei wurde aber nur die äußere Hülle unbedeutend beschädigt; erst die während der Nacht eintretende Gewitterbö richtete die erwähnten Verwüstungen in der Spitzenabteilung an. Es ist zur Landung auf festem Boden durchaus nicht immer eine Halle nötig; mit der Spitze gegen

Rückkehr von der Fahrt am 26. September 1907. Die Gondeln ruhen schon auf dem Floß, aber noch außerhalb der Halle. (Nach einer Aufnahme von K. Scholl u. Sohn in Friedrichshafen a. B.)

den Wind wird sich der Zeppelinsche Ballon auch im Schutz eines Tales oder eines großen Gebäudes verankern lassen. Auch kann eben nur das starre System wochen-, ja monatelang im Freien liegen, denn seine äußere Gestalt macht es unabhängig von Witterungseinflüssen.

Die Fahrtdauer ist nur vom Benzinvorrate, nicht vom Verderben des Gases abhängig, denn der Minderauftrieb, der durch die Diffusion des Gases entsteht, beträgt kaum den zehnten Teil des Gewichtsverlustes, den der Benzinverbrauch hervorbringt. Aber selbst bei erschöpftem Benzinvorrate kann das Zeppelinsche Schiff niemals zum Landen gezwungen werden wie die „Patrie". Es vermag sich dann noch immer in der Luft zu halten, indem es sich vom Winde treiben läßt: gewiß eine im Kriegsfalle nicht genug zu schätzende Eigenschaft!

Die Fahrtdauer ist einzig vom Größenverhältnis abhängig. Wollen wir Luftschiffe für den Verkehr, die tagelang fahren können, so müssen diese so groß als irgend möglich sein. Alle Ballonetsysteme können nur wenige Stunden fliegen; sollen sie eine Flugdauer von vierundzwanzig Stunden oder mehr erreichen, so müssen sie mindestens eine Gasmenge von zehntausend Raummetern aufnehmen können. Solche großen Luftschiffe nach dem Ballonettyp zu bauen, ist aber äußerst schwierig, denn der Bau erfordert das Anbringen starrer Teile, wie der Typ „Lebaudy" beweist, und damit eine unverhältnismäßige Vermehrung des toten Gewichts.

Das unstarre System hat daher nur seine Berechtigung, wenn es verhältnismäßig klein ist. Die nach ihm erbauten Fahrzeuge sollen nur wenige Stunden fliegen können. Sie müssen aber in wenigen Stunden zerlegbar sein, wie der Parsevalsche Drachenballon. Sie müssen schnell überallhin transportiert, gefüllt, zum Aufstieg gebracht, wieder entleert und verpackt werden können.

Das Heruntergehen starrer Flugschiffe auf festen Boden oder auf Wasserflächen wird auch nach mehrtägiger Dauerfahrt keinerlei Schwierigkeiten bereiten. Man darf nur von einem Luftschiff für den regelmäßigen Reiseverkehr nicht verlangen, was auch ein Seeschiff nicht kann; auch dieses braucht hierzu Häfen und vorbereitete Anlegeplätze. Derartige Einrichtungen müssen daher auch für starre Flugschiffe getroffen werden, entweder

Digitized by Google

Die Gondel des Luftschiffes auf den See herabgelassen, nimmt andre Passagiere auf. (Nach einer Aufnahme von K. Scholl u. Sohn in Friedrichshafen a. B.)

auf dem Wasser schwimmende oder auf dem Lande drehbar eingerichtete Hallen. Es wird die erste Aufgabe des im Bau befindlichen Zeppelinschen Flugschiffes sein, dieses Landen nach einer voraussichtlich mindestens vierundzwanzig Stunden ohne Unterbrechung währenden Fahrt auf festem Boden vorzuführen. Nach Zeitungsnachrichten soll diese Fahrt vom Bodensee aus das Rheintal hinunter über Basel in der Richtung auf Mainz gehen, und das Luftschiff wird dabei zeitweise bestimmte Höhen zu erreichen haben. Das Landen wird sich, einerlei ob auf festem Boden oder auf dem Wasser, ähnlich abspielen wie das Landen und Festmachen eines großen Dampfers. Auch nach dieser Richtung wird das Zeppelinsche Flugschiff ein wirkliches Schiff sein.

Die Erhöhung des Durchmessers des Aluminiumkörpers um zwei Meter beim Neubau wird die Mitnahme von mindestens fünfzig Personen gestatten. Ohne Zweifel wird das geschäftliche Interesse in absehbarer Zeit zur Errichtung von Verkehrslinien durch die Luft führen. Die Entfernung von London bis Berlin beträgt 850 Kilometer (Luftlinie), könnte also in elf Stunden zurückgelegt werden, während die Reise gegenwärtig vierundzwanzig dauert. Rein vom kaufmännischen Standpunkt aus betrachtet, ist eine regelmäßige Luftschiffverbindung zwischen vielbesuchten Orten sogar äußerst lohnend. Nehmen wir das Beispiel einer solchen zwischen Berlin und Kopenhagen. Anlagekapital: eine Million. Einnahmen: je hundert Flüge hin und hundert zurück im Jahre (Fahrtdauer etwa die Hälfte der jetzigen) mit durchschnittlich fünfundzwanzig Reisenden zu fünfzig Mark ergeben 250000 Mark Jahreseinnahme. Davon ab für Versicherungen, Abschreibungen und Betriebskosten 150000 Mark, so bleiben noch immer 100000 Mark, gleich zehn vom Hundert, Reineinnahme.

Das Zeppelinsche Flugschiff erreichte im vorigen Herbst eine Eigengeschwindigkeit von fünfzehn Metersekunden, indem es in sechs Stunden 350 Kilometer zurücklegte, während die „Patrie" in annähernd derselben Zeit nur 240 Kilometer durchmaß. Der Drachenballon erreichte am 21. September eine Höchstgeschwindigkeit von zwölf bis dreizehn Metern, ähnlich das Militärluftschiff. Der Zeppelinsche Rekord ist demnach bis jetzt unübertroffen. Das Zeppelinsche Flugschiff faßt 11500 Raummeter, der Drachenballon nach seiner Vergrößerung 3000, die „Patrie" faßte ursprünglich 2666, dann 1905 2860, 1906 wurde sie auf 3200 und vor kurzem auf

Digitized by Google

3600 Raummeter erweitert. Auch ihr Erbauer Juillot erklärte kürzlich, man müsse beim Bau der französischen Luftflotte darauf bedacht sein, allmählich die Größe des Zeppelinschen Typs zu erreichen; ähnliche Anschauungen äußerte der österreichische Fachmann Major Hoernes.

Professor Hergesell hob in seinen kürzlich gehaltenen Vorträgen den großen Unterschied hervor, der in bezug auf ruhigen Flug zwischen dem starren Typ Zeppelins und den Ballonetsystemen besteht. Während er bei einer Fahrt mit dem „Parseval" über den Tegeler See ein unter ihm fahrendes Schiff infolge starker Schwankungen der Gondel kaum in seinen Umrissen zu erkennen vermochte, sind Erschütterungen durch die Motore beim Zeppelinschen Flugschiff, wenn beide Motore arbeiten, kaum, wenn die Maschine der Gondel, worin man sitzt, aber stillsteht, gar nicht zu bemerken. Ferner haben alle Ballonetsysteme den Nachteil, daß, wenn der Ventilator versagt und dadurch die Versorgung des Ballonets mit Luft gestört wird, der Ballon seine straffe Form verliert und sich nach unten oder oben durchbiegt, was die Steuerfähigkeit stark beeinträchtigt.

In seinem am 25. Januar dieses Jahres in der Berliner Singakademie gehaltenen Vortrage über die Eroberung der Luft hob Graf Zeppelin vor allem die große Betriebssicherheit seines starren Typs hervor, der durch kein andres System bis jetzt erreicht sei. Vorübergehende Schäden könnten sich an jeder Maschine ereignen, eine Lokomotive werde in solchem Fall einfach durch eine neue ersetzt, ein Dampfschiff vermöge immer noch zu schwimmen, bei einem Luftschiff trete, wenn es nur einen Motor habe und sich über unwirtlicher Gegend oder gar über dem Meere befinde, unfehlbar die Katastrophe ein. Dann fügte er dem bereits Erwähnten noch folgende interessante Einzelheiten hinzu. Wenn er nur von seinem System spreche, so solle das nicht heißen, daß andre Typs in engeren Grenzen nicht auch Hervorragendes leisteten. Es sei derselbe Unterschied wie bei einem kleinen Binnensee- und einem Ozeandampfer. Davon, daß die Fahrt mit kleineren Flugschiffen einen herrlichen und ganz gefahrlosen Genuß zu bieten vermöge, würden sich hoffentlich viele Zuhörer durch die Darbietungen des Berliner Vereins für Luftschiffahrt bald überzeugen. Sein Fahrzeug eröffne großartige Aussichten für Handel, Verkehr, Wissenschaft und Kriegführung, also für den ganzen Weltverkehr, die man vor kurzem noch kaum geahnt habe. Die Post von Berlin nach Konstantinopel könne in Zukunft in längstens achtunddreißig, nach Alexandrien in sechzig Stunden, nach Neuyork in fünf, nach Bombay in sechs Tagen in einem Fluge befördert werden, wobei die Postsäcke mehrere Hundert Kilogramm Ge-

Das Luftschiff schickt sich zum Landen an. (Nach einer Aufnahme von Eduard Schwarz in Friedrichshafen a. B.)

Digitized by Google

Das Luftschiff auf dem Floß ruhend nach Rückkehr von der Fahrt, im Begriff, in der Halle geborgen zu werden. (Nach einer Aufnahme von Eduard Schwarz in Friedrichshafen a. B.)

wicht haben könnten. Ganz besondere Bedeutung hätten aber die Flugschiffe, wenn der Postdienst durch Eis, Überschwemmung usw. unterbrochen sei. Dann sei sein starres System für die Schiffahrt von der größten Wichtigkeit. Es könne sichere Nachrichten übermitteln und beim Aufsuchen vermißter, gesunkener oder in Seenot befindlicher Fahrzeuge wesentliche Dienste leisten. Auch für die Erdkunde sei es nützlich bei Erforschung von Polarzonen, Wüsten und bei kartographischen Aufnahmen in schwierigem Gelände. In der Kriegführung sei die wichtigste Vorbereitung für rasche und nachhaltige Besiegung des Gegners die rechtzeitige und genaue Kenntnis seiner großen kriegerischen Pläne. Das sei nur mit Fahrzeugen seines Systems zu erreichen, die weit ins feindliche Land hineinfahren könnten und die Ergebnisse ihrer Erkundungen durch Brieftauben oder durch die noch sicherer arbeitende drahtlose Telegraphie dem Oberkommando unmittelbar zuführen könnten. Sein im Bau befindliches Flugschiff werde eine Einrichtung für Funkentelegraphie haben. Dabei sei die Verwendung kleinerer Flugschiffe keineswegs ausgeschlossen; sie könnten sehr nützliche Dienste tun durch Beobachtung taktischer Vorgänge während der Schlacht und im Verlaufe des Festungskrieges. Der Preis seines Luftschiffes käme hierbei gar nicht in Betracht; Anlage und Betrieb seien sehr viel geringer als die Kosten für den kleinsten Panzerkreuzer oder auch für nur eine Schwadron. Es herrsche vielfach die Ansicht, sein Fahrzeug könne seiner starren Bauart wegen die Stöße bei einer Landung auf festem Boden gar nicht aushalten. Das sei völlig falsch, denn das Gewicht spiele dabei gar keine Rolle, weil der ganze Körper durch Gas in der Luft getragen werde. Manche zweifelten immer noch, ob das Fahrzeug im Sturm gut halten werde. Wenn ein Luftschiff im Sturm ohne Trieb im Luftraume schwebe, so verhalte es sich ähnlich der Seifenblase, die, solange sie am Strohhalme hänge, mitunter ovale Form annehme, sobald sie frei sei, sei sie immer kugelrund, weil die Luft von keiner Seite stärker auf sie drücke. Ganz ähnlich werde das Flugschiff, nur wenn die Schrauben arbeiteten, gegen den Wind gedrückt, aber im Sturm nicht stärker als bei geringer Luftströmung, weil die Motore an treibender Kraft immer nur dasselbe leisten könnten. Von der Erde aus gesehen, möge das Fahrzeug dahinsausen, in der Luft habe es bei Sturm keinen größeren Druck auszuhalten als bei Windstille.

Auf Grund der bisher erreichten Geschwindigkeit vermöge er 1700 Kilometer entfernte

Digitized by Google

Orte unter den ungünstigsten Witterungsverhältnissen, d. h. bei einem Gegenwind von sechs Metersekunden Stärke, innerhalb vier Tagen noch sicher zu erreichen. Das entspricht der Entfernung von Berlin bis Petersburg. Bei günstigeren Wetterverhältnissen kann diese Strecke in dreißig bis vierzig Stunden zurückgelegt werden. Bei allen Entfernungsangaben sei stets der Luftraum gemeint, nicht die Entfernung auf der Erdoberfläche, weil die relative Luftbewegung gegen die Erde berücksichtigt werden muß. Dieser Aktionsradius würde also Entfernungen entsprechen von Berlin bis zu den Lofoten, Moskau, der Krim oder bis Konstantinopel, dem nördlichen Griechenland, Parma, dem nördlichen Spanien, den Britischen Inseln. Es wäre auch möglich, in Etappen eine Verbindung zwischen den ost- und westafrikanischen Kolonien herzustellen. Bei solchen Entfernungen ist Bedingung, daß das Fahrzeug am Ende der Fahrt den Benzinvorrat zur Rückfahrt erneuern kann. Wenn das in Feindesland nicht möglich, so vermindert sich der Aktionsradius um die Hälfte, was immer noch der Entfernung von Mainz bis Danzig entspräche. Der Unterschied in der Schwere der Luft ist dabei so bedeutend, daß er von dem 400 Meter über dem Meere gelegenen Bodensee nur zwölf Passagiere mitnehmen könne, während er von Berlin (30 Meter über dem Meere) deren zwanzig aufnehmen kann. Theoretisch gerechnet, verkürze jede mitgenommene Person die Fahrtdauer um drei Stunden. Das Zeppelinsche Flugschiff ist so zahlreich bemannt, daß für jeden Posten zwei- bis dreimalige Ablösung möglich ist, so daß auch bei den längsten Fahrten keine Erschöpfung der Mannschaft eintreten kann. Das neue Flugschiff wird übrigens mit Schlaf- und Wohnräumen ausgestattet sein.

Die Navigation durch die Luft biete in gewissen Höhen, d. h. sobald man sich über den Wolken befinde und die Erdoberfläche nicht mehr sehen könne, viel größere Schwierigkeiten als die auf dem Wasser. Es herrschten dort oben mehr und stärkere unbekannte Strömungen in gefährlichem, weil bisher unerforschtem Richtungswechsel, besonders in der Nähe von Gebirgen. Deshalb seien bei deren Überquerung stets die Pässe aufzusuchen, und es werde sich empfehlen, dem Vorschlage des Oberstleutnant Moedebeck entsprechend, möglichst bald besondere Karten für die Luftschiffahrt anzufertigen. Jedenfalls müßten aber durch die an verschiedenen Orten angelegten Drachenstationen die in gewissen erreichbaren Höhen herrschenden Luftströmungen zu erforschen sein. Solange dies nicht der Fall sei, hält Graf Zeppelin es nicht für ratsam, sich weiter als 1000 Kilometer über die Ozeane zu wagen. Ein ganz wesentlicher Vorteil seines Flugschiffes sei auch die Möglichkeit, behufs astronomischer Ortsbestimmung zwischen zwei Gaszellen hindurch auf einer Leiter die freie Aussicht auf das Himmelsgewölbe zu gewinnen, was bei andern Systemen, auch wenn die Gondeln niedriger hängen, nur unvollkommen möglich.

Der Graf hält für die oberste Höhengrenze seines starren Typs 1500 Meter, in diesem Fall reicht sein Benzinvorrat noch für drei Tage. Um über 3000 Meter Höhe zu erreichen, muß fast alles Benzin verbraucht werden. In solchen Fällen sei das Ballonetsystem im Vorteil, weil hier nur Luft aus dem Ballonet durch das sich ausdehnende Gas gedrückt werde, und Luft sei immer zu ersetzen. Aber die Höhengrenze werde hier durch die Ballonetgröße bestimmt, andernfalls verliere der Ballon nachher seine pralle Form. Der Graf sagte am Schluß seines Vortrages etwa: „Und warum stehe ich nun eigentlich hier? Um das noch einmal in die Welt hinauszurufen, was sich schon als erfüllt und erreicht gezeigt hat? Nein, sicher nicht! Um gewissermaßen mein Testament vertrauensvoll in die Hände des deutschen Volkes zu legen, denn ich bin ein alter Mann, und auch mir kann bald ein Ziel gesetzt sein. Meine treuen Mitarbeiter, die Mitwisser meiner Pläne für die Weiterentwicklung meines Systems, würden dann wohl kaum in der pekuniären Lage zu dessen Vollendung sein, dann könnte der Fall eintreten, daß Deutschland, wenn auch nur auf kurze Zeit, die Weiterarbeit vergäße und der kaum errungenen Vorteile wieder verlustig ginge. Solange ich lebe, wird die Arbeit nicht stocken; damit sie aber auch nach meinem Weggange kräftig gefördert werde, zum Vorteile Deutschlands — darum stehe ich heute hier!"

Nun sind dem Grafen vom Reiche die zum Ausbau seines Systems nötigen Mittel in ausgiebigstem Maße zur Verfügung gestellt worden. Die dem Reichstag vorgelegte Denkschrift hebt die zuverlässige Technik des

Digitized by Google

LUKAS CRANACH d. Ä.: RUHE AUF DER FLUCHT NACH ÄGYPTEN.
(Original im Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin.)

Digitized by Google

Schiffes mit warmen Worten hervor und sagt, diese Eigenschaften rechtfertigten es, schon jetzt die Mittel vorzusehen, um das vorhandene und das im Bau befindliche Luftschiff für Reichszwecke zu erwerben. Dabei sollen die Aufwendungen berücksichtigt werden, die der Graf im Laufe von fünfzehn Jahren gemacht habe. Daneben soll ihm eine billige Entschädigung für die eigne Arbeit bewilligt werden, die mit 500000 Mark nicht zu hoch bemessen sei. Am 21. Oktober v. J. feierte Graf Zeppelin die fünfzigste Wiederkehr des Tages, da er ins Heer eingetreten. Der deutsche Kaiser und der König von Württemberg verliehen ihm bei diesem Anlaß die Großkreuze des Roten Adler- und des württembergischen Militärverdienstordens.

Das Deutsche Reich verdankt der unermüdlichen Tat- und Schaffenskraft dieses seltnen Mannes ein Luftschiff, das bisher in der ganzen Welt unerreicht dasteht, und um das uns alle Nationen mit Recht beneiden. Der härteste Kampf, den Graf Zeppelin aber alle die Jahre hindurch zu führen hatte, war nicht der gegen den Widerstand der Luft, sondern der gegen das fast allgemein absprechende Vorurteil der Mitwelt. Nur wenige Jahre trennen uns von dem Zeitpunkte, da die fast allgemeine Ansicht über Zeppelin dahin ging, er sei ein Schwärmer, der einem unerreichbaren Trugbilde nachjage. Nun steuert er als Sieger, hoch erhaben über der Menschen Beifall, in dem stolzen Bewußtsein, das Luftmeer zu beherrschen. Wieder einmal hat sich die Wahrheit des Schillerschen Wortes bewährt:

Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde,
Was der eine verspricht, leistet die andre gewiß.

(Abgeschlossen: Berlin, am 15. Februar 1908.)

Reifes Glück

Wie sonnenjung dein Auge lachte,
Als ich dir weiße Rosen brachte
Dereinst —
Und heute, da ich dunkelrote spende,
Legst du dein liebes Haupt auf beide Hände
Und weinst?

Ich aber weiß, was mir dein Mund verschweigt:
Es ist der kalte Hauch der nahen Nächte,
Der schauernd dir bis an die Seele steigt,
Du fühlst die dunkelste der dunklen Mächte.

Fühlst du sie wohl, die uns gen Abend treibt?
An unsres Lebens Rand siehst du den Purpurstreif?
Wohl denn, der Abend naht, wir wurden reif,
Wie diese Rosen reif ward unser Leben.
Uns ward so viel an Freud' und Leid gegeben,
Daß kaum zu freun, zu leiden fürder bleibt.

Und darum, siehe, schreckt die Nacht mich nicht —
Die wir zu zwein durchs Leben so gegangen,
Wie Menschen gehn, die wir wie Menschen rangen
In Glück und Schuld und Sehnsucht nach dem Licht:
Ein Ewiges glüht in uns, das Nacht nicht raubt;
In unsern Herzen bleibt ein goldner Tag.
Wir gehen Hand in Hand mit hohem Haupt
Zu jenen Tiefen, die in Frieden schweigen;
Der Schimmer, der um unsre Höhen lag,
Verklärt den Weg uns, den wir abwärts steigen.

Paul Bornstein

Digitized by Google

Clelia

Novelle von Paul Heyse

In einem besondern Zimmer des Café Doney, des vornehmsten Restaurants von Florenz, hatte ein befreundeter Kreis älterer Offiziere ein kleines Festmahl veranstaltet zu Ehren eines sehr beliebten Kameraden, der sich in Afrika ein hartnäckiges Fieber zugezogen hatte und von der Truppe zurückgeschickt worden war, um in heimatlicher Luft und Pflege zu genesen.

Dies war endlich geschehen, und Oberst Carlo D*** sollte in wenigen Tagen auf seinen Posten zurückkehren. Er stammte aus einem angesehenen, doch etwas herabgekommenen Florentiner Hause, in welchem soldatische Bravour und Tüchtigkeit Familientradition waren, hatte schon früh sich hervorgetan und es zum Colonnello gebracht, auch jetzt noch ein schöner, stattlicher Mann von fünfundfünfzig Jahren, das dichte Haar über der bronzefarbenen Stirn schon silberweiß, die starken Brauen aber und der weiche Knebelbart kohlschwarz. Die grauen tiefliegenden Augen waren gewöhnlich etwas verschleiert, wie wenn der Geist in ihnen gleichgültig hinträume. Sobald das Gespräch ihn anregte, wachte der Blick gleichsam auf, und aus der stillen Glut dieser kühnen Seele konnte eine kühne Flamme emporschlagen.

Es war spät geworden und ging auf Mitternacht. Man hatte während des Essens, bei welchem feuriger Chianti und Sekt nicht gespart worden waren, fast ausschließlich von dem afrikanischen Feldzug gesprochen, die Regierung kritisiert, die allen nicht mit dem nötigen Nachdruck das Abenteuer zu betreiben schien, und nach einzelnen Bekannten gefragt, deren Namen in den aufregenden Bulletins genannt worden waren. Als der letzte Toast ausgebracht war und der Sekt dem Kaffee Platz gemacht hatte, fing man an, von persönlichen Angelegenheiten zu reden und auf allerlei Dinge zu kommen, die sich während der Abwesenheit des Gastes in der florentinischen Gesellschaft zugetragen hatten: Heiraten, Liebschaften, Beförderungen und Duellgeschichten.

Der Oberst hatte das alles ziemlich gleichgültig mit angehört, während der weiße Dampf seiner Virginia aus dem halbgeöffneten Munde durch den schwarzen Schnurrbart quoll. Er war überhaupt nicht sehr redselig und mochte auch Schmerzen an einer alten Wunde leiden. Als aber die Rede auf die Entführung einer berühmt schönen Frau aus der eleganten Welt durch einen Opernsänger kam, sagte er mit einem feinen Lächeln zu seinem Nachbar, einem seiner Vertrautesten noch von der Kriegsakademie her: „Und mit der hast du mich verkuppeln wollen, Sandro! Da würde jetzt diese Geschichte auf meine Rechnung erzählt."

„Oho!" erwiderte der Angeredete, „dir wäre das nicht passiert. Du hättest das zügellose Weib gebändigt, wie du deine wilden Pferde zuzureiten pflegst, daß sie zahm und zitternd parieren und glücklich sind, wenn du ihnen die Nase streichelst. War sie doch wahnsinnig in dich verliebt und nahm dann ihren Bankier nur aus dépit. Schau, Carlo, es wäre doch eine ganz gute Sache, wenn du dich jetzt von ihren weißen Händen hättest pflegen lassen können, statt in einem kahlen Hotelzimmer von einer bezahlten Krankenwärterin. Und wenn sie's nicht war, konnt' es nicht eine andre sein, mit geringerer Schwäche für erste Tenore? Hattest du nicht die Auswahl unter dem Flor der aristokratischen Jugend, obwohl du eben erst Kapitän geworden warst und deiner Braut nicht viel mehr als deine Gage zu bieten hattest?"

„Cospetto!" rief ein Oberstleutnant, der nicht der Jüngste am Tisch, aber für seine unverwüstliche Neigung zu tollen Liebesaffären bekannt war — „Sandro als Eheprediger, das ist neu! ‚Tu nach meinen Worten, nicht nach meinen Werken' — ist wohl auch deine Devise, carissimo?"

Der Verspottete runzelte die Stirn und warf ihm einen wütenden Blick zu. Es entstand eine peinliche Stille. Einer seiner Nachbarn neigte sich zu dem Ohr des Spötters und raunte ihm etwas zu. Es handelte sich um eine nie ganz aufgeklärte Ge-

Digitized by Google

schichte, in der Sandro eine Rolle gespielt, die ihm die Heirat mit einer vornehmen jungen Dame unmöglich gemacht und zu einem blutig verlaufenen Duell geführt hatte. Das hatte der Unheilstifter nicht gewußt oder vergessen.

Der Kolonel, dem die Sache in der Seele seines Freundes schmerzlich war, fühlte sich verpflichtet, die Verstimmung zu lösen.

„Sandro hat recht," sagte er rasch. „In jungen Jahren denkt man leichtsinnig über das, was gute Bürger ein häusliches Glück nennen. Und auch in unserm Alter freilich, wenn man vor dem Feinde steht, ist man froh, zu Hause nicht Weib und Kind zu wissen, die sich die Augen ausweinen, wenn dem Babbo was Menschliches passiert. Und doch — man ist nicht nur Soldat, und zumal wenn man als ein halber Krüppel aus seinem Lebensberuf hinausgeschoben wird, da beneidet man die friedlichen Hausväter, denen, wenn sie an Influenza leiden, die treue Lebensgefährtin ihren wollenen Schal um die Brust wickelt und ein Fieberträukchen eingibt. Jawohl, Sandro hat recht. Vielleicht hat sein Freundesherz ihm geweissagt, daß es eines Tags mit mir dahin kommen würde, und er hätte gern für eine legitime barmherzige Schwester gesorgt. Glaubt auch nur nicht, daß ich ein prinzipieller Ehehasser gewesen wäre. Im Gegenteil, ich kann sagen, daß ich mein ganzes Leben hindurch auf dem Quivive gestanden bin, ob die Rechte, die für mich eigens geschaffen wäre, nicht kommen wolle. Leider aber hat sich's wieder einmal bewährt: le mieux est l'ennemi du bien. Ich habe so hohe Ansprüche an meine Frau gemacht und hatte zum Unglück so guten Grund dazu, daß immer noch etwas fehlte, um mein Ideal von Vollkommenheit zum zweitenmal zu erreichen."

„Einen solchen Idealisten, Carlo, hätte ich nicht in dir gesucht," sagte einer der Tischgenossen. „Du warst doch sonst kein Kostverächter, wenn man der Chronik von Florenz glauben darf."

„O," sagte der Kolonel, „das ist kein Beweis. Man gibt es nicht auf, zu spielen, wenn man auch nicht Ernst machen will oder kann. Daß ich's aber dazu nicht bringen konnte ... Um mich ganz zu verstehen, müßt' ich euch eben meine Geschichte erzählen. Ich seh' auch nicht ein, warum ich es nicht tun sollte. Dreißig Jahre ist's her, seit ich's erlebt habe. Von den Hauptpersonen, außer mir, lebt keiner mehr. Und der Mühe des Erzählens ist's immerhin wert.

* * *

„Ihr müßt aber im Sinn behalten, daß ich damals vierundzwanzig Jahre alt war und in vieler Hinsicht ein so törichter guter Junge, wie man in diesem Alter zu sein pflegt, wenn man von einer zärtlichen Mutter und einem strengen Vater erzogen worden ist. Dieser Papa brachte es denn auch durch seine Verbindungen dahin, daß ich von Florenz nach Viterbo versetzt wurde, das damals eben erst aufgehört hatte, päpstlich zu sein, und eine kleine Besatzung bekommen hatte. Seit drei Jahren war ich Leutnant, und da ich keine Gelegenheit gehabt hatte, etwas für die Unsterblichkeit zu tun, hatte ich mich sterblich in eine kleine Modistin verliebt und beschlossen, da sie leider tugendhaft war, sie zu heiraten. Trotz dieser Tugend war sie für meine Eltern als Schwiegertochter nicht erwünscht, und so brachte auch meine Mutter das Opfer, den lieben Sohn in die Verbannung zu schicken.

Das war's in der Tat für einen in meiner Lage. Alles, was den Kameraden dort das Leben erträglich machte, hatte keinen Reiz für mich. Halbe Tage im Café damit zu verbringen, Briscola oder Trefette zu spielen, nach dem See von Bolsena zu reiten, um in Montefiascone den berühmten Wein an der Quelle zu trinken, oder bei dem abendlichen Korso, wenn die Musik spielte, über die Schönen der Stadt Revue abzuhalten, das alles konnte mich für das, was ich in Florenz verlassen hatte, nicht entschädigen. Ich kam mir wie lebendig begraben vor und geriet in meiner Verzweiflung so weit, daß ich den Petrarca las und wahrhaftig versuchte, ihm seine Seufzer an Laura unter der Adresse meiner kleinen Grisette nachzugirren.

Da kam endlich in die tödliche Windstille ein frischer Luftzug. Ein gewisser Favilla, der vor etlichen Jahren wegen einer Messergeschichte in die Macchia geflohen war und dort allerlei Unfug getrieben hatte, bis es gelang, ihn zu verjagen, war plötzlich wieder aufgetaucht. Es hieß, ein Mädchen, das seine Geliebte gewesen, habe ihn wieder zurückgelockt. Nur kam er diesmal nicht allein,

Digitized by Google

sondern hatte noch fünf oder sechs Spießgesellen mitgebracht und trieb sein Unwesen jetzt als ein frecher Virtuose, nachdem er als unbeholfener Dilettant begonnen hatte.

Unter den Kameraden war nur eine Meinung darüber, daß es die Ehre der Uniform erfordere, diesem Strauchdieb das Handwerk zu legen, da die Gendarmerie von Viterbo dazu nicht imstande war. Warum unsre Vorgesetzten die Sache langmütiger ansahen, konnten wir nicht begreifen. Vielleicht wegen Kompetenzbedenken zwischen Militär und Polizei.

Letztere hatte in der Tat ein paar Carabinieri in die bedrohte Gegend geschickt, auf Bitten einer reichen Dame, die fünf Miglien von der Stadt entfernt ein großes Landgut besaß, das sie nach dem Tode ihres Gemahls, eines Marchese Orlandi, selbst bewirtschaftete. Das Erscheinen dieser beiden Dreispitze schien Eindruck auf die Bande zu machen. Wenigstens hörte man ein paar Tage lang nichts von neuen Einbrüchen in einsame Gehöfte oder Beraubungen einzelner Wanderer. Doch eines Mittags, da ich zufällig eben bei meinem Kapitän war, wurde ein Bote von jenem Landgut hereingeführt, der in höchster Aufregung berichtete, der fünfzehnjährige Sohn seiner Herrin, der Donna Isabella, sei gestern abend, als er von der Stadt, wo er sich etwas verspätet hatte, allein nach Hause ritt, überfallen und samt seinem Maultier in die Macchia fortgeschleppt worden. Die Familie habe, da sie das Verschwinden des Herrleins sich nicht zu erklären wußte, die Nacht in furchtbaren Ängsten verbracht, am Morgen aber sei eine Botschaft gekommen, man solle zehntausend Lire an einem bestimmten Ort hinterlegen, sonst werde der Signorino am dritten Tage durch einen Pistolenschuß ins Jenseits hinübergeschafft werden.

Die beiden dem Hause als Wächter bestellten Carabinieri seien zu schwach, den Schurken ihren Raub abzujagen. Die Marchesa lasse den Herrn Kapitän um aller Heiligen willen beschwören, Hilfe zu schicken.

Der Bote, kein Geringerer als der Fattore der Herrin selbst, machte eine so herzbewegende Schilderung von dem Jammer der edlen Frau, deren ganze Freude und Hoffnung dieser Sohn und Stammhalter sei, daß mein Kapitän aus seiner Indolenz aufgerüttelt wurde und, nachdem er höheren Befehl eingeholt hatte, mir zu meiner größten Freude die Order erteilte, dreißig meiner Leute mit mir zu nehmen und unverzüglich zur Verfolgung des Gesindels aufzubrechen.

Es vergingen aber doch noch ein paar Stunden, ehe wir den Marsch antreten konnten. Als wir bei dem Landhaus ankamen, neigte sich schon der Tag, und ich sah ein, daß wir hier übernachten mußten. Es waren erst allerlei Rekognoszierungen vorzunehmen, Erkundigungen einzuziehen und die Karte der Provinz zu studieren, die sich zum Glück im Hauptquartier vorgefunden hatte.

Schon vor der Haustür des stattlichen Gebäudes, das mitten in einem großen Hofe lag, sah ich ein paar Frauengestalten und eine Schar von Dienstleuten, die voll Angst und Ungeduld unserm Kommen entgegengesehen hatten. Sobald wir herangekommen waren, eilte die ältere der beiden Damen auf mich zu, ergriff meine beiden Hände und dankte mir mit überfließenden Augen, daß ich als Retter in der Not erschienen sei. Es war eine stattliche Dame, in der Mitte der Vierziger, wie der Verwalter mir auf dem Marsch erzählt hatte, doch jetzt mit ihrem kummervollen überwachten Gesicht und den unfrisierten, stark angegrauten Haaren erschien sie fast großmütterlich im Vergleich zu dem Töchterchen von neun Jahren, das sich scheu an der Seite der Mutter hielt. Ein wenig hinter diesen beiden stand eine dritte Frauengestalt, wie eine Statue, stumm und steinern, doch denselben Gram in den Augen und um den festgeschlossenen Mund wie auf dem Gesicht der Marchesa, nur daß kein Ton desselben Gefühls über ihre Lippen kam. Meine Schwester Clelia! sagte Donna Isabella. Sie hat unsern armen Verlorenen wie einen eignen Sohn geliebt. Aber Ihr werdet ihn uns wiederbringen, nicht wahr, teurer Herr? O! mit ihm würde auch das Leben von uns armen Geschöpfen verloren sein!

Ich beteuerte, daß ich das eigne Leben daransetzen würde, ihnen den Liebling zurückzugeben, und bat die Herrin des Hauses, für die Nacht meinen Leuten Herberge zu gewähren, was auf ihren Wink der Fattore übernahm. Eine halbleere Scheune wurde ihnen zum Nachtlager angewiesen, nachdem sie an langen Tischen auf dem Hof Essen und Trinken erhalten hatten.

Ich selbst wurde in das Haus geführt, in das Arbeitszimmer des verstorbenen Mar-

Digitized by Google

chese im ersten Stock, wo ein Bett für mich aufgeschlagen war. Es war sieben Uhr geworden, den Rest des Tages verwendete ich auf Erkundigungen bei den Bewohnern des Landsitzes nach den Wegen und Stegen, die ins Innere des Buschwaldes führten, und nach allem, was man von den Sitten und Neigungen des Signor Favilla wußte. Ein günstiger Umstand war, daß der Vater des Mädchens, mit dem der Bandit eine Liebschaft unterhielt, nach der Villa gekommen war, um seinerseits Hilfe zu holen, da die Tochter bei Nacht sein Haus verlassen hatte. Er war ortskundiger als irgendein andrer und sollte morgen bei unsrer Razzia als Führer dienen.

Gegen acht kam die junge Tochter, mich hinunterzubitten, wo die Abendmahlzeit angerichtet war. Ich fand die beiden Frauen im Speisesaal an dem gedeckten Tisch in der Mitte stehend, einen alten Diener an einem kunstreich geschnitzten Büfett, das große Gemach mit ein paar Lampen nur schwach erleuchtet. Die Herrin des Hauses lud mich mit einer leichten Gebärde ein, Platz zu nehmen, und setzte sich selbst, zu ihren Seiten die Schwester und das kleine Fräulein, ich ihr gegenüber. Jetzt erst konnte ich meine Nachbarin genauer betrachten, da ihr sehr blasses Gesicht durch den roten Lampenschein überschimmert war. Ich erstaunte über den Reiz dieses Frauenkopfes, der in seiner vollen Reife gleichwohl einen eigentümlich jungfräulichen Eindruck machte, an Tizianische Frauenbilder erinnernd. Ich glaubte, nie schwarze Augen von solchem Edelsteinglanz gesehen zu haben, nie einen süßer schwellenden Mund, der freilich das Lächeln verlernt zu haben schien und sich beim Abschied nur öffnete, um gute Nacht zu sagen.

Es war auch sonst kaum etwas gesprochen worden, und die Speisen wurden, kaum angerührt, wieder abgetragen. Das Töchterchen naschte nur an den Früchten und trank auf einen Zug ein großes Glas Wein. Dann aber, als einmal von der Mutter der Name Emilio ausgesprochen wurde, brach sie in heftige Tränen aus und warf sich wie eine Verzweifelte schluchzend an den Hals der Tante Clelia, die sie mit Mühe beschwichtigte und hinausführte, um sie zu Bett zu bringen.

Auch ich erhob mich und verabschiedete mich von der Hausfrau, um erst noch nach meinen Leuten zu sehen und strengen Befehl zu geben, daß man um zwei Uhr nach Mitternacht marschfertig sein müsse. Es galt, vor Tagesanbruch das freie Land bis an die Macchia zu passieren, um nicht von Spähern oder Spießgesellen des Favilla entdeckt zu werden. Wir mußten alles aufbieten, den Fuchs im Bau zu überraschen, eh' er Unrat witterte und sich tiefer in die Berge hinaufflüchtete.

Es war der dritte Juli, die Nacht still und schwül; ich rühnte mich sonst, zu jeder Zeit, wenn ich mich niederlegte, schlafen zu können, aber die Spannung vor meinem ersten kriegerischen Abenteuer hielt mich noch lange wach, wozu auch das Feuer, das gewisse Augen in mir angezündet hatten, das Seine tat. Nur ein paar Stunden lag ich in tiefem, traumlosem Schlaf, sprang aber auf, als ich meinen Burschen die Treppe heraufkommen hörte, um mich zu wecken, und sah durch das Fenster, das nach dem Hofe ging, meine Leute bereits unten zum Ausrücken fertig beisammenstehen, mit ihnen die beiden Carabinieri und den Bauern, dem die Tochter davongelaufen war. Es konnte also losgehen.

Im Hause rührte sich nichts; ich trat auf den Flur hinaus und wollte die Treppe hinunterschleichen, als ich mich am Arm berührt fühlte. Nur undeutlich konnte ich in dem Zwielicht, das von außen hereindrang, eine weibliche Gestalt erkennen, doch eine Stimme hörte ich, deren Ton mir unvergeßlich war, so wenig Worte ich von ihr vernommen hatte.

Sie sind es, Fräulein Clelia? flüsterte ich. Was führt Sie noch zu mir? Bleiben Sie ruhig in Ihrem Bett, ich verspreche Ihnen —

Ich bringe Ihnen ein Kleinod, das mir von meiner Mutter gegeben wurde, antwortete sie ebenso leise. Es ist ein Medaillon, in dem eine Reliquie sich befindet, die Sie schützen soll bei Ihrem gefährlichen Gang. O, Herr Leutnant, wenn Sie ihn retten, wenn es nicht zu spät ist, unsern Emilio aus den Klauen des Ungeheuers zu befreien — auf den Knien wie einem Heiligen will ich Ihnen danken!

Seien Sie überzeugt, Madamigella, sagte ich, daß Sie mich ohne Ihren Liebling nicht wiedersehen werden.

Ich nahm hastig das Medaillon, das an einem feinen goldnen Kettchen hing, küßte

Digitized by Google

die Hand, die es mir gereicht hatte — sie zitterte und war kalt wie Eis —, und glitt an der dunklen Gestalt vorbei die Treppe hinunter.

* * *

„Mit dem ausführlichen Bericht über diese Expedition werde ich euch verschonen, zumal da ich mich als ein Neuling im Krieg mit Strauchdieben ziemlich ungeschickt benahm, es mir auch an aller Lokalkenntnis gebrach und ich auf unklare und widersprechende Angaben angewiesen war. So verlor ich mit Herumtappen auf unsichern Fährten übermäßig viel Zeit, und es war fast Mittag geworden, als es endlich gelang, das Wild in einem Kesseltreiben zu stellen und zu Schuß zu bringen.

Das übrige war nun keine schwere und halsbrechende Arbeit mehr.

Fünf arme Teufel, halb verhungert und schlecht bewaffnet, die uns freilich anfangs übel mitspielten, da sie hinter Bäumen und Felsstücken Deckung hatten und wütend mit dem Mut der Verzweiflung ihre Pistolen und Karabiner auf uns abfeuerten. Vier von meinen Leuten wurden auch verwundet, zum Glück nicht schwer. Aber unsre Übermacht war zu groß, die Kerle wurden von allen Seiten umgangen und überwältigt; nur einer entkam, der über einen tiefen Graben sprang, so daß er einen Vorsprung hatte, ehe man ihm nachsetzte.

Ich hatte mein Pulver gespart und mich vor allem bemüht, den Rädelsführer auszuspüren, der unter den fünfen nach der Beschreibung nicht sein konnte. Schon dachte ich, der Schurke habe sich ferngehalten und sein Volk im Stich gelassen, um sich für bessere Zeiten zu sparen, als plötzlich aus einer dicht verwachsenen Ecke ein Schuß erklang und eine Kugel hart an meinem Nacken vorbeisauste. Im nächsten Augenblick fühlte ich mich von hinten umschlungen und zu Boden gerissen, so daß ich von meinem Revolver keinen Gebrauch machen konnte, sondern nur wütend gegen den geschmeidigen Leib der wilden Katze, die mich angefallen, ankämpfte.

Endlich gelang es mir, durch eine geschickte Wendung mich der Umstrickung zu entwinden, wobei mir aber die Waffe entfiel, und ein paar Minuten lang währte das wilde Ringen mit dem Feinde, der sein Messer gezückt hielt und nach meiner Kehle zielte. Aber nur in den linken Oberarm fuhr die Klinge, ich hatte noch eben Zeit, den rechten Arm freizumachen und den Dolch zu fassen, den ich ihm gleich darauf von oben herab in die Schulter stieß, bis zur Lunge hinunter. Ein dunkler Blutstrom brach hervor, die Arme, die mich bis zum Ersticken umschnürt hatten, fielen auf einmal von mir ab, der Bursch sank auf den steinigen Boden zurück und verdrehte die Augen, während aus dem stöhnenden Munde weißer Schaum drang. Ich hatte mich rasch erhoben und betrachtete den Feind, der nun ein stiller Mann war, mit einem gemischten Gefühl, Genugtuung und Bedauern. Es war ein schöner Mensch, nicht viel älter als ich, noch in seiner Verwilderung mit einem Anstrich von kühnem Stolz, der einer Prinzessin so gut wie einem Landmädchen gefährlich werden konnte.

Wo aber war diese seine Geliebte? Ja, wo befand sich der junge Herr, zu dessen Rettung wir ausgezogen waren, und ohne den nicht wieder vor ihr Antlitz zu treten ich der schönen Zia Clelia gelobt hatte?

Von der gefesselt und am Boden liegenden Bande war keine Auskunft darüber zu erlangen. Nachdem sämtliche Wunden von einem der Carabinieri, der sich darauf verstand, schlecht und recht verbunden worden waren, mußten wir uns aufmachen, das Versteck zu suchen, in dem der Räuber seine lebendige Beute verborgen hatte.

Bei den Gefangenen blieben die nötigen Wachen zurück, ich selbst mit dem Vater des Mädchens schlug einen Pfad ein, auf dem die Fährte eines Vierfüßlers zu erkennen war. Und richtig dankten wir es diesem, will sagen dem Maultier, das den Signorino getragen hatte, daß wir an dem Ort, wo unsre Vermißten untergebracht waren, nicht blind vorüberrannten.

Aus einem Dickicht von Tannen und Unterholz, das unverdächtig schien, so wild verwachsen war's, hörten wir eine kräftige Stimme in der bekannten mißtönenden Melodie zwischen Eselsgeschrei und Pferdegewieher, und als wir uns Bahn gebrochen durch das Gestrüpp, welches noch eigens künstlich durcheinandergeflochten war, sahen wir das junge Paar, Emilio und das Mädchen, am Boden liegen, an Baumstämmen festgebunden, während das Maultier vergebens zwi-

Digitized by Google

schen dem Gestein nach genießbaren Halmen schnupperte.

Seine Anwesenheit war höchst erwünscht. Denn als wir den Juvenil losgebunden hatten, zeigte sich's, daß er von den überwundenen Angsten und Strapazen zu sehr geschwächt war, um auf seinen Füßen stehen oder gar den weiten Weg nach der Villa zurücklegen zu können. Auch im Sattel hielt er sich nur mit Mühe, und einer mußte nebenher gehen und acht auf ihn haben.

Das Mädchen war von stärkeren Nerven. Als es seinen Liebsten tot im Blute liegend fand, tat es einen Schrei, daß man meinte, ihr zerspringe das Herz im Leibe. Dann aber legte sie mit Hand an, ihn auf die Bahre von schlanken Stämmen zu betten, auf der meine Leute ihn forttragen sollten. Die andern Gesellen, so sauer es manchem wurde, traten den Rückweg zu Fuß an, je einer zwischen zwei Soldaten, die ihn mit Kolbenstößen aufrüttelten, wenn er zusammenbrechen wollte.

* * *

„Es war fünf Uhr nachmittags geworden, als unsre seltsame Kolonne bei der Villa Orlandi wieder anlangte.

Das Gerücht von unserm Siege war uns vorangeflogen. Schon eine weite Strecke vor dem Hause kamen uns die beiden Schwestern mit der kleinen Angelina entgegen, weiße Tücher schwingend, und als sie uns erreicht hatten und Emilio vom Pferde herabgehoben worden war, gab's eine Szene stillen und lauten Jubels, ein Umarmen und Küssen, ein Händedrücken und Lachen und Weinen durcheinander, die sich nicht schildern läßt.

Mich selbst schloß die Mutter des Geretteten mit überströmender Zärtlichkeit in die Arme und wußte nicht genug zu sagen, wie sie in alle Zukunft mich als einen zweiten Sohn betrachten und lieben werde. Zia Clelia war stumm an mich herangetreten und hatte mir, holdselig durch Träuen lächelnd, beide Hände entgegengestreckt, die ich mit Küssen bedeckte. Ich bemühte mich, so gut ich konnte, dem Übermaß des Dankens und Rühmens Einhalt zu tun, indem ich sagte, wie wenig Ehre bei diesem Sieg einer so starken Überzahl zu holen gewesen sei. Die Wunde an meinem Arm, obwohl nur eine unbedeutende Fleischwunde, und mein Ringen auf Tod und Leben mit dem Anführer der Bande, wovon meine Leute nicht geschwiegen hatten, genügten aber, mir eine Glorie um die Heldenstirn zu legen. So wurde ich im Triumph von den Geschwistern an den Händen ins Haus geführt, während der Chirurg, den die Marchesa vorsichtigerweise aus der Stadt hatte kommen lassen, sämtliche Verwundete, Banditen wie Soldaten, untersuchte und verband.

Es war noch früh genug am Tage, um in die Stadt zurückzukehren. Als ich aber davon sprach, daß ich ein paar Bauernwagen requirieren wolle, die Gefangenen darauf zu transportieren, erklärte mir Donna Isabella, ich würde ihr einen wahrhaften Schmerz bereiten, wenn ich die Nacht nicht unter ihrem Dache verweilen wollte. Die Kinder drängten sich an mich und riefen, sie würden mich um keinen Preis fortlassen, und als nun auch Zia Clelia mit einem Blick ihrer unwiderstehlichen Augen einfach sagte: Ihr werdet bleiben, ich weiß es! — gab ich jeden Widerstand auf, zumal ich sah, daß auch meinen Leuten ein Gefallen damit geschah, eine so reichliche und freundliche Gastfreundschaft noch eine Nacht zu genießen.

Für meine Person, da man sich in Anerbietungen, mich zu erquicken, erschöpfte, bat ich um nichts andres, als daß man mir ein laues Bad rüsten möchte. Es war mir Bedürfnis, Staub und Schweiß und die ekken Spuren meines Ringkampfs mit dem verwilderten Burschen abzuspülen. Nachdem dies geschehen war, zog ich mich in mein Zimmer zurück und schrieb den Rapport über die Expedition an meinen Kapitän, mit dem ich einen meiner Truppe in die Stadt schickte, meine Rückkehr auf den nächsten Morgen ankündigend.

Das abgetan, warf ich mich aufs Bett, um ein halb Stündchen zu ruhen, ehe ich wieder zu der Familie hinunterging. Ich fühlte eine seltsame Müdigkeit und Niedergeschlagenheit, nicht bloß in den Gliedern, sondern etwas wie eine moralische Depression, die sehr natürliche Gründe hatte. Nach der Aufregung des Kampfes und der Gefahr mußte ein Rückschlag eintreten, vor allem, da es das erstemal war, daß ich Blut vergossen und einem Menschen ans Leben gegangen war. Es ist auch was andres, eine Kugel auf einen entfernten Feind ab-

Digitized by Google

zuschießen, als Brust an Brust mit ihm zu ringen und den Stahl ihm mit eigner Hand ins weiche Fleisch zu stoßen. So empfand ich, obwohl es in berechtigtem Angriff und dringender Notwehr geschehen war, kaum so etwas wie Siegesfreude, sondern einen Ekel und Abscheu vor der eignen Tat.

Der Chirurg hatte, als er die Sonde in die tiefe Wunde einführte, plötzlich eine Regung von Leben gespürt und erklärt, es sei nicht ausgeschlossen, daß die stählerne Natur des Burschen die Todesgefahr überwände. Das war ihm freilich kaum zu wünschen; wenn er genesen sollte, hatte er nur den Bagno zu erwarten. Und doch erleichterte es ein wenig meine düstere Gemütsstimmung. Ehe ich mich's versah, war ich fest eingeschlafen.

Der Abend war hereingebrochen, als ich die Augen wieder aufschlug. Eine Berührung meiner Hand weckte mich, ich sah das schlanke Gestältchen der kleinen Angelina an meinem Bette knien, ihr weiches Mündchen auf meine Hand gedrückt. Als ich mich bewegte, schnellte sie in die Höhe und flog nach der Tür. Ich rief sie an und bat sie, zu bleiben. Sie schüttelte den lockigen Kopf und sagte: Sie sind alle unten, sie warten auf Euch. — Das brachte mich zur Besinnung.

Ich sah, daß ich zwei Stunden verschlafen hatte, aber es hatte mich unglaublich erfrischt. Auch die seelische Verstimmung war von mir gewichen.

Doch als ich hinunterkam, fiel wieder ein Druck auf meine Brust. Statt die Familie allein zu finden, trat ich in eine zahlreiche Gesellschaft, die auf mich wie auf einen berühmten Helden gewartet hatte, um mich anzugaffen und zu feiern.

Die Nachricht von unserm Zug in die Macchia hatte sich in der Umgegend wie ein Lauffeuer verbreitet, einige befreundete Familien aus den benachbarten Gehöften waren herbeigeeilt, Donna Isabella zu beglückwünschen und sich von Emilio erzählen zu lassen, was er unter den Räubern ausgestanden hatte. Diese alle hatte die Marchesa bewillkommnen und für ihre Bewirtung sorgen müssen, und ich sah es ihr an den Augen an, wie gern sie dieser Pflicht überhoben gewesen wäre.

Ein größerer Gegensatz ließ sich nicht denken als zwischen dem gestrigen Abend, der von innen und außen in diesem Gemach so trübselig vergangen war, und dem heutigen mit seinen strahlenden Lichtern und der durcheinander schwirrenden, schwatzenden und lachenden Gesellschaft. Am liebsten wär' ich an der Schwelle wieder zurückgetreten, aber ein Blick auf Zia Clelia, die mir auch wie eine völlig verwandelte Erscheinung entgegenkam, bewog mich, zu bleiben.

Jetzt erst erschien sie mir in dem vollen Glanz ihrer Schönheit, die ein festlicher Anzug aufs reizendste hervorhob. Sie trug ein einfaches Kleid von einem leichten granatroten Stoff, der sich ihrer schlanken und doch vollen Gestalt anschmiegte, oben nur den Hals frei ließ, dessen bleiche Haut durch den rötlichen Schein ein wenig belebt wurde. Die Arme waren bis zu den Ellbogen frei — ich hatte nie schönere gesehen. In dem schwarzen Haar nur eine einzelne rote Rose, in den kleinen Ohren einfache goldene Ringe. Aber dies Gesicht — dies Lächeln an dem halbgeöffneten Munde, die ganze himmlische Ruhe und Sanftmut des wundervollen Wesens — ich stand wie verzaubert, als sie mich anredete, und mußte alle Besinnung aufbieten, ein paar Worte hervorzustammeln.

Sie lächelte über meine Verwirrung und trat hinter der Schwester zurück, die sich meiner bemächtigte, mich den übrigen Gästen vorzustellen. Was dann geredet wurde, wie ich mich in meiner Geistesabwesenheit ausgenommen haben mag, wissen die Götter. Ich war endlich froh, daß die Kinder mich zu einem Tischchen führten, wo für sie angerichtet war, und mich nicht wieder hergaben, obwohl die Mutter ungehalten darüber war.

Mit dieser liebenswürdigen Jugend — denn auch der Signorino war ein völlig unverdorbener anmutiger Jüngling — fand ich mich ein wenig zurecht und ließ während unsres harmlosen Geplauders nur verstohlen meine Augen zu einem der andern Tische schweifen, wo das herrliche Gesicht, das es mir angetan hatte, zwischen gleichgültigen Alltagsphysiognomien zu erblicken war.

Gegen zehn Uhr brachen die fremden Gäste auf. Die Kinder waren schon vorher zu Bett geschickt worden, da Emilio nach allem Ausgestandenen der Ruhe bedurfte. Als auch ich mich zurückziehen wollte, sagte die edle Frau: Ich habe noch eine Bitte an

Digitized by Google

Euch, lieber Carlo. Ich wünschte, daß Ihr von mir ein Andenken annehmen möchtet, das Euch Euer Leben lang an eine alte Frau erinnern möchte, der Ihr den größten, unschätzbarsten Dienst erwiesen habt, den eine Mutter überhaupt jemand zu danken vermag. Dieser Ring — und sie zog einen breiten Goldreif vom Finger, in dem ein tiefroter Rubin funkelte — dieser Ring ist das erste Geschenk, das mir mein unvergeßlicher Gatte nach unsrer Verlobung machte. Er war mir von all meinem Schmuck das Teuerste, wird es mir aber nun erst recht bleiben, wenn die Hand ihn trägt, die das Leben meines Emilio gerettet hat. Erlaubt, daß ich ihn selbst an diese Hand stecke. Sie ist zum Glück so fein gebaut, daß ein Frauenring an ihren kleinen Finger paßt. Und nun segne Euch Gott und mache Euch so glücklich, wie Ihr es um mich, um uns alle verdient habt!

Ich war so bewegt durch diese Worte und alles, was an Liebe und Seelengüte darin lag, daß ich nur unbeholfen etwas zu erwidern vermochte und, ohne weiter Abschied von den beiden edlen Frauen zu nehmen, hastig hinauseilte, da ich fühlte, daß mir die Augen überzugehen drohten. Ich war doch eben noch sehr jung und ein weichgewöhnter Muttersohn. Indessen war ich doch auch Soldat genug, um meine Pflicht zu tun und nach meinen Leuten zu sehen.

Sie fühlten sich an ihrem reichversorgten Tische, auf dem schon eine ganze Batterie von Flaschen aufgepflanzt war, so wohl, daß sie am liebsten bis Mitternacht weiter geschwelgt hätten. Als ich sie mit einiger Mühe zu Bett gebracht hatte, wollte ich erst noch nach unsern Freunden aus der Macchia sehen, die in dem festverschlossenen Keller auf Stroh lagen. Der Fattore ersparte mir den fatalen Gang. Er hatte selbst vor kurzem den improvisierten Kerker inspiziert, alle, nachdem man ihnen zu essen gegeben, in tiefem Schlaf gefunden, den Favilla aus dem Fiebertraum phantasierend. Es war mir lieb, ihm nicht in die Augen sehen zu müssen. So sagte ich dem wackern Manne, der mir für die Rettung des Signorino so dankbar war, als wenn's sein eigen Kind betroffen hätte, gute Nacht und stieg nachdenklich die Treppe zu meinem Schlafzimmer hinauf.

* * *

„Es war still im Hause, alle schienen zur Ruhe gegangen zu sein. Ich tappte mich behutsam die dunklen steinernen Stufen hinauf, um kein Geräusch zu machen; dabei atmete ich schwer, denn die Luft war schwül und beklommen, und seltsam stand vor meinen Augen beständig das Bild der schönen Frau im roten Kleide, wie sie mir zugenickt hatte, als ich mich vorhin von ihr verabschiedete. Ich nannte sogar halblaut ihren Namen, und eine brennende Begierde regte sich in mir, sie noch einmal zu sehen, heute, in dieser Stunde, da ich gebeten hatte, morgen früh mich mit meiner Truppe abziehen zu lassen, ohne sich den Morgenschlaf abzubrechen.

So erreichte ich mein Zimmer. Wie ich aber die Tür öffne — ich glaubte, ein Spuk meiner Sinne äffte mich und zeigte mir in einer Halluzination das Bild, außer mir, das ich in mir getragen hatte.

Eins der beiden Fenster stand offen. Auf dem Stuhl daneben saß sie, in dem Anzug, den sie während des Abends getragen hatte. Nur ein feiner grauer Schleier hing hinten auf dem Nest ihrer Haare und fiel über die Schultern herab. Die Lampe auf dem Schreibtisch, der zwischen den Fenstern stand, beleuchtete die rechte Seite der regungslosen Figur, von der andern drang der weiße Schein der sternklaren Nacht über das reizende Gesicht, das mit dem Ausdruck eines lieblichen, stillen Ernstes mir zugekehrt war, aber sich nicht regte, als ich in höchstem Erstaunen nah an der Schwelle stehenblieb.

Das Herz schlug mir bis an den Hals hinauf.

Ist es möglich oder nur ein Traum? brachte ich endlich stockend hervor. Ihr kommt noch einmal zu mir — Ihr wollt mir noch ein Abschiedswort gönnen —

Ein scheues Lächeln flog über ihr Gesicht. Auch sie hatte offenbar Mühe, zu sprechen, und sagte endlich leise: Ich wollte noch einmal nach Eurer Wunde fragen, ob sie Euch nicht sehr schmerzt, dann würde ich den Doktor noch einmal bitten, nach ihr zu sehen. Ihr waret nicht heiter unten in der Gesellschaft, es lag Euch was auf dem Herzen.

Ich erwiderte, daß sie sich keine Sorge machen dürfe, ich fühlte die leichte Wunde kaum. Wenn ich etwas verdüstert gewesen sei, trage das Gefühl die Schuld, daß ich zum erstenmal Blut vergossen. Es sei töricht.

Digitized by Google

Mein soldatisches Handwerk bringe das ja mit sich.

Nein, erwiderte sie, es ist nicht töricht, sondern edel und human, und beweist, daß Ihr über dem Soldaten nicht vergeßt, Mensch zu sein, und das ehrt Euch mehr in meinen Augen, als wenn Ihr noch größere Heldentaten vollbracht hättet. Ich darf Euch das sagen, denn ich bin überhaupt gekommen, Euch meine Liebe zu gestehen, Euch zu bekennen, daß mir nie ein Mann begegnet ist, der so wert gewesen wäre, von der edelsten und schönsten Frau geliebt zu werden, wie Ihr.

Sie sagte diese glühenden Worte mit einer Stimme, die so klang, als spräche sie nur aus, was ihr selbst etwas längst Bekanntes, Selbstverständliches sei, das sie gar nicht mehr aufrege. Wie man eine Zeile aus dem Kredo hersagt. Auch blieb ihre Gestalt regungslos, und nur die Wangen hatten sich gerötet.

Was mich bei diesem Geständnis an ungeahnten Gefühlen überströmte, läßt sich nicht schildern. Ich stand sprachlos und starrte sie hingerissen an, und mir ging's durch den Sinn: Ist es denn möglich? Hier stehst du, und diese Frau spricht so zu dir, und du findest kein Wort, ihr zu erwidern — —

Sie schien aber an meinem Verstummen nichts Seltsames zu finden.

Lieber Freund, fuhr sie mit derselben innigen Ruhe fort, Ihr werdet Euch vielleicht wundern, daß ich Euch dies vertraue und Euch in mein Herz blicken lasse. Denn es wird für unschicklich, ja für ein Verbrechen gehalten, daß ein Mädchen dem Mann, den sie liebt, zuvorkommt und ihm ihre Liebe entgegenbringt, wie ein demütiges Geschenk, nur freilich in der Gefahr, sich tödlich verletzt zu fühlen, wenn er es ablehnt. Dies aber habe ich von Euch nicht zu befürchten. Ich habe an Euren Blicken und dem Beben Eurer Stimme, wenn Ihr das Wort an mich gerichtet, erkannt, daß ich Euch im Herzen wohne, wie Ihr seit der ersten Stunde mein ganzes Herz Euch zu eigen gemacht habt. Damals konnt' ich die Wonne eines solchen Erlebnisses nur dunkel in mir verspüren, da ich in tödlicher Angst um das liebe junge Leben schwebte. Aber nach der Rettung — gestern — o!

Sie schloß die Augen und lehnte den Kopf ein wenig in den Nacken zurück.

Ich fühlte ein heißes Verlangen, meine Arme um sie schlingen und sie zu mir emporzuziehen. Aber ich wagte es nicht, so hoch über allen Frauen, die ich bisher geküßt, erschien sie mir. Und nun öffnete sie auch wieder die Augen und sagte: Wenn Ihr mein Leben kenntet, Ihr würdet Euch nicht wundern, daß mein Herz endlich alle Riegel sprengt und sich dahin flüchtet, wo sein Heil ist. Haben wir Mädchen nicht warmes rotes Blut und heiße Träume und zärtliche Wünsche wie ihr Männer, und sind dazu verurteilt, all diese Schätze geheimzuhalten und zu warten, bis ein Mann kommt, der danach begehrt? Und wenn keiner kommt, müssen wir all das Liebe und Holde, das einen sterblichen Menschen beseligen könnte, begraben und verderben lassen wie eine reife Frucht, die ungenossen verdorrt oder verfault?

Seht, Carlo, so ungerecht habt ihr Männer die Rollen verteilt, euch alles fröhliche Zugreifen und Genießen vorbehalten, uns das Los, untätig zu hoffen und zu harren, wie eine Gefangene auf dem Sklavenmarkt, ob einer kommen werde, sie nach seinem Geschmack zu finden und nach seinem Hause zu führen, aus einer Sklaverei in eine andre.

So hab' ich bei meinem Vater gelebt — die Mutter war mir früh gestorben —, und als meine Schwester die reiche Heirat machte, wollte der Vater mich nicht von sich lassen, obwohl mancher mich trotz meiner Armut genommen hätte, da ich schön war. Er aber — ein alter invalider Offizier aus dem Krimkriege — wollte mich als Pflegerin behalten, und nichts galt ihm mein eignes Glück. Ich fügte mich jahrelang in seinen harten Willen, auch fand ich keinen so liebenswert, daß ich dem Vaterfluch um seinetwillen getrotzt hätte. Aber als der Vater endlich starb — da war meine Jugend vorbei, und niemand beeilte sich, die Fünfunddreißigjährige, die von der Gnade ihres Schwagers lebte, für die Entbehrungen ihrer schönsten Jahre zu entschädigen.

Nun seid Ihr gekommen, Carlo, und ich habe mir gesagt: Wenn dieser dich liebgewinnen könnte, willst du dich ihm schenken, um nicht aus dem Leben gehen zu müssen, ohne das Süßeste genossen zu haben, was Gott den armen Menschen zum Trost für all ihr Elend gegönnt hat: die selige Selbst-

Digitized by Google

vergessenheit, in der ein reines Weib und ein edler Mann einander Leib und Seele hingeben, und die nur tückischer Neid und dumpfe Verblendung für eine Sünde halten können. So bin ich zu Euch gekommen und frage Euch, liebster Freund, ob Ihr so gesinnt zu mir seid wie ich zu Euch. Und wenn unsern Bund auch kein Priester einsegnet, der Segen einer edlen Frau fehlt ihm nicht. Als ich meiner Schwester sagte, was ich zu tun vorhatte, küßte sie mich und sagte: Geh zu ihm. Er ist es wert.

Sie hatte die Augen gesenkt, hob sie jetzt aber mit einem rührend liebevollen und doch schüchternen Blick zu mir auf, daß ich mich nicht halten konnte und vor ihr niederstürzte.

Ich ergriff ihre beiden kleinen Hände, die wie hilflos nebeneinander in ihrem Schoß lagen, und ein Strom leidenschaftlicher Worte, Dank und Jubel und Beteurungen ewiger Liebe und Treue, floß mir vom Munde.

Ihre Augen hingen mit inniger Zärtlichkeit an meinen Lippen, doch als ich endlich schwieg, schüttelte sie leise den Kopf und sagte: Du bist ein phantastischer Schwärmer, mein Geliebter. Auch ich werde dich ewig lieben und dir nie die Treue brechen, was du mir nicht geloben sollst, da du es nicht halten könntest. Denn ich bin vierzig Jahre alt und du vierundzwanzig. Wenn du in der Fülle deiner reifen Männlichkeit stehst, werde ich eine alte welke Frau sein, da wir in unsrer Familie rasch verblühen, wie du an meiner Schwester sehen kannst, die nur vier Jahre älter ist als ich. Das wirst du dann auch an mir sehen, und alles, was du aus ritterlicher Schonung mir noch gewährst, wird mich nicht darüber täuschen, daß die schöne Flamme verlodert ist und nur noch Kohlen unter der Asche glimmen. Nein, mein Liebster, was so schön wie ein unbegreifliches Wunder begonnen hat, soll nicht als ein elender Aschenrest vergehen. Nur diese Nacht gehört dir. Wenn morgen der Hahn kräht, bin ich wie ein Schatten aus deinem hellen Leben hinweggeschwunden.

Sie stand auf und zog mich mit sich in die Höhe. Da schlang ich die Arme um ihren Nacken, und mein Mund suchte den ihren. Ich fühlte, daß ein Schauer durch ihren warmen Leib ging, da ich sie küßte. Als unsre Lippen sich endlich trennten, lag ein Zug von Verklärung auf ihrem Gesicht. O, es war süß, hauchte sie, zum Sterben süß!"

* * *

Die Stimme des Erzählers war immer bewegter und leiser geworden, nun verstummte sie ganz. An der Tafelrunde herrschte ein atemloses Schweigen. Erst als der Kolonel jetzt aufstand und ein paarmal durch das Zimmer ging, löste sich die Spannung, in der alle Zuhörer dagesessen. Die Gläser wurden neu gefüllt, die Zigarren wieder in Brand gesetzt, doch sprach auch jetzt keiner ein Wort, als ihr Freund an den Tisch zurückkehrte und seinen Sitz wieder einnahm.

„Ich habe mir zuviel zugetraut," sagte er. „Ich dachte, ich würde von diesem Erlebnis reden können wie von einem alten Roman, den ich als junger Mensch gelesen. Ich sehe, es ist alles in mir so neu und lebendig, als hätte sich's gestern erst zugetragen. Aber ich will zu Ende kommen:

Am andern Morgen um sechs, als ich mich mit Aufbietung aller Kraft unter bittern Schmerzen aus den geliebten Armen losgerissen hatte und hinunterkam, fand ich meinen Trupp bereits marschfertig im Hof, die gefesselten Räuber auf einem Ackerwagen, unter ihnen Favilla. Der aber hatte die Nacht nicht überlebt, den Verband abgerissen und sich verbluten lassen. Wir alle gönnten ihm dies heldenmütige Ende.

Meine Leute waren in der fröhlichsten Stimmung. Die Marchesa hatte durch den Fattore tausend Lire unter sie verteilen lassen. Sie waren drauf und dran, ein Lied anzustimmen, was ich ihnen energisch verwehrte. Es drängte mich, den Marsch anzutreten, ehe die Bewohner des Hauses erwachten. Doch als das Hoftor schon geöffnet war, tat sich die Tür des Hauses auf, die Mutter trat heraus mit den beiden Kindern, und es kam noch zu einem gerührten Umarmen und erneuten Danksagungen. Emilio lief in den Stall, zäumte sein Maultier auf und bestand darauf, mir noch eine Strecke das Geleit zu geben.

Plötzlich rief Angelina: Wo bleibt Zia Clelia? Sie wird sich verschlafen haben, ich muß sie holen! Und wie der Wind ins Haus zurück, ohne darauf zu achten, daß die Mutter ihr nachrief, sie solle bleiben und die Tante nicht stören.

Digitized by Google

Die Marchesa blickte mich an, und ich flüsterte: Ich will fort! Grüßt die Schwester. Ich darf nicht bleiben.

Sie verstand mich und ließ es geschehen, daß ich den Zug meiner Soldaten ordnete und die Wagen fortzufahren befahl. Da erschien das Mädchen wieder mit verstörtem Gesicht: Zia Clelia liegt wie tot auf ihrem Bette! Komm und hilf ihr, Mama!

Ich erschrak heftig. In dem fassungslosen Zustand, in dem ich sie verlassen hatte — was konnte sie sich nicht angetan haben! Doch wie ich einen Schritt nach der Tür hin machte, hielt mich Donna Isabella zurück. Ihr dürft nicht! raunte sie. Bedenkt ihren Ruf! Ich aber kenne ihre Natur, bei jedem Angriff auf ihr Herz schwindet ihr die Besinnung. Ich sende Euch Nachricht.

Damit eilte sie ins Haus, die Kleine ihr nach.

Zehn Minuten angstvoller Spannung vergingen, dann öffnete sich oben ein Fenster, Angelinas schwarzer Lockenkopf kam zum Vorschein. Es war nur eine Ohnmacht! rief sie. Zia Clelia ist wieder aufgewacht, sie läßt Euch grüßen und Lebewohl sagen!

Mit welchen Gefühlen ich mich entschloß, dies Haus zu verlassen, an das mich mein Herz fesselte, könnt ihr denken. Ihr werdet auch begreifen, daß alles, was mir in Viterbo an Liebe und Ehre geschah, als ich mit meinem siegreichen Trupp meinen Einzug hielt, das Lob meiner Vorgesetzten, die Herzlichkeit, mit der mich die Kameraden empfingen, endlich die Rolle, die ich bei den Schönen der Stadt spielte — daß dies alles mir sehr gleichgültig war. Die Erinnerung an jene Nacht legte sich wie ein Schleier um meine Sinne und Gedanken, durch den ich die wirkliche Welt um mich her nur undeutlich sah und hörte. Wenn es im Leben eines jungen Offiziers ein Ereignis ist, durch eine erste glückliche Waffentat sich die Sporen verdient zu haben, wie verschwindet das gegen die Offenbarung einer ersten großen Leidenschaft, die im Aufglühen sogleich die Erfüllung bringt und im vollen Besitz eine unendliche Sehnsucht erregt.

Ich hatte ihr versprechen müssen, nicht zu schreiben. Sie müsse zu vergessen suchen, daß es einen Weg zwischen uns gebe, auf dem ich erreichbar sei. Ich fügte mich ihrem Willen, aber an die Schwester schrieb ich, sobald man mich allein gelassen hatte, und erbat Nachricht von ihrem Befinden und fügte tausend glühende Worte an sie hinzu. Sie war ja die Vertraute unsres kurzen Glücks.

Der Bote brachte die Antwort zurück: Clelia habe sich völlig erholt, sie werde mich nie vergessen, fordere aber von mir, daß ich sie betrachten möchte, als sei sie aus der Welt verschwunden, sonst werde sie nicht die Kraft haben, weiterzuleben.

Wie sollte ich die Kraft haben, mich in dies Gebot zu fügen!

Ich war fest entschlossen, zwar nicht wieder zu schreiben, aber an einem der nächsten Tage wieder hinauszueilen und Himmel und Hölle in Bewegung zu setzen, um die Geliebte zu überzeugen, daß ich ohne sie nicht leben könne. Auch jetzt, wenn ich mit kühlerem Blut zurückdenke, scheint es mir nicht zweifelhaft, daß es mir gelungen wäre, daß ich sie im Sturm erobert und wenn nicht als Frau, so doch als meine einzige Geliebte viele Jahre besessen hätte.

Das Schicksal hatte es anders beschlossen.

Nicht acht Tage nach meinem Zug in die Macchia waren vergangen, da erhielt ich einen Brief von meiner Mutter mit der Nachricht, mein Vater sei schwer erkrankt und verlange mich zu sehen.

Ich erschrak, als ich an sein Bett trat, so verwandelt waren seine Züge, so erloschen sein Blick und seine Stimme. Ich hatte diesen Vater sehr geliebt, und der Gedanke, ihn so plötzlich verlieren zu sollen, war mir furchtbar. Und doch, zu meiner Schande muß ich's gestehen — so tyrannisch ist leidenschaftliche Liebe, daß sie kein noch so heiliges Gefühl neben sich duldet —, während ich an seinem Bette saß und seinen väterlichen Worten zuhörte, die mich ermahnten, ein braver Mensch zu bleiben und seinem Namen Ehre zu machen — dazwischen hörte ich eine süße dunkle Frauenstimme und sah ein holdes Gesicht, das sich zwischen meine Augen und die langsam verlöschenden meines teuren Vaters drängte.

Noch vier Tage dauerte dies schwere Scheiden. Als wir ihn bestattet hatten, erklärte mir der Freund unsres Hauses, der im Ministerium meine Versetzung nach Viterbo bewirkt hatte, er habe dafür gesorgt, daß mir erlaubt werde, bei meiner Mutter zu bleiben, die ihren Gatten über alles geliebt habe

Digitized by Google

und ohne die Stütze ihres Sohnes zusammenbrechen würde.

So war es entschieden, ich sollte meine Geliebte nicht wiedersehen.

Doch daß es für immer sein würde, das einzusehen, konnte ich nicht über mein Herz bringen.

Ich hatte die Todesanzeige an die Marchesa geschickt und eine kurze Kondolenz zurückerhalten. Dem Namen Isabella war von andrer Hand Clelia hinzugefügt. Das war alles.

Aber auch die klarste Erkenntnis, daß sie beschlossen hatte, mein Dasein vor sich selbst zu verleugnen, konnte an meinem Gefühl nichts ändern.

Ich hatte so viel Gewalt über mich, daß ich die tiefe innere Verstörung vor meiner Mutter verbarg und alles tat, sie durch zärtliche Sorge und Liebe aufzurichten. Gegen die Gesellschaft und alte Beziehungen zu Jugendfreunden schloß ich mich ab, und man fand es natürlich, da ich Trauer hatte.

Das hübsche Kind, das es mir vor ein paar Monaten angetan hatte, war wie ausgelöscht aus meiner Erinnerung. Als ich ihr einmal auf der Straße begegnete — beim Begräbnis hatte ich sie völlig übersehen —, tat es mir einen Augenblick weh, ihrem traurigen, vorwurfsvollen Blick zu begegnen. Das alles aber versank in dem Abgrund von Sehnsucht und Schwermut, der mich vom Leben trennte und täglich hoffnungsloser wurde.

Das dauerte den ganzen Winter.

Als die ersten Frühlingslüfte wehten, sah ich ein, daß es so nicht weitergehen könne, ohne mich zu vernichten. Auch meiner Mutter war ich es schuldig, auf meine Rettung bedacht zu sein. Natürlich hatte ich ihr verschwiegen, was ich in Villa Orlandi erlebt hatte. Daß sie es billigen würde, wenn ich eine so viel ältere Frau heimführte, konnte ich nicht hoffen. Aber ich verzweifelte nicht daran, Clelia zu diesem Entschluß zu bewegen — auch sie mußte ja in dieser langen Zeit erkannt haben, daß wir vom Schicksal füreinander bestimmt waren —, und wenn sie dann in all ihrer Holdseligkeit vor meine Mutter hinträte, würde auch die es begreifen, daß es für ihren Sohn kein andres Glück gäbe als der Besitz dieser Frau.

Ich bat sie also, da ich dringend einer Zerstreuung bedürfe, um mein schweres Blut vom Kopf abzulenken, daß sie mir einen Ausflug erlauben möchte, am liebsten nach Viterbo, wo ich gute Kameraden verlassen hätte. Auch von meinem Regiment erhielt ich ohne Schwierigkeit Urlaub auf mehrere Wochen und bereitete in froher Erwartung glücklicher Tage meinen Aufbruch vor, als ein schwarzgeränderter Brief mir die Nachricht brachte, am zehnten Februar habe die Marchesa Isabella Orlandi ihre heißgeliebte Schwester Clelia durch einen sanften Tod verloren." —

* * *

„Der Schlag hatte mich mit solcher Gewalt getroffen, daß ich unfähig war, vor den Augen der Mutter mich aufrechtzuerhalten. Sie fand mich in einem jammervollen Zustand, und es wurde ihr leicht, mir den Grund herauszulocken. Aber aller liebevolle Trost war an mir verloren.

Nur der Gedanke hielt mich aufrecht, so bald als möglich an die Stätte zu eilen, wo dies geliebte Leben erloschen war.

Als ich das Haus wieder betrat, die edle Frau mir entgegenkam und mit ausgebreiteten Armen mich an ihr Herz schloß, wir beide uns in unversieglichen Tränen auflösten, fühlte ich erst an ihrem Gram eine Art Linderung des meinen. Sie faßte sich zuerst und suchte mich zu beruhigen. Sie erzählte von ihr, wie Clelia gelebt habe, nachdem sie mich verloren. Ein seltsamer Glanz sei in ihren Augen gewesen, wie überirdisch, als ob sie nicht mehr diesem Leben angehöre und schon Wonnen eines verklärten Daseins genieße. Sie sei gegen alle Menschen noch gütiger gewesen, als schon sonst ihre Gewohnheit war, habe, wie wenn sie sich überreich gefühlt hätte, immer nur schenken wollen und Freude machen. Gelacht habe sie nie mehr, aber mit einem sanften Lächeln dabeigesessen, wenn andre um sie her lustig waren, doch wenn man sie fragte, gezeigt, daß sie nicht aufgemerkt, was gesprochen worden sei. Dabei sei ihre Schönheit noch mehr aufgeblüht, und den Fremdesten sei es aufgefallen.

Ein Freund des Hauses, nur ein paar Jahre älter als sie, der schon, als ihr Vater noch lebte, sich um sie bemüht und sie gern heimgeführt hätte, sei wieder aufgetaucht, nach langer Abwesenheit in diplomatischem Dienst. Und da er sie wiedergesehen, sei er so von

Digitized by Google

ihr bezaubert gewesen, daß er wie ein Jüngling für sie geglüht und ihr, der Marchesa, angetragen habe, den Freiwerber bei der Schwester für ihn zu machen.

Sie habe es gern getan, da sie den Freund sehr geschätzt und die Schwester ihm gegönnt habe. Die aber habe sanft den Kopf geschüttelt und erwidert: Red' es ihm aus. Ich könnte ihn nicht glücklich machen. Ich habe das Höchste genossen, was einem Menschenkind von Gott gegönnt werden kann. Alles andre wäre ein Herabsinken in das gemeine Menschenlos. Davor mich zu bewahren, bin ich meinem Freunde schuldig, der mich gelehrt hat, was Liebe heißt.

So habe sie noch eine Zeitlang hingelebt. Dann aber sei ein seltsamer Verfall eingetreten, als habe die ungestillte Sehnsucht alle Lebenskraft in ihr aufgezehrt. Sie habe ihr Zimmer nicht mehr verlassen können, kaum noch Nahrung aufgenommen, auch in ihrem Äußern sich verändert, so daß sie plötzlich wie eine alte Frau erschienen sei. Aber nachdem sie den letzten Atemzug getan, sei ihre volle Schönheit zurückgekehrt. Wie ein Marmorbild eines großen Künstlers habe sie auf ihrem Lager geruht, ein Lächeln auf den blassen Lippen, als sei sie mitten im höchsten Glück hinübergeschlummert."

Damit endete der Kolonel seine Erzählung.

Es war einmal

Es war einmal zur Winterszeit.
Wir saßen Hand in Hand.
Es schlang um uns der kleine Schelm
Sein rosenfarbnes Band.
Er schlang es fest. Wir hielten still.
Wir ließen es geschehn.
Wir fühlten erst, wie fest das Band,
Beim Voneinandergehn.
Da blieben Herz und Hand bei dir.
Mir selbst ward ich entzweit.
Und dennoch in der Trennungsqual
Welch reinste Seligkeit!
Es war einmal.

Es war einmal zur Sommerszeit.
Wir standen Hand in Hand.
Du wußtest wohl, was zitternd dir
Der Finger Druck gestand.
Von Rosenruch, von Lindenduft
Mein Herz so schwer und schwül.
Die Hand so von Verlangen heiß.
Und deine Hand so kühl.
Ich suchte stumm in deinem Blick,
Was deine Hand versagt.
Dann sah ich fort. Dann ging ich fort.
Hab' weiter nicht gefragt.
Es war einmal.

Es war einmal zur Frühlingszeit.
Wir gingen Hand in Hand.
Es stand der Wald in braunem Duft.
So bräutlich lag das Land.
Wir gingen in dem Frühlingsschein.
Der Himmel tat sich auf.
Wir gingen in den Himmelsglanz
In freudeschnellem Lauf.
Es sangen kleine Engelein
Uns silbern den Willkomm.
Wir waren wie die Kinder gut
Und wie die Kinder fromm.
Es war einmal.

Es war einmal zur Herbsteszeit.
Da schied sich Hand von Hand.
Die gelben Blätter fielen still.
So müde lag das Land.
Wir sagten uns ein höflich Wort.
Und sahn uns freundlich an.
Wir waren so vernünftig nun
Und fanden's wohlgetan.
Ein Traum nur hat des Nachts geweint,
In tiefer dunkler Nacht,
Wenn ich mit fieberheißer Hand
Mein Herz zur Ruh' gebracht:
Es war einmal ...

Albert Geiger

Digitized by Google

Die Reform der Reichsbank

⊗ Von Regierungsrat Rudolf Martin ⊗

Die Reichsbank wird reformiert. Darüber kann kein Zweifel sein. Noch ist nicht sicher, wie weit, auch nicht, welche Zweige des Geschäftsbetriebes der Reichsbank besonders von der Reform berührt werden sollen. Einmütigkeit scheint heute schon über die Notwenigkeit vorhanden zu sein, die indirekte Kontingentierung der nicht bar gedeckten Noten aufzuheben oder doch durch Erweiterung des Kontingentes erheblich zu verändern. Der Herr Staatssekretär des Innern bezeichnete die einzelnen Fragen der Reform, welche die von dem Reichskanzler einberufene Enquetekommission in den nächsten Monaten zu prüfen haben wird. Als die bedeutsamste dieser Fragen erscheint die Einführung der Goldprämienpolitik nach französischem Muster. Die vermehrte Ausprägung von Silbermünzen sagte der Staatssekretär zu, indem er die Einbringung eines Münzgesetzes ankündigte.

Woher kommt mit einemmal in allen Teilen der gesetzgebenden Körperschaften die Neigung zur Reform eines Reichsinstitutes, auf welches mit Recht die deutsche Nation seit seiner Begründung im Jahre 1876 mit berechtigtem Stolz geblickt hat?

Die starken und unregelmäßigen Diskonterhöhungen der letzten Jahre, insonderheit aber die starke Geldknappheit seit Ende Oktober 1907, haben die Reformbedürftigkeit der Reichsbank den weitesten Kreisen klargemacht. In meinem kürzlich erschienenen kleinen Buch „Billiges Geld, positive Reformvorschläge" habe ich die Mängel unsers Banknoten- und Geldwesens sowie die Maßnahmen zu ihrer Beseitigung dargelegt. Die immer zunehmenden Bestrebungen der Vereinigten Staaten von Nordamerika, Gold aus Europa nach Amerika zu ziehen, haben in den Jahren 1906 und 1907 die Hilflosigkeit unsrer Reichsbank klargelegt. Sooft die Amerikaner von London oder Berlin Gold begehrten, wußte sich die Reichsbank zum Schutze ihres kleinen Goldvorrates von nur einer halben Milliarde Mark nicht anders zu helfen, als indem sie schnell und stark den Diskont auf sechs, auf sieben und zuletzt am 8. November 1907 sogar auf siebeneinhalb Prozent erhöhte. Durch diese hohen und unregelmäßigen Diskonterhöhungen der Reichsbank, die oft nur den Abfluß von zwanzig bis dreißig Millionen Mark verhüten sollten, wurde das gesamte Leihkapital der deutschen Nation in Höhe von vielleicht zwanzig bis dreißig Milliarden Mark einem entsprechend höhern Zinsfuß unterworfen, soweit zurzeit eine Veränderung möglich war.

Mit Neid blickt man in Deutschland auf den niedrigen und gleichmäßigen Diskont der Bank von Frankreich. In den sechs Jahren von 1901 bis 1906 ist der Diskont der Bank von Frankreich nicht an einem einzigen Tage höher als drei Prozent gewesen. Durch sechs Jahre hat die Bank von Frankreich diesen vollkommen gleichmäßigen Diskontsatz von drei Prozent behaupten können, während gleichzeitig der Diskont der Deutschen Reichsbank in unregelmäßiger Weise und in zahlreichen Veränderungen zwischen drei Prozent und sieben Prozent schwankte. Auch in England blickt man mit Neid auf den gleichmäßigen und niedrigen Diskont Frankreichs. Die Bank von England hat ebensowenig wie die Deutsche Reichsbank ein andres Mittel als die Diskonterhöhung, um den Abfluß des Goldes zu verhindern. In früheren Jahrzehnten waren die Diskonterhöhungen der Bank von England sogar noch höher und unregelmäßiger als die Diskonterhöhungen der Deutschen Reichsbank. In den letzten Jahren überbot aber die Reichsbank an Unregelmäßigkeit des Diskonts und Größe der Spannung zwischen dem höchsten und dem niedrigsten Satz noch wesentlich die Bank von England.

Man hat die hohen Diskontsätze in England und Deutschland seit dem November 1907 auf die Ausdehnung der Industrie und des Verkehrs in diesen Ländern zurückgeführt. Der Diskont der Bank von England betrug bis Mitte August 1907 vier Prozent und stieg von da bis 7. November auf sieben Prozent. In diesen drei Monaten hat die Industrie und die Bevölkerung Großbritanniens keineswegs eine derartige Vermehrung erfahren, daß eine solche Diskonterhöhung gerechtfertigt wäre.

Digitized by Google

Der Diskont der Deutschen Reichsbank betrug vom 23. April bis 29. Oktober 1907 fünfeinhalb Prozent, wurde am 29. Oktober auf sechseinhalb Prozent und am 8. November 1907 auf siebeneinhalb Prozent erhöht. In den zehn Tagen vom 29. Oktober bis 8. November war die Zunahme der Industrie und Bevölkerung in Deutschland selbstverständlich nicht so stark, um zu einer Erhöhung von zwei Prozent Anlaß zu geben. Im März des Jahres 1907 hatte die Bank von Frankreich ihren Diskont zum erstenmal seit dem Jahre 1900 auf dreieinhalb Prozent erhöht. Als die Bank von England am 7. November ihren Diskont auf sieben Prozent erhöhte, folgte die Bank von Frankreich einige Stunden später mit einer Erhöhung um einhalb Prozent, also auf vier Prozent. Zur Verhütung des Goldabflusses nach Amerika hatte die Bank von England am 7., die Deutsche Reichsbank am 8. November ihren Diskont in so starkem Maß erhöht. Warum kam die Bank von Frankreich gleichzeitig mit der so geringen Erhöhung von nur einhalb Prozent aus?

Die Bank von Frankreich braucht eine übermäßige Entleerung ihrer Kassen von Gold nicht zu befürchten. Ihr Goldvorrat beträgt nicht weniger als 2,3 Milliarden Mark gegenüber einem Goldvorrat von nur rund einer halben Milliarde Mark in den Kellern der Deutschen Reichsbank oder der Bank von England. Die Bank von Frankreich löst prinzipiell ihre Noten in Silber ein. Sobald ungewöhnlich große Mengen von Noten mit dem Wunsch nach Einlösung in Gold ihr präsentiert werden würden oder sobald durch Einreichung von Wechseln oder Zurückziehung von Guthaben man ihr Gold entziehen wollte, würde sie ihre Goldprämie bis auf acht pro Mille erhöhen. Da jedermann weiß, daß die Bank von Frankreich sich nicht gegen ihren Willen Gold entziehen läßt, und da die Bank von Frankreich selbst sich in ihrer Macht, den Goldvorrat festzuhalten, sicher fühlt, so fehlt bei der Bankleitung das Gefühl der Unruhe und Besorgnis, welches die Leitung der Bank von England und der Deutschen Reichsbank in ähnlichen Situationen zur starken Erhöhung ihres Diskontsatzes zwingt. Ein Hauptvorzug der Goldprämienpolitik der Bank von Frankreich besteht darin, daß ihre praktische Anwendung nur in geringem Umfange nötig ist. Der Franzose läßt sich jede Zahlung von der Bank von Frankreich wie von jeder andern Stelle in Silber oder in Banknoten um so lieber gefallen, als die Banknoten und die silbernen Fünffrankstücke gesetzliche Zahlungsmittel sind. Die seltene und mäßige Anwendung der Goldprämienpolitik findet ihre Ergänzung in der seltenen und mäßigen Anwendung der Erhöhung des Diskonts. Mit Recht hat Professor Karl Helfferich von der Prämienpolitik Frankreichs gesagt, daß sie die Diskonterhöhungen, welche ihren Grund ausschließlich in einem ausländischen Geldbedarf haben, überflüssig macht, solange sich die Bank darauf beschränken will, zu verhindern, daß dieser Geldbedarf aus ihren Kassen schöpfe. Will die Bank von Frankreich dagegen eine Übertragung von Bargeld aus dem freien Umlauf ins Ausland verhindern, so ist eine Anwendung der Diskontpolitik nach Helfferichs Urteil trotz der Prämienpolitik notwendig.

Eine der wesentlichen Ursachen des hohen und unregelmäßigen Diskonts der Deutschen Reichsbank ist in der fünfprozentigen Notensteuer zu suchen, welche sie dem Reiche für die nicht bar gedeckten Noten, die das steuerfreie Kontingent überschreiten, zu zahlen hat. Daher ist eine Abschaffung dieser Notensteuer erforderlich. Zur Stärkung des Goldschatzes der Reichsbank empfiehlt sich die Überführung des Kriegsschatzes von hundertzwanzig Millionen Mark aus dem Juliusturm in die Kassen der Reichsbank. Dies ist aber erst möglich, wenn die Freizügigkeit des Goldes durch Einführung der Goldprämienpolitik aufgehoben ist. Auch würde die Verstaatlichung der Reichsbank die letzten Bedenken gegen eine Überführung des Kriegsschatzes in die Reichsbank und gegen die Aufhebung der Notensteuer wohl beseitigen.

Daher besteht die von mir vorgeschlagene Goldsicherungspolitik aus folgenden Maßnahmen: Verstaatlichung der Reichsbank am 1. Januar 1911, Aufhebung der fünfprozentigen Notensteuer, Ausprägung von 1,6 Milliarde Mark in silbernen Fünfmarkstücken und Talern mit unbeschränkter gesetzlicher Zahlkraft, Einführung der Goldprämienpolitik, Erklärung der Reichsbanknoten zu gesetzlichen Zahlungsmitteln, Überführung des Kriegsschatzes von hundertzwanzig Millionen Mark in die Kassen der Reichsbank und endlich Aufhäufung eines großen Vorrates von einer Milliarde in Gold und einer Milliarde in Silber in den Kassen der Reichsbank.

Digitized by Google

Zwingenberg a. d. Bergstraße. Nach einem Aquarell von W. Bader. Zu Heinrich Werner: Der Odenwald.

WESTERMANNS MONATSHEFTE

Digitized by Google

Hohlweg bei Michelstadt. Nach einem Aquarell von A. Hartmann.

Der Odenwald

Von Heinrich Werner

Ob denn der Odenwald schön sei und die Wanderung durch seine Berge des Weges Mühe lohne, hat mich schon mancher Freund aus dem deutschen Norden gefragt, den ich zur Fahrt durch mein heimisches Gebirge aufgefordert. Eine vielverbreitete Wortdeutung trägt wohl schuld an solchem Mißtrauen. Sie kann sich auf das Zeugnis des bekannten Geographen Sebastian Münster aus dem sechzehnten Jahrhundert berufen, der vom Odenwald sagt: „Es mag sein, daß dieser Name daher entstanden sei, daß es ein öd und rauh Land ist, so man es vergleichen will andern Ländern.“ Aber der gleiche Gewährsmann weist auch darauf hin, daß irgendein Odo oder Otto der Besitzer des Berglandes gewesen sein könnte und seines Namens Ursach. „Otenwald“ steht in einer Urkunde des Merowingerkönigs Dagobert aus dem Jahre 628 zu lesen. In gleicher und ähnlicher Fassung erscheint er in Schriftstücken Pipins und Karls des Großen. Den „Odonwald“ nennt Karls Biograph Einhard, „Odonawald“ ein Schenkungsbrief Ludwigs des Frommen an diesen Einhard. Den alten gesellen sich Erklärungsversuche aus neuster Zeit als „Bauernwald“ und „Wotanswald“, und nur die vom Volke rasch aufgenommene Ableitung von Odin hat einhelligen Widerspruch der Sprachkundigen erfahren. Wie käme auch wohl der ausschließlich nordische Göttername in den Süden Deutschlands?

Mag sich nach Gefallen jeder die zusagende Deutung heraussuchen — die vom „öden Wald“ hat jedenfalls nur noch historischen Wert. Keinem andern mitteldeutschen Berglande steht heute der Odenwald an Lieblichkeit wie auch an Wechsel der freundlichen Eindrücke nach.

Lauter schallt der Ruhm seiner Schönheit, der unberührten Frische seiner Täler im letzten Jahrzehnt, da die Touristen ihn nicht mehr nur umkreisen, um einmal flüchtigen Besuch auf den bekannten Aussichtsbergen zu machen, die der Odenwaldklub nur zu bereitwillig und freigebig mit Türmen versehen hat. Rasch ist die Kenntnis erblüht, daß auch „in den innern Tälern Köstliches das Land verbirgt“, und wir wollen's halten und künden in einem rasch entworfenen Wanderbericht.

Digitized by Google

Alter Bauer aus Lützelbach. Nach einem Gemälde von Johannes Lippmann.

Nicht lang brauch' ich zu fragen und zu prüfen, womit der wohl zu beginnen sei. Seh' ich vom Schreiben auf, so schauen die Höhen der Bergstraße mir ins Gemach, und durch ein Fenster zur Seite geht der Blick auf die Wanderschaft über die weite Ebene hinaus, die sie hierzulande das Ried nennen, bis zum breiten Rheinstrom hinüber und zu den rundlichen Türmen, den alten, in die Ferne grüßenden Wahrzeichen des herrlichen Wormser Domes.

Das gewaltige romanische Bauwerk da drüben mahnt an die alte Zeit. Nun hab' ich auch auf einmal den rechten Ort gefunden, meinen Weggenossen im Geiste die Augen aufzutun für die ganze Eigenart und landschaftliche Schönheit der Bergstraße, und ihren Sinn zu richten in die Vergangenheit hinein, die von den Höhen herabredet und auf Schritt und Tritt in dem Flachland lebendig ist, das sich allmählich zum Rheine neigt.

Wir stehen vor der alten Torhalle des Klosters zu Lorsch, einem Denkmal karlingischer Baukunst. In den Jahren 876 bis 882 ließ sie Ludwig III., Ludwigs des Deutschen Sohn, dem schon 774 entstandenen Hauptgebäude der berühmten Benediktinerabtei aufügen, und wie sie heute noch erhalten ist, leicht und sicher auf die Säulen des Sockels gestellt, von weiß-rotem Sandsteinmosaik die durch Pfeiler gegliederten Felder des Giebels ausgefüllt, kann sich an feiner Zierlichkeit und Pracht, an klassischem Ebenmaß der Verhältnisse kein andres erhaltenes Karlingerwerk ihr vergleichen.

Wenig Schritte davon aber, auf der Landstraße, hat der Wandrer freie Schau auf den ganzen mittleren Bergstraßenzug nach Osten und auf die Höhen der Hardt gen Westen. Es gab eine Zeit, da die beiden Gebirge zusammenhingen durch eine mächtige Schicht. Nach ihrem Einbruch hat das Meer durch ungemessene Frist seine Fluten gewälzt und die Kuppen der Berge geformt. Danach ist der Neckar hier entlang geflossen, ehe er sich den heutigen näheren Weg zum Rheinbett geschaffen hat.

Wie die ältesten Zeugnisse der geologischen Vergangenheit in phantastische und dem Sinn unfaßbare Anfänge verweisen, so auch die der Menschengeschichte.

Uralte Gräber haben den stillen Grund der Forschung erschlossen. In der Ebene und auf den Bergen waren Siedlungen der Stein- und Bronzekultur, und sobald sich die alte Zeit in zuverlässigerer Kunde fassen läßt, da zeigt sie, daß am rechten Ufer des Ober-

Heuernte in Lützelbach. Nach einem Gemälde von Johannes Lippmann.

Digitized by Google

Aus dem südlichen Odenwald. Nach einem Gemälde von Edmund Steppes.

rheins die Kelten vor den nachdrängenden Germanen weichen, daß den Sueven die Alemannen, diesen die Katten und Franken folgen. Sie müssen sich Sitz und Recht im Gebiet der agri decumates alle erst von den Römern erzwingen. Denn ohne daß der Beginn von deren Herrschaft hier festzustellen wäre, erweisen ihn Funde und altrömische Anlagen. So namentlich die Via Montana, die alte Bergstraße selbst, als eine große Verkehrsbahn nach den mächtigen Kastellen an Rhein und Main, zum Grenzwall, der den Odenwald im Nordosten durchzogen, und zum festen Lager der Saalburg am Taunushang. Um die Wende des vierten zum fünften Jahrhundert sind die Franken der letzten Reste römischer Niederlassungen Herr.

Ein kurzes Zwischenspiel nur bedeutet die Herrschaft der Burgunder in dieser Gegend unter König Gundahari im fünften Jahrhundert. Worms war ihre Hauptstadt, und über das Ried, in den Odenwald hinein, dehnte sich ihr 436 von Attila zerstörtes Reich. Aber aus ihm ist die Sage geboren, die in alten Mären die Franken vom untern Rhein mitgebracht haben, um sie hier erst zu erweitern und an bestimmte Örtlichkeiten zu binden: das Heldenlied vom fränkischen Siegfried, der am Burgunderhof die schöne Kriemhild freit und im Odenwald erschlagen wird. Bei Hüttental und bei Grafellenbach zeigt man heute noch zwei Siegfriedsbrunnen als die Orte der grausen Tat. So wirkt des Nibelungenliedes traurigster Sang in der steten Kraft der Überlieferung.

Wie der Wille des geschichtlichen Werdens im Mittelalter gegangen, wie des Glaubensstreites, wie des Dreißigjährigen Krieges Not wieder und wieder über das Land gezogen ist und erst die napoleonische Zeit, die vielgescholtene, das Gebiet aus der Wirrnis zerrissener Kleinstaatherrschaft erhob, das kann und soll in diesem Aufsatz nicht etwa im einzelnen zu lesen sein.

Digitized by Google

Der Wanderbericht fordert sein Recht; und dünkt an solcher Stätte eine Rückschau auch Pflicht und Freude, da drüben liegen die Odenwaldberge so lockend im klaren Licht, die Täler senken sich in die gleichsam als Wehr gegen die Ebene gesetzte Bergreihe wie offene Eingangstore — drum rasch hinüber ins nächste Städtlein!

Das steigt aus der Ebene am steilen Hang empor: Zwingenberg. Eine alte Kirche auf vorgeschobener Höhe, graue Türme und Mauern, über die der Sturm der Zeit und manches feindlichen Heeres gegangen.

Zwischen hohen Wänden leitet der Weg hinauf, so seltsam südlich im Eindruck, daß italienische Bilder vor den Sinn treten, und man meint, südliche Pracht ihre Wunder wirken zu sehen, schreitet man hier im Frühling bergan. Südlich hell und rein steht dann der Himmel über dem Land, an den Bäumen hängt der Blüten Last, früher denn ringsumher in den deutschen Gauen. Die linde Luft reift die Mandeln im günstigen Jahr, und die Reben wachsen im Segen der Sonne. Kein schlechter Tropfen liegt als „Bergsträßer" in den Kellern, und den „Auerbacher Rott", den „Bensheimer Kirchberger", den „Steinköpfer" von Heppenheim und den „Lützelsachser Roten" wissen gewiegte Kenner zu schätzen.

Über dem Städtlein Zwingenberg ist der höchste Gipfel der Bergstraße aufgetürmt, der Malchen oder, wie er hierzulande fälschlich mit Übertragung eines eigentlich dem Brocken im Harz zukommenden Namens heißt, der Melibokus. Darauf steht ein 1772 von Landgraf Ludwig IX. gebauter Steinturm, und wer in seinem engen Gehäuse hinaufklettert zur Zinne, der sieht weit in die Ebene und in die Berge. Der Rhein blinkt herauf aus nächster Nähe, der Wormser Dom und der Speierer, die Oppenheimer Katharinenkirche und die alte Feste Landskrone, die Städte Worms, Mannheim, Darmstadt, Frankfurt, ja am klaren Tag auch Mainz, liegen erkenntlich am Horizont. Hardtberge und Vogesen, Hunsrück, Niederwald und Taunus sind in der Runde gen Westen und Norden, und wie der Odenwald sich selbst die Grenze setzt zu den Nachbarn hinüber und zum flachen Land, das läßt sich weithin verfolgen. Die Bergstraße von Heidelberg bis Darmstadt kann als Grundlinie gelten, und der Rheinstrom als die Grenze gegen das Pfälzer und rheinhessische Gebiet. Bei den genannten Städten machen die Bergzüge eine rasche Wendung nach Osten. Der Neckar tritt gleich, der Main erst hinter Aschaffenburg an die fallenden Hänge heran und scheidet dort den Odenwald vom Spessart. Im Südosten aber ist die Grenzlinie von jeher strittig gewesen. Während man sie früher bis in den Taubergrund dehnte, wird sie jetzt auf das eigentliche Gebirge beschränkt, das seine Hügel und Höhen weit hinaus sendet in die Ebene.

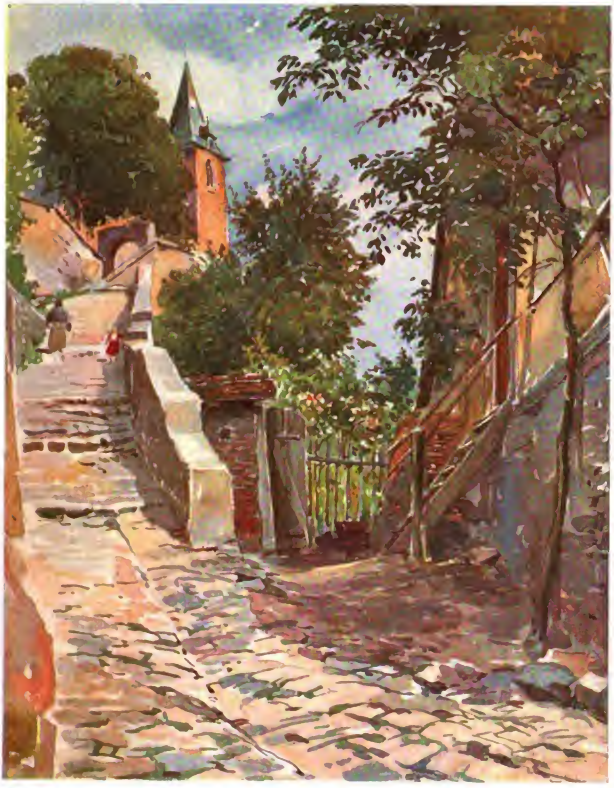
Wo der Zug der Flüsse den der großen Verkehrsstraßen bestimmt hat, säumten im Mittelalter Burgen und Festen das Gebirge.

Der Malchen senkt seinen breiten Rücken nördlich zum Alsbacher Schloß, zur Ruine Jossa, zur Tannenburg und zum Frankenstein, daran sich schlimme Wiederhersteller versündigt haben. Nach Süden aber ragen die Schlösser in ihrem Trümmerwerk auf allen freistehenden Kuppen: das mächtige Auerbacher Schloß und die Starkenburg bei Heppenheim, die Windeck bei Weinheim und die Strahlenburg bei Schriesheim, schon ganz nahe dem stolzen Wunderbau, der auf Heidelberg herniedersieht. Fast alle sind es trutzige Gründungen der reichen und streitbaren Äbte von Lorsch.

Der Otzberg und der malerische Breuberg schauen mit ihren Schlössern nach der Mainebene hin, die Mittenburg und die Wildenburg liegen in der Nähe des Mainflusses selbst, und im engen Neckartal reihen sich die in Trümmer liegenden alten Wehranlagen mit dem Schwalbennest bei Neckarsteinach als schönstem Besitz in einer langen Folge bis hinaus über die Grenze des Berglandes gegen die Ebene.

Viel Mären und Sagen halten die verfallenen Mauern der Odenwaldburgen fest, schnurrige und düstere. Da ist eine von der ersten Sorte: Vor den dicken Mauern des Breubergs lag lange schon der Feind und hatte mit Stürmen und Steinkugelschießen viel vergebliche Arbeit geschafft. Die Burgleute waren fröhlich und guter Dinge wie beim Kirchweihschmaus. Die Belagerer litten Ärger und Not dazu. Die Burgleute aber kochten ihren Brei in einem großen Kessel auf der freien Mauerhöhe. Schwapps! da klatschte eine große Kugel in die Speise hinein, daß die heißen Breiflocken flogen und die Esser davonliefen. Nur ein Bürschlein

Digitized by Google



Zwingenberg a. d. Bergstraße. Nach einem Aquarell von A. Hartmann.

nicht. Das schleckte und kratzte den Topf erst sauber aus, und dann streckte es den wütenden Feinden noch die Zunge heraus. In dieser anmutigen Haltung ist sein Kopf, aus Sandstein gemeißelt, am Eingang der Burg noch heute zu sehen, und der Breiberg soll nach der im Volksmund umgehenden lustigen Geschichte seinen Namen haben.

Unheimlich aber ist's im spärlichen Trümmerhauf der Rodensteinerburg bei Fränkisch-Crumbach.

Es ist allbekannt, daß der Ritter von Rodenstein mit dem wilden Heer in Tosen und Sturm durch die Luft jagt nach dem Schnellertsberg hinüber, sobald dem Deutschen Reich eines Krieges Not bevorsteht. Vor dem

Digitized by Google

Juhöhe bei Neutsch. Nach einem Gemälde von A. Wondra.

Friedensschluß geschieht in gleicher Weise die Heimkehr. Aber schon, daß die Sage alle möglichen Geschichten und Gründe erzählt, warum der Ritter nach dem Tode spukhaft dahersahren müsse, deutet auf den Ursprung nicht aus einer bestimmten Begebenheit, sondern aus dem Mythus.

Der Rodensteiner, dem Joseph Viktor von Scheffel in lustigen Liedern den Riesendurst angedichtet, ist die altgermanische Gestalt des wilden Jägers. Der Windgott Wodan lebt in dem Odenwälder Gespenst fort, und so treulich glaubte das Volk im Gersprenztal vordem an die nächtliche Geisterfahrt, daß im achtzehnten und noch im neunzehnten Jahrhundert wieder und wieder beim Gräflich Erbachischen Amt zu Reichelsheim protokollarische Aussagen von Leuten aufgezeichnet wurden, die mit ihres Namens Ehre und Eides Kraft dafür einstanden, daß sie den spukhaften Ritter selbst gesehen.

Aus dem Jahre 1853 stammt die letzte derartige Kunde. Ein Jahr später dichtete Scheffel sein erstes Rodensteinerlied, und was seiner Mutter Josephine Scheffel in einem „Ballade" überschriebenen Gedicht dereinst nicht gelungen war, glückte ihm: den bösen Geist und sein Heer zur Ruhe zu bannen. Im Odenwald wenigstens ist er jetzt brav und still, aber auf den Studentenkneipen und in zahllosen süddeutschen Rodensteinergesellschaften spukt er heute noch im deutschen Land, aus dem ruhestörenden wilden Jäger der Sage in das Riesenkneipgenie der Lieder gewandelt.

Auch aus den Burgen ringsum unter der Malchenhöhe ließen sich alte Geister wecken. Aber des Tages Glanz liegt lockend über den Höhen und rät, mit der Wanderung nicht länger zu säumen.

Leb' wohl, du Bergstraße, du Garten Deutschlands! Schaust du so mild und in blühendem Prangen herauf, du bist doch eine Straße des großen Weltverkehrs. Auf dir hasten die Schnellzüge und tuten die Automobile bis herauf zu den Zinnen deiner Burgen. Die Berge dahinten verheißen Stille und Erlösung von den Alltagseindrücken und Alltagsgesichtern.

Hinab denn vom Malchenberg und übers Auerbacher Schloß hinunter ins Fürstenlager! So heißt ein wundersamer Hain mit alten Bäumen und grünen Gängen. So dicht fügen sich hier Blätterkronen und Büsche, daß die Sonnenstrahlen mitunter kaum zum Boden gelangen und in Flecken nebeneinander

Digitized by Google

Beedenkirchen. Nach einem Gemälde von H. Bahner.

liegen wie große Goldstücke auf dem grauen Sand. Darüber aber ist ein Flimmern und Fluten von grünem Licht. Das fließt an den Stämmen herab und überstrahlt sogar den kleinen Teich, darauf die Schwäne gleiten im Schutz der alten Bäume.

Hier stehen ein paar Häuslein, zum Sommersitz der Darmstädter Landgrafen im achtzehnten Jahrhundert niedrig gebaut, aber vom hohen holländischen Mansardendach überragt. Wie die Landschaft, die sie umschließt, halten sie den Geist der Wertherzeit fest, jene „schmerzlich-süße" Stimmung des Kreises, der im nahen Darmstadt um den jungen Goethe geschlossen war.

Daß er selbst hier geweilt, der Wanderfrohe, den sie den Wanderer nannten bei Ausflügen von Darmstadt oder auf Reisen die Bergstraße hinauf und hinab, ist sehr wahrscheinlich, und viele Beziehungen zu seinem Epos „Hermann und Dorothea" ergeben sich hier ganz von selbst.

Nimmt man das Städtlein Zwingenberg etwa mit seinem alten Gasthaus „Zum Löwen" als Schauplatz für das Gedicht, so stimmen alle Örtlichkeiten zu Goethes Beschreibung. Keine besser aber als der alte Brunnen ein paar Minuten vom Fürstenlager im stillen Hochstättertal. Ob ich's verraten soll, daß auf ihn in seiner köstlichen Einsamkeit bis aufs letzte Pünktlein die Beschreibung des Brunnens paßt, daran Hermann und Dorothea sich treffen, und da die „Vertriebene" als Magd vom Sohne des Löwenwirts gedungen wird? Die Herren vom nächsten Verschönerungsverein werden ja nicht gleich eine Tafel anbringen und „Hermann und Dorothea-Quell" oder gar „Goethebrunnen" draufschreiben lassen.

Bei Goethe aber heißt es im fünften Gesang:

Von dem würdigen Dunkel erhabener Linden umschattet,
Die Jahrhunderte schon an dieser Stelle gewurzelt,
War mit Rasen bedeckt ein weiter grünender Anger
Vor dem Dorfe, den Bauern und nahen Städtern ein Lustort.
Flachgegraben befand sich unter den Bäumen ein Brunnen,
Stieg man die Stufen hinab, so zeigten sich steinerne Bänke,
Rings um die Quelle gesetzt, die immer lebendig hervorquoll,
Reinlich, mit niedriger Mauer gefaßt, zu schöpfen bequemlich.

Digitized by Google

Wir steigen gemach im Tal empor. Da läuft zur Linken ein Sträßlein ein, von Norden aus dem Grunde steigend, vom alten Dorf Balthausen her. Nach Jugenheim will es locken, dem lieblichsten und waldreichsten Platz im ganzen vordern Odenwald vielleicht, und zum Heiligenberg mit der tausendjährigen Centlinde und dem verfallenen Kloster der Benediktinerinnen.

Aber uns ist heute der Sinn nun einmal auf einsame Wanderung gerichtet, und dort unten halten die Luftschnapper aus den großen Nachbarstädten geräuschvolles Stelldichein.

Der Weg durch den Buchenwald an der steilen Berglehne hinauf schenkt einen freien Ausblick erst nach langem Schreiten auf dem breiten Rücken seiner Höhe: der Felsberg ist erreicht. An seiner Neigung gen Süden ins Reichenbacher Tal hinab heischt ein seltsames Schaustück einen Besuch: das Felsenmeer.

Wer in den Odenwald von Westen einzieht, schreitet auf Granitboden. Der dehnt sich auch nach Norden und Süden; aber mitten im Gebirge, längs einer Linie, die man bequemer Veranschaulichung halber auf der Karte von Heidelberg nach Aschaffenburg gezogen denkt, drängt der rote Sandstein sich in breiten Lagerungen vom Main und Neckar her heran, schon äußerlich leicht kenntlich an den weitgedehnten Flächen und Hochebenen zwischen den Bergzügen, im Gegensatz zum raschen Wechsel von gerundeten Kuppen und vielfältig eingeschnittenen Tälern im Bereich des kristallinischen Gesteins.

Hier am Felsberg ist der Granit dereinst in einer Riesenscholle zutage gebrochen. Aber die zähe Kraft zerstörender Gewalten hat sie in Jahrhunderten zerfressen und zernagt. Nun sind die Riesenblöcke über- und durcheinander geschichtet und geworfen, als sei die Urgewalt von tausend Brandungswellen in einem Augenblicksbunder erstarrt und versteint. Grau und grämlich dehnt sich das granitne Meer mitten im grünen Wald der Buchen und Eichen, dem hellen Schmuck seiner Ufer. Ein sonderlich, ein überraschend Gebild tollster und wildester Romantik mitten in einem Gebirge, das sonst ganz von den freundlichsten und lieblichsten Landschaftseindrücken beherrscht und erfüllt wird! Wenig Schritte davon zwei gesonderte Riesenblöcke mit deutlichen Spuren römischer Bearbeitung. Den gewaltigen quadratischen Fels des Altarsteins haben die römischen Steinmetzen zu zersägen begonnen. Man sieht die Einschnitte an mehreren Stellen. Die 9,25 Meter lange und 1,29 Meter dicke Riesensäule haben sie gerundet, bis irgendein Mißgeschick, vielleicht ein Germanenaufstand, sie vom Ort

Partie aus dem Odenwald. Nach einem Gemälde von A. Wondra.

Digitized by Google

Weg bei Afselbrunn bei Michelstadt. Nach einem Aquarell von A. Hartmann.

und von der Arbeit jagte. Dann hat man im Mittelalter in das Schaftende der Riesensäule mühsam eine flache Nische für ein Heiligenbild geschlagen, und aufgerichtet schaute der Koloß hernieder auf die Feste der Dorfjugend aus dem nahen Reichenbacher Tal. Jetzt liegt die Riesensäule langgestreckt im dürren Laub, und grünes Moos wächst ihr um den runden Schaft, zum Glück der Heimat erhalten, nachdem sie 1814 der Vorschlag Kotzebues, sie als Siegesmal auf dem Leipziger Schlachtfeld aufzustellen, beinahe entführt hätte.

Den Felsberg krönt der im Odenwald unvermeidliche Aussichtsturm. Der Blick von seiner Höhe holt viele alte Dörfer aus dem Versteck der Täler hervor. Da liegt stattlich das freundliche Reichenbach und das kleinere Beedenkirchen gleich unter den Hängen. Nach Süden, der Mainebene zu, blitzen die weißgetünchten Häuser bäurischer Siedlungen im weitgezogenen Kreise. Die Neunkircher Höhe in nächster Nachbarschaft zeigt den neun Gemeinden rings um den Berg weithin sichtbar das hoch droben erbaute Kirchlein, das ihnen allen dient und der Stätte den Namen gegeben.

Schloß Lichtenberg liegt als festgefügte Masse auf einem steil aufspringenden Kegel. Und schaut nur ein wenig Sonnenschein in die hohen Fenster des gänzlich erhaltenen, im sechzehnten Jahrhundert entstandenen Renaissancebaues, dann blinken und glänzen sie stundenweit in die Runde.

Den fruchtbarsten und reichsten Teil des innern Odenwaldes überschaut man von der Felsberghöhe. Im Modau- und im Gersprenztal sitzen reiche Bauern als die Herren über fetten Ackerboden, Wald- und Wiesengrund und schönes Vieh. Aber drinnen im Gebirge, wo der Wind rauh über die Höhen und über die kahlen Hochflächen streicht, gewinnt manch Bäuerlein ein kümmerlich Brot. Früh beugt die harte Arbeit die hagern Männer und nimmt den Frauen bald die frische Schönheit der Mädchenjahre.

Rheinfranken sind die Odenwälder nach Sprache und Aussehen und in ihrer Art nicht anders als das Bauernvolk in den benachbarten süddeutschen Bergländern: gutherzig, aber schwerfällig, mißtrauisch gegen Fremde und Fremdes, um so treuer dem Erprobten und Heimatlichen. Laute Lust-

Digitized by Google

barkeit kommt selten auf. Es muß schon ein besonderer Anlaß sein, wenn das heimische Instrument, die Ziehharmonika, herausgeholt werden soll. Vielleicht gar, um den schwerfälligen stampfenden Tanz der Paare zu begleiten. Dann hebt wohl auch ein Summen an und geht durch die geräumte Stube, ein Summen mehr denn das Singen eines alten Tanzliedes:

Ich bin von Mitterschhause,
Mei Vatter is en Besebinner,
Mer wohne dohinne drauße,
So hinnedrauß am Wald.
Was geht's dich an, du Hammelschwanz,
Wann ich mit meiner Bäsel danz.
Ich danz mit meiner Bäsel,
Was scher' ich mich um dich!

In feste Ordnung gebracht ist die Tanzfreude nur zu des Bauernjahres hoher Zeit: zur Kirchweih oder Kerb.

Wenn die Ernte eingebracht und verwahrt ist und der Odenwald in der Herbstglut leuchtet, dann ziehen die Musikanten auf, die sonst in den Dörfern ein ehrsam Handwerk treiben und nur ausnahmsweise der Musika fanatische Jünger sind. Was sie auf der Kerb zusammenblasen, das stellt ein erstaunlich Tag- und Nachtwerk dar, zumal beim Trompeter und beim Posaunisten.

Aber sie lohnen es ihnen, die Tänzer und ihre Schönen. Es ist ein Wogen und Drängen, ein Glühen und Drehen der Paare in den mitunter kaum über Mannshöhe hinaufreichenden Sälen, und doch kein Lärm. Wie eine ernste Arbeit muß so ein Tanz verstreichen, feierlich und voll Würde; so will es der Brauch.

Ein Familientag ist die Kerb für jedes Haus noch obendrein. Da sind Onkel und Basen geladen aus dem fernsten Tal, und gar gewichtig müßte der Grund sein, kämen sie nicht. Wen das Heimweh plagt bei den Soldaten oder im Dienst bei den Stadtleuten, der lernt die Qual erst recht kennen, wenn Kerb daheim ist und er fernbleiben muß. Nur schwachen Trost kann der Kerbekuchen schenken, der an alle Verwandten verschickt wird, die nicht kommen können.

Jede Art bäuerlicher Siedlung kennt der Odenwald: die Haufendörfer und die Reihendörfer, die Weiler und die Einzelhöfe, jenachdem des Bodens Gestaltung und Anbaufähigkeit es fordert. „So lang wie Mosse", sagt man im Umkreis des Mümlingtals und

Ein Odenwälder Bauernhaus. Nach einer Originalradierung von A. Hartmann.

Digitized by Google

Aus dem Odenwald. Nach einem Gemälde von Wilhelm Trübner. (Mit Genehmigung des Verlages von Bruno Cassirer in Berlin.)

denkt dabei an die über zehn Kilometer ausgedehnten Dörfer Ober- und Unter-Mossau. Die Anlage der Häuser weist auf eine alte Mischung der Alemannen im Odenwald mit den zugewanderten und allmählich zu Herren gewordenen Franken. Denn in fränkischer und in alemannischer Form sind die Häuser gebaut, oft regellos und wechselnd, oft in einheitlichem Nebeneinander. Beiden ist der steinerne Sockel gemeinsam. Aber beim fränkischen Haus türmt sich der Fachwerkbau des Obergeschosses zwei Stockwerk hoch empor, beim alemannischen beansprucht er nur eins. Der fränkische Bauer stellt seine Wirtschaftsgebäude, seine Scheune und die Ställe neben und zur Not auch gegenüber seinem Wohnhaus auf und schließt das ganze mit einem großen Hoftor gegen die Straße ab; der schwäbische bringt Wohnung, Stall und Vorratsraum unter ein Dach und bedarf keines Tores.

Meist hebt ein sauberer weißer Bewurf das Haus scharf vom Grunde des Waldes oder der Wiese. Aber auch farbiger Schmuck

Digitized by Google

in rohem Auftrag kommt vor, dazu spärlich, jedoch sinnreich verwendet, Holzskulptur und Inschriftenschmuck. Im ganzen ist der greuliche Vorstadtkastenstil als Nachbildung städtischen Bauelends dem Odenwald noch fremd. Nur in die breit in die Ebene ausmündenden Täler ist er unheilvoll eingebrochen.

Auch der Bauerngarten wird im allgemeinen noch gut gepflegt, die Hausfrau ist stolz darauf, und sie gibt sich viel Mühe, die eine oder andre seltene Blume zu seiner besondern Zier aufzutreiben.

Das saubere Odenwalddorf im langgezogenen Tal oder an der Neigung des Berges, ja mitunter auch droben auf seiner Höhe, gehört zum rechten Bild vom hessischen Gebirge, seitdem es nicht mehr öd' und leer gescholten werden darf.

Nun sind viel fleißige Künstler längst am Werk, all die Schönheit des Landes zu halten mit Pinsel und Zeichenstift. Die diesem Aufsatz beigegebenen Bilder nennen schon gute Namen genug. Aber einer darf herausgehoben werden vor allen, der früh geschieden ist vom Licht und vom Leben, dessen Sonne ihm das Schaffen war — Heinz Heim.

Sonntag im Odenwalde. Nach einem Gemälde von Heinz Heim. (Aus J. A. Stargardts Verlag, Berlin. Nach einer Aufnahme von W. Weimer.)

Mag sein, daß auf dem Bild des Bauernpaares, das wir zeigen, und das er „Sonntagmorgen" genannt, ein Rest französischen Einflusses, der verträumten Sentimentalität Dagnan-Bouverets nachwirkt, dem er in Paris gefolgt war. Aber es sind doch echte Odenwaldgestalten aus dem kleinen Schlierbachtal festgehalten. In unzähligen Rötelzeichnungen hat Heinz Heim das Leben und die Arbeit des Odenwaldbauern gefaßt und in farbigen Bildern das Wunder fließenden und flüchtenden Lichtes gefunden und gehalten, lange ehe das Schlagwort vom Impressionismus geprägt war. Wie dürfte ich seiner hier vergessen, der mir von der Freude seiner Arbeit treulich so oft erzählt hat?!

Von der Wegschilderung hat uns das Verweilen bei den Bauern und ihrer Sonderart abgelenkt. Aber nun wir zu ihr zurückkehren, dürfen wir gleich bei dem Punkt verweilen, der — kaum zwei Wegstunden vom Felsberg und der Neukircher Höhe entfernt — die „Perle des Odenwaldes" heißt: Städtlein und Burg Lindenfels. Es ist ein uralter Ort. Wie sich kaum von einem andern im Odenwald so sichere Kunde über Geschichte und Vergangenheit geben läßt, so hat auch kaum einer so vielfältige Schicksale erfahren. Karl der Große schenkte Lindenfels Anno 773 dem Kloster Lorsch. Danach hat es vielen Herren gehört. Ludwig der Bayer gab ihm im Jahre 1336 Markt- und Stadtrechte, darauf ist's von 1410 bis 1803 Eigentum der Herren der Kurpfalz gewesen, bis es Napoleons Spruch dem Landgrafen von Hessen zuwies.

Seinen Ruhm dankt Lindenfels weniger der malerischen Schönheit der Reste alter Stadtbefestigung und der Romantik seiner Burgruine als seiner herrlichen Lage. Mag man kommen, woher man will, es ist immer ein unvergeßlich Bild: das alte Nest ganz vereinzelt auf der gegen den Talgrund steil abfallenden Höhe eines vorgeschobenen Hügels. Auf dem Burgwall aber, unter einer uralten Linde, ist schier der ganze westliche Odenwald dem Blick des Wanderers erschlossen. Herrlich zieht die Folge der fernliegenden Höhen im weiten Rund. Wie sie auf- und niedersteigen, sich langgedehnt dahinziehen, dann wieder sanft wölben und in friedlichem Zusammenklang ineinanderfließen, das ist's ja, was vom Odenwald sprechen läßt als von

Digitized by Google

Partie der Burg Breuberg. Nach einem Aquarell von A. Hartmann.

einer Landschaft mit eigner Form. Schon beim Rühmen der Bergstraße haben wir's gesagt.

Weit, hoch, herrlich der Blick
Rings ins Leben hinein,
Vom Gebirg zum Gebirg
Schwebet der ewige Geist,
Ewigen Lebens ahndevoll.

So schrieb Goethe im Sang „An Schwager Kronos", und die Odenwaldhöhen schauten in seine Postkutsche, da ihm auf der Rückfahrt von Mannheim am 10. Oktober 1774 das Gedicht durch den Sinn flog.

Nur nach Osten schränkt eine steile Bergwand die Fernsicht ein. Just aber da wol-

Digitized by Google

Lützelbach. Nach einem Gemälde von A. Wondra.

len wir hinüber. Zunächst geht's auf der breiten Straße dahin, zum Gumper Kreuz, der Wasserscheide zwischen Gersprenz und Weschnitz. Dann zum alten Flecken Reichelsheim mit der Erbachischen Feste Reichenberg darüber, hierauf steil hinan zum „Lärmfeuer", einem freien Rund auf der Höhe, das den Namen als alte Wacht- und Signalstätte bekommen. Nun tut sich weit und voll grüner Wiesen das breite Mümlingtal auf; rasch ist seine Niederung erreicht. Die Städtchen Michelstadt und Erbach lohnen das Bleiben und Schauen, uralt beide und viel genannt in Sage und Geschichte.

Ludwig der Fromme schenkte das im Jahre 741 zum erstenmal urkundlich genannte Michelstadt im Januar 1815 aus dem Kammergut der fränkischen Könige seiner Schwester Imma und ihrem Gemahl, dem Geschichtschreiber Karls des Großen, Einhard. Bekannt ist die Sage, die der Mönch von Lorsch vom Liebesbund der beiden erzählt: Wie die Kaiserstochter den Geliebten zur Winterzeit auf starken Armen aus ihrer Kemnate getragen, damit der Schnee nicht verräterisch seine Fußspuren trüge, und wie der anfangs erzürnte kaiserliche Vater danach doch in den Ehebund gewilligt habe.

Sein Tochtermann schuf sich ein zuverlässigeres Zeugnis seines Lebens und Wirkens in Michelstadt denn diese Geschichte, indem er in nächster Nähe beim Dorfe Steinbach ein Gotteshaus erbaute und es durch Überführung der Gebeine des heiligen Petrus und des heiligen Marcellinus von Rom zu größter Bedeutung erhob. Die toten Heiligen brachte Einhard später freilich nach Seligenstadt, wo auch er samt seiner Gemahlin bestattet wurde. Die Basilika bei Michelstadt aber ist die einzige erhaltene Kirche dieser Form, in der sich die in Deutschland umgebildete römische Bauweise der altchristlichen Zeit offenbart. Sind auch die tatsächlich auf karlingische Bauleute zurückgehenden Reste spärlich — die Pfeiler des Mittelschiffes und die zehn rundbogigen Fenster darüber samt dem füllenden Mauerwerk — sie geben doch guten Begriff von deren Kunst. Nur wenige Minuten von der Einhardskirche liegt im Schweigen eines herrlichen Parkes das romantischste der bewohnten Odenwaldschlösser, Fürstenau, dem Grafen von Erbach-Fürstenau zugehörig. Steht man vor dem ungeheuren hochgeschwungenen Torbogen, den die Renaissance geformt, schaut man zur darüber gelegten durchbrochenen leichten Sandsteingalerie empor und hinein

Digitized by Google

Paneel in türkischen Tonfliesen. Aus dem Besitz des Kgl. Kunstgewerbemuseums zu Berlin.
Zu Cornelius Gurlitt: Konstantinopel und türkische Kunst.

WESTERMANNS MONATSHEFTE

Digitized by Google

Bauernhof in Lützelbach. Nach einem Gemälde von Johannes Lippmann.

in den Hof mit den schweren Türmen und den feinen spätgotischen Erkern, so möchte man an ein Märchen glauben, zumal wenn die Herbstsonne den ganzen Bau in Glühen und Brand zu hüllen scheint und die Ranken des wilden Weines im Zauberspiel aller Farben herabhangen.

In Michelstadt selbst ist das prachtvolle Rathaus aus dem fünfzehnten Jahrhundert, der älteste Holzbau in Hessen, ein vielbewundertes Wahrzeichen des Ortes. Jedenfalls bedeutet es ein sonderlich Werk mit der offenen Halle vor dem Sockelbau, den das schmale zweite Stockwerk tragenden Holzpfeilern, dem Spitzdach mit seinem Helm und den ragenden Erkertürmchen an den Seiten.

Erbach ist der Stammsitz der Grafen des Hauses Erbach-Erbach, kaum eine halbe Stunde von Michelstadt gelegen. Auch hier lohnt ein altes Schloß den Besuch, aber weniger seiner stattlichen äußern Gestalt wegen, denn ob seiner reichen Sammlungen. Der letzte reichsunmittelbare Graf der im Jahre 1806 mediatisierten Standesherrschaft hat Kunstschätze aus aller Welt zusammengebracht, und in seiner, verständiger Anordnung stehen sie jedem Besucher zur Schau. Ihr Prunkstück sind die reichen Zusammenstellungen mittelalterlicher Rüstungen und ältester deutscher Glasmalereien. Die Rarität aber ist der gotische Steinsarg, in dem nach sicherstem Zeugnis jahrhundertelang die Gebeine Einhards und Immas, der Stammeltern des aus karlingischem Blut entsprossenen Hauses Erbach, gelegen haben.

Im Städtlein ist noch mancher sehenswerte alte Bau und der Rest der engen Ringmauer erhalten, die es einst wehrhaft umschlossen. Als erfreuliches Zeugnis einer bis jetzt bewahrten künstlerischen Hausindustrie darf man die Werkstätten von Horn- und Elfenbeinschnitzern, dazu von tüchtigen Bauernköpfern nennen, die wacker an ihrer Arbeit sind.

Zum erstenmal seit dem Abschied von der Bergstraße sind wir im Mümlingtal wieder an den breiten Verkehrsweg gekommen: an die Eisenbahn. Und so lockend es nun auch wäre, diese zu meiden und durch Wald und über Höhen immer weiter zu wandern gen Osten, wo die blau-weißen Pfähle vor den Dörfern und an den Wegen daran erinnern, daß mit Hessen und Baden auch Bayern teil hat am Odenwald, weil es mit einer Ecke des Kreises Unterfranken in seinen Bereich hineinspringt — unserm Bericht ist ein knapper Raum zugewiesen. Was der bayrische Odenwald an Pracht alter Kunst und trau-

Digitized by Google

Hänlein a. d. Bergstraße Nach einem Aquarell von W. Bader.

licher Städtlein umschließt, hat ein Aufsatz der „Monatshefte" im Juni des vergangenen Jahres erzählt; darauf sei verwiesen.

Uns aber bleibt eine fröhliche Ausfahrt.

Tun wir sie auf der Bahn, die vom Main her im großen Bogen durchs Gebirge zieht, Verbindung schaffend zum reichen Frankfurt und dem kunstfreundlichen Darmstadt, so lernen wir ein achtenswertes Stück Arbeit der Ingenieurkunst kennen. Denn hinter Erbach beginnt eine rechte Gebirgsbahn, sie klettert in starker Steigung, mitunter 1:75, an den Bergen hinauf und überfährt vor der Station Hetzbach den mächtigen, aus zehn Wölbungen von je zwanzig Metern Spannung gebildeten Himbächelviadukt.

Talabwärts geht's über das alte Beerfelden, was so viel wie „Bauernheim" bedeutet, hinaus ins Neckartal nach dem Städtlein Eberbach. Es liegt friedlich im Schutz wohlerhaltener alter Mauertürme. Dahinter aber steigt des Odenwaldes höchster Berg zu 628 Meter Höhe empor, der Katzenbuckel.

Noch einmal klettern wir auf waldigen Wegen hinauf zum letzten Blick auf die Berge, die wir hinter uns gelassen, und stromab, stromauf ins Neckartal. Wenn es des Wetters Gunst gewährt, dann geht die

Digitized by Google

Otto H. Engel: In der Tür. Pastell.

Digitized by Google

Rundsicht weit hinaus über die nächste Umgebung, und sie zeigt, wie der Odenwald umgürtet ist von bergigem Land. Sahen wir Hardt und Taunus überm Rhein schon vom Malchen an der Bergstraße, so tritt hier der waldige Rücken des Spessarts in das Schaubild hinein. Sogar der Schwarzwald und die Schwäbische Alb werden kenntlich, und vom badischen und württembergischen Flachland liegt ein gut Stück sichtbar im Tal.

Aber der Neckar macht doch das Scheiden am schwersten. Gerade weil die Schönheit seiner Ufer so lockend zum Verweilen ladet und die alten Stadtbilder so köstlich neben den verfallenen Burgen auf den roten Sandsteinfelsen über dem Fluß stehen, gerade darum ist geboten, auch diese Beschreibung zu enden. Denn der Bilder brauchte es noch viele und der Worte dazu, sollte hier nur ganz geschwind etwa vom alten Wimpfen erzählt werden, darin des Mittelalters Baukunst so reich und so echt und unberührt bewahrt ist, oder vom Schloß Hornberg bei Neckarelz, wo der alte Götz von Berlichingen streitbar gesessen und seine Lebensgeschichte aufgeschrieben hat, von Stadt und Burg Hirschhorn dann und von den vier Burgen, die alle auf Neckarsteinach herniederschauen, ganz nahe schon dem lieben Heidelberg.

Die alte Stadt der „fröhlichen Gesellen" ist heute noch die treue Hüterin der Romantik, mit der sie in jedem Sinne verbunden. Nirgends sonst ließe sich die Odenwaldfahrt feiner und besser beschließen als oben auf der breiten Terrasse vor dem Schloßbau. Es ist, als dränge sich die geschaute Schönheit der Wanderung da noch einmal lachend und grüßend zusammen, ehe wir scheiden und wieder heimkehren zu des Alltags Geschäften.

Volkslied

Es zog ein Wanderbursch durch das Land,
Da die Welt in Rosenblüten stand.
Des Müllers Tochter, so frisch und blank,
Die strählte ihr Haar am Fenster und sang
Das Lied von der Rose im Garten

Der Wanderbursch trat zur Laube hin:
„Einen Schoppen Wein, Jungfer Müllerin!"
Und als sie kredenzte den roten Pokal,
Da bat er: „Ach, singt noch ein einziges Mal
Das Lied von der Rose im Garten."

Der Mund war so rot, der die Weise sang,
Und die Luft voller Duft und das Lied so bang.
„Wohl wandre ich fort, doch ich komm' zurück
Und poch' an dein Fenster und pflück' mir mein Glück
Und die schönste Rose im Garten!"

Er zog an das Meer, er zog an den Rhein,
Manch feines Mädchen sah hinter ihm drein
Doch während er schaffte bei Tag und bei Nacht
Und den Hammer schwang, hat er nur gedacht
An das Lied von der Rose im Garten.

Als das fünfte Jahr zu Ende ging
Und der Rosenduft zwischen den Bergen hing,
Da kam er wieder ins Mühlental;
Wie Gold schwamm der Wegstaub im Sonnenstrahl.
„Nun schmück' dich, du Rose im Garten!"

Ein Büblein saß an des Weges Rand.
Da kam es die Straße herabgerannt —
Ein ledig Gespann! Ein Sprung — ein Schlag!
Er sprach, da er unter den Hufen lag:
„Fahr wohl denn, du Rose im Garten!"

Wer klagt bei dem Burschen mit blassem Mund:
„Für mein Kind gabst du dich! Für mein Kind wardst du wund!"
„Und kam ich zu spät für den Hochzeitssaal,
So sterb' ich schon gern; doch sing' noch einmal
Das Lied von der Rose im Garten!"

Und als sie nun anhob, so süß und so weich,
Da war's ihm, als säh' er ins himmlische Reich.
Und als er schritt durch das güldene Tor,
Da sang in der Ferne der Englein Chor
Das Lied von der Rose im Garten.

Paul Steinmüller

Digitized by Google

Das Goethe-Schiller-Denkmal in Weimar

Zur Geschichte seiner Entstehung. Mit Briefen Rietschels, Rauchs, König Ludwigs I. von Bayern, Großherzog Karl Alexanders von Sachsen-Weimar und andern. Von D. Georg Rietschel

I

Am 4. September 1907 war ein halbes Jahrhundert vergangen, seit mit der am 3. September 1857 erfolgten Gedächtnisfeier des hundertsten Geburtstags des Großherzogs Karl August, des Freundes und Beschützers Goethes, das Doppelstandbild Goethes und Schillers in Weimar unter allgemeiner begeisterter Teilnahme enthüllt worden war. Es war Ernst Rietschel beschieden gewesen, die beiden großen Dichter, die neidlos durch eine ideale vorbildliche Freundschaft verbunden waren, dem deutschen Volke im Bilde vereint vor Augen zu stellen. Aber in der Geschichte des Denkmals steht bis zum Jahre 1852 nicht Rietschel, sondern Christian Rauch als der für diese große nationale Aufgabe Berufene allein im Vordergrunde, bis er selbst die zuerst mit Begeisterung übernommene Arbeit dem Auftraggeber zurückgab, weil von ihm Zugeständnisse verlangt wurden, die er nicht erfüllen zu können glaubte.

Rietschel bekam hierauf den Auftrag, an Rauchs Stelle zu treten.

Es war eine ernste Probe für die innige Freundschaft, die beide Männer, den Altmeister Rauch und den zum selbständigen Meister herangereiften Schüler Rietschel, seit langen Jahren verband. Es ist aber eine der schönsten Erscheinungen deutschen Kunstlebens, daß gerade die Verherrlichung der innigen Freundschaft, die das Dichterpaar verband, alle diese Gefahren nicht nur überwand, sondern gerade dazu dienen mußte, den Freundschaftsbund der beiden größten Bildhauer jener Zeit zu festigen.

Es ist wohl wert, unsrer Zeit die Entwicklung des Denkmals in Erinnerung zu bringen. Als Hauptquelle gibt sich von selbst der Briefwechsel zwischen Rauch und Rietschel.* Für die Entwicklung des Denkmals unter Rauchs Händen sind die Dokumente von Wichtigkeit, die in Rauchs Leben von Eggers enthalten sind.* Für die Entwicklung des Denkmals unter Rietschels Hand standen dem Schreiber, als Sohn Ernst Rietschels, die im Besitze der Familie befindlichen Briefe, besonders auch einige interessante Originalbriefe König Ludwigs I. von Bayern und des Großherzogs Karl Alexander von Sachsen-Weimar zur Verfügung, die nur in geringem Maße in der Biographie Rietschels von A. Oppermann** benutzt werden konnten.

Als im Jahre 1825 in Weimar der fünfzigjährige Gedächtnistag des Eintritts Goethes in das weimarische Land und damit der fünfzigjährige Freundschaftsbund Karl Augusts und Goethes gefeiert wurde, wurde schon der Gedanke angeregt, ein Doppelstandbild des bereits vor zwanzig Jahren verstorbenen Schiller und des noch im Leben stehenden Goethe zu errichten. Boisserée berichtet am 21. Mai 1827 an Rauch darüber und fügt hinzu: „Der Großherzog hat, wie die alten Freunde mir schreiben, einen Platz dazu angewiesen und Baumeister Coudray beschäftigte sich schon vor einiger Zeit mit dem Entwurf des kleinen Gebäudes.“ Als Goethe aus dem Leben geschieden war, wurde der Plan von neuem lebendig. Der in Weimar lebende Hofrat Schorn hatte am 8. Oktober 1834 in Berlin den Gedanken mit Rauch mündlich besprochen, hielt es aber in einem Brief vom 3. März 1835 im Einvernehmen mit andern in Weimar für die Sache erwärmten Herren nicht für ratsam, höheren Orts etwas davon zu erwähnen. „Herr David*** während seiner Anwesenheit sprach mit Begeisterung dafür und rieth ohne Wei-

* Herausgegeben von Karl Eggers. Band 2. Berlin, Fontane, 1891. Die Originale sind in den Händen der Familien Rauchs und Rietschels.

* Christian Daniel Rauch. Von Friedrich und Karl Eggers. Bd. 4. Berlin, Carl Duncker's Verlag, 1887.

** Leipzig, F. A. Brockhaus, 1863.

*** Der französische Bildhauer David d'Angers.

Digitized by Google

teres anzufangen und einen Aufruf zu erlassen. Indessen sind unsere deutschen Verhältnisse nicht so geeignet zu solchen Unternehmungen wie die französischen, und man muß erst einigen Boden gewonnen haben, ehe man damit hervortreten kann". Dann fährt er fort: „Nun erscheint plötzlich und ohne allen Zusammenhang mit dem, was unter uns vorgegangen, im Allgemeinen Anzeiger der Deutschen der beiliegende Aufsatz und bringt mehrere hiesige Einwohner in Bewegung." Der betreffende Artikel ist zu originell, als daß er nicht auch hier Aufnahme finden müßte. Er spricht zuerst von der Gemeinschuld Deutschlands, seinen Lieblingen und Wohltätern Denkmäler zu errichten, und fährt dann fort:

„Wenn hiernach der Vorzug eines gemeinschaftlichen Denkmals für Goethe und Schiller in Weimar vor vereinzelten und anderörtlichen Denkmälern nicht zu verkennen ist, so mögen Weltbürgersinn, Gesammtvaterländischer Gemeingeist und was Geschlechter, Alter und Stände allem Guten und Ehrenhaften sonst noch Förderliches in sich bewahren, die Mittel zur Ausführung aufbieten, und über kurz oder lang an dem großen Werke der Humanität und Kunstvollbringung heiligen lassen. Sollte aber die angedeutete Idee das Schicksal haben, in die Klasse der Gedankenspiele oder der Träume verwiesen zu werden, so würde der Unterzeichnete sich wohl

Christian Daniel Rauch. Nach einer Photographie aus den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts.

Ernst Rietschel. Kupferstich von Julius Thäter nach einer Photographie aus den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts.

trösten können, doch sein beschämendes Spiel gespielt oder einen schönen Traum geträumt zu haben.

Würzburg, im Februar 1835.

Dr. Goldmayer,
quiescirter Professor und Oberbibliothekar."

Dieser Aufruf aus Würzburg trieb die Männer in Weimar zu neuem Handeln an. Von Schorn und Geheimrat von Müller wurde ein Plan zur Ausführung entworfen und Rauch zur Begutachtung übersandt. Ein Komitee wurde geplant, in das die hervorragendsten Männer aus Berlin, unter andern Humboldt, Varnhagen, Rauch, Schinkel, Tieck (der Bildhauer), Beuth, aus München Schelling und Boisserée, auch der französische Bildhauer David d'Angers, der Engländer Carlisle mitraten sollten. Dann hieß es:

„Herr Professor Rauch würde ersucht, die Hauptidee des Denkmals nach gepflogenem Rath mit den Berliner Kunstfreunden vorläufig anzugeben. Daß die beiden Heroen in ganzer Figur — sei es stehend oder sitzend — dargestellt würden, daß das Monument aus Bronze ausgeführt und im Park zu Weimar oder in Goethes Garten aufgestellt würde, dürfte man wohl als erste Voraussetzung betrachten. Ob aber die Gemeinschaftlichkeit des Denkmals der poetischen Erfindung und der plastischen Ausführung zusagt, darüber wäre vor allem das einsichtsvolle Urtheil jener erfahrenen Meister zu erwarten."

Digitized by Google

Ernst Rietschel. Selbstbildnis, modelliert 1853.

Rauch, der sogleich in Begeisterung für die Sache eine Skizze für das Doppeldenkmal entwerfen wollte, aber durch andre Arbeiten abgehalten war, meldete nach einigen Wochen, daß Schinkel eine Zeichnung für das Doppeldenkmal einreichen wolle, auch Tieck (der Bildhauer) habe einen recht glücklichen Gedanken. Aber er wünschte, daß zugleich vorher der Platz der Aufstellung für das Denkmal bestimmt werden möchte, der womöglich im Innersten der Stadt zu suchen sei. Drei Plätze kamen in Vorschlag: der Fürstenplatz, das Fürstenhaus im Hintergrunde, der damals namenlose, jetzige Alexanderplatz und der damalige Frauenplan, jetzt Goetheplatz, mit dem Hintergrunde von Goethes Wohnhaus. Rauch reiste selbst nach Weimar, und durch ihn wurde der Platz vor dem Theater ausgewählt.

Dennoch rückte die Sache nicht vor. Ein Brief Schorns an Rauch spricht von Hemmungen. Alles blieb vierzehn Jahre lang still. Nur berichtete Rauch im Jahre 1846 in einem Brief an Schorn von einer Unterhaltung, die er in Sanssouci mit dem Erbgroßherzog von Weimar „über ein Denkmal Goethes und Schillers vereinigt" gehabt habe. Zum erstenmal tritt uns hier der damalige Erbgroßherzog Karl Alexander in seinem Interesse für das Werk entgegen, dessen Vollendung ihm sodann eine wichtige Lebensaufgabe wurde, die er mit dem Einsatz seiner ganzen Person betrieb.

Es mußte aber erst das Jahr 1849 und der hundertjährige Gedenktag der Geburt Goethes kommen, um die Angelegenheit zu neuem Leben zu erwecken. Hofrat Schöll lud Rauch am 26. Juni 1849 zu der hundertjährigen Feier des Geburtstags Goethes nach Weimar ein. Der Brief enthielt zugleich den Wunsch des Erbgroßherzogs, daß Rauch für dieses Fest (28. August) bereits einen Entwurf zu dem Doppeldenkmal vorlegen möchte. „Wenn Sie mit dem Modell sich selbst brächten, so könnte nichts der Feier besser zu statten kommen."

Rauch erwiderte, daß er schon lange den Gedanken der Doppelstatue in einer Skizze zu fixieren gehegt habe, betont aber die Schwierigkeit der Ausführung:

„Ideal kann nur die Auffassung derselben [sein] ohne irgend der Beimischung unsrer Kleidertracht, worüber auch Cornelius einverstanden war, und als einzig und bestimmtes Kostüm [das] des Alterthums nur annehmbar sein, obgleich daneben ich mir die Bemerkung machen mußte, daß die herrlichsten Musterwerke antiker Statuen griechischer Dichter auf uns gekommen sind, nirgend aber eine Gruppe derselben existiren mag, mir wenigstens nicht bekannt. Ueber diese Bedingungen bitte ich Ihre gefällige Ansicht und Belehrung recht bald zu erfahren, indem ich hier noch mit Niemand darüber gesprochen. Annähernd es zweier griechischer Dichter finden wir zwar in Hermen-Form recht oft dargestellt, vielleicht ist Ihnen auch auf Obiges bezügliches bekannt."

Schöll erkennt in seiner Antwort die Schwierigkeit der Aufgabe an. Nachdem er die bekannten antiken Doppelstatuen als durchaus andersartige charakterisiert, und nachdem er betont hat, daß man in der Gruppe sehen müsse, „die Beiden sind in einer Mittheilung, in einem Austausch begriffen, gehören thätig zusammen", fährt er fort:

„Ich will hiermit nur andeuten, daß ich einen Moment lebendiger Mittheilung, der sich für ganz wirklich ansehen ließe, auch wenn er in der Form nicht so ruhig harmonisch wäre, als ein symbolischer, dem letzteren doch vorziehen würde. Dies wend ich auf das Kostüm an. Sie kennen meine alte Ketzerei; ich habe jederzeit für historische Bildnisse die wirkliche Zeittracht angesprochen; öfteres Betrachten und Erwägen anderer

Digitized by Google

Versuche des idealen oder idealisierenden Kostümirens haben mich in dieser Ansicht nur bestärkt. Ich würde daher hier und überall, wo es irgend möglich wäre, schon gleich die Kränze vermeiden. Die kann allenfalls ein gewaltig gebauter Jupiters- oder Herkules-Kopf vertragen, obschon ich auch diese immer lieber ohne Kränze sehe. Naturform ist immer schöner als diese Emballage; ein Portraitkopf aber verliert dadurch sowohl an der Aehnlichkeit der Form, als an der Naivität des wahren Ausdrucks. Freilich nun sind die Röcke, Hosen, Stiefel von Hause aus unplastisch; aber legt man sie ab, so ist auch die naive Wahrheit weg und in der Nudität oder dem griechischen Bewurf auf keine Weise zu erhalten. Solche historische Monumente müssen für das Volk sein. Das hat nun nicht den geringsten Anstoß an Knöpfen, Kragen, Hosen, im Gegentheil, es freut sich kindisch dies Bekannteste im andern Material so getreu ausgedrückt zu sehen. Wer Anstoß nimmt, sind die Gebildeten und mehr aus Halbbildung, als aus ganzer, mehr aus Tradition als aus wirklichem Gefühl. Es ist freilich wahr, ein Apollo wäre im Überrock nicht darzustellen, wohl aber ein Schiller und Goethe. Ihr Ideales haben wir in ihren Werken, wie kein Stein oder Erz es ausdrücken kann. Hier im Monument sagen wir der Nachwelt: Seht, so sahen die Männer aus und so sollen sie auch für euch in voller Wirklichkeit immer leben. Das Leben läßt sich auch durch Ueberrocks-, das Motivgefühl auch durch Hosen-Fältchen führen; und um wieviel weniger man damit in die Ferne, in's Dekorative und Imposante wirken kann, um so viel mehr wirkt man in die Nähe, die wiederkehrende Beschauung, in's Wahre und Sichanlebende. Hier haben Sie, Verehrtester, meinen Glauben: vor allen Dingen recht herzhaft wirklich! — Das Schöne muß hier aus der liebevollen Durchbildung des Treubildlichwahren erfolgen. Es kommt nicht auf Erhabenheit des Umrisses, sondern darauf an, daß der Beschauer die Gegenwart dieser bestimmten Männer und einen wirklichen Moment ihres Beisammenseins, je länger er hinsicht, um so tiefer fühlt. Ich wurde vor ein paar Jahren zu ähnlichen Aeußerungen im Hinblick auf die mir unbehagliche, halb ideale Goethe-Statue von Schwanthaler veranlaßt in de Wette's Gegenwart. Es wird nichts mit den Portraitstatuen sagte ich, bis man nicht jede rhetorische Figur wegwirft und sie so anspruchslos ehrlich wie das Nürnberger Gänsemännchen hinstellt. ‚Nun' — rief der sonst höchst ruhige de Wette mit größter Lebhaftigkeit — ‚da finde ich doch endlich einen Menschen, der sagt, was ich immer sage und dafür gescholten wird!' Der Plastiker kann alle diese Vorurteile brechen. Steht erst sein Werk wahr da, so können es alle Geschmäcke und Theorien nicht wegschwatzen; es dringt unwiderstehlich dauernd in die Seele."

Christian Daniel Rauch. Modelliert von Ernst Rietschel im Januar 1857.

Unbeirrt durch Schölls entschiedenes Eintreten für das zeitgemäße Kostüm schuf Rauch bis zum 29. August eine Skizze zum Denkmal in antiker Gewandung (Abbild. S. 102 u. 103). Goethe und Schiller tragen das griechische Untergewand (Chiton, entsprechend der römischen Tunika), über das der faltenreiche Überwurf (Himation, die römische Toga) fällt. Die Beine sind entblößt, die Füße sind mit Sandalen bekleidet. Hören wir im übrigen, wie Rauch selbst die Skizze Schöll erläutert:

„In Verbindung als Gruppe hat es mir nicht klar werden wollen, diese beiden Gestalten anders als in diesem sankülott Kostüm darstellen zu können, das nicht ohne Widerstreben aufgenommen wurde, mich namentlich in die Seele des alten Freundes versetzend, vollends aber auch aus dem Grunde, daß seit dem Jahre 1823 nur behoste sankülott Vertreiber bis an diesen Tag in Erz und Marmor ausführe ... Die in Ihrem interessanten und liebenswürdigen Briefe aufgestellten Motive und Gründe über die Kostüwirung monumentaler Gestalten sind, wie Sie manches Ausgeführte kennen, auch die meinigen, bei diesem neuen Vorwurf wollte derselbe es sich nicht gefallen lassen, was bei einzelnen Figuren Anwendung gefunden hatte, um so gespannter bin ich nun aber auf die Benachrichtigung der

Digitized by Google

Vorderansicht der ersten Skizze von Rauch.

Aufnahme Ihrer und des nahen Interessenten, dem die Sache eigentlich gilt, wie solche nun einmal hingestellt ist.

Die Charakterisirung Schiller's als Gestalt war auf Hörensagen beschränkt, und deshalb sehr schwierig, solche nur einigermaßen anzudeuten. Die Goethe's würde bei der Ausführung mir schon besser gelingen, als sie in der Skizze auch nur angedeutet ist. Mehr als die äußere Charakteristik getraue ich mir in der Gruppe nicht zu erreichen, und als Zugabe dachte ich mir Goethe als den älteren und für die Kunst auch als den Bleibenderen und Tieferen, welcher Schiller's Rechten, die ein neues Manuscript hält, durch Auflegen der seinigen Vertrauen und Ermuthigung ausspricht, die Linke mit dem Lorbeer als Beiden gleich gebührend (auf Schiller's Schulter) andeuten soll. Gern hätte ich Schiller's Linke nach Art mancher Muse und Kollegen des Alterthums in den Mantel greifend eingehüllt, da plastisch ruhiger mir der Mann dadurch geworden wäre, das Warum der Alten ist mir aber nicht ganz klar geworden und sehe durch die gelehrte Welt erst einer Weisung entgegen. Das Altärchen, welches vor Allem als dunkel machende Stütze an den Gewandsäumen hinter den Beinen nöthig, und willkommen, die Heiligkeit des Ortes und der Personen dadurch zugleich zu bezeichnen.

Dies unscheinbare Nichtdunkelmachenkönnen bei zwei Gestalten im Oberrock ist der Hauptgrund, weshalb ich mir diese Gruppe als plastisches Werk im Großen darzustellen nicht denken kann, dagegen den einzelnen Mann ohne Weiteres als eine Mannsäule etc. gleich unternehmen würde und als das Beste und Neueste Lessings Statue* von Rietschel in Dresden nennen kann, ein unübertrefflich Werk in jeder Beziehung!"

Die Skizze Rauchs fand ungeteilten Beifall in Weimar und auch außerhalb, und eine besondere Genugtuung für Rauch war es, daß auch Schöll sich für überwunden und bekehrt erklärte. Er schreibt am 14. September unter anderm:

„Hieraus sehen Sie schon, daß ich meinen Tic für die Überröcke und die Inexpressibles einziehen mußte. Ich bin keineswegs blind für die Gefahren, welche der Eigensinn meines historischen, volksthümlichen Prinzipes bei einer Aufgabe dieser Art immer laufen würde. Ich hatte an ein Lied gedacht, welches aber leicht in die Bänkelsänger-Sprache hätte fallen können; Sie haben den Styl der Ode gewählt, aber einer so einfach klaren Ode, daß sie die sichere und reine Fassung klassischer Lapidarschrift hat."

Alles schien sich für die Ausführung des Entwurfes günstig zu gestalten. Nur die Beschaffung der Mittel zur Ausführung drohte als einzige Sorge zu bleiben. „Es wäre herrlich," schreibt Rietschel am 9. Oktober 1849 an Rauch, „wenn Sie die Gruppe Goethes und Schillers ausführen könnten, ist denn Hoffnung dazu da?"

Aber gerade hier griff die Hand eines Mächtigen ein, der, indem er einen guten Teil der materiellen Sorge zu heben versprach, die Rauchsche Skizze zu Falle brachte. König Ludwig I. von Bayern, der begeisterte Förderer deutscher Kunst, hatte von Anfang an der Verherrlichung Goethes und besonders Schillers, den er noch höher schätzte, sein Interesse gewährt. Er war, wahrscheinlich durch den König Otto von Griechenland, in den Besitz der türkischen Kanonen gekommen, die in der Schlacht bei Navarin im Jahre 1823 erbeutet waren, und schenkte das Metall im Wert von etwa siebentausend Gulden zum Guß. Aber er knüpfte die Bedingung daran, daß der Guß in der Königl. Erzgießerei zu München erfolgen solle. Durch den Erbgroßherzog von Weimar ließ er zunächst die Angelegenheit an Rauch gelangen, der aber

* In Braunschweig.

Digitized by Google

entschieden ablehnte, die Gruppe außerhalb Berlins gießen zu lassen.

König Ludwigs Bedingungen blieben aber nicht bloß bei der Erzgießerei in München stehen. Er suchte seinen Einfluß auch auf die künstlerische Auffassung auszudehnen. Er ließ von München aus durch den bekannten Kunsthistoriker Ernst Förster in Weimar erklären, daß er zwei Einzelstandbilder für besser, das griechische Kostüm für Weimar unpassend, aber für eine Gruppe das moderne nicht wohl anwendbar halte. „Seine Majestät legt einen sehr großen Wert darauf, daß diese seine Ansicht in Weimar gekannt und beachtet werde." Ernst Förster hofft allerdings, den König Ludwig noch für das Gruppenbild gewinnen zu können. In bezug auf das Kostüm fügt er aber hinzu: „Ohne Zweifel ist das griechische Gewand schöner oder der Plastik günstiger als jedes andere; allein ebenso unfehlbar würde bei Schiller und Goethe in solcher Tracht auf offenem Markte das Herz so viel mehr einbüßen als das Auge gewinnt. Sollte es denn dem Meister des Bülow und Scharnhorst, überhaupt dem Meister der vaterländischen Ehrenkunst, der alle Schneiderhindernisse beseitigt, nicht dadurch, daß er ihnen ausgewichen, sondern daß er sie überwunden, nicht ein Leichtes sein, auch bei der Gruppe unserer höchsten Nationaldichter der Wirklichkeit ihr Recht zu lassen, ohne der Dichtung ihre Kraft zu schmälern?"

In seiner Antwort hält Rauch an seinem Plan, das Dichterpaar in einem Denkmal vereint darzustellen, fest, da er sich die beiden „nie anders als den vereinten Höhepunkt ihrer Zeit denken konnte". Auf die Worte Försters über die Kostümfrage geht er nicht ein, sondern schreibt im Gegensatz zu ihnen: „Sie, verehrter Freund, selbst Künstler werden bei Ihrem Vortrag [beim König] meine Gründe für das klassische Kostüm dieser Gruppe als Ausnahme gegen andere Einzeldenkmale zu vertheidigen wissen."

König Ludwig aber hielt starr an seinen Forderungen fest, die in ein Ultimatum also gefaßt wurden, „von denen Höchstderselbe kein Haarbreit abzugehen vermag, soll Er Sich bei dem ganzen Unternehmen beteiligen":

1. Deutsches Kostum, weil der König sonst „Seine ganze Kunsttätigkeit Lügen strafen würde, da Sein beständiges Streben gewesen wäre, auch unsere deutschen Kostume in der Kunst heimisch zu machen, und durch sie die Zeit zu verewigen, in welcher die Geister gewirkt haben". Dabei will König Ludwig das Zugeständnis machen, daß Rauch den faltenreichen Mantel, zu dem er auch bei anderen Statuen zur Drapierung des zeitgenössischen Kostums gegriffen hatte, anwende, so daß nur Fuß-, Hals- und Brustbekleidung zu ändern sei.

2. entweder sollen beide Dichter ohne, oder jeder mit einem Lorbeerkranze dargestellt werden.

3. es ist unerläßlich, daß die Gruppe in München gegossen werde.

Rückenansicht der ersten Skizze von Rauch.

Rauch beklagte die „gebieterische Weise, in der der sonst ihm so huldvoll geneigte König auftritt". In dem ersten Punkt verhielt er sich nicht durchaus ablehnend. „Was die Änderung der Bekleidung der Gestalten statt der einfachen griechischen in die zeitgemäße moderne betrifft, so würde dies nur durch ein anderes Modellchen vis-à-vis dem vorhandenen noch zu beurteilen bleiben." Der zweiten Forderung leistete er insofern Genüge, als er in einer zweiten Skizze die beiden Gestalten der ersten Skizze einander näherte, in Schillers rechte Hand statt der Schriftrolle den von König Ludwig gewünschten Kranz legte, Goethes Linke nicht, wie in der ersten Skizze, hinter Schiller schweben, sondern mit dem Kranz auf Schillers Schul-

Digitized by Google

tern ruhen ließ. Auch in der Gewandung ist einiges geändert (Abbild. S. 105)."

Aber die Ausführung des Gusses in München wies Rauch mit aller Entschiedenheit zurück, „da unsere Gießer und Ciseleure [in Berlin], ja das ganze Gewerk es als die größte Beleidigung ansehen müßten. Meinerseits, wenn ich arbeiten kann, auch gern an diese dabei denke, die Tüchtigen vorwärts zu bringen, deren wir auch uns rühmen können. Also diese einzige Bedingung mich von der Sache lossagen macht."

Der Erbgroßherzog von Weimar suchte zu vermitteln. Er schrieb am 10. April 1852 sowohl an Rauch als auch an den König Friedrich Wilhelm IV., dessen Vermittlung er erbat, um Rauch von den Verpflichtungen gegenüber der Berliner Gießerei zu entbinden. An Rauch richtete der Erbgroßherzog die Bitte, nachzugeben, da das Erz schon in München lagere und nur die Beteiligung des Königs von Bayern die Ausführung des Denkmals ermögliche. Friedrich Wilhelm IV. schickte sofort an Rauch den Brief des Erbgroßherzogs, bat, daß Rauch ihm mündlich die Antwort bringe, und fügte hinzu: „Heut nur so viel, daß ich gegen den Weymarischen Wunsch gar nichts habe." Rauch war durch Unwohlsein an das Haus gebunden, er mußte dem König schriftlich antworten. Daß diese Antwort den Wünschen König Ludwigs und des Erbgroßherzogs, ja auch denen des Königs Friedrich Wilhelm nicht ensprach und die Erregung über die Forderung aus den Zeilen sich kundgab, beweist die Antwort des Königs an Rauch:

Ch[arlottenburg]. 1. Ostertag 52. Nachts.

Wie 1000 Mordschwere Angst kommen Sie darauf mir zu antworten, Allerfürtrefflichster Rauch? Nach 14 Tagen wäre dazu Zeit gewesen und dann mündlich, wie ich Sie bath. Man sieht, daß die Sache selbst und das Schreiben Sie aufregt. Das hätten Sie sich schön sparen können! Also kein Wort mehr der Erwiderung. Ich will es so. Wollen Sie Olfers mit einer beauftragen, so hab ich eben nichts dagegen. Ich mache darauf aufmerksam, daß der ErbGr-Hzg nichts weder vom gottlosen Frack, noch vom Gießen der Gruppe in München sagt — allein vom Guß des Sockels. Mein Vorschlag ist, daß Sie denselben ruhig dort gießen (warum nicht auch machen) lassen, daß Sie aber wegen Fracks u. Zwiefelschwanzes unter keiner Bedingung nachgeben und lieber erklären die Arbeit, um der Verhunzung Willen aufgeben zu wollen.

Vale! F. W. R.

Rauchs Entschluß, in keinem Fall der Gießerei in München Konzessionen zu machen, blieb fest. Auch in der Kostümfrage wollte er nunmehr den zuerst in Aussicht genommenen Versuch nicht machen. In einem Briefe an Rietschel vom 11. Mai 1852 erklärt er, daß „außerdem auch das allgemeine Gefühl (Ambition) sich diesem Anmuthen entgegensetzt". Am 24. April hatte er bereits dem Erbgroßherzog in einem Schreiben das Sachverhältnis dargelegt, „welches dem Künstler, wie ich mich wohl nennen darf, es unmöglich macht, auf die von München aus gestellten Bedingungen einzugehen".

„Das in frischer Empfindung des hohen uns in schwerer Zeit erschienenen Festes, ich darf sagen als Ausdruck höchster Verehrung der Männer wie des regierenden Hauses unter dessen Schutz sie wirkten, entworfene Modell, ist aus meinem innersten Wesen hervorgegangen, und ich sehe es als einen Kranz an, den ich in antiker Weise an der Stätte weihend niederlege, von welcher her auch mir mancher ermunternde Zuruf auf der schweren Bahn des Künstlers ward. Es kann mich nur tief schmerzen, wenn ich in diesem Falle den geäußerten Wünschen, welche mir sonst Befehl sein würden, nicht zustimmen kann und gegen meinen Willen als Verneinender erscheinen muß. Eure Hoheit wolle dies dem Manne und Künstler zu Gute halten, der am Abend seines Lebens nicht noch mit sich selbst in Widerspruch gerathen möchte; meine Ueberzeugung von der Richtigkeit der gewählten Anordnung und Form steht so fest, daß ich nicht zweifele, sie werde zur Ausführung kommen. Des Künstlers verkörperte Ideen sind ein Theil seines Lebens, weshalb Eure Hoheit diese Aeußerung aus bewegtem Herzen kommend, mit gewohnter Gnade aufnehmen wollen."

Vergebens wurden noch Versuche von Ernst Förster als Abgesandten König Ludwigs bei Rauch gemacht. Auch König Friedrich Wilhelm erklärte sich bestimmt gegen jede Änderung der Gruppe, wenn er auch den Guß in München unter Rauchs Zustimmung genehmigen wollte. Da man auf die materielle Mitwirkung König Ludwigs

* Das einzige Exemplar dieser Skizze ist im Besitz der Universität Leipzig. Es befindet sich in der Goethesammlung, die Fr. Zarncke der Universität testamentarisch schenkte. Zarncke erhielt die Skizze von dem früheren Schüler Rauchs, zur Strassen, dem sie Rauch geschenkt hatte.

Digitized by Google

nicht glaubte verzichten zu können, mußte Rauch nicht ohne schmerzliche Empfindungen das, wie er selbst sagte, „so lange mit höchster Liebe gehätschelte Kind" sich nehmen lassen. Schöll hegte allerdings zuerst den Gedanken, Rauchs Entwurf, der für Weimar verloren war, anderswo als Kolossalgruppe erstehen zu sehen, aber „die träge Welt zu bewegen, wenn man nicht Kanonen zu Gebote hat, ist schwer". Auch der Wunsch Rauchs, seine Gruppe in Lebensgröße in Marmor auszuführen, ist nicht zur Verwirklichung gelangt. „Das sind Luftschlösser für den 75jährigen, wie Sie denken können", schreibt über diesen Plan Rauch an Rietschel.

Wer sollte die Erbschaft Rauchs antreten und die große Aufgabe vollbringen? Es war nicht ausgeschlossen, daß der Einfluß, den König Ludwig in der Denkmalssache erlangt hatte, dazu führen konnte, einen Münchner Künstler mit der Aufgabe zu betrauen. Zum Glück lag diese Möglichkeit den maßgebenden Kreisen völlig fern. Von Anfang an war in Weimar Rietschel und an zweiter Stelle Drake ins Auge gefaßt, falls Rauch ablehnen würde. Nachdem diese Ablehnung erfolgt war, wurde Ernst Förster beauftragt, Rietschel die Aufgabe im Namen des Erbgroßherzogs zu übertragen.

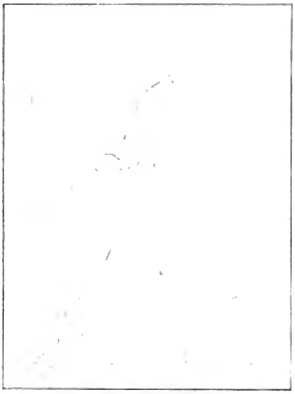
Rietschel hatte wegen schweren Lungenleidens den Winter 1851 auf 1852 einsam in Palermo verleben müssen. „Ich habe den Winter in einem Gemüthszustande zugebracht, der an Gemüthskrankheit grenzte, entfernt von den Meinen und gepeinigt durch das quälendste Heimweh und nicht wissend, welchen Ausgang die Krankheit nehmen kann", so schrieb er nach seiner Rückkehr an Rauch aus Meran. Dort an der Schwelle der Heimat, als ihr erster Gruß, scholl ihm die Nachricht entgegen, daß er berufen sein sollte, die große begeisternde Aufgabe zu lösen. „Das Herrlichste, was Deutschlands Neuzeit der Geschichte dargebracht, ist die Erscheinung Goethes und Schillers. Mit dem Rufe, dies Herrlichste zu verherrlichen, begrüße ich Dich im Vaterlande", so schrieb ihm Ernst Förster am 11. Mai 1852 nach Meran.

Durfte aber Rietschel sich den Bedingungen König Ludwigs fügen, die doch Rauch als unannehmbar abgelehnt hatte? Für Rietschel lagen nach dieser Richtung die Verhältnisse ganz anders

Zweite Skizze von Rauch.

als für Rauch. Für ihn kam der Gußort nur soweit in Frage, als eine gute Ausführung verbürgt war. Er konnte die Entscheidung, ob Berlin, ob Lauchhammer, ob München gewählt wurde, ruhig andern überlassen. Was aber die Frage des zeitgenössischen Kostüms betraf, so stand er ja mit voller Überzeugung entschieden von vornherein auf dem Standpunkt, daß, so rückhaltlos er auch Rauchs Meisterschaft anerkannte, er selbst die beiden Dichter nur in der Erscheinung ihrer Zeit zur Darstellung bringen könne. Ihm war es schon vorher gewiß geworden, daß dem deutschen Volke seine großen Persönlichkeiten nur dann lebendig und vertraut wurden, wenn sie zu ihm in der individuellen Gestaltung auch in ihrer äußern Erscheinung redeten. Hatte er bei der Statue Thaers für Leipzig als Schüler Rauchs noch zu dem faltenreichen Mantel gegriffen, den ja auch König Ludwig, wie wir sahen, für die beiden Dichtergestalten zugestehen wollte, so hatte er bei dem zuletzt vollendeten Lessing für Braunschweig mit kühnem Mut jedem bestehenden Vorurteil zuwider auch den Man-

Digitized by Google



Bleistiftskizze von Rietschel.

tel weggelassen. „Ich will ihn ohne Mantel machen. Lessing suchte im Leben nie etwas zu bemänteln, und gerade bei ihm wäre mir der Mantel wie eine rechte Lüge vorgekommen", so hatte Rietschel nach Braunschweig geschrieben. Und nun hätte er neben seinem Lessing die größten Dichter wieder in die Mäntel hüllen oder gar in ein antikes Gewand stecken sollen?

Aber war nach den verdrießlichen Vorgängen, die den geliebten Meister und Freund Rauch verletzt hatten, nicht aus Rücksicht auf diesen die Zurückhaltung geboten? Als die Verhandlungen mit Rauch noch schwebten, aber die Möglichkeit, einen andern Künstler zu wählen, schon ins Auge gefaßt wurde, hielt es Schöll für unmöglich, daß Rietschel oder Drake „das ihnen zugemutete Plagiat nicht ablehnen sollten". Rietschels zartbesaitete Natur hat, als ihm der Auftrag wurde, auch den Schatten empfunden, der sich über den Auftrag breitete. Niemals hätte er etwas tun können, was den teuren Meister Rauch verletzt hätte. Dieser selbst hatte allerdings dafür gesorgt, daß für Rietschel der Weg gebahnt wurde. Er teilt ihm in dem erwähnten Brief mit, daß er den Auftrag endgültig abgelehnt habe, und fährt fort:

„Wenn nun dieß Denkmal unserer höchsten und schönsten Geister nicht als eine gemeine Gußwaare, wie Goethe in Frankfurt, Jean Paul in Bayreuth mit noch anderen Schlechteren behandelt werden soll, so geht meine Bitte an Sie, theuerster Freund, als der Einzige dem dieß Werk anvertraut werden kann, daß Sie es unbedingt annehmen, indem vor Allen Ihnen dieser Auftrag zukommen muß, Sie auch nur dem hohen Gegenstande wie der Kunst zu Ehren genügen können ... Wiederholt bitte ich obigem Antrag Gehör zu geben."

Rietschel antwortet beglückt am 25. Mai:

„Vorerst das Wichtigste Ihres letzten lieben Briefes, das Goethe und Schiller-Monument betreff. Ich erhielt einige Tage vor dem Ihrigen einen Brief von Förster, der mir das Wesentliche der Sache mittheilte. Ich war erschrocken, und wenn Sie es entschieden abgelehnt und die Bedingungen für die Hoffnung, daß dies Werk durch Ihre Hand ausgeführt, sich auf keine Weise ausgleichen und erfüllen ließen, so war ich auch erfreut und erhoben, daß — nur in diesem Falle — ich eintreten sollte. Welcher Gegenstand, welche Aufgabe! Ich schrieb sogleich an Förster, dessen Brief, etwas kurz, mich nicht ganz und gar in Stand setzte, die Motive Ihrer Ablehnung so entschieden ausgesprochen zu sehen, wie ich es nun von Ihrer Hand selber weiß. Ich schrieb ihm, daß ich vor Allem mündlich mit ihm auf meiner Durchreise sprechen und mein Verhältniß zu Ihnen mir erst klar sein müßte, ehe ich auf diesen ehrenvollen und den Künstler beglückenden Auftrag eingehen könnte. — Ich weiß nun das Nöthige von Ihnen und kann im Interesse der Sache nur aufrichtig beklagen, wenn das Werk nicht von Ihnen, dem größten Meister, den Deutschland je gehabt und seit Jahrhunderten kein anderes Land aufzuweisen hat, ausgeführt wird. Ihre Gründe mögen allerdings von Ihrem Standpunkte aus gebietend und wichtig sein. Die Aufgabe ist so groß, so herrlich, daß ich jubeln und vor Zweifel verzagen könnte. Wie gern spräche ich mit Ihnen darüber! Dank für Ihr aufmunterndes Vertrauen, möchte ich es rechtfertigen. Mit Förster werde ich nun weiter darüber sprechen, und zur Gewißheit über den definitiven Auftrag kommen."

Dennoch tauchten bei Rietschel nun Zweifel auf, ob er ruhigen Herzens die Sache übernehmen könne, nachdem er von Schöll in Weimar die gesamten Vorgänge erfahren hatte. So schreibt er am 28. Juni an Rauch:

„Besonders hochwichtig ist mir eine Aussprache mit Ihnen über das Goethe-Schiller-Denkmal. Schöll in Weimar, geistreich, liebenswürdig, herzlich wie immer, hat mir das ganze Verhältniß zwischen Ihnen und dem Erbgroßherzog mitgetheilt, und es sind da viel beunruhigende Skrupel in mir erstanden. Schöll hat mich zwar

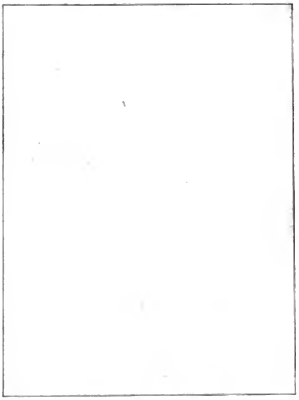
Digitized by Google

beruhigt, durch die Versicherung, daß unter gegenwärtigen Verhältnissen das einzig rechte sei, daß ich den Auftrag annehme, ja bei den obwaltenden Umständen nicht mehr zu umgehen sei, wenn nicht das Monument in noch andere Hände kommen soll, daß er aber wünsche, und so hat er es wohl in beiliegendem Briefe an Sie ausgesprochen, daß dennoch Ihr Entwurf von Ihnen für eine andere Stadt zur Ausführung komme. Ich würde darin nur eine Herzensgenugthuung finden und muß es zugleich im Interesse der Sache und der Kunst wünschen, so sehr ich auch die Gefahr meiner Stellung als Künstler erkenne, die aber hier nicht, Ihnen gegenüber in Erwägung kommen darf und kann.

Ihr Entwurf ist schön, bedeutungsvoll, würdig, dem hohen Gegenstande genugthuend, wie soll ich nun die Aufgabe lösen? und im modernen Costüm? — Das ich zwar und von vorn herein, als hier nothwendig angesehn [!], aber zugleich auch die Schwierigkeiten erkannt habe, die mir's manchmal noch als unlösbar scheinen lassen. Das Alles läßt sich nur mündlich besprechen und gewiß würden Sie mir, auch im Fall, daß Ihr Werk ausgeführt würde, Ihren künstlerischen Rath ertheilen, Schöll würde mich der öffentlichen Meinung gegenüber decken, daß man nicht von mir glaube, ich habe in frevelndem Uebermuth, in Undankbarkeit und Selbstsucht mit Ihnen konkurriren wollen."

Rauchs Besuch in Dresden am Anfang Juli zerstreute auch die letzten Bedenken bei Rietschel vollkommen. Auch nicht den mindesten Schatten konnte diese Angelegenheit in den Herzensbund der beiden selbstlosen Künstler bringen, die niemals das Eigne suchten, sondern nur die hohe Aufgabe ihrer Kunst im Auge behielten.

So wurde am 8. Juli 1852 zwischen dem Erbgroßherzog Karl Alexander und Rietschel der Kontrakt vereinbart. Es wurde in § 1 ausdrücklich das Modell der zu einer Gruppe vereinigten Statuen Goethes und Schillers in zeitgemäßem Kostüm und in der Höhe von neun Fuß drei Zoll rheinisch Maß vereinbart. Doch wurde (§ 2) hinzugefügt: „Sollte der Professor Rietschel nach dem Entwurf der Skizze, welche er bis etwa Anfang November d. J. S. Königl. Hoheit zur Genehmigung vorzulegen hat, die feste Überzeugung gewinnen, daß es künstlerisch unmöglich, beide Statuen modern kostumiert als Gruppe zu vereinigen, so bleibt ihm anheim gestellt, sie als Einzelstatuen auszuführen." Nach § 3 „soll am Postament statt der Inschrifttafel ein einfaches Relief in symbolischer Weise das Verhältnis der beiden Dichter veranschaulichen". Dieses Relief ist bei der Ausführung weggefallen, weil das Denkmal selbst das Verhältnis der beiden Dichter deutlich genug charakterisiert. Sodann wurde (§ 5) Rietschel verpflichtet, „mit Ausführung der beiden Statuen schon im April, spätestens jedoch Mitte des nächsten Jahres (1853) zu beginnen und sie womöglich Ende 1854 zu vollenden". Für die Lieferung des fertigen, in Gips gegossenen Modells wurden Rietschel 5500 Taler zugesichert. Alle Auslagen bis zur Fertigstellung für den Erzguß hatte der Künstler selbst zu tragen (§ 6).



Bleistiftskizze von Rietschel.

Der Sommer 1852 ging hin, ohne daß Rietschel zur eigentlichen Arbeit kam, da er die größte Zeit zur Stärkung seiner Gesundheit verwenden mußte. Einige flüchtige Bleistiftskizzen (Abbild. S. 106 u. 107) stammen wohl aus jener Zeit. Es ist interessant, zu sehen, daß von Anfang an der Grundgedanke, sowohl der Stellung als der Gewandung beider Figuren, ihm vollständig klar war und feststand. Die enge Verbindung beider durch den Kranz tritt allerdings erst in der zweiten Skizze klar hervor.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Wie Truges seine Mutter suchte

Roman von Ottomar Enking

IV

So bekam Truges nach seiner Konfirmation einen blauen Kittel und wurde Lehrling in der Setzerei von C. F. Mohr. Mit den Buchstaben, wonach er so verlangt hatte, kam er in der ersten Zeit nicht in Berührung. Er mußte die Offizin ausfegen, den Papierkorb der Redaktion leeren, die Fenster auf- und zumachen und Dünnbier und Köhm, Wurst und Speck für die Buchdrucker holen.

Er tat diese Dienste nicht allzugern, aber doch unverdrossen, ließ sich viel Arbeit aufbürden und widersprach nicht, wenn er ein hartes Wort zu hören bekam, weil er dieses oder jenes nicht schnell, nicht sauber genug ausgeführt hatte. Die Leute gewannen den bescheidenen Jungen allmählich lieb. Hatte er nichts zu tun, so lehnte er am Ofen und sah zu, wie gesetzt wurde.

Mittags, wenn die andern zum Essen waren, mußte er erst noch dableiben und aufräumen. Dann spielte er gern mit den bleiernen Buchstaben und wünschte, daß er bald an solchem Setzregal stehen könnte.

Nun, die Zeit kam auch. Truges durfte bald die Farbe für die Fahnenabzüge auf dem Stein verreiben, und nicht lange dauerte es, da holte er sich die Schiffe von den Plätzen der Setzer, trug Farbe auf die Schrift, legte Papier darauf, schob sie in die Presse und zog am Hebel. Er war stolz, wie schön schwarz die Korrekturabzüge herauskamen.

Es war auch sein Amt, die Setzerkästen auf den Hof hinauszutragen und die Fächer mit einem Blasebalg auszupusten, damit der Staub entfernt wurde. Er lernte, wie man eine Anzahl von Zeilen auf dem Schiff zusammenband, ehe die Abzüge davon gemacht wurden. Er trug die fertige Druckform durch einen engen Korridor in den Maschinensaal, und so wurde er überhaupt nach und nach mit seinem Beruf vertraut.

Da nahm ihn der älteste Setzer zu sich an den Platz und zeigte ihm, wie die Lettern verteilt lagen. Um dem Anfänger das Behalten zu erleichtern, gab es einen Kasten, bei dem die Buchstaben in den Fächern gedruckt angeklebt waren. Bald war Truges imstande, die Kästen mit der Korpus-, Borgis-, Petit- und Nonpareilleschrift aus dem Regal an der Wand hervorzuziehen, und zuletzt faßte seine Hand ungeschickt genug den Winkelhaken, und mühsam, die Zeilen oft zerbrechend und Buchstaben verkehrt anreihend, setzte er seine ersten Worte.

Mittags übte er seine Kunst weiter und brachte es heimlich fertig, auf kleinen Papierstücken, die Visitenkarten darstellen sollten, zu drucken: Herr August Brammer, Schuster. Mamsell Franziska von Siem, adlig. Fräulein Linde Papius, Putzmacherin. Die Blättchen nahm er mit nach Hause, und sie wurden weidlich bewundert.

Tante Franziska heftete ihren Namen an die Kammertür. Da war es zwar so dunkel, daß man das Papier nicht sah, und es kam ja auch niemand, der das Fräulein besuchte, aber vornehm ließ es trotzdem. Linde fand, Truges hätte bei ihrem Namen verzierte Buchstaben nehmen sollen; das paßte sich besser für eine Putzmacherin. Schuster Brammer legte sein Blatt ins Gesangbuch, und Mutter Mordhorst ruhte nicht, bis auch sie ihre Visitenkarte hatte, die lautete: Madam Mordhorst, Hauswirtin. Den Vornamen der Witwe hatte Truges nie gehört, er konnte sich gar nicht vorstellen, daß sie einen besaß. Mutter Mordhorst trank eine Menge Kaffee an dem Tage, als sie ihre Visitenkarte auf Zeitungspapier erhielt.

Mit Stärkemehl klebte sie den Zettel an das Fenster. Nun konnten die Leute draußen ihren Namen lesen, und sie selbst, wenn sie hinter dem Fenster saß, hatte auch das Vergnügen, denn das Zeitungspapier war

Digitized by Google

schön durchsichtig, und die Buchstaben hatten gehörig Schwärze abbekommen. Allerdings stand von ihr aus die Schrift verkehrt herum.

Alle achteten Truges wegen seiner Fertigkeit, und dieser merkte, welch eine Macht in dem gedruckten Wort wohnte. Er wurde als Erwachsener behandelt, und seine Kunst ward ihm lieb. Schöner als Buchdrucker war doch nichts. Er beneidete seine Schulkameraden nicht, von denen der eine Schneider, der andre Buchbinder, ein dritter Maler und der vierte gar Schiffer werden wollte. Dieser vierte war eben Hannes Knall, der sich nach den Anstrengungen des Schuldaseins noch ein paar Monate in seiner Heimatstadt aufhielt, um sich zu erholen und abzuwarten, bis der Schoner abging, auf dem er seine Laufbahn beginnen sollte.

Er schlenderte, die Hände in den Hosentaschen und einen ganz natürlichen Priem im Mund, dazu die Mütze weit nach hinten, am Hafen umher und betrachtete die Kieler Schiffahrt mit den Augen eines Fachmannes. Für Prügeleien hatte er jetzt wenig Sinn, es kam ihm kleinlich vor, sich noch mit Jungen zu messen, wo er bald solide Matrosenkeilereien mitmachen durfte.

Als die Zeit herannahte, daß sein Schoner die Anker lichtete, machte er bei einigen bevorzugten Gefährten seiner stürmischen Jugend Abschiedsbesuche. Zu Truges kam er um die Mittagsstunde in die Setzerei. Er hing an Truges, obschon es zwischen ihnen nicht bis zur Blutsbrüderschaft gediehen war, und Truges hielt auch viel von Hannes, obgleich er mehr Püffe als Freundlichkeiten von ihm erfahren hatte.

„Nu seil ick af," sagte Hannes. Und weil er immer die Menschen gern beschäftigte, so vertauschte er ein paar Handvoll Buchstaben in den Fächern des Kastens, woran sein Bruder arbeitete.

Truges lief hinzu: „Tat dörfst du nich."

Hannes sah ihn mit einem Blick an, der etwas Müdes hatte. Nicht dürfen, das war die ganze Weisheit dieser Welt, soweit sie aus Festland bestand. Diesen Ruf hatte er nun bald sechzehn Jahre vernommen, und das schwächte ihm die Energie, wenn er nicht bald in Verhältnisse kam, wo es ein Nichtdürfen überhaupt nicht gab. Truges suchte den Schaden wieder gutzumachen. Hannes sah seinem Bemühen zu. Für so was paßte die subalterne Natur, die Truhs Brammer sein Lebtag gewesen war.

„Nu seil ick af," wiederholte er. „Un denn fohr ick nah Amerika, wo de Swarten sünd. Schall ick di 'n Popergei mitbringen, oder wist du leeber 'n lütten Aap hebben?"

Papagei und Affe — verlockend war das! Aber wo sollte Truges diese seltenen Tiere unterbringen?

„Upn Hoff in'n Holtstall," schlug Hannes Knall vor. Er wußte aus Erfahrung, was man alles im Holzstall bergen konnte. Indes, wenn Truges nicht wollte ... „De Swarten un de Minschenfreeters scheet ick all dot," fuhr Hannes Knall fort, indem er dem Gespräch eine andre Wendung gab; es war nicht rätlich, viel vom Versprechen zu reden. „Un de Piraters, de hang ick an de Raaen." Auf diese Art verstand Hannes Knall schon von vornherein, die Welt von schädlichen Elementen zu säubern. „Naher kam ick up'n Orlogschipp, un denn ward ick Admiral." Mit diesen einfachen klaren Worten zeichnete Hannes Knall sein Lebensprogramm hin. Nachdem er für die Ausrottung der Seeräuber und Menschenfresser gewirkt hatte, wollte er seine Kräfte dem dänischen Vaterlande leihen und die Marine zu einer ungeahnten Höhe bringen.

Es war selbstverständlich, daß man ihn für diese Dienste zum höchsten Kommandeur der Flotte ernannte. Das Leben eines Admirals aber stellte sich Hannes Knall, der für alles Mannhafte eine lebendige Phantasie hatte, sehr schön, wenn auch nicht gerade sehr abwechslungsreich vor: er fuhr mit seinem Schiff auf der See herum, und wenn ihm ein andres Schiff begegnete, dann schoß er es ein bißchen an. Darauf wurde geentert, die Schiffskasse und die Vorräte, und was dem Admiral sonst noch begehrenswert erschien, holte man ins eigne Schiff hinüber und versenkte den alten Kasten. Denn jedes andre Schiff, das nicht unter Admiral Hannes Knall fuhr, war nicht mehr wert als einen Kanonenschuß, damit es nur schnell auf Grund kam. Wo die Mannschaft blieb, konnte sie selbst sehen.

War der Proviant verbraucht, nun, so steuerte Admiral Knall an die Küste, schoß ein paar Städte in Brand und nahm sich an Lebensmitteln, was zu finden war. Das wurde ein Leben, eines freien Mannes würdig und nicht zu vergleichen mit dem trau-

Digitized by Google

rigen Dasein der Landratten, die ewig Schlagbäume mit der Inschrift: Du darfst nicht! um sich herum sahen.

Mit der Ruhe des Mannes, der sicher ist, daß er sein Ziel erreicht, setzte Hannes Knall seinem Jugendfreunde diese Pläne auseinander, dann schob er sich Kautabak hinter die Backenzähne und gab Truges zum Abschied noch einen Puff in die kurzen Rippen, daß er gegen die Setzerkästen fiel. Als Truges sich wieder aufrichtete, war Hannes Knall schon außenbords.

* * *

Hannes Knall steuerte seinen hohen Zielen entgegen. Truges aber begnügte sich damit, allmählich das rechte Setzergefühl in die Finger zu bekommen, und je weiter er darin war, desto mehr Freude hatte er an seinem Beruf, und sein Prinzipal war mit ihm zufrieden.

Fischer sp.ach dann und wann in der Druckerei vor, um sich zu erkundigen. Er ließ nicht ab, Truges zu unterrichten, und hatte begonnen, mit ihm Latein zu treiben. Darin war er selbst freilich nicht viel weiter als bis zu Cäsars „De bello gallico“ vorgedrungen, aber was er konnte, teilte er gern mit. Die Hauptsache jedoch war und blieb ihm der deutsche Stil, und so las er mit seinem Zögling die Geschichte des Dreißigjährigen Krieges und den Abfall der Niederlande von Schiller und konnte sich nicht genug darin tun, ihn auf den herrlichen Schwung der Sprache aufmerksam zu machen.

Truges kam durch diese Belehrung mehr zu Wissen, und sein Empfinden wurde reicher ausgestaltet, als es bei seinen Altersgenossen der Fall war. Er wurde geistig auch reifer als Linde, zu der er bisher immer aufgeblickt hatte. Er faßte das Leben fester an. Die Phantasie, worin ihn Tante Franziska eingehüllt hatte, genügte ihm nicht mehr, er schaute auf manches im Hause mit einem Urteil, das nicht ohne Herbheit war. Soviel wußte er: wenn sein Großvater erst im Kloster wohnte und er sich selbst ernähren mußte — in der Haßstraße blieb er nicht.

Nach seiner Mutter bangte ihm in dieser Zeit nicht. Ihr Schatten verschwand jedesmal vor seinem Auge, wenn ihn etwas Neues, ihn Förderndes fesselte. Er arbeitete und lernte, wurde zwar blasser und magerer, hatte aber auch die Befriedigung, daß er sich sagte: ich kann etwas.

Wach war er. Seine Seele hatte sich aufgelockert wie ein Beet, das des Regens harrt und die Kraft in sich spürt, etwas wachsen zu lassen. Nur kam es darauf an, ob jetzt Samen von Unkraut, von Blumen oder von nützlichen Pflanzen in dies Beet gestreut wurde. Die Erde gibt allen Samenkörnern, nützlichen und unnützen, gleich viel Trieb, und auch die Seele läßt alles aufsprießen, was in sie hineingesenkt wird, Giftiges und Gesundes. Jetzt kam es darauf an, was für Körner der Sämann des Lebens für Truges Brammers Seelenbeet hatte.

„Es ist nun die Sache diese,“ sagte Fischer eines Abends, als Truges seine Bücher aufstapelte und davongehen wollte. „Morgen werden wir unser drei sein. Es kommt nämlich noch eine junge Dame aus Dänemark, eine Mademoiselle Samsoe, die mit ihrer Frau Mutter hier in Düsternbrook wohnt. Reiche Damen. Die soll ich im deutschen Stil unterweisen. Ich verspreche mir viel davon, wenn ich euch beide zusammen habe. Du schreibst ein leidliches Deutsch, sie kann von dir lernen, und anderseits tut es dir gut, dich im Benehmen mit solchen feinen Frauenzimmern zu üben. Für dein späteres Leben wird dir der gesellschaftliche Umgang zugute kommen. Du mußt aber wohl fortan deinen Sonntagsanzug zu den Stunden tragen, und dann achte darauf, daß du deine Hände sehr penibel wäschst, denn Mademoiselles sind in solcher Beziehung sehr zimperlich, und Druckerschwärze riecht auch wirklich nicht angenehm. Im übrigen gedenke des Wortes: Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei! Laß dich keine Befangenheit ankommen, weil du weißt, daß sie ein vornehmes Fräulein ist. Ich will gerade derlei Gegensätze durch euch selbst ausgleichen, verstehst du? Also morgen abend. Bring mir ein Fünftel Kanalboot Nr. 1b mit; ich rauche den Fräuleins nicht gern von meinem Knaster vor.“

* * *

Am nächsten Abend seifte und rieb Truges seine Hände, daß sie feuerrot, aber auch ganz frei von Druckerschwärze wurden. Er zog seinen Konfirmationsanzug an und ließ sich von Tante Franziska jedes Stäubchen von dem schwarzen Zeug abbürsten.

Digitized by Google

„Da soll nämlich ein Fräulein mit mir zusammen Stunde haben."

„Du mußt ihr ein schönes Kompliment machen," riet Tante Franziska. „Siehst du? So." Sie machte es ihm, so gut es mit ihrem eingeschrumpften Körperchen ging, auf dem dunklen Korridor vor, wie er sich verbeugen solle. Aber Truges fühlte, daß er nicht den Mut haben würde, dem Fräulein dergleichen Höflichkeit zu erbieten. War es so umständlich, mit feinen Frauenzimmern umzugehen, da hätte er seine Stunden auch fernerhin lieber allein gehabt. Aber der Gedanke, so ein nobles Fräulein kennen zu lernen, reizte ihn doch.

„Sie ist dänisch und heißt Samsoe, glaub' ich."

„O, das ist eine Familie!" entgegnete Tante Franziska mit Bedeutung, „die haben wir früher auch gekannt."

Ja, so vornehm waren die Samsoes. Gespannt und befangen zugleich machte sich Truges auf den Weg. Linde begegnete ihm, und nun bekam er die Jungenlust, großspurig zu tun.

„Heute wird es fein bei Lehrer Fischer, wir kriegen eine Neue, eine aus Dänemark. Ganz reich. Die soll Deutsch lernen. Tante Siem hat sie früher auch gekannt."

Linde staunte gar nicht so über die Nachricht, wie Truges gehofft und erwartet hatte, sie meinte nur: „Ich möchte, Herr Fischer gäbe mir auch Stunde, daß ich noch viel zulernen könnte."

Truges war im ersten Augenblick enttäuscht, weil ihn Linde nicht für den großen Mann hielt, der er sein wollte. Die Enttäuschung verletzte seine Eitelkeit, und da Linde gegen seinen Umgang mit dem reichen dänischen Fräulein gleichgültig blieb, so versuchte er wenigstens, ihr durch seine Gönnerschaft Achtung abzuringen.

„Das kann ja vielleicht sein, wenn ich es ihm mal sage." Linde lächelte. Nun schämte er sich alsbald der Großspurigkeit vor seiner Jugendfreundin, und es fiel ihm ein, wie schön es wäre, wenn er wirklich mit Linde Stunde hätte. „Ja, Linde," meinte er herzlich, „ich wollte auch wahrhaftig, du kämst hin. So 'ne Fremde ..."

Und während er vorhin das dänische Fräulein mit Ehrfurcht im Ton genannt hatte, war er jetzt bereit, Linde zu versichern, daß er sich gar nichts aus der neuen Mitschülerin mache. Aber das junge Mädchen konnte überhaupt nichts Wichtiges in dem Ereignis finden, das Truges bevorstand.

„Sei man fleißig, daß sie dir nicht vorauskommt." Damit nickte sie und ging.

„Ach du!" rief er hinter ihr her. Die sollte sich nichts einbilden. Ärgerlich holte er das Päckchen Tabak Kanalboot Nr. 1b und kam zu seinem Lehrer. Der hatte den langen Schoßrock an und extra hohe Vatermörder, die mit einer dicken schwarzen Binde umwickelt waren. Er rauchte kalt, denn er wollte nicht erst den alten, schwer qualmenden Knaster anzünden. Kalt rauchen aber ist dasselbe, als wenn einer mit Messer und Gabel auf dem leeren Teller herumhantiert; man wird bloß hungriger davon, und wer hungrig ist, der wird unwirsch und ungerecht.

„Na, lauern und lauern," brummte Fischer, nahm Truges das ersehnte Päckchen viel hastiger aus der Hand, als es einem Pädagogen ziemt, ließ sich aber dann, um nur schnell zu seiner Seelenspeise zu gelangen, nicht die Zeit, noch auf Truges zu schelten, der in Wahrheit auch gar nicht säumig gewesen war. Und als Fischer erst den schönen blauen Rauch von sich blies, zogen die Gerechtigkeit und die Pädagogik und alle andern Tugenden, die einen Schulmeister zieren, wieder in seine Brust ein. „Na, ist ja noch nicht so spät," lenkte er ein, als wolle er seinem Schüler etwas abbitten. Er ging im Zimmer auf und nieder und ließ den Rauch recht umherwehen. Die Luft sollte überall Spuren von dem köstlichen Duft tragen. Nun wurde es ihm gemütlich. „Sieh dir erst mal die Genusregeln über, mein Sohn."

Truges schlug die Grammatik auf und bewegte die Lippen beim leisen Repetieren, gleichzeitig aber horchte er nach unten.

Richtig, jetzt ging die Haustür. Die Treppe herauf kam ein schneller Schritt; es klopfte einmal stark und zweimal leicht an, und Fischer räusperte sich, um Herein zu rufen, da war die Tür schon offen. Eine junge, hochgewachsene, schlanke Dame stand draußen. Sie nahm der Dienerin hinter ihr etliche Bücher ab, das Mädchen verschwand, und das Fräulein trat ins Zimmer. Truges, rot im Gesicht, war aufgestanden und preßte sich gegen den Tisch.

„Wir haben gesegelt," sagte Fräulein Samsoe eifrig und gab Lehrer Fischer die Hand.

Digitized by Google

„Wir fischen immer rote Quallen, das sind gräßliche Tiere, die brennen einen beim Baden. Und der eine Student fiel kopfüber ins Wasser und ging unter dem Boot weg und kam an der andern Seite wieder hoch. Wir wurden alle naß. Darum hab' ich mich verspätet."

Sie nahm tief atmend in dem Korbstuhl Platz, aber der knarrte, denn er war nicht gewohnt, daß sich jemand anders auf ihn niederließ als sein Herr, nach dem er sich im Laufe der Jahre in Sitz und Lehne eingerichtet hatte. Fremde junge Damen zu tragen, die sich noch dazu lebhaft bewegten, dafür paßte sein altes Flechtwerk nicht.

„Nur nicht Malheur haben mit dem alten Bootfahren," warnte Fischer. „Und dies also," — damit kam er auf seinen pädagogischen Zweck — „dies ist also Truges Brammer."

Er wies mit der Pfeife auf den jungen Menschen, der an der Tischkante herumscheuerte. Fräulein Samsoe richtete kurz die Augen auf ihn.

„Truges Brammer ist ein strebsamer, guter Schüler, und ich habe ihn auch ausgesucht, weil Ihre verehrte Frau Mutter meinte, es wäre nett, wenn Sie mit jemand zusammen Deutsch hätten. Ich denke, Sie beide werden sich verstehen."

Sehr nachdrücklich sprach er das, und seine Worte wirkten. Fräulein Samsoe hob die Augen abermals und länger zu Truges empor, dessen Kopf heißer wurde.

„Setz' dich hin, mein Sohn. Und dann bitte ich um Entschuldigung, liebes Fräulein," — Fischer wies auf den Korbstuhl — „aber das alte Möbel da ist gern mein Platz beim Unterrichten."

„O, Verzeihung!" Fräulein Samsoe nahm leicht errötend schnell den einzigen andern Stuhl, der noch am Tische stand. Dem alten Junggesellen spielte ein Schmunzeln um den Mund, als sie sich dicht bei Truges niederlassen mußte, und sein braver Korbstuhl knarrte wieder. Aber was diesmal aus der Rohr- und Weidenseele drang, das war ein erleichterndes Aufstöhnen, wie es jemand hat, der aus einer gewissen Zwangslage in geregelte Verhältnisse zurückgekommen ist.

„Nun", damit begann Lehrer Fischer seine deutsche Stunde, „wollen wir sehen, wie ein ordentlicher deutscher Aufsatz gebaut sein muß. Truges, mein Junge, wie groß darf die Einleitung im Verhältnis zum Ganzen sein?"

„Den achten Teil," erwiderte Truges.

„Ja, nicht länger. Und nun sage mir, muß ein Thema allemal drei Teile haben, wie eine Predigt?"

„Nein, man kann auch vier oder fünf Teile nehmen."

„Recht. Ich bin aber mehr für die ungeraden Zahlen, und zwar deshalb," — er wandte sich zu Fräulein Samsoe — „weil sich bei den ungeraden Zahlen eine richtige Mitte, sozusagen ein Höhepunkt ergibt. Damit ist es, wie mit einem Häkelmuster, nicht wahr? ein Stern mitten drin, und dann zu beiden Seiten beliebig viele."

Fräulein Samsoe nickte. Sie saß ein wenig von Truges Brammer abgekehrt, aber sie hörte aufmerksam zu, wie er antwortete, und je weiter die Stunde ging, desto mehr verlor sich auf ihrem Gesicht jener Zug, den ein Mädchen annimmt, wenn es sagen will: man soll bitte sehr weit von mir bleiben.

Truges vergaß über seiner Freude am Aufsagen die Schüchternheit, und seine Stimme klang immer freier. Er konnte sogar in seinem Eifer ruhig Fräulein Samsoes Blick begegnen. Fischer freute sich, daß der Junge so frisch wurde, er hob den Zeigefinger und meinte zu Fräulein Samsoe: „Sehen Sie? Mit dem lernt es sich gut, wie?"

„Ja," erwiderte das Fräulein aufrichtig. „Ich glaube wohl."

Das kurze Wort stachelte Truges zu glänzenden Leistungen an. Noch nie hatte er so schnell und so fein die Teile gefunden, in die ein Thema zerlegt werden mußte, noch nie hatte er mit so viel Ausdruck aus Klopstocks „Messias" vorgelesen. Viel zu früh kam das Dienstmädchen, um Fräulein Samsoe abzuholen. —

„Gut gemacht, Truhs." Fischer kannte seinen Jungen. Ein andrer wäre durch solch ein Lob vielleicht unbescheiden geworden, aber in Truges' Seele wurde dadurch nur ein Stolz geweckt, der ihm wohl tat und ihm Selbstvertrauen ohne Überhebung gab. Ein wenig mußte er freilich vor seinen Hausgenossen prahlen: „Grammatik — da soll die Neue man erst lernen, was ich alles kann!" und ganz ohne Rotwerden ging es auch das nächste Mal nicht ab, als Fräulein Samsoe kam und ihren Gutenabendgruß so einrichtete, daß für Truges ein kleiner

Digitized by Google

Zwingenberg a. d. Bergstraße. Nach einem Aquarell von W. Bader. Zu Heinrich Werner: Der Odenwald.

WESTERMANNS MONATSHEFTE

Digitized by Google

Otto von Bismarck-Schönhausen. Lebensgroßes Oibild, gemalt von Moritz Berendt 1850. Im Besitze des Magistrats von Brandenburg a. H. Zu Otto Tschirch: Ein vergessenes Bismarckbild.

Digitized by Google

Brocken davon abfiel. Aber im ganzen hielt er sich wacker in der Mitte, nicht zu knabenhaft scheu und nicht jugendhaft vorlaut, und so fing Fräulein Samsoe an, ihn mehr und mehr zu beachten.

In der dritten Stunde fragte sie ihren Mitschüler, als Lehrer Fischer sich im Nebenzimmer seine Pfeife stopfte: „Bitte! Ich habe geschrieben: nach der Ankomst. Kann man das sagen?"

„Nein," entgegnete Truges, und seine Augen blitzten in der Freude, die Neue belehren zu können, „das gibt es nicht. Ankunft heißt es."

„Deutsch ist schwerer als Dänisch," seufzte das Fräulein. „Wenn man es spricht, geht es — aber schreiben."

„Sie machen ja wenig Fehler," meinte Truges wohlwollend und ermunternd.

Diese erste Zwiesprache, mochte sie scheinbar noch so unbedeutend sein, war in Wirklichkeit sehr wichtig. Fräulein Samsoe war bittend zu Truges gekommen, damit hatte sie ihm gleichsam eine Hand hingestreckt. Er nahm sie. Das gab ihm seine Stellung schon mehr neben ihr, und nach der Stunde bekam er abermals ein Lob von Lehrer Fischer, der die kleine Wechselrede mit angehört hatte.

„Vortrefflich, mein Junge. Nicht niederdrücken, sondern mutig machen. Das fördert und schafft Vertrauen."

Es ging mit den beiden so, wie Fischer es wünschte, sie wurden in einer Art kameradschaftlich. Ihr Lehrer ließ sie absichtlich hie und da allein, und dann fing Fräulein Samsoe nicht selten von Dingen an, die nicht so ganz zur Stunde gehörten. Sie hatte die Neugierde des Mädchens, etwas von dem jungen Menschen zu erfahren, mit dem sie an zwei Abenden in der Woche zusammen war. Sie fragte mancherlei, aber das geschah nicht in herablassender, auch nicht in aufdringlicher Weise, sondern sie war eher schüchtern und fast über sich selbst beschämt dabei.

„Sie wohnen hier mitten in der Stadt?"

„In der Haßstraße."

„Da ist es ..." Sie stockte.

Truges aber fühlte, was sie sagen wollte. „Ja, Fräulein, es muß schön sein, wenn man im Freien wohnen kann, wo Bäume und Blumen sind."

Sie bejahte leicht, aber dann setzte sie, in dem Bestreben der feinen Seele, keinen Vorrang vor einem andern zu haben, rasch hinzu: „Schön, ja. Aber glücklicher braucht man deswegen doch nicht zu sein."

Truges richtete sich auf und rief: „Das ist schon von selbst ein Glück. Sie wissen es nur nicht mehr, weil Sie es immer haben."

Fräulein Samsoes Gesicht wurde rosig, und während sie den Kopf senkte, erwiderte sie leise: „Gewiß. Undankbar darf man nicht sein."

Truges schwärmte: „Wenn ich mir denke! Jeden Tag, so oft man will, in den Garten gehen können. Ich habe mich schon über eine Blume gefreut, die in der Pflasterritze auf unserm Hof wuchs. Mehr Freude gibt es nicht für arme Leute."

„Aber vielleicht ist sie ebenso groß, als wenn man einen ganzen Garten voll Blumen hat."

„Ich möchte doch lieber, ich könnte mich über einen ganzen Garten voll freuen." Er blieb hartnäckig dabei, daß in der Dürftigkeit kein Glück zu sehen sei, und daß die Reichen es nicht genug schätzten, wie gut sie es haben.

Fräulein Samsoe wollte auf was andres kommen: „Dann ... später ..." Sie suchte eine Weile, welchen neuen Weg sie für das Gespräch wohl finden könnte. „Später, wenn Sie erst eine Druckerei haben ..."

„Woher ich die wohl kriegen soll?" warf Truges ein, den eine Sucht erfaßte, sich in seiner Armut zu zeigen. Glücklos war sie wohl, aber stolz konnte er trotzdem darin sein. Er brüstete sich damit, daß sich ihm nirgends Aussichten boten, aus dem Stande der Niedrigkeit herauszukommen. „Ich und Druckerei!"

„Das ist doch ... wenn Sie fleißig sind ..."

Truges wollte sie wieder unterbrechen, aber Fräulein Samsoe fuhr schnell fort, um von dem Peinlichen loszukommen: „Es muß ein Vergnügen sein, alle die Bücher und Zeitungen zu drucken. Immer etwas andres. Wie man das wohl macht?"

Jetzt folgte ihr Truges. Er konnte sie wieder belehren, und daß machte ihn immer eitel. Das Finstere, das sein Stolz auf die Armut gehabt hatte, verschwand, sein Gesicht wurde lichter, und er erklärte ihr: „Drucken — das ist nicht das schwerste, aber das Setzen, das muß flink gehen mit den Buchstaben."

Digitized by Google

Es war nicht leicht, einem jungen Mädchen zu erläutern, wie ein Buch zustande kam, und Fräulein Samsoe war auch klug genug, sich die Sache recht lange und deutlich auseinandersetzen zu lassen, denn so kam er nicht wieder auf den vorigen Gedanken. Je mehr ihr Truges aber von den Geheimnissen der Buchdruckerkunst sprach, desto wissensbegieriger wurde sie.

„Ob ich und Mama die Druckerei sehen dürfen?"

„Das kann leicht sein," antwortete Truges. Wenn die zwei Damen kamen und er führte sie herum und zeigte ihnen alles, dann würden die andern Augen machen. „Ich muß es bloß meinem Prinzipal sagen."

Das tat er. Herr Mohr jedoch dämpfte seine Begeisterung. Die Damen sollten in der Mittagsstunde kommen, meinte er, da störten sie nicht und könnten alles besser besehen. Den andern in der Werkstatt seine vornehme Bekanntschaft zu zeigen, damit war es also nichts für Truges. Und mit aus dieser Enttäuschung heraus erwachte in ihm das Bedürfnis, wenigstens durch sein eignes Gebaren zu beweisen, daß er mit reichen Leuten umging.

Denn er bildete sich durchaus ein, solchen Umgang zu haben. Die paar Stunden, die er mit Fräulein Samsoe zusammen war, die wenigen Worte, die er mit ihr wechselte, füllten fast sein Leben aus. Ihn dünkte, er rede täglich lange Zeit mit Fräulein Samsoe, und er vernahm auch in Gedanken ihre Antworten, und so war es ein reger Verkehr, den der Setzerlehrling mit der jungen dänischen Dame unterhielt. Die ahnte freilich nichts davon, für Truges Brammer aber waren diese Zwiegespräche bei sich selbst so gut wie Wahrheit.

Er gewöhnte sich allerhand neue Manieren an, die vornehm aussehen sollten und mit denen er sich Fräulein Samsoe anzupassen suchte. Und diese Manieren standen ihm nicht so fremd, wie man es Schuster Brammers Enkel verziehen hätte. Er konnte wohl seine Verbeugung machen, und da er fühlte, daß sie ihm glückte, bekam nun auch außer Fräulein Samsoe jeder eine ab, mit dem er zu tun hatte.

„Ach nein, Herr Baron von Brammer," sagte Linde und knickste tief, als ihr Jugendfreund sie auf der Treppe feierlich begrüßte.

Laß man, dachte der, sie wundert sich doch, wo ich das gelernt habe.

Die kurzen Zwie- und die langen Selbstgespräche hatten aber noch eine Wirkung für Truges: er begann zu erkennen, daß es etwas wert sei, wenn er sich über Dinge, die ihm auf der Seele lagen, klar wurde. Es machte ihm Freude, ernsthaft über Fragen nachzudenken und zu einem Schluß zu gelangen. So zum Beispiel, ob Reichtum wirklich ein Glück sei, und warum es Unterschiede zwischen den Menschen gäbe. Sein Bewußtsein und seine Gefühle steigerten sich, sein Auge wurde heller — der Kreis, den sein Gesicht umfaßte, wurde größer. Nur schade: sein eigenes Haus, sein Leben mit dem Großvater und Tante Franziska versanken dabei immer mehr ins Dunkle, Enge.

Der Schmerz darüber ließ ihn aber auch gleich daran arbeiten, Licht in sein Dasein zu bringen, und eines Tages machte er sich starkes heißes Seifenwasser und wusch das grün angelaufene Fenster seiner Schlafkammer tüchtig ab. Dann stieß er mit Gewalt den verquollenen Fensterrahmen auf. Endlich drang einmal frische Luft zu ihm herein! Heller war es geworden in der Kammer — bloß auch um so kahler.

Truges betrachtete sich die Wände. Im Setzersaal hatten sie als Verzierung rundherum Bilder angeklebt. Das konnte er nachmachen. Er brachte sich aus der Druckerei ein paar Holzschnitte von Kalendern und illustrierten Reisebeschreibungen mit, aber er befestigte sie nicht ohne weiteres — er wußte was Besseres. Aus Pappe schnitt er sich erst Rahmen dafür, die tuschte er braun mit gelben Quadraten in den Ecken an, und so sahen seine Bilder genau aus wie die bei Lehrer Fischer. Dann ging es an die Möbel. Truges fand einen Tisch, dem fehlte ein Bein, aber das machte nichts aus. Die Bruchstelle kam über die Lederkiste und wurde mit einem Baukloß festgelegt. Ein Tuch bettelte er sich von Tante Franziska und eine Häkelei von Linde.

Da wurde die Kammer wohnlich, besonders, als er noch einen alten Dreifuß als Stuhl hineinstellte. Sogar eine Lampe aus Zinn trieb er auf. Sie brannte nicht gut, denn die Tülle war verbogen, aber zu brennen brauchte sie ja auch nicht; sie gehörte nur zum Studierzimmer. Er legte seine Schulbücher neben die Lampe, und auf den

Digitized by Google

hintern Rand des Tisches kamen Muscheln, Vogeleier und Steine hin. Jetzt konnte seine Schlafstube sich sehen lassen, das versicherten alle im Hause mit ihm.

„Truges, du willst wohl heiraten, daß du es so nobel bei dir machst?" scherzte Linde.

Er antwortete ihr nicht. Heiraten? O, wohnen konnte man hier schon, aber wenn er einmal heiratete, dann mußte es eine ganz feine Dame sein. Linde — nein. Linde galt ihm nicht recht was in dieser Zeit, wo er sich zum Jüngling wandelte. Sein Denken an sie war zu brüderlich, als daß es ihn wärmer machen konnte. Die Jugendgespielin war ihm zu vertraut — sie hatte nichts Geheimnisvolles und damit nichts Lockendes für ihn. Linde war die Gewohnheit, die mit ihm durchs Leben ging und ihn nicht überraschte, nicht erregte.

Aber Fräulein Samsoe — bei der war alles, was er jetzt bei Linde zwar nicht vermißte, aber auch nicht fühlte. Hart war es nur, so arm zu sein, obgleich man eine schön eingerichtete Stube besaß. Und Truges nahm sich vor, ein reicher Drucker zu werden und große Gesellschaften zu geben, wozu er auch Fräulein Samsoe einlud. Seine Phantasie überflog alle Zeiten. Heute abend schon konnte die Gesellschaft sein, und Fräulein Samsoe kam in ihrem grauen Sammetkleid. Truges machte ihr sein Kompliment, und sie tafelten herrlich mitsammen und tanzten nachher, und zuletzt zeigte er ihr seine Druckerei. Er setzte eigenhändig ihren Namen und druckte ihn — mit Goldbronze und einem Rand herum. Heute abend schon konnte die Gesellschaft sein.

Als aber der Abend kam, saß mein Truges bei Großvater Brammer und aß Speck und Schwarzbrot, und Fräulein Samsoe war nicht dabei. Gott sei Dank! — —

„Truges, du kriegst einen Schnurrbart. Ach, und an der Backe hast du auch Haare!" rief Linde eines Tages, als ihr Kamerad oben in ihrer Stube am Fenster saß und der Widerschein der Sonne auf sein Gesicht fiel.

Truges strich sich um das Kinn. Wahrhaftig, so weich war es da ... Er stand auf und trat zum Spiegel. Lauter goldblonde Haare!

Linde lachte: „Ich seh' es, und du selbst merkst es nicht einmal."

Linde hatte recht. Das war der Unterschied zwischen ihr und Truges: er beachtete nicht, wie sie beide heranwuchsen. Er sah nicht, daß Linde eine Jungfrau wurde, daß sie die vollen Haare anders knotete und stattlich die Blüte ihrer Jugend trug. Für ihn blieb sie immer nur Linde Papius, mit der er im Holzstall gesessen und gespielt hatte. Aber Linde, das Weib, merkte scharf auf jegliche Veränderung bei sich und ihrem Freund. Größer war er geworden, und trotz aller Magerkeit drückte es sich doch bei ihm aus, daß er kein Knabe mehr war.

Die Freude über den Bart wollte Truges allein auskosten. Er ging zu Tante Franziska: „Hast du nicht einen Spiegel? Ganz kleinen."

Tante Franziska kramte in ihrer Schublade. Sie fand ein Glas in ovalem Rahmen. „Den kannst du gern haben."

Nun konnte sich Truges zu jeder Stunde von dem Fortschritt überzeugen, den sein Bart machte. Der Spiegel aber tat noch mehr: er lehrte ihn sein ganzes Gesicht kennen. Bald fand er, daß sein Haar besser aussehen würde, wenn er es nicht aufrecht trug, sondern wenn er es scheitelte. Er bürstete die Strähne mit Wasser fest. Das glänzte. Die Barthaare zog und krümmte er. Das war jetzt fast seine ernsthafteste Beschäftigung, das ging ihm fast noch über die Kunst, aus Lettern Wörter und aus Wörtern Sätze zu bilden.

Dank den beiden Jungfrauen in seinem Leben fühlte sich Truges als junger Mann, und mit Absicht drückte er die Stimme, auf daß sie tief klang. Er begriff, wo sein Platz in der Welt war, und sah, wo die andern um ihn herum standen. Er las die Bücher, bei deren Druck er half, mochten es Werke über die dänische Rinderzucht oder über die Zollgerechtsame im sechzehnten Jahrhundert sein. Er stöberte in den Zeitungen, die voll waren von der schleswig-holsteinischen Frage. Das war alles nüchtern geschrieben — von Rittern, Drachen und Prinzessinnen war darin nirgends die Rede.

Da erkannte Truges: im Holzstall lag ein Haufen Kleinholz und kein Thron. Der Diamantberg war ein Fleck bloßer Erde mit einem kümmerlichen bißchen Gras. Zugleich mit diesem Verständnis aber kamen ihm Empfindungen, die so gar nichts von Klarheit besaßen, sondern in graublauer Dämmerung schwebten. Das war eine Erwartung, das waren drängende, beängstigende, beseli-

Digitized by Google

gende Gefühle, die er nicht ausdenken konnte, sondern träumen mußte, um sie voll zu genießen. So widersprach es sich in Truges. Er strebte danach, alles mit dem Verstande zu fassen, was er bisher mit der Phantasie aufgenommen hatte. Und doch schuf er sich — oder schuf sich ihm — eine neue Welt, mit seltsamen Schleiern verhängt, die er gar nicht lüften mochte.

Sein Lieblingsplatz wurde die Lederkiste in seiner Kammer. Da saß er und ließ das Unbestimmte herrschen, das Drängen, Sehnen, Ängstigen, Hoffen und jenes Wollen nach allen Seiten hin, das die Jugendkraft verschwenderisch ausstrahlt, weil sie hundert Ziele und deshalb kein Ziel hat.

* * *

Fräulein Samsoe und ihre Mutter kamen eines Mittags in die Druckerei. Aber der Besuch verlief lange nicht so, wie Truges es sich gedacht hatte. Frau Samsoe blieb mit zusammengerafftem Kleid an der Tür stehen und betrachtete von da aus die Setzerpulte mit der Lorgnette.

Der Prinzipal wollte sie mit seinen Erklärungen in den Saal ziehen. Sie hörte ihm zu, aber wenn sie auf den Fußboden sah, runzelte sie die Augenbrauen. Sie tat keinen Schritt vorwärts.

Truges führte Fräulein Samsoe herum und war gerade dabei, ihr zu zeigen, wie flink er setzen konnte, da rief Frau Samsoe: „Bodie!" Gleich grüßte das junge Mädchen Truges, dankte und war rasch bei ihrer Mutter. Truges ihr nach.

„Der junge Brammer?" fragte Frau Samsoe.

„Ja, Mama," antwortete das Fräulein. „Komm nun."

Das war alles. Die beiden Damen ließen sich vom Prinzipal zur Haustür geleiten, und der Setzerlehrling Truges Brammer quetschte in seinem Ärger den Schwamm viel feuchter auf das Blei aus, als nötig gewesen wäre. Für so was hatte er nun seinen Konfirmationsanzug angezogen.

„Linde," sagte er abends, „was die sich einbilden! Junger jezig! Komm du man mal in die Setzerei — das ist mir tausendmal lieber."

Linde jedoch, die ihrer eignen Hände Arbeit hatte, war nicht so begierig, andrer Leute Handwerk zu lernen wie das dänische Fräulein, das nichts von Arbeit wußte, und dem deshalb alles Schaffen mit einem geheimen Reiz umsponnen war. Linde brauchte auch kaum erst in die Druckerei hineinzuschauen, denn sie fühlte von Natur, wie anderswo gearbeitet wurde. Sie hätte indes sonst gewiß irgendein munteres Wort gehabt für das, was ihr Truges von dem Besuch erzählte, nur heute abend glitt kein Scherz von ihren Lippen.

„Krank?" fragte Truges.

„Ich nicht. Vater. So schlimme Nächte."

Sie verließ Truges. Ihre Sorge stand nicht gern Rede und Antwort. Die Sorge wich auch nicht. Buchhalter Papius kam nicht wieder auf. Er war eines Nachmittags für seine Reederei zu einem dänischen Dreimaster hinausgesegelt, der draußen bei Laboe vor Anker lag. Auf der Rückfahrt kam schwerer Wind und Regen, gegen den das Boot nicht ankreuzen konnte. Bis spät in die Nacht hinein hatten Papius und sein Schiffer zu tun, ehe sie in Holtenau landeten. Da bot man ihnen zwar Obdach, aber Buchhalter Papius gönnte sich in der Angst um die Angste der Seinen kaum Ruhe, sondern schleppte sich müde und fiebernd zur Stadt. Als er bei den Seinigen gewesen war, eilte er noch erst zur Reederei, um dort zu berichten, was er mit dem Kapitän abgemacht hatte. Dann wollte er sich einen Tag pflegen. Da war es zu spät. Sein Körper litt zu viel.

Allen im Hause lag ein Druck auf der Stirn. Sie sahen unwillkürlich zur Decke empor, als könnten sie da etwas erspähen von der düstern Schwere, die über ihnen die Räume erfüllte. Die Türen wurden sacht auf- und zugemacht, wie es immer in einem Hause geht, wo sich Prediger und Arzt am Krankenbett abwechseln. Der Prediger aber kam noch häufiger als der Arzt, und er konnte dem ringenden Mann auch besser helfen. Der Leib zehrte sich im Fieber auf; die Seele wurde stiller und gottesgewisser, je endloser die Nächte waren.

Truges stand oft unten im Korridor, und wenn Linde mit ihren rotgeränderten Augen vorbeihuschte, trat er zaghaft vor. Linde nickte und wehrte zugleich mit der Hand ab. Das war der Dank für seine Teilnahme und die Bitte: Laß!

Als zuletzt der Arzt mit ganz zögerndem Fuß das Haus verlassen hatte, kamen der

Digitized by Google

Prediger und der Küster, die brachten Buchhalter Papius das Abendmahl. Das war die letzte Speise für Leib und Seele, die er nahm. Er betete mit Weib und Kind und segnete sie — dann kämpfte er sich hinüber.

Noch war es dunkler Morgen, da pochte Linde bei Truges an. Er wachte auf und verstand gleich.

„Ja, Linde."

Eilig kam er. Linde lehnte sich weinend an seine Schulter.

„Ach, Linde," sagte er und hielt seinen Arm um sie. —

Wieder weiteten sich die Stuben. Alle horchten hin, wenn es ein Viertel nach zwölf war. Kam denn Buchhalter Papius gar nicht zu Mittag? Solange er krank lag, hatten sie seine Schritte nicht entbehrt, sie wußten ja, er war daheim. Aber jetzt, wo der Druck auf den Stirnen verschwunden war, suchten sie ihn in seinem Kontor, und erst nach und nach gewöhnten sie sich daran: er lag ja draußen auf dem St. Jürgens-Kirchhof bei seinem Jungen.

Truges wollte den beiden Verlassenen wie einst nach Heines Tode etwas sein, aber er war hilflos. Trostworte wußte er nicht, und so begnügte er sich wieder damit, kleine Gänge für Frau Papius zu machen.

Linde ließ ihre Mutter nicht in der müßigen Trauer. Es galt, die kleinen Ersparnisse des Vaters so anzulegen, daß sie leben konnten. Und siehe da, der Segen, mit dem der fromme Mann von dieser Erde gegangen war, trug bald seine Frucht. Es war nämlich so, daß die schmucke Madame Lehment des Witwenstandes überdrüssig ward und das zweitemal einem Manne zum Traualtar folgte. Da sie es nun nicht mehr nötig hatte, sich ihren Unterhalt zu erwerben, so sollte das Putzgeschäft in der Kehdenstraße verkauft werden. Die Vorräte waren klein, aber die Kundschaft war gut, und wer es verstand, sie sich zu erhalten, der konnte sich durchbringen.

Linde geriet in Eifer und ruhte nicht, bis ihre Mutter und ihr Vormund — das war des Buchhalters Chef, der herzlich gern das Seine für die Witwe seines Buchhalters tat —, bis beide darein willigten, den Laden zu kaufen. Es dünkte das Mädchen praktisch, etliche holländische und sogar Posamentierwaren hinzuzunehmen. Die Mutter mußte das Geschäft besorgen, was sie mit reichlichem Seufzen tat, denn sie wäre viel lieber in ihrer netten schwarzen Mantille auf die Nachbarschaft gegangen und hätte den tugendhaften Wandel des Verstorbenen gepriesen und geklagt, wieviel der Pflichttreue und Gerechte leiden muß. Linde stellte sie tüchtig an, und die ärmste Frau mußte ihren Kopf in die Weiche legen, damit sie die Breiten und Maße und Gewichte behielt, denn die tapfere Linde selbst war oft den ganzen Tag über bei der Kundschaft.

Die Kieler Damen blieben ihr treu. Während sie sonst ein beliebtes Geschäft, das in andre Hände ging, noch lange nach dem Namen des vorigen Besitzers nannten, so sagten sie jetzt bald nicht mehr: bei Madame Lehment, sondern: ich geh' zu Mamsell Papius. Das war das beste Zeichen.

Die drei Alten im Hause waren stolz darauf, daß Linde sich so herausmachte. Kaffeesatz und Karten wetteiferten mitsammen, um ihr die größten Glücksfälle vorauszusagen, und Schuster Brammer hatte es immer gesagt: „Dat treckt sick all torecht." Alle drei hatten gleichsam ihren Anteil im Geschäft stecken.

„Wir haben die feinste Kundschaft," flüsterte Tante Franziska und hielt die Nase hoch, als sei sie selbst es, die den Kieler Damen Rüschen annähte.

„Wo schall dat eenmal her, dat schöne Geld!" stöhnte Mutter Mordhorst, wenn ihr Linde von den Steuern erzählte, die sie nach dem Rathaus bringen mußte. Es tat Mutter Mordhorst wehe, als ginge es aus ihrem eignen Lederbeutel.

Schuster Brammer, der kein eifriger Politiker mehr war, weil er sein Korrespondenzblatt wegen der kleinen Schrift nicht gut mehr lesen konnte, kam jetzt lieber zu Linde in den Laden, wo er einen Nagel einhämmern oder sonst was helfen konnte, als daß er in die Versammlung ging und die schleswig-holsteinische Frage beriet. Was ging ihn das da draußen noch viel an? Friedrich VI. war gestorben, Christian VIII. war gekommen, und unter dem trieben es die Dänen noch schlimmer. Das Ärgernis erweckte die Begeisterung — das Lied von Schleswig-Holstein erklang, und die blau-weiß-rote Fahne leuchtete gegen den Danebrog.

Schuster Brammer hörte und sah wohl danach hin, aber er war matt. Wenn der Junge nur erst ausgelernt hatte und auf

Digitized by Google

der Wanderschaft war, dann packte er sein Werkzeug zusammen und saß auf der Bank vor dem Kloster, um zu schmanchen. Da schien die Sonne in den Vorgarten hinein. Nur damit der Junge nicht sagen konnte, sein Großvater hätte nicht für ihn gesorgt, setzte Brammer noch seine Riester auf.

Truges nahm diese Treue ohne viel Dankesempfinden hin, nicht etwa, weil er keinen Dank fühlen konnte, sondern weil Großvater nie zu ihm davon sprach, wie gemütlich es sein mußte, im Klostergarten zu sitzen. Truges merkte an dem Alten nicht viel Unterschied gegen früher. War Schuster Brammer wortkarger geworden, so hatte Truges um so mehr zu denken, da entbehrte er kein Sprechen. Er redete auch in der Druckerei nicht viel und ging nicht des Sonntags mit den andern aus. Sich zu Hause einspinnen, lesen und seine Arbeiten für Lehrer Fischer machen, mehr brauchte er nicht. Ja, und dann nachher das Denken.

Er dachte an alles, was er erlebt hatte und noch erleben wollte. Und die Gedanken stauten sich hinter seiner Stirn hoch auf, und er sehnte sich bei all seinem Hang zur Einsamkeit, daß jemand käme und ihm die Last abnehmen möchte. Höher und höher schwoll die Flut, nirgends war ein Abfluß. Bei Linde?

„Wenn ich den Hut nicht fertigkriege, schilt Frau Oberkontrolleur."

Es war nicht nach Truges' Geschmack, beim Hüteaufputzen davon zu reden, ob das in der Bibel nur Sagen wären, oder ob sich alles wirklich so zugetragen hätte. Ob es Menschen auf dem Mond gab. Ob die Dänen recht hatten oder die Schleswig-Holsteiner. Ob es immer Reiche und Arme gegeben habe und geben würde.

Also die Treppe hinunter zu Tante Franziska.

„Eben hab' ich mein Punktierbuch aufgeschlagen, und denk' mal ..."

„Ja. — Gute Nacht, Tante."

Er mochte das Punktierbuch nicht danach fragen, wo jetzt wohl seine Mutter wäre, ob sie noch tanzte und sang, ob sie jemals wiederkäme. „Gute Nacht, Tante Franziska."

Wohin nun?

In seine Kammer. Gedanken aufstauen.

Schlaf' nur, guter Truges. Es ist schon jemand da, der dir die Hügel um die aufgestauten Fluten zerteilt und herausströmen läßt, was dich jetzt quält. Es kann dir noch zu leer werden im Kopf und im Herzen, wo es dir jetzt Schmerz vom Drängen bereitet. Schlaf' nur, Truhs Brammer.

* * *

„Viel mehr weiß ich nun doch nicht von Ihrer Druckerei," meinte Bodie Samsoe. Sie ging mit Truges durch das Dänische Tor nach Düsternbrook hinaus. Ihr Mädchen war nicht gekommen, um sie von Fischer abzuholen, so mußte Truges sie begleiten. Er hatte ihre Bücher im rechten Arm, und in der Linken trug er die Laterne. Der Schein schlenkerte auf dem Sande hin und her.

„Man muß sich mehr Zeit zum Besehen lassen," antwortete er.

„Ich hätte allein kommen sollen, nicht wahr? Mama hat es bei solchen Dingen eilig, und ich muß mich nach ihr richten."

„Das versteht sich."

„So? Darüber habe ich oft nachgedacht. Immer nach Mama richten? Aber dann ist man selbst nichts, und Sie sehen es ja, man wird auch nichts. Wenn sich nur Mama auch einmal nach mir richten wollte."

„Das tut sie gewiß alle Tage. Meine Mutter ..."

Bodie hemmte für einen Augenblick den Schritt wie aus Erstaunen. Das Wort Mutter hatte so zärtlich, nein, es hatte weihevoll geklungen.

„Sie hängen sehr an Ihrer Mutter?"

„Ich kann gar nicht an ihr hängen, ich kenn' sie nicht."

„So früh gestorben?"

Truges schüttelte nur den Kopf. Bodie hatte seitwärts gesehen. Das Mitleid, das in ihr aufgestiegen war, machte, daß sie sich zu ihm hinneigte.

„Nicht?"

Er hatte also kein Mitleid nötig. Sie ging wieder von ihm.

„Nein," sagte jetzt Truges und ließ die Laterne gegen das Knie stoßen. „Aber sie ist aus dem Haus gegangen, als ich noch ganz klein war. Mein Vater war todkrank und starb dann. Ob sie selbst noch lebt ..."

Nun öffnete er vor Bodie seine traurige Jugend. Ihr war es schwer, weiter davon zu sprechen, es sollte nicht aussehen, als forsche sie. Truges tat es wohl, von sich zu reden, er fuhr von selbst fort: „Deshalb

Digitized by Google

mein' ich, alle Menschen, die eine Mutter haben, müssen glücklich sein."

„Man kann eine Mutter haben und doch keine haben," entgegnete Bodie leise.

Truges verstand das nicht. Eine Mutter haben, das hieß für ihn, eins sein mit dem besten Wesen.

„Wie wollte ich gut zu ihr sein, wenn ich sie bei mir hätte!" rief er.

Er hatte das Gesicht erhoben, sein Auge schweifte im Dunkel umher. Beide dachten bis jetzt nur an sich, als sie so sprachen. Der eine hörte des andern Worte wohl, aber sie gingen damit jeder seinen eignen Weg. Nun kreuzten sich aber diese Wege.

„Eine Mutter haben und keine haben? Dann sind Sie selbst schuld. Wenn ich denke, ich käme nach Hause, und ich wäre dann nicht gleich ganz dicht bei meiner Mutter — nein, lieber so."

„Sie hängen doch an Ihrer Mutter, wenn Sie sie auch nicht kennen."

„Ja, in der Art. Wenn ich sie jemals sehe, wenn ich sie zum erstenmal so nennen darf, wie sie für mich, für mich ganz allein heißt!" Er mußte stehen bleiben, die Laterne zitterte in seiner Hand. „So lieb!"

Er hob den linken Arm empor, es war, als wolle er ins Dunkel, das er durchspäht hatte, hineinleuchten, um die Frau zu finden, zu der er gehörte. Er hatte Bodie viel vertraut mit diesem sehnsüchtigen Ausruf, sie brauchte sich nicht mehr zu scheuen, nun selbst von seinem Leben zu sprechen.

„Obschon sie Ihnen das angetan und Sie verlassen hat?"

„Ach!" Truges wehrte ab. Was wollte das sagen?

„Als Ihr Vater todkrank war?"

„Ich weiß ja nicht, warum sie gegangen ist. Es ist nicht schön bei uns in der Haßstraße."

„Aber sie durfte das nicht tun!" rief Bodie entrüstet. „Mann und Kind!"

„Wer weiß, was sie dafür schon durchgemacht hat!"

„Wenn Sie nicht ahnen, ob sie lebt?"

„Sie wird schon leben — das ahnt mir doch."

„Ohne Ihnen das Geringste zu schreiben?"

Truges richtete sich auf: „Fräulein Samsoe, Sie können so viel gegen meine Mutter sagen, wie Sie wollen. Ich suche sie doch. Und wenn ich sie gefunden habe, dann soll sie mir mit Liebe all das vergelten, was ich um sie entbehren mußte. Das soll sie."

Fest schritt er dahin, schnell glitt der Schein über den Sand. Bodie konnte ihm nicht leicht folgen. Erst allmählich wurde sein Schritt wieder langsamer. Es ging bergauf.

„Da muß ich mich beinahe schämen," fing Bodie an. „Aber ein junges Mädchen hält, glaub' ich, nie so viel von ihrer Mutter wie ein junger Mann. Sie ist ihr zu nahe."

„Was das damit zu tun hat!"

Das wußte Bodie besser als der sehnsüchtige Jüngling an ihrer Seite. Darüber konnte sie nicht mit ihm streiten. „Ein junges Mädchen," meinte sie, „hängt eher mehr an ihrem Vater. Aber das kann ich auch nicht. Meine Mutter lebt allein."

Nun saß Truges die Frage auf den Lippen: Tot? Aber Bodie kam ihm zuvor.

„Wir sprechen nun einmal davon. Sie haben mir ja auch so viel erzählt. Mein Vater hat sich mit meiner Mutter nicht verstanden, und sie sind auseinandergegangen. Schon vor vielen Jahren. Sehen Sie, es ist gar kein großer Unterschied zwischen uns beiden. Eigentlich hab' ich auch nicht das, was Ihnen fehlt: Vater und Mutter. Und wenn meine Mutter wieder heiratet, dann will ich ganz für mich leben. Ich liebe es nicht, Stieftochter zu sein. Wir sind wirklich nicht weit auseinander, Herr Brammer."

Das wollte Truges nicht erkennen. Die junge Dame an seiner Seite — was ahnte die von seinem Entbehren? Nein, er ließ sich nicht sein Leid mit ihren kleinen Schmerzen vergleichen.

„Reiche Leute sind immer weit von den armen," entgegnete er. „Es geht anders zu bei ihnen. Sie haben vielleicht die Liebe zueinander gar nicht so nötig, weil sie sich sonst so viele Wünsche erfüllen können. Aber wir, wenn wir uns nicht Liebe schenken ... was andres haben wir nicht uns zu schenken. Wie hungrig ich aufgewachsen bin!"

„Hat Sie niemand an sich genommen? Ich meine, aus Herz?"

„Ja, ohne das wäre ich nicht groß geworden. Mein Großvater hat mich aufgezogen und auch zuletzt sein bißchen Geld für meine Lehre gegeben, sonst säß' ich jetzt bei ihm zu schustern."

Digitized by Google

„O!“ sagte Bodie erschrocken.

„Ich habe mich auch davor gefürchtet, aber keiner hätte mich gerettet, wenn Großvater nicht wollte, denn von Vater und Mutter habe ich keinen Schilling. Dann haben mich die andern im Haus gepflegt, und so lange ich denken kann, ist niemand böse gegen mich gewesen.“

„Sehen Sie!“ warf Bodie dazwischen, „also sind Sie doch nicht ohne Liebe aufgewachsen.“

„Bloß daß es ein Unterschied ist zwischen der Liebe, die ich gehabt habe, und die ich mir denke. Ich habe sie alle, wie sie da sind, an Mutterstelle gesetzt: Tante Franziska, Madame Papius und sogar Linde. Die ist so gut wie meine Schwester,“ fügte er erklärend hinzu. „Aber auf die Dauer geht das nicht, es macht müde. Man hat bloß einen Menschen zur Mutter.“

„Ich lasse alles gelten,“ sprach Bodie. „Aber sie müssen auch nicht zu weich sein. Wenn sich eine Mutter so ganz und gar nicht um ihr Kind kümmert, soll sich das Kind da ewig nach ihr sehnen? Wie kommt es denn, daß sie nicht ein Lebenszeichen von sich gibt? Was treibt sie?“

„Sie hat auf dem Theater gesungen und getanzt. Aber nun kann sie ja längst wieder geheiratet haben, nicht wahr? Und nun gibt sie meinen Brüdern und Schwestern das Teil Liebe, das mir eigentlich gehört. Sie sitzt vielleicht ebenso arm da wie ich und hat Angst, es könnte noch jemand kommen, der bei ihr essen will. Denn das ist so: arme Leute müssen sich viele gute Gefühle versagen, weil es Geld kostet.“

„Nein!“ Bodie blieb in ihrer Empörung. „Sie können diese Frau noch so sehr entschuldigen — eine Mutter handelt nicht so. Ihre Mutter ist sie nicht.“

Truges lächelte: „Es kommt ja schließlich gar nicht darauf an, Fräulein Samsoe, daß sie mütterlich gegen mich ist. Ich habe meine Mutter doch lieb, ich bin und bleibe ihr Kind.“

An einer Wegbiegung standen die Bäume licht, man sah dazwischen hindurch auf den Hafen. Langsam kam von draußen ein Licht näher, und von dem Schiff, das es trug, erblickte man nur einen grauen Schimmer: die Segel. Truges heftete sein Auge auf das Licht. Ihm war, als sei in ihm eine Kraft, die das Licht näherzog, langsam, ganz langsam. Aber das Licht steuerte nicht auf das Ufer zu, es glitt vorüber, nach drinnen.

Bodie war still geworden. Da huschte ihnen ein Schritt entgegen. Ein Mädchen kam mit der Laterne gelaufen.

„O, Fräulein!“

„Kerstine? Endlich?“

„Fräulein soll mir nicht böse sein.“

„Ist Mama noch auf?“

„Ja. Ganz vergessen. Bitte, bitte, nicht verklagen.“

„Ist gut, Kerstine.“

Bodie wandte sich zu Truges: „Mama und ich, wir sehen uns gewöhnlich abends nicht, wenn ich spät nach Hause komme; aber heute will ich ihr Gute Nacht sagen. Das dank' ich Ihnen.“ Sie drückte ihm zum erstenmal die Hand. — —

Truges schaute ihr nach. Der Laternenschein machte ihre Gestalt noch schlanker und höher, als sie schon war. Es sah aus, als schwebe sie frei über dem unsichtbaren Boden. Bald verschwand sie ganz. Truges löschte seine Laterne aus. Er fand den Weg trotz der Dunkelheit. Die Bäume strömten einen Druck auf seine Seite aus; das leitete ihn. Er war zufrieden. Noch nie hatte jemand so schroff von seiner Mutter gesprochen wie Fräulein Samsoe. Dafür hatte er aber auch seine Mutter zum erstenmal verteidigen dürfen. Und er wollte meinen, er hatte sie gut verteidigt gegen alle die Vorwürfe, so gut es nur anging.

Der seltsame Glaube lebte in ihm, daß seine Worte auf das Herz seiner Mutter wirken müßten, daß er ihr Herz damit zu sich ziehen könnte, obschon er zuletzt nichts mehr zu ihren Gunsten zu sagen wußte. Was tat das? Vermochte er auch in seiner Ehrlichkeit ihr langes Fernbleiben und Stillschweigen nicht zu erklären und erst recht nicht zu entschuldigen, so hatte er doch das Wort gefunden, wovor Fräulein Samsoe verstummte: ich bin und bleibe ihr Kind.

„Mutter, dein Kind!“ sagte er ganz laut, blieb unter einem Baum stehen und sah in den Wipfel hinauf. Der rauschte. Der Wind wühlte in ihm. Truges schaute und schaute, aber der Wipfel zerteilte sich nicht so unter dem Winde, daß ein Stern hindurchscheinen konnte.

„Dein Kind, Mutter!“ sagte Truges noch einmal, noch lauter. Der Wind war vorbei, der Wipfel blieb dicht.

Truges wurde es bange ums Herz. Es reute ihn, daß er die Laterne verlöscht hatte, und hastig fühlte er sich durch das Dunkel heimwärts.

* * *

Ob das Mädchen es nicht wieder verpaßte, Fräulein Samsoe abzuholen? Das war jetzt Truges' Hoffnung, wenn er zu Lehrer Fischer in die Schloßstraße ging. Doch das Mädchen war pünktlich, und die paar Augenblicke, die Truges mit dem Fräulein allein blieb, reichten nicht aus dafür, daß ein Wort zwischen ihnen fiel, wie an dem Abend in Düsternbrook. Aber Bodie gab Truges zum Gruß und zum Abschied die Hand. Auf diesen Druck wartete der junge Mensch begierig, ihm war, als spräche Bodie auf die Art zu ihm, und er antwortete, indem er die Hand preßte. Sie lächelte, ohne ihn anzublicken.

Noch geheimnisvoller war die Antwort, die er ihr in seinen Gedanken gab. Die langen Gespräche! Wirklich — war denn der Unterschied so groß zwischen ihnen? Reich und arm, ja. Er hier in der bedrückenden Dumpfheit und sie draußen in Düsternbrook, in dem schönen großen Haus, mitten im Garten. Er war am Tage nach jenem Abend dort vorbeigeschlichen und hatte Frau Samsoe gesehen. Die stand auf dem Rasen vorm Hause und hielt das Gesicht in einem Stock voll dunkler Rosen verborgen. Und auf der Veranda lehnte, die Wange aufgestützt, Fräulein Bodie im Schaukelstuhl. Sie war ganz weiß gekleidet. Truges hatte das durch die Ligusterbüsche entdeckt, die die Hecke links und rechts von der Eingangspforte des Gartens bildeten. Er hatte sich einen kleinen Zweig Liguster abgepflückt, ganz sorgsam, daß der Busch nicht ins Zittern kam, dann war er damit in das Düsternbrooker Gehölz geflohen, bis oben hinauf auf den Hügel. Unter den Buchen hatte er sich immer und immer wieder das Bild eingeprägt: Bodie schaukelte. Ja, sie stieß mit dem Fuß von einer kleinen Bank ab. Auch ihre Stiefelette war weiß, und eine feine Spitze lugte am Knöchel unter dem Kleide hervor.

Truges raufte die hohen Grashalme aus, in denen er lag, und zerbiß die zähen, rauhen Stengel, daß ihm die Zähne weh taten und die Lippen schwollen. Der Fuß und die Spitze ... Über seinem Herzen ging vom schweren Atmen das Tuch auf und ab, in das er den Ligusterzweig gehüllt hatte.

So war es gewesen. Und nun träumte er sich hinein, neben Bodie auf die Veranda. Die Mutter stand immer, das Haupt in roten Rosen verborgen. Bodie schaukelte sich. — Ja, die Gespräche! War der Unterschied groß? War es nicht alles in der Welt so, wie man es fühlte? Und war der nicht reich, der sich viel vorstellen konnte? Was entbehrte er, was besaß sie mehr? Er liebte seine Mutter, die er nicht kannte, also hatte er doch eine Mutter. Sie sprach von Haben und zugleich Nichthaben. Er war reicher als sie. Ihr Vater und sein Vater — beide fort. Da gab es auch so gut wie gar keinen Unterschied ... Wie die Spitze unter dem Kleide hervorblickte und sich über die Stiefelette schmiegte! — —

Ach, wenn er in Wirklichkeit bei ihr gewesen wäre, er hätte nicht hinsehen dürfen. Oder sie hätte sich aufgerichtet und das Kleid heruntergezogen. Aber auf der Lederkiste in seiner Schlafkammer konnte er hinsehen, wie er wollte, und sie ließ alles so, als sei sie allein. Also war er in Wahrheit vertraut mit ihr. Er durfte sie sogar Bodie nennen. Es gab keinen Abstand zwischen ihnen.

Sein Kopf glühte. Die Luft flimmerte ihm heiß und schwül, und aus seiner Stirn drängte es heraus und fand keinen Ausweg. Als ob er ersticken sollte, so taumelte er auf und stieß das Fenster offen. Der Hof. Da hatte er mit Linde gesessen und Ritter und Prinzessin gespielt. Da hatte er auch alles gehabt, was er haben wollte. Aber was war es gewesen gegen das Lebendige, das ihn jetzt durchschüttelte?

Linde! Ach, die in ihrem Kattunkleid, mit den groben Lederschuhen. Nein, jetzt hatte Truges schon an Sammet gestreift und weiße Stiefeletten gesehen. Die Luft im Hof war so still, sie wehte nicht herein. Es war bloß heiß und schwül um ihn, und eine Sehnsucht zitterte in ihm, die war so tief, tief schmerzlich.

Er mochte nichts mehr von dem Hof sehen, wankte wieder auf seine Lederkiste, ließ den Kopf in die Arme vornüber auf den Tisch sinken und stieß das Weinen heraus, bis er in den unruhigen Schlummer fiel, der nur

Digitized by Google

dem ermatteten Körper eine halbe Ruhe bringt; die Seele wacht weiter.

Bodie und er auf einer Insel. Ein goldenes Haus. Bodie lächelt ihn an. „Hast du keine Mutter, Truges? Soll ich deine Mutter sein?" Da stürzt er zu ihr hin mit einem Ungestüm, mit einer Gewalt, daß er sie umreißt. Sie hält die Augen geschlossen. Beide sinken. Sie schreit ...

Nein, das war er ja selbst, und er hörte sich auch schreien. Die Seele weckte den Leib. Der Tisch war betropft von Tränen und von seinem Atemhauch. Von dem trocknen Ligusterzweig, der vor ihm lag, brachen Blätter ab, als er heftig über die Tischplatte streifte.

Nun wußte er, was er tun sollte: einen neuen Zweig holen von der Hecke. Nun konnte er sich die Erlaubnis geben, wieder hinauszuschleichen. Er wäre wohl sonst auch gegangen, aber es freute ihn, daß er jetzt dazu so einen vernünftigen Grund hatte, denn was sollte er mit einem Ligusterzweig ohne Blätter? Er mußte einen neuen brechen. Nur merkwürdig — bevor er ging, warf er den alten nicht weg, sondern barg ihn mitsamt den abgefallenen Blättern aufs sorglichste in sein Taschenbuch.

Es trieb ihn mit Macht hinaus. Dämmerig war es. Es trieb ihn, und doch schlich er wie ein Dieb, mit bösem Gewissen. Er machte erst einen langen Umweg, ganz über den Markt. Was dachten die Leute wohl, wenn Truges Brammer zum Dänischen Tor hinausging? Das mußte ja in ganz Kiel auffallen. Davon wurde überall gesprochen. Aber als er dann dreimal über den Markt gekreuzt war, schien ihm, das müßte erst recht Geraune und Gerede geben. Schnell durch die Dänische Straße.

Wie die Leute aufpaßten! Als ob sie nichts andres zu tun hätten. Alle standen sie vor der Tür und sahen nach, wohin Truges Brammer wollte. Seine Beine schlenkerten, schlotterten — er konnte sie nicht ordentlich aufsetzen, denn er wollte ja den Anschein erwecken, als ginge er ganz zweck- und ziellos spazieren, und dabei setzt man die Beine vergnüglich eins vors andre. Aber heute saßen sie so lose in ihren Gelenken. Er glitt auf den runden Pflastersteinen aus. Was dachten die Leute nur!

Endlich zum Tor hinaus, und jetzt in die Wasserallee. O nein, da hinten kamen welche. Was hatten die wohl für eine andre Absicht, als ihm nachzugehen und auszuspionieren, wo er abbog? Die sollten sich wundern. War er vorher langsam gegangen, so setzte er sich nun in Trab, um den Verfolgern zu entweichen. Ach, er fühlte die ganze Stadt auf seinem Rücken! Alle Häuser hatten Fenster nach ihm hin, und in jedem Fenster saßen sie, Kopf an Kopf, mit langen Fernrohren. Aber es wurde immer dämmeriger, er konnte sie täuschen. Nicht in die Wasserallee, nicht durch Düsternbrook — das wäre viel zu einfach gewesen, da hätte ja jeder gemerkt, wohin er wollte. Nein, er dehnte seinen Umweg aus, weit über die Brunsbüttel, weit über die Koppeln, weit durch den Wald, erhitzt, erschöpft, sich umschauend und glücklich, daß er endlich von der Stadt nichts mehr sah, unglücklich, so bald er nur einen hinter sich fühlte. Gleich bog er dann seitwärts irgendwohin ab.

Zuletzt war er auf dem Buchenhügel, den er nur hinunterzugleiten brauchte, um dann noch über die Straße zu gehen, dann konnte er Liguster von Bodies Gartenhecke pflücken, so viel er wollte. Kam da auch niemand? Er duckte sich ins Gras. Er lauschte. Ganz fern ein Wagen. Auf dem Hafen eine Schiffsglocke. Das war alles.

Nun kroch er vorwärts, verwünschte das Geraschel der Gräser und schob sich den Hügel hinab. Scheu, mit gekrümmtem Rücken strich er quer über die Straße. Jetzt richtete er sich vor der Ligusterhecke auf. Aber — und das Weh, das so lange von der Spannung unterdrückt worden war, kam mit Wucht — der Liguster reizte ihn gar nicht, und er gestand es sich plötzlich ein: er war nicht des Strauchwerks wegen hierhergekommen, er hatte ja längst Liguster genug.

In den Zaun preßte er sich hinein. Das gab ihm schon Wohlgefühl, das war so ähnlich, als ob er Bodies Kleid streifte. Da stand er nun. Kein Mensch auf Erden wußte, wo er war. Wenn auch jemand vorüberging, kein Mensch konnte ihn sehen. Wahrhaftig, er war unsichtbar. Das freute ihn innerst. Er war ein Zauberer, er konnte alles, was er wollte. Er konnte durch den Zaun schweben, auf die Veranda und ins Zimmer. Weder Bodie noch ihre Mutter würden ihn sehen. Ihm wurde, als entschwände ihm seine Seele und flöge davon. Er spreizte die Arme. Da knackten die Zweige. O weh! Wenn er unsichtbar bleiben wollte,

Digitized by Google

mußte er auch unhörbar sein. Weiter bohrte er den Kopf in die Hecke.

Im Haus war Licht, das wurde hin und her getragen. Ein Schatten am Fenster. O, das war Bodie! Wenn er nur noch sein Herz stillhalten könnte — sie mußte ja hören, wie es pochte. Aber sie ging ruhig weiter mit dem Licht. Endlich setzte sie es hin, am Klavier. Das Fenster war offen. Truges machte mit den Händen Bewegungen, als ob er schwömme, so bog er die Zweige auseinander. Er wühlte sich lautlos tiefer und tiefer in das Gebüsch und war dankbar für jeden noch so leisen Windhauch, der in den Büschen rauschte.

Jetzt stand er so, daß sein Auge frei über den Garten weg und in das Haus sehen konnte. Bodie saß ihm gerade gegenüber. Das Licht vom Klavier fiel von der Seite aufwärts auf ihr Gesicht. Alles an ihr war wie umflossen von Mondenschein. Ihr Haar schimmerte, als trüge es einen Silberschleier. Das Haupt hielt sie leicht gesenkt und blätterte in den Noten. Dann hob sie das Buch und stellte es vor sich hin. Die weiße Hand, der weiße Arm. Ein paar Takte, und sie begann zu singen:

Mein Herze tut mir weh,
Weil ich in Trauern steh'.
Mein Herze tut mir weh,
Gleich, wenn ich dich ansehʼ.
Ach, soll ich dich verlassen?
Das tu' ich nimmermeh.

Jedes Wort vernahm Truges, jedes Wort sang er gleichsam selbst und hörte doch nur die dunkle Pracht ihrer Stimme. Leise verklang das Lied. Ihre Hände blieben auf den Tasten. Aber es war eine Gewalt in ihm: sie sollte noch einmal singen. Wahrhaftig, sie wurde unruhig, warf einen Blick durchs Fenster, als käme von dort etwas, was sie berührte, und wieder fing sie an, tiefer und leidenschaftlicher, das Haupt nach oben gewandt: „Ach, soll ich dich verlassen ...“

Weinte Truges? Ach, er war in einem Weherausch, der nicht der Tränen bedurfte, er meinte, nichts Körperliches an sich zu fühlen, nur mit der Seele zu leiden, und doch waren Körper und Seele jetzt so miteinander verschmolzen, daß beide in einer unendlichen Sehnsucht erzitterten, eins durch das andre.

„Das tu' ich nimmermeh ...“

Es vertönte durch den Garten. Aber der Junge an der Hecke sog alle Töne in sich auf, und er hätte schreien mögen: Nimmermeh! Er krampfte die Hände ins Gebüsch, er wollte alle Zweige umfassen, daß sie sich nicht rühren sollten, die ganze Nacht hindurch, die ganze Nacht! Nur den Kopf bewegte er vor oder zurück, je nachdem er Bodies Auge zu sich her oder von sich weg gerichtet sah.

Bodie blätterte. Truges warf ihr von neuem seine Macht ins Herz: Mehr! Mehr! Er zwang sie. Ein schwermütiges Vorspiel, dann kam das Lied:

Eg ser deg ut för Gluggjin,
Kjaer söte Vennen min. —
Eg kjenne deg paa Skuggjen,
Du kann kje sleppa inn!
Suril, suril, suril, suril lei.

(Ich sehe dich vor dem Fenster, mein süßer Freund,
Ich kenne dich an deinem Schatten —
Du schlüpfst mir nicht herein.)

Truges hatte wenig Nordisch in seinem Leben gehört, aber ein paar Schulkameraden stammten aus Dänemark, und von denen hatte er doch etwas gelernt. Und was Bodie sang, das verstand er, denn es dünkte ihn, sie sang, wie einst die heiligen Männer redeten: mit Zungen.

Eg ser deg ut för Gluggjin
— — — — — — — —
Du kann kje sleppa inn!

Das war es: er konnte nicht hineinschlüpfen. So viele Täler und Meere und Berge gab es gar nicht auf Erden, wie zwischen ihm und ihr lagen, und doch war er nur zwölf Schritte von ihr. Aber er hatte ja auch gar nicht zu ihr wollen. Das war ja das Wonnige in diesem allerbittersten Schmerz, daß er allem Begehren entsagen mußte, daß er nur denken, nur von ihr träumen durfte und wollte.

Er wühlte sich in diese Lust hinein und wußte selber nicht, daß in Wahrheit sein Begehren wütend in ihm raste.

Bodie, immer als sei etwas Unbestimmtes draußen, das zu ihr hineinwehte, trat ans Fenster. Truges erstarrte. Jetzt mußte sie ihn ja erkennen, so abendlich es war. Sie sah auch wirklich nach der Stelle hin, wo der Jüngling verborgen stand, dann aber,

Digitized by Google

weil alles ruhig war, kehrte sie sich ab. Sie nahm das Licht vom Klavier und ging den Weg zurück am andern Fenster vorbei nach hinten. Eine Tür wurde geschlossen. Dunkel.

Und was tat Truges? Sein Herz klopfte wieder langsamer, er brauchte den Atem nicht mehr so furchtbar in der Brust zurückzuhalten. Er starrte noch eine Weile auf das Haus. Die Gardine am Fenster wehte. Abschied. Truges winkte mit der Hand, dann schlich er aus dem Gebüsch. Er setzte die Mütze auf, die er solange in der Tasche gehabt hatte.

Nun mußte er heim.

Umwege konnte er nicht mehr machen, dazu war es zu spät. Also an der Pforte vorüber. Leise, leise, daß der Sand nicht knirschte. Jetzt war er da. Der Messinggriff an der Pforte blinkte. Den niederdrücken, dann war er in ihrem Bereich. Aber das war unmöglich. Die Klinke, wie blank sie war! Die hatte sie angefaßt, als sie heute nachmittag nach Hause kam. Und mit einem Ruck stürzte Truges auf die Pforte zu, bog sich ins Knie, machte sich ganz schmal, so daß die Mittelpfosten der Pforte ihn deckten, preßte die Lippen an die Klinke, küßte das Metall, biß hinein und winselte dabei, bis er zur Besinnung kam. Ihm tat etwas weh — ein Stein unter dem Knie. Auf den war sie getreten. Er beugte sich nieder und suchte. Da war er. Ein runder weißer Kiesel. Truges nahm ihn und streckte sich empor. Noch einmal blickte er durch die Latten der Pforte auf das Haus, dann schoß er heimwärts.

Seine Lippen hatten das Gefühl, als hingen sie noch an der kalten Klinke, die allmählich unter seinen Küssen warm geworden war. Den Kiesel hielt er fest in der Hand. Das ist mein Edelstein, dachte er. Bisweilen blieb er stehen Sang Bodie nicht wieder? Deutlich klang es ihm nach. Sing, Bodie! Er zwang sie dazu, während er heim eilte. Er ließ seine Beine ausschreiten, seine Seele aber saß bei Bodie am Klavier, und sie mußte immer wieder beginnen: Mein Herze tut mir weh ...

Truges wachte in dieser Nacht oft auf, in Schweiß gebadet. Ihn drückte etwas, das war sein Edelstein, den er mit sich zu Bett genommen hatte. Er legte ihn nicht fort. Gab es eine höhere Wonne, als von diesem Stein aufgeweckt zu werden und sich vorzustellen, wie Bodie auf ihn trat und zugleich die Klinke anfaßte?

Eg kjenne deg paa Skuggjen —
Du kann kje sleppa inn!
Suril, suril, suril, suril lei.

* * *

Heimliche Liebe, von der niemand nichts weiß ...

Es fiel böse auf den armen Jungen. Heimlich sollte das bleiben. Wem sollte er auch davon sagen? Denen im Haus? Ach, selbst Linde — die verkaufte Strickgarn und putzte Hüte auf und erzählte jeden Abend, wieviel sie eingenommen hatte. Nein, kein Mensch durfte davon wissen, und wundervoll wäre es doch gewesen, wenn sie ... Gab es noch jemand anders als sie? ...

Wenn er sein Herz nur ein ganz klein wenig öffnen könnte, daß ihr wenigstens ahnte, wie tief er vor ihr kniete. Nur ahnen, weiter nichts. Ihm nicht einmal die Hand geben. Sie konnte seinetwegen hochmütig an ihm vorbeisehen. Nur ahnen, wie es um ihn stand.

Truges Brammer machte einen neuen Zwiespalt durch: verbergen wollte er und zugleich enthüllen, was jetzt sein Heiligstes war. Es drängte und drängte ...

Aber immer nur Aufsätze disponieren, und starke Deklination und schwache Deklination — das waren alles Dinge, bei denen er auch mit dem besten Willen nicht zeigen konnte, was sein Leben ausmachte.

Einmal aber war Lehrer Fischer krank. Nicht sehr, nur so, daß er gern mit der Zipfelmütze zu Bett lag. Die Pfeife durfte er dabei rauchen.

„Wir müssen uns heute behelfen, Truges," rief er aus seiner Schlafstube. „Wenn das Fräulein kommt, kannst du sie unterrichten. Ich hatte keine Zeit, ihr abzusagen. Aber laß die Tür hier auf, damit ich höre, ob du pädagogisch vorgehst."

Truges legte ein Buch neben das andre, während er sie sonst auf dem Haufen ließ. Die Wichtigkeit seiner Stellung erforderte Breite.

Bodie kam. Erschreckt blickte sie in Fischers Schlafzimmer. Der lag in seiner Rauchwolke eingehüllt wie in einem blauen Traum. Eben und eben schimmerten auf der Bettdecke

Digitized by Google

weiße Blätter. Er machte sich nämlich, wenn er so lag, gern Notizen über allerhand Ideen, die ihm einfielen. Müßig zu sein, war seiner unwürdig, selbst in kranken Zeiten. Die Notizen wollte er später für ein Werk von allgemeiner philosophischer Natur benutzen. Ein bestimmtes Thema hatte er sich nicht gestellt, aber das war gerade das Reizvolle, denn auf die Art konnte er alles gebrauchen, was ihm in den Sinn kam.

„Sie müssen entschuldigen, Fräulein Samsoe," sagte er. „Ich liege nämlich zu Bett."

Bodie nickte. Sie sah es.

„Ich bin etwas unwohl mit dem Magen. Ich will mich nicht weiter erkälten."

Bodie nickte wieder.

„Morgen kann ich wieder auf."

Das war tröstlich.

„Nun kann Truhs Brammer den Aufsatz mit Ihnen durchgehen. Ich hör' zu."

Truges stand bereit bei seinen ausgebreiteten Büchern. Würdevoll fragte er: „Wollen wir?"

„Bitte," antwortete Bodie und reichte ihm das Heft. Sie setzte sich hin, unbehaglich.

Hilfslehrer Brammer fand drei Fehler. Einmal hatte seine Schülerin ein Komma vergessen, einmal hatte sie geschrieben: „Als der Kaiser kam und sah, für um was es sich handelte", und das drittemal stand da: „Nachdem Wallenstein im Jahre 1632 ermordet worden war."

„Doch wohl 1634," sagte Truges.

„Hm, hm," machte Fischer. Das hätte Fräulein Samsoe eigentlich wissen sollen.

„Kann sein," meinte das junge Mädchen. Ihre Fehler rührten sie nicht.

Truges aber malte ihr drei Kreuze mit roter Tinte an den Rand der Blätter: mit so viel Liebe sind noch nie rote Kreuze in ein Heft gemalt worden. Das war, als wenn er dazu geschrieben hätte: Zu ewigem Angedenken an deinen Freund ...

Dann kam Grammatik. Truges spielte mit seinem Edelstein, seinem Talisman, den er immer bei sich hatte. Er hielt ihn so, daß Bodie ihn sehen mußte. Ob sie ihn denn nicht erkannte?

„Ich gehe heute früher," sagte Fräulein Samsoe. „Wenn Sie mich wieder ein Stück bringen wollen?"

Heißrot schoß es ihm zu Kopf. Er sah jetzt immer nach der Uhr auf der Konsole und fragte alle Augenblicke: „Müssen Sie auch schon gehen? Es ist schon ziemlich spät. Vielleicht will Herr Fischer schlafen."

Das sprachen sie leise zwischen der schwachen und der starken Deklination, die sie vor Fischers Ohren übten. Bodie konnte nur eine kleine Bewegung machen, so sprang Truges schon halbwegs auf. „Jetzt?" — Wenn sie antwortete: „Noch Zeit," dann fand er es unbegreiflich, wie sie so lange bei dem kranken Lehrer bleiben mochte. Der arme kranke Herr Fischer! Wie mußte ihn das angreifen! Überdies — ob nicht noch Regen kam? Der Himmel hatte ganz so ausgesehen. Das wollte er noch gedacht haben, als er heute mittag über den Markt ging. „Gehen, ja?" fragte er alle Augenblicke.

Endlich erhob sich Bodie. Sie trat ein wenig scheu an die Schwelle des Schlafzimmers. „Heute nicht mehr. Gute Nacht, Herr Fischer. Gute Besserung." —

Wieder gingen sie selbander durch Düsternbrook. Truges verstand es, nahe bei Bodie zu sein, sie dann und wann am Arm zu streifen. So voller Wünsche war der Entsagungsvolle.

„Noch immer nichts von Ihrer Mutter, Herr Brammer?"

„Es ist mir jetzt auch gleichgültig."

„Auf einmal?"

„Sie haben es selbst gesagt. Wenn sie sich gar nicht um mich kümmert."

„So nicht. Ich habe Sie gerade achten gelernt, weil Sie viel von Ihrer Mutter hielten."

Rasch mußte Truges einlenken: „Ich laß auch nichts auf sie kommen, aber das Leben geht weiter. Da sind Menschen, die man von Angesicht sieht und mit denen man redet. Eine Mutter, die man nie gesehen hat, ist trotz allem nur ein Schatten, andre sind lebendig und werden einem auch viel wert."

„Mehr als die Mutter?"

Wieder mußte Truges sein Stürmen dämpfen. Bodie war auf seiten seiner Mutter. Das hatte er selbst bewirkt. Nun durfte er nicht kalt von der Mutter reden. Und doch sollte Bodie gern ahnen, was es war, wovor selbst die Kindesliebe, die Kindessehnsucht verblich. Er vertröstete sie: „Das sind Gedanken. Mit meiner Mutter, das bleibt alles so wie immer."

„Es ist auch nicht anders möglich. Wie Sie neulich sprachen! Sie haben sogar etwas Gutes damit getan. Ich sehe zu, daß ich

Digitized by Google

mit Mama näher zusammen komme. Es glückt am Ende. Ich wollte nur, Ihre Liebe würde auch belohnt."

„Ist es nicht vielleicht das Schönste an einer Liebe, daß sie unbelohnt bleibt?"

„Sie meinten doch, wie selig Sie sich fühlen würden, wenn Sie erst bei Ihrer Mutter wären."

Truges atmete schwer ... Jetzt das richtige Wort!

„Man kann selig sein in aller Sehnsucht."

Bodie horchte scharf hin. War das Sehnsucht, was da sprach? Nein. Das klang anders als das vorige Mal. Weniger inbrünstig als schwül. Rasch und bestimmt schuf sie sich Klarheit. „Jetzt denken Sie aber nicht an Ihre Mutter."

„Nein."

Bodie hob den Kopf und senkte ihn wieder. Das hieß: ich verstehe. Der junge Mensch an ihrer Seite war nicht mehr der, der vor kurzem neben ihr ging. Sie merkte, er wollte ihr wieder vertrauen, er streckte ihr etwas Verdecktes hin, und sie sollte fragen: Was ist unter dem Tuch? Bodie zögerte. Dann, aus Mitleid mit seinem ausgestreckten Arm und gelockt von dem Reiz, den jedes Geheimnis nun einmal hat, sprach sie: „Also kennen Sie noch eine andre Sehnsucht als die nach Ihrer Mutter?"

„Ja."

Truges stolperte. Er hatte Angst: gleich verlor er die Besinnung. Mit aller Kraft mußte er aufpassen, daß er die Laterne nicht fallen ließ. Und wie es kam, darüber sannen beide nicht nach: von diesem Augenblick an berührten sich ihre Ellenbogen nicht mehr. Es war genug. Lieber nicht mehr erfahren, dachte Bodie. Zuviel Mitwissen verpflichtet. Von seiner Mutter konnte sie alles hören, was ihn bewegte. Ihm aber saßen Dinge auf den Lippen, die nichts mit seiner Mutter, nein, die mit jemand ganz anders zu tun hatten ... nein, nein, nicht hören! Allem Mitleid, allem Reiz widerstehen und das Gespräch zurückwenden.

„Mama war gerührt, als ich ihr von Ihnen erzählte. Sie müßten ein guter Mensch sein, weil Sie Ihre Mutter so ehrten."

Immer die Mutter!

„Und Mama würde sich freuen, wenn Sie uns besuchten."

Die Klinke drücken, durch den Garten ins Haus! Truges knickte beinahe in die Knie. Seine Stimme lallte. „Wenn das aber nur geht."

„Weshalb nicht?"

Schnell irgend etwas finden.

„Mein Zeug."

„Sind wir so traurige Menschen, daß wir danach sehen? Und Sie brauchen sich am allerletzten zu schämen. Kommen Sie nächstens, ja?"

„Wenn Sie es haben wollen."

„Wissen Sie, wo unser Haus ist?"

„Ich habe Sie da schon gesehen. Einmal in der Veranda, und das andre Mal vorgestern, abends, als Sie sangen. Da habe ich in der Hecke gestanden."

„Sie?! Mir war immer, als ob jemand aufpaßte. Es machte mich verwirrt."

„Aber es klang herrlich!" All sein Dank, all seine Hingabe für das, was sie ihm unbewußt geschenkt hatte, lag darin. „Mir hat in meinem ganzen Leben noch nie einer was vorgesungen. Als ich jünger war, stellte ich es mir wunderschön vor, wenn meine Mutter bei mir säße und sänge, sie war ja doch Sängerin. Aber was das eigentlich sei, singen, das wußte ich nicht. Das hab' ich jetzt erst erfahren. Und ich bin froh, daß ich es früher nie gehört habe. Nie! Auch nicht von meiner Mutter! Erst recht nicht von ihr!"

Die Leidenschaft! Gib acht, Bodie Samsoe!

„Als Andenken hab' ich mir den Stein hier mitgenommen bei der Pforte." Er hob die Laterne und beleuchtete den Kiesel. „Das durfte ich doch?"

„Was da liegt, ist jedermanns Eigentum." Nein, so frostig hatte es der arme Junge doch nicht verdient. „Wenn Sie zu mir kommen, sing' ich Ihnen mehr vor. Da brauchen Sie nicht hinter der Hecke zu stehen."

„Aber das Schönste war es doch und wird es auch bleiben — für mein ganzes, ganzes Leben!" ...

Gib acht, Bodie Samsoe!

Truges Brammer hatte erreicht, was er wollte. In Wirklichkeit nicht, was er wollte, denn er war kein Geschöpf mit einem Willen, er tat nur, wozu es ihn trieb, was er tun mußte. Er hatte es erreicht: Bodie ahnte, nein, wußte plötzlich, warum er von der Seligkeit unerfüllter Sehnsucht sprach.

Der Junge da! Verwundert und beklommen, wie sie war, fürchtete sie, noch etwas zu sagen, denn leicht fand er darin eine Er-

Digitized by Google

mutigung. Und doch durfte sie auch nicht merken lassen, daß ihr so vieles klar geworden war. Sie schwiegen. Sie hörten nur ihre Schritte, das Rauschen von Bodies Kleid und das leise Geklapper der Gläser in dem Blechrahmen der Laterne. Bodie suchte fern, fern nach irgend etwas ganz Gleichgültigem, um bloß die Zeit bis nach Hause auszufüllen. Truges aber wartete gar nicht auf neue Worte. Er war erschöpft, seine Knöchel schmerzten, seine Knie zitterten, und in seiner Brust hatte er ein hohles Gefühl. Zuletzt begann Bodie und war dabei ungewiß, ob sie vorsichtig genug sei oder nicht: „Diesen Winter reisen wir nach Deutschland."

„Das ist lange hin," erwiderte Truges, als wenn ihm ein Traum hartnäckig die Gedanken fortspann, die er im Wachen hatte.

Also noch nicht vorsichtig genug. Wieder durchmaßen sie ein gut Stück Weges, ohne zu reden.

„Mamsell Papius ist Mama empfohlen worden. Mama ist sehr zufrieden mit ihr."

Matt, wie er war, ließ er sich jetzt lenken. Wenn er an Linde dachte, wurde es im Augenblick auch in ihm einfacher und klarer.

„Mit der sind alle zufrieden," meinte er. Aber sofort kam in seiner vom geringsten Reiz aufgestachelten Empfindlichkeit ein Verdacht auf. Von Linde Papius sprach sie, damit wollte sie ihm deutlich machen: Linde war eine Putzmacherin, und er gehörte zu ihr. Setzerlehrling! Er sollte sich nichts einbilden. Von den Wonnen unerfüllbarer Sehnsucht hatte er geschwärmt, aber jetzt hätte er schreien mögen vor Verzweiflung. Alle Hoffnungen nahm sie ihm mit kalter Hand und kränkte ihn dazu aufs bitterste. Sie verhöhnte ihn. Er sah zur Seite: ja, sie lachte. Sie freute sich, wie sie ihn getroffen hatte. Er stieß hervor: „Ja, die Laterne tragen ... wenn das Dienstmädchen nicht kommt ... dazu bin ich gut genug."

Sie erschrak: „Was, Herr Brammer?"

„Sie brauchen mich gar nicht daran zu erinnern, daß ich arm bin."

Er blieb stehen und zwang auch sie, nicht weiterzugehen. Sie starrte ihn furchtsam an. Er fauchte sie an: „Ich weiß das wohl, wenn ich Sie besuche, dann kann ich in der Küche essen, nicht wahr?"

„Wer ...?"

„Ich bin mein Leben lang noch nicht stolz gewesen. Aber wenn ein Mensch so was in sich trägt wie ich, dann darf er stolz sein. Auch wenn seine Mutter weggelaufen ist und sein Großvater bloß Flickschuster ist. Es gibt keinen Menschen, der was Größeres und Höheres in sich hat als ich. Und das laß ich mir nicht herunterreißen. Auch von Ihnen nicht." Bis jetzt hatte er laut und rücksichtslos auf sie eingehackt, dumpf setzte er hinzu: „Ich hab' es ja doch von Ihnen, alles, was ich in mir trage." Er sank in sich zusammen.

„Nun will ich allein gehen, Herr Brammer," sagte Bodie in steigender Angst.

Er blickte sie mit schrecklich traurigen Augen an: „Ich bleibe ja da, wo ich hingehöre, ich nehme mir ja höchstens einen Stein auf vor Ihrer Tür, weil Sie vielleicht daraufgetreten haben. Hab' ich's denn dafür verdient, daß Sie so unbarmherzig mit mir umgehen?"

„Was hab' ich Ihnen nur getan?"

Truges flog an allen Gliedern, er schluckte mühsam. Allmählich kam er wieder zur Besinnung. Er wußte kaum mehr, was er gesagt hatte, und kleinlaut kam es heraus: „Als Sie vorhin von Linde Papius sprachen ... da meinte ich, Sie wollten mich zurechtweisen, weil ich unbescheiden gewesen war."

„Waren Sie das? Sagen Sie es selbst? So müssen Sie also wirklich unrecht getan haben. Aber mir ist es nicht in den Sinn gekommen, Sie zurechtzuweisen."

Ihr Ton hatte die Weichheit abgestreift. Sie hatte keine Furcht mehr vor ihm, sie war die Beleidigte. „Die kurze Strecke finde ich leicht."

Rasch schritt sie aus, um ihm zu entgehen. Aber er ließ sie nicht, er holperte an ihrer Seite. Da machte sie mit einem Ruck kehrt, blitzte ihn an aus ihren Augen, über denen die zusammengezogenen Brauen drohend saßen: „Wissen Sie nicht, mein Herr, daß es unverschämt ist, eine Dame gegen ihren Willen zu begleiten?"

Wie von einem Schlag, so warf er den Kopf zurück und stand. Sie war schon davon. Seine erste Bewegung: er nahm die Laterne, schwang sie drei-, viermal um den Kopf und schmetterte sie gegen den Baum. Glassplitter und Öltropfen flogen ihm ins Gesicht. Er stand, sein Atem keuchte, und dann, als wären wilde Tiere hinter ihm her, rannte er bergan in den Wald, durch das Brombeeren- und Christdornengestrüpp. Er stach sich an den Zweigen, zerriß seinen Rock,

Digitized by Google

verlor seine Mütze. Einerlei, er raste weiter, bis er über einen Baumstamm fiel.

Da blieb er liegen, wühlte die Finger tief in die Erde, schlug mit den Füßen, biß in das Moos, und aus seiner Brust drang kein Weinen und Schluchzen — es war ein Ächzen und Heulen.

So ging es, als Truhs Brammer sein Herz nur ein ganz klein wenig öffnen wollte, damit Bodie Samsoe eine Ahnung von der schmerzlichen Seligkeit bekam, die darin brannte ... für sie.

* * *

„Fräulein Samsoe kommt nun in der nächsten Zeit nicht. Sie haben allerlei Besuch, wie sie schreibt," sagte Lehrer Fischer zu Truges. „Wir können mal wieder Latein nehmen. Ist lange her."

Truges war noch nie ein Weg so kurz gewesen wie an diesem Abend der von der Haßjtraße eben über den Markt nach der Schloßjtraße. Wieder mit ihr zusammentreffen. Nicht die Augen konnte er aufschlagen. Und wenn nun Herr Fischer noch krank war, und er sollte ihr den Aufsatz korrigieren. Klumpen hatte er an den Beinen, als er sich die Treppe hinaufschleppte. Herr Fischer war auf — ein Trost. Und dann, Fräulein Samsoe kam nicht. Das Glück!

„Junge, das geht ja vorzüglich. So flott hast du noch nie übersetzt wie heute. Man sieht doch: wenn man auch etwas längere Zeit nicht übt und liegen läßt, das Gehirn arbeitet vorwärts und sorgt von selbst dafür, daß die Erkenntnis wächst."

Fischer notierte sich diese Beobachtung auf einen Zettel. Der kam in den Kasten, worauf zu lesen stand „Wahrscheinliches", denn völlige Wahrheiten gibt es für den Philosophen nicht.

Eine Todesangst hatte Truges gehabt, daß Bodie käme. Nun war sie nicht da. Erst fühlte er die ungeheure Last von sich gewälzt, dann aber plötzlich kam eine Sehnsucht nach ihr, und die Sehnsucht war ebenso groß wie die Angst vorher. Böse mußte sie ihm sein. Das verstand er. Sie konnte ihm zürnen, o, sie sollte nur ganz, ganz hart gegen ihn sein, ihn von ihrem Angesicht verbannen. Aber doch, warum war sie nicht gekommen? Er hielt es nicht aus, auf den leeren Stuhl neben ihm zu sehen. Mit einem Male stockte seine Weisheit, er wußte die einfachsten Vokabeln nicht. Akkusativ cum Infinitiv und Ablativ absolut waren ihm unlösbare Rätsel.

„Na, doch was vergessen?" Fischer wollte schon seinen Zettel über das geheime Wachsen der Erkenntnis wieder aus dem Kasten nehmen, da fing Truges mit aller Gewalt seine Gedanken ein und setzte sich so, daß er den leeren Stuhl nicht sah. Das bedeutete für ihn so viel, als daß er Bodie nun neben sich fühlte. Jetzt ging es. Er las sein bellum gallicum mit rotem Kopf. Er konnte nicht genug kriegen. Die schwersten Konstruktionen waren ein Kinderspiel für ihn. Fischer ließ den Zettel im Kasten. Wie schnell die Stunde herum war!

Und dann ... nun, dann lief Truges, was er konnte, nach Düsternbrook hinaus und stand in seiner Ligusterhecke. Die Fenster waren verhängt, dahinter schien Licht. Man lachte. Wie deutlich hörte er Fräulein Samsoes Stimme heraus, wie deutlich sah er ihren Schatten an den Gardinen. Es wurde musiziert. Selbstverständlich war es Bodie, die da spielte. Durch die Vorhänge hindurch meinte er zu sehen, wie sie sich vor dem Klavier leicht hin und her wiegte.

War sie ihm vielleicht gar nicht böse? Hatte sie wirklich Besuch, daß sie deshalb nicht zur Stunde kommen konnte? Ach, bei aller Furcht, ihr wieder gegenüberzutreten, wie gern hätte er sie gesehen und gefragt!

Tief unbefriedigt, ungewiß, zitternd schlich er nach Hause. Und in der Nacht lag er und schrieb ihr in Gedanken Briefe, Briefe, die waren so rührend, so glühend und bescheiden, so verlangend, so demütig ... so rasend und so stille. Wenn sie die Briefe empfing, konnte sie ihm nicht mehr böse sein. Und doch war es ein köstlich-schmerzliches Empfinden, zu wissen, daß sie ihn für ewige Zeiten haßte, verachtete, daß sie ihn zertreten wollte, wenn er sich wieder in ihre heilige Nähe, vor ihr Antlitz wagte.

Das schrieb ihm Bodie. Ganz ausführlich, grausam. Sie schrieb es ihm, und er sah zugleich, wie sie es ihm sagte. Er stand gebückt vor ihr. Ihre Stimme schallte laut, hart auf ihn herab. Er stand wie gebunden. Gleichzeitig war ihr Gesang in seinem Ohr, und in dem Gesang, da war doch ein leiser Ton von Zärtlichkeit, als wenn sie trotz allem Groll ihn wissen lassen wollte:

Digitized by Google

ganz, ganz heimlich hab' ich doch das Verlangen, dir gut zu sein.

Noch einen Brief schrieb sie ihm dann. Sie verzieh ihm, und er sollte kommen, sie wollte mit ihm hinausfegeln. Weit, weit, wo man kein Land mehr sah, und da ... da ... ach!

Es dämmerte kaum, und Truges war schon wieder draußen bei Bodies Haus. Wo sie wohl schlief? Jedes Fenster prüfte er. Hier unten waren nur Stuben zum Wohnen, und die unverhängten Fenster in der obern Etage sahen auch nicht danach aus, als ob dort jemand — jemand! Wen er damit wohl meinte? — im Schlummer atmete. Aber noch höher hinauf, im Giebel. Efeu schlang sich herum, eine Ranke wiegte sich im Morgenwind und tippte an die blinkenden Glasscheiben. Dahinter schimmerten dichte weiße Gardinen. Sicher! Da schlief Bodie. Truges wußte es. Und ihm war mehr noch, inniger denn an jenem Abend zumute, als könne er fliegen.

Gleich würde er sich von der Erde erheben, zu dem Giebel aufschweben. Beide Arme würde er im Efeu vergraben und das Fenster küssen. Jetzt breitete er die Arme aus. Wie schmerzte ihn das Brennen in der Brust. Ach, mit dem Fliegen war es nichts. Der Giebel blieb unerreichbar. Mit erhobenen Armen faltete Truges die Hände zu Bodie empor. Aus trockner Kehle kamen ihm abgerissene Worte: „Gott ... Schlafen ... Traum ... Schön ...“ Das war ein Gebet für Bodie.

Langsam sanken ihm die Arme, langsam trat er zurück und schritt den Weg weiter aufwärts, bis zu dem Uferhügel, wo man über die ganze Reede hinwegschaut. Nebel zogen mit den Wellen. Von draußen her kam es frisch, das ließ die Buchen auf dem Hügel rauschen. Hinter dem Wind das Licht: erst gelb, dann wärmer, rötlich. Die Wolken lösten sich darin auf. Fern ein Segel.

Truges Brammer war hingesunken. Er trank die Luft, das Licht. Alles, was da draußen war, strömte auf ihn ein und raubte ihm fast die Sinne. Er stöhnte, er wand sich im nassen Grase. Dann plötzlich lockerte sich etwas in ihm, ganz von selbst. Ihm wurde leicht. Es floß aus seiner Seele. Das kam so schnell, daß ihm der Kopf wirbelte. Aber es war kein Schmerz mehr; es war eine Lust, die ihn riß, hin und her warf, und die bei aller Macht doch eine Erlösung für ihn wurde. Sein Taschenbuch, rasch, seinen Bleistift, und — Truges Brammer war zum Dichter geworden.

Morgenahnend lüften sich die Nebel,
Bald zerdunstet sie der Sonnenblitz.
Scheu entfliehn des Nachtgeists feige Diener
In verwittert grauen Höhlensitz.

Flügelbebend fächeln Morgenwinde,
Und des Tages Stimmen wachen auf.
Ehrfurchtrauschend stehn die hohen Buchen,
Und dazwischen braust das Meer herauf.

Herz, erkennst du nicht dein eigen Bildnis?
Ahnst nicht du solch schönes Dämmern auch?
Horch! Rings die Natur, sie jubelt: hoffe!
O, nun hoffe, hoffe, Herz, du auch!

* * *

Schmerzliche Seligkeit! Reimen zu müssen, immer reimen! Beim Essen, auf der Straße, am Setzerpult. Bei Tag und bei Nacht. Ach, bei Nacht! Es quoll aus ihm hervor — er meinte, sein Gesicht müsse ganz verschwollen sein. Ihm war, als säße ihm die Kopfhaut lose, und in seinem Hirn blitzte es. Blaue Flammen zuckten auf. Er lag auf dem Rücken und ließ die Reime schwellen.

Er sprang auf, schrieb im Dunkel in die Kreuz und Quere übers Papier hin, was ihm eingefallen war, was ihn erhaben, unübertrefflich dünkte. Schiller — mochte Lehrer Fischer ihn für den größten Dichter halten —, wie matt der gedichtet hatte! Fing bei dem wohl je ein Lied an:

Trunken reiß' ich alle Sterne nieder,
Dir als Krone sie aufs Haupt zu drücken
— — — — — — — — — — —
Alle Welten als dein Diadem,
Ach, wie bleich vor deiner Augen Sonne.

So kühn war Schiller nie gewesen. Herr Fischer hätte nur Truhs Brammers Gedichte lesen sollen, da wäre ihm eine Ahnung von dichterischem Schwung aufgegangen.

Abermals kam ein Zwiespalt in Truges auf. Er hatte mit Angst das Taschenbuch bei sich, damit ja und ja niemand es fände und etwas von ihm läse. Und doch wäre es wunderschön gewesen, wenn er nur eine, eine Seele besäße, der er seine Reime zeigen konnte. Aber er besaß keinen Vertrauten. Keinen. Er war viel zu gut für alle Menschen. Er war heilig.

Digitized by Google

Seine Kammer war der Tempel. Eine unsichtbare Göttin throute darin, die nahm nur er wahr. Sie hatte Bodies Stimme, und ihr Gewand rauschte. Truges kniete vor ihr, betete zu ihr, brachte ihr sein Herz dar, und sie berührte gnädig seinen Scheitel, daß er weinen und jauchzen mußte. Niemand durfte etwas von diesem Opferdienst erfahren. Truges lachte. Ach, die meinten, er hätte seinen alten, schmutzigen Kittel an, die sahen gar nicht das weiße Priesterkleid. Die dachten, er hätte eine Mütze auf — die sahen nicht den Goldreifen. Die wähnten, er spräche vom Setzen und von dem, was er auf der Straße gesehen hatte, und hörten nicht, wie er in Glut getauchte Worte zu seiner Göttin flüsterte.

Glücklich war er. Alles, was er erblicken wollte, stand deutlich vor ihm. Alles, was er ersehnte, war ja sein. War es sein? Einen flüchtigen Rausch lang wohl, nachher aber war er um so versehnter. Und weil er Bodie in diesen Wochen nicht sah, so vergrößerte sich ihre Schönheit, ihr Göttinnenstolz in ihm bis ins Unendliche. Ja, er stellte sie sich sogar körperlich größer vor, als sie war. Ihre Worte waren ein Rauschen in Wipfeln, ihr Zürnen war Donner, ihr Lachen war das Geplätscher am Meeresstrande. Ihr Schritt war, als ob das Licht von Osten kam.

Sie bedurfte nicht der leiblichen Speise, sie hatte nichts Irdisches an sich. Sie wandelte dahin im ewigen Frieden, als die Königin aller Sterblichen, selber niemand untertan, Huld und Verdammnis austeilend mit dem edlen Schwunge ihrer weißen Hand. Göttin Bodie!

Der kleine Kieselstein, den ihr Fuß betreten haben mußte — so wollte es Truhs Brammers Leidenschaft —, und die paar Blätter vom Liguster lagen auf dem Dreifuß; dahinter stand ein Licht, und vor dem Dreifuß kauerte Truges. Er hatte seine Jacke ausgezogen, ein Laken umgelegt. Einen Priestermantel. Er kauerte, und seine Kammer war hoch und weit, und alle Luft darin wurde ausgefüllt von dem, was er Bodie nannte. Was er als Bodie empfand. —

„Jämmerlich siehst du aus, Truhs. Du ißt nicht genug," sagte Linde.

Essen! Verachten konnte er sie! Die verkaufte Strickwolle. Auch nicht die Ahnung hatte die von dem gewaltig Schönen, worin er schwelgte.

„Soll ich dir Schokolade kochen, mein Junge?" fragte Tante Franziska.

Ihn ekelte, wenn er bloß an den Schokoladengeruch dachte. Was hatten die nur immer mit ihm? Sah er denn so verhungert aus? Magerer war er da, zeigte ihm sein Spiegel, aber zu essen brauchte er darum doch nicht.

„He freert," meinte Madame Mordhorst. Sie hatte viel von Rheumatismus zu leiden und konnte sich's nun gar nicht anders vorstellen: andre Leute mußten auch frieren. Sie brachte Truges ein paar graue Wollsocken. Das war gut gemeint, aber gewärmt hätten sie Truges auch dann nicht, wenn er wirklich Lust spürte, sie anzuziehen, denn sie waren darauf zugestrickt, Mutter Mordhorst als drittes Überziehpaar zu dienen, und wären für Truges aber nette Leibchen gewesen.

Aber was sollte der überhaupt mit Socken? Er stopfte sie hinter die Lederkiste. Er und frieren! So glühend heiß, wie es ihm oft aufwallte.

„Er muß mehr an die Luft," riet Frau Papius. — Nun mußte die noch ihren Senf dazu geben! — „Ich weiß das. Seitdem ich im Laden sitze, werd' ich schwach." Es behagte ihr nicht, angebunden zu sein. Wozu hatte sie ihren Sohn und ihren Mann auf traurige Weise verloren, wenn sie nicht davon reden konnte? Die Kunden, die zu ihr kamen, waren lange nicht alle geneigt, für ihre Schillinge zu der Litze und den Quasten auch noch bewegliche Klagen einzutauschen.

Mehr an die Luft. Als ob es ihm daran fehlte! So oft, wie er draußen in Düsternbrook war, abends und morgens, immer zu Stunden, wo er gewiß sein konnte, daß er Bodie nicht sah, obschon er immer mit der peinigenden Hoffnung hinwanderte: heute treff' ich sie.

„Dat kummt vun't Bli," sagte Schuster Brammer, als sie darüber berieten, was wohl mit Truges los sei. „Dor kriggt se dat all in't Bloot tum. Schooster is gesunner."

An den Lettern sollte er sich vergiftet haben! Worauf die nur alles rieten! Sein Blut war nie so gesund gewesen wie jetzt. Das kochte und spritzte vor Gesundheit. Nein, die mit ihrem Essen und Lufthaben und

Digitized by Google

Wärmen und Vergiften! In Ruhe sollten sie ihn lassen! Aber Lehrer Fischer kam zuletzt auch noch.

„Mäßigen, mein Junge, mäßigen. Du kommst mir mit Ausdrücken in deinen Aufsätzen, die sind wie die Wilden. Maßvoll. Denk' an Schiller. Bei aller Begeisterung harmonisch."

Wenn Herr Fischer gewußt hätte, wie Truges sich schon bezwang. Warum immer mäßigen? Mochten sie ihn doch seine Wege gehen lassen, sich gar nicht um ihn kümmern. Bodie! Überall nur Bodie! Die Göttin Bodie! Die Spendende, Grollende, Versagende, Entzückende! Überriesenhaft erschaute er sie und kniete fiebernd zu ihren Füßen.

Aber je mächtiger ihr Bild vor ihm aufstieg, desto verschwommener wurde es auch. Bodie war zuerst ganz von selbst, gleichsam körperlich greifbar, in seiner Seele; als er sie aber wochenlang nicht sah, verflog doch die Erinnerung an sie, und er, der sie nicht fahren lassen wollte, mußte nun an Form, Farben und Bewegung aus sich heraus schaffen, was ursprünglich ohne sein Zutun in ihm lebte. Je blasser das Bild wurde, desto mehr Kraft gehörte für ihn dazu, es aus eignem zu ergänzen. Die Anstrengungen wurden immer größer, und das Bild zerschattete sich dennoch. Truges arbeitete und arbeitete, aber er vermochte das Entfliehende, das Verbröckelnde nicht zusammenzuhalten. Er selbst wurde zu matt für die gewaltsam inbrünstige Andacht, mit der allein noch das Bild ins Leben zu beschwören war. Sein Priestertum half ihm nichts mehr; die Göttin ließ den armen Sterblichen hungrig und durstig betteln und beten.

Truges wand sich. Grausam wollte er die Göttin, aber so grausam nicht. Vergebens. Die Göttin wurde zum entfernten Schemen, Truges aber lag mit seiner furchtbar quälenden Sehnsucht verzweifelnd am Boden. Vor Erschöpfung konnte er sich kaum rühren. Der Schmerz in seinem Rücken, das merkwürdige Stechen unter den Füßen, als ob er auf weichen Sohlen und nicht auf Holzpantoffeln ging ...

Er schleppte sich in die Druckerei.

„Du hast schwarze Ringe um die Augen," sagte sein Prinzipal. „Bummelst wohl, was? So ist es, wenn man die Lehrjungens nicht bei sich im Hause hat."

„Ich tu' nichts Schlechtes," antwortete Truges.

„Ha!" rief einer. „He lööpt ümmer bunten vör de Stadt herüm."

„Was machst du da?" fragte Herr Mohr.

„Draußen? Ach, so ... spazieren ..."

Ein Setzerlehrling und Spazierengehen — so dumm waren sie nun nicht, um sich das einbilden zu lassen. Truhs Brammer, he, das war ein Heimlicher, der trieb da was.

Truges wurde immer fleißiger. Sein Kopf brannte. Er wagte es nicht mehr, nach Düsternbrook hinauszulaufen. Was sollte er auch da? Es war ja immer dasselbe. Die Vorhänge blieben vor den Fenstern, und meist war gar kein Licht im Haus. Sie wohnten jetzt wohl nach der Wasserseite hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Drei Aphorismen von Marie von Ebner-Eschenbach

Vertrauen

Ein großer Sünder lag im Sterben.

„Bete, bereue!" flehten die Seinen ihn an, „in wenigen Augenblicken wirst du vor dem ewigen Richter stehen."

„Den Allwissenden fürchte ich nicht," sprach der Sünder und starb in Frieden.

Ein Dunkeltier

Ein Maulwurf, gefräßig wie alle, die seines Geschlechtes sind, war auf einem Raubzug begriffen. Er wurde von einem Füchslein beobachtet, das ihn nach einer Weile fragte:

„Warum gehst du immer nur der Nase nach? Mache doch die Augen auf!"

„Werde mich wohl hüten," erwiderte der Maulwurf, „es könnte mir ja Licht hineinfallen!"

Spricht die Stufe:

„Du Tor! du Tor! Weil du mich überschritten hast, verachtest du mich? Ständest du, wo du stehst, wenn ich nicht gewesen wäre?"

Digitized by Google

Weimarisches Hoftheater: Front mit Portal. (Nach einer Aufnahme von L. Held in Weimar.)

Vom neuen Hoftheater in Weimar

Von Wilhelm Schölermann (Weimar)

Über das Weimarische Hoftheater unter der Leitung Goethes ist in diesen Heften (Juniheft 1891) von berufener Hand eine historische Studie veröffentlicht worden. Bei dem begrenzten Raum, der dem Thema diesmal nur eingeräumt werden kann, möchten wir uns darauf beschränken, an jenen Aufsatz anknüpfend, einige persönliche Eindrücke wiederzugeben, wie sie die Eröffnung des neuen Hauses in uns geweckt hat.

Goethe, so heißt es in der erwähnten Abhandlung von Julius Wahle, ist schon zu seinen Lebzeiten vielfach wegen des idealen Darstellungsprinzips und wegen der von dem Vorwurf einer gewissen Einseitigkeit nicht freizusprechenden Methode, mit der er diese „Dressur" durchgeführt hat, angegriffen worden ... Die Angriffe auf seine Theaterleitung sind nicht gleichwertig, denn auch hier haben Neid, Mißgunst, Verleumdung ihre Maulwurfsarbeit getan. Wenn aber überhaupt andre Meinungen laut wurden, so geschah es im Sinne der realistischen Richtung, welche der Schauspielkunst eine andre, eine selbständigere Stellung näher der Dichtkunst anweisen will, die Stellung einer jüngeren Schwester, während die idealistische Richtung sie als Dienerin im Gefolge der Dichtkunst einherschreiten ließ. Goethe hatte im geschäftlichen Teil der Leitung mancherlei Unbilden zu erdulden, und im Personal erwuchs eine einflußreiche Opposition, deren Streben es war, ihn zu Falle zu bringen. Er war selbst mit den Jahren immer gleichgültiger geworden. 1817 siegte endlich die Opposition, und Goethe mußte weichen, weil ihm die Bühne etwas zu Heiliges war, als daß er ihre Erniedrigung zum Schauplatz einer Hundekomödie geduldet hätte. Damit endete die klassische Periode des Weimarischen Hoftheaters. —

Mit der Eröffnung des am 11. Januar dieses Jahres vor einem geladenen Publikum von geistigen Größen aus ganz Deutschland, in Gegenwart des Hofes und des Kaisers feierlich eingeweihten neuen Hauses wurde ein neues Kapitel für die Kulturgeschichte Weimars, für die Ära, in der wir leben, aufgeschlagen. Was wird es uns bieten, was uns bringen?

Zunächst die Überschrift des neuen Abschnittes: das von Richard Voß verfaßte „Frühlingsmärchenspiel". Eine Enttäuschung. Ein Mißgriff. Bei aller „Liberalität" und wohlwollenden Duldung von Gelegenheitsdichtung und Festspielrausch

Digitized by Google

Weimarisches Hoftheater: Das Foyer im ersten Rang. (Nach einer Aufnahme von L. Held in Weimar.)

— so etwas hätte nicht zugelassen werden dürfen. Von ein paar stimmungerregenden Beleuchtungseffekten mit Nacht und aufgehender Sonne überm Ettersberggelände abgesehen, haben wir an tönender Inhaltlosigkeit und zuckersüßer Phrase kaum etwas Geistloseres in Idee und Sprache gehört; und das will bei häufigem Theaterbesuch etwas sagen. Gab es denn in deutschen Landen keinen Poeten, der andre, herbere und höhere Töne anschlagen konnte?

Dem Märchenspiel folgte Goethes Prolog oder „Vorspiel auf dem Theater" zum Faust. Ein wuchtiger Kontrast, inhaltschwere Worte, aber gut gesprochen nur von dem Vertreter der Rolle des Theaterdirektors, vom „Dichter" mäßig, von der „Lustigen Person" unmäßig verdorben. Und dann „Wallensteins Lager": der Glanzpunkt des Abends. Von einzelnen Kleinigkeiten abgesehen, eine schwungvolle Vorstellung in einem Guß, frisch, flott, ohne Stockung hingespielt, jeder dem andern und dem Ganzen in die Hände arbeitend, voll von der Herrlichkeit des Wort- und Wirkungsmeisters Schiller. Die Winterlandschaft, in der die etwas anachronistisch grünen Bäume besser gefehlt hätten, gab einen passenden Rahmen für die bewegten Lagerszenen. Eine gelegentliche Verdüsterung des Himmels in der allzu hellen Beleuchtung der Szene hätte uns vielleicht den tragischen Hintergrund für das folgende Drama auch künstlerisch suggerieren können. Diese ewige Helle steigerte sich geradezu mit Grelle bei der folgenden „Festspielwiese" vor Nürnbergs Toren (Meistersinger, III. Akt). Es tat weh, in dies ewige Sonnengeflimmer zu schauen, zumal da die Buntheit auf der Bühne, zu schier verwirrendem Farbengefunkel ausartend, die malerische Wirkung ganz zerstörte. Gern sehen wir Farben auf der Bühne. Aber sie müssen dabei irgendwie, auf irgendeinen Akkord gestimmt werden. Bloße Buntheit tut weh. Der Regisseur und der Garderobier schienen sich beide hier in edlem Eifer überboten zu haben, daß ja keine Nuance von Rot, Gelb, Grün, Blau fehlen durfte. Darum eben leider keine Wirkung, keine Stimmung.

Nicht aus überkritischer Nörgelsucht heben wir dies hervor, nein, aus warmer Anteilnahme an den kulturellen Aufgaben der Weimarischen Bühne und des Weimarischen Kunstlebens, auf dessen Bedeutung jetzt wieder das ganze geistige Deutschland aufmerksam wird. Man geht mit dem Gedanken um, in Weimar eine „Nationalbühne für die deutsche Jugend", d. h. für Schüler der obern Klassen aus allen Gauen des Vaterlandes, Volksschulen ausgenommen, ins Leben zu rufen. Der Wunsch, der Wille mag gut sein. Die Sache wird auch von fürstlichem Protektorat unterstützt. Der Wunsch — aber entspricht er auch den Mitteln? Wie sieht es damit aus? Ach, recht schwach. Es fehlt vor allem im Schauspiel an künstlerisch vollwertigen Kräften, weniger unter den Herren

Digitized by Google

Weimarisches Hoftheater: Blick auf die Vorbühne mit dem verstellbaren Proszenium. (Nach einer Aufnahme von L. Held in Weimar.)

als den Damen. Das eine Talent Elisabeth Schneider vermag nicht die fühlbaren Lücken alle zu decken, vor allem nicht für das moderne Konversationsstück, wo es sowohl im Maskulinum- wie Femininum-Generis ganz bedenklich hapert. Im neuen Hause war die elegante Welt, die sich im Salon des „Idealen Gatten" bewegte, nicht eleganter, nicht englischer, nicht „salonfähiger" als im alten Hause. Von verkehrter Aussprache und Betonung britischer Peersnamen ganz abgesehen. Es fehlt an dem rechten Ton, an Takt und weltmännischer Bildung unter dem Schauspielpersonal der Weimarischen Bühne.

Etwas, wenn auch nicht erheblich besser sieht es mit der Oper, mit dem Musikdrama in Weimar aus, obwohl gerade darauf eine löbliche Sorgfalt verwendet wird. Man kann wirklich gut einstudierte Wagnerabende in Weimar erleben: „Tannhäuser", „Meistersinger" oder den „Tristan". Das Orchester spielt mit Eifer und einheitlich. Doch auch hier werden die Kosten gesanglicher und darstellerischer Kunst wesentlich von zwei Männern getragen, von Rudolf Gmür und Friedrich Strathmann. An Qualität hält keins der andern Mitglieder des Opernpersonals noch einen Vergleich mit den Genannten aus. Mit zwei Sängern, die Künstler sind, kommt man aber bei Wagner, Beethoven und Mozart nicht aus.

Will Weimars Hofbühne den an sie mit Recht zu stellenden Forderungen gerecht werden, so muß einmal gründlich durchgesiebt werden: neues Blut, neues unverbrauchtes Material ist nötig, um auf der Höhe zu bleiben. Will man ältere treue Diener an einer gewissen Altersgrenze nicht kränken, so pflegt man ihnen die wohlverdiente Ruhe zu gewähren. In Weimar, wo man zwei Millionen und etwas mehr für einen Theaterneubau ausgeben kann, fehlt es nicht an Geld für Pensionen.

Über den Bau des Theaters als solchen und seine Einrichtung ist mehr Lobenswertes zu sagen. Da aber des Lobes schon ein allzu ergiebig Teil ohne Vorbehalt vielseitig zur Austeilung gekommen ist, so mag es angezeigt sein, neben den guten die schwächeren Seiten des neuen Theaters nicht zu verschweigen.

Großzügig, weiträumig, klar in der Anlage, zeigt das ganze Innere des Theaters den erfahrenen Praktiker und (mit gewissen Einschränkungen) einen vornehmen Geschmack. Licht und ruhig wirken die Wandelgänge, der Kassenflur, die Treppen und die Zugänge zur großen Hofloge mit dem schönen hellen Foyer, dessen Wände an

Digitized by Google

Weimarisches Hoftheater: Zuschauerraum mit großer Hofloge (rechts) und großherzogl. Privatloge (links).
(Nach einer Aufnahme von L. Held in Weimar.)

einem Ende die Tanzreigen Ludwig von Hofmanns schmücken. Die von der Großherzoglichen Staatsregierung unter Aufsicht des Erfinders des neuen Malmaterials, der „Weimarfarbe", hergestellten temperaartigen Farben haben sich bei diesen Friesen gut bewährt. Nachdem die Benutzung dieser Farben und ihrer Malmittel einer bereits über zwölfjährigen Probezeit unterworfen war, darf man ohne Bedenken der Großherzoglichen Kunstschule zu dieser Errungenschaft Glück wünschen. Klar und schlicht vornehm wie das Foyer und die Wandelgänge sind auch die Logen, insbesondere die Großherzogliche Privatloge, mit lichtgelber Seidenbespannung der Wände, das Holzwerk cremefarben mit Versilberung. Nicht ganz so befriedigend wirkt der dekorative Aufwand im Zuschauerraum. Der Farbendreiklang: Weiß, Grünblau und Gold, stimmt auch hier zu festlichem Behagen. Unbehaglich aber sind, wie hier die Abbildung in der Verkleinerung kaum erkennen läßt, die ziemlich unruhigen Ornamente an den Brüstungen im ersten und zweiten Rang, wogegen die kassettierte Decke mit den Beleuchtungskörpern gut zusammenstimmt. Der Zuschauerraum, in seinem stark ansteigenden Parkett und den tiefen Rängen gut gegliedert, würde durch weisen Verzicht auf etlichen Verzierungsüberfluß an Harmonie noch gewonnen haben. Die sonst üblichen Prozeniumslogen fehlen ganz, eine Neuerung in einem Hoftheater, die es dem Architekten ermöglichte, seine wandelbare Vorbühne, das „variable Prozenium" zu konstruieren. Littman hat zum erstenmal versucht, ein zur Repräsentation eingerichtetes Hoftheater, wo Spieloper und intimes Konversationsspiel nicht fehlen dürfen, mit dem Baireuther System des vertieften, unsichtbaren Orchesters für das Musikdrama zu vereinigen.

In einem Vortrag vor geladenen Zuhörern hat er die Vorteile dieses Systems im Theater persönlich erklärt und vorgeführt. Ob ihm dies ganz gelungen ist, muß und wird die Zukunft erweisen. Einstweilen sind die praktischen Ergebnisse noch nicht ganz befriedigend ausgefallen. Die Akustik im Hause, im Parkett wie in den Rängen oben, ist noch ganz ungleich: an einigen Stellen gut, nicht weit von diesen ganz schlecht. Beim versenkten Orchester hört man manche Instrumente überhaupt gar nicht, andre zu sehr herausstechend; die Folge davon ist, daß man einstweilen versucht, bei Wagneropern die Musiker nur halb in der Tiefe verschwinden zu lassen, so daß ihre Köpfe und Fiedelbogen sichtbar bleiben! Es scheint mit dem Schalldeckel und der Kon-

Digitized by Google

trolle der Schallwellen noch nicht alles zu stimmen. Daraus dem Erbauer gleich einen Vorwurf zu machen, wäre nicht gerecht. Ist doch die Akustik das Unberechenbarste der vielen unberechenbaren Dinge in einem großen Schauspielhause. Es steht zu hoffen, daß die Übelstände sich durch Ausprobieren allmählich werden beseitigen lassen.

Endlich noch kurz einiges Wesentliche über des Baues helle, im Material sehr ansprechende Außenseite. Sie umgibt, ohne auf architektonische Eigenart oder neue Lösungen Anspruch erheben zu wollen, den komplizierten Apparat des gestreckten großen Gebäudes in schlichter, gefälliger Hülle. Die Stirnseite zeigt eine Steigerung im dekorativen Aufwande, mit gewissen Schwächen gerade darin, auf die näher einzugehen es hier an Raum gebricht. Nur so viel sei angedeutet, daß das schöne, schlichte Säulenportal entschieden gewinnen würde, wenn die auf der Abbildung Seite 132 erkennbaren kleinen Löwenköpfchen vorn am Architrav die schöne gestreckte Ebene dieses Gliedes nicht störend unterbrächen. Die Balkongitter werden bei geeignetem Anlaß hoffentlich noch vergoldet werden. An Stelle der obern, dicht unterm Dachgesims einschneidenden kleinen Fensterreihe hätte man lieber feingemodelte Flachreliefs gesehen und über der Anfahrt zur Großherzoglichen Loge an der Nordseite ein andres Schutzdach — doch das sind Wünsche, die wohl noch teilweise berücksichtigt werden und nachträglich in Erfüllung gehen könnten. Das Ganze als Gesamtleistung, als neue Weihestätte für Weimars Bühne bedeutet einen großen Schritt vorwärts, einen bedeutsamen Wendepunkt in Weimars Geschichte.

Die Gedanken der Gebildeten wenden sich wieder dem freundlichen Ilm-Athen zu, mit reger Teilnahme an seinem weiteren Werdegang. Wenn wir diese anspruchslosen Zeilen, in Ehrfurcht vor der großen Vergangenheit, die hier geschaffen und gewaltet hat, vor dem Denkmal der Dichterdioskuren niederlegen, so sind wir eingedenk auch des Schlußwortes des angeführten Aufsatzes von Wahle: Nur wenn wir in Deutschland eine Stätte wissen, nach der unsre geistigen Augen blicken können, wo es gilt, für irgendeine neuere Bestrebung die richtige Beleuchtung zu suchen, dann können wir auch für die Zukunft Günstiges hoffen.

Böser Traum

Aus einem argen Traume aufgewacht,
Sitz' ich im Bett und starre in die Nacht.

Mir graut vor meiner eignen Seele tief,
Die solche Bilder aus dem Dunkel rief.

Die Sünden, die ich da im Traum getan,
Sind sie mein eigen Werk? Sind sie nur Wahn?

Ach, was der schlimme Traum mir offenbart,
Ist bitter wahr, ist meine eigne Art.

Durch eines unbestochenen Richters Mund
Ward mir ein Flecken meines Wesens kund.

Zum Fenster atmet kühl die Nacht herein
Und schimmert nebelhaft in grauem Schein.

O süßer, lichter Tag, komm du heran
Und heile, was die Nacht mir angetan!

Durchleuchte mich mit deiner Sonne, Tag,
Daß wieder ich vor dir bestehen mag!

Und mache mich, ob's auch in Schmerzen sei,
Vom Grauen dieser bösen Stunde frei!

Hermann Hesse

Digitized by Google

Ein vergessenes Bismarckbild

Von Otto Tschirch

Kaum zehn Jahre sind vergangen, seit der Einsiedler von Friedrichsruh nach einem Leben voll gewaltigsten Schaffens sich zur ewigen Ruhe niederlegte, und doch erscheint uns das Zeitalter, das seinen Namen trägt, schon so weit zurückliegend. Neue Ereignisse, neue politische Aufgaben nehmen uns in Anspruch, und die große Vergangenheit verfällt der rein historischen Betrachtung. Wie viele Bausteine sind in den letzten Jahren für Bismarcks Leben zusammengetragen worden! Zu seinen politischen Reden, zu seinen Erinnerungen sind seine köstlichen Familienbriefe getreten. Auch die Entwicklung der äußern Gestalt unsers Helden hat schon ihre Geschichtschreiber gefunden; in geistvoller Weise hat Fritz Stahl die Veränderungen dieser ausdrucksvollen Züge durch ein langes Leben verfolgt.

In dieser Reihe fehlt nun ein lebensgroßes Ölbild Bismarcks, das merkwürdigerweise bisher fast ganz unbeachtet geblieben ist und in keiner Lebensbeschreibung des Fürsten erwähnt wird. Nur eine Lithographie des Bildes von Weinecke in Großfolio ist vorhanden, die aber nur ein Brustbild bietet. Das Original stammt aus jener bewegten Zeit, da der stürmische preußische Royalist der heranwogenden Revolution sein absolutistisch monarchisches Kredo entgegensetzte und durch seine feudalen Ketzereien die Empörung der liberalen öffentlichen Meinung erregte. Es hing jahrzehntelang im Oberbürgermeisterzimmer des Rathauses zu Brandenburg a. H. Infolge eines Umbaues des Gebäudes hat es jetzt seinen Platz im Flur des ersten Stocks gefunden, wo es einer größeren Zahl von Beschauern zugänglich ist.

Das Gemälde hat eine eigentümliche und nicht uninteressante Geschichte, die sich jetzt einigermaßen aufklären läßt. Es ist ein Geschenk märkischer Edelleute an die Stadt Brandenburg vom Jahre 1854. Der Schöpfer des Bildes, das als Malerzeichen die ineinander verschlungenen Buchstaben B und M und das Jahr 1850 zeigt, war den Eigentümern bisher unbekannt. Es ließ sich aber annehmen, daß das Bildnis auf der Berliner Akademischen Kunstausstellung von 1850 oder 1852 erschienen war, und in der Tat versicherte mir gesprächsweise Professor Ludwig Pietsch, dessen fabelhaftes Gedächtnis in Künstlerkreisen sprichwörtlich ist, daß er das Bild im großen Altsaale der Akademie der Künste 1850 hängen gesehen und daß es als Darstellung eines bei der demokratischen Menge arg verhaßten Junkers ein gewisses Aufsehen erregt habe. Ein Blick in den Berliner Ausstellungskatalog von 1850 bestätigte diese Angabe und verriet den Namen des Künstlers. Es ist Moritz Berendt, der zwischen 1830 und 1860 die Berliner Kunstausstellung ziemlich regelmäßig beschickt hat. Der Künstler, am 6. September 1805 in Berlin als Sohn eines angesehenen Kaufmanns geboren, erhielt seine erste Ausbildung im Atelier des Berliner Professors Wach, der einst durch seine akademisch-klassizistischen Altarbilder bekannt war, und studierte dann von 1833 bis 1835 unter des jüngeren Schadow Leitung in Düsseldorf. Seitdem lebte er zwei Jahrzehnte in Berlin in eifriger künstlerischer Tätigkeit als Porträt- und Historienmaler und verließ diese seine Heimat erst, als er sich 1855 verheiratete und auf Verlangen seines Schwiegervaters ein Brotamt ergriff. Er siedelte nach Marienwerder über und übernahm die Stelle eines Zeichenlehrers am Gymnasium.

Die Gebiete, auf denen Berendt besonders erfolgreich gewesen ist, waren das Bildnis, das Genre und vor allem die religiöse Malerei. Er widmete sich mit einem solchen Eifer der künstlerischen Wiedergabe der Reformationsgeschichte, daß man ihn seinerzeit allgemein den Luther-Berendt nannte. Alle diese Bilder sind verschollen. Berendt bewegt sich im ganzen auf den Pfaden der Düsseldorfer, ergeht sich im Zarten und Empfindungsvollen und erfreut durch liebevolle Einzelausführung. Aber wenn man seine Gemälde, seine Farbenskizzen und Handzeichnungen, die sich im Besitz seines Neffen, des Herrn Majors Berendt in Berlin, befinden, durchmustert, so wird man von einzelnen Schöpfungen lebhaft angezogen. So ist ein kreuz-

Digitized by Google

tragender Christus des Künstlers, der sich im Besitz seines Sohnes, des Herrn Intendantur-assessors Berendt in Magdeburg, befindet, zwar offenbar stark von Caracci und Guido Reni beeinflußt und von etwas weichlicher Empfindsamkeit angekränkelt, aber der Laie wird sich dem starken Eindruck innigster Frömmigkeit, den die Gestalt atmet, und der wirksamen Belenchtung des schmerzdurchfurchten Gesichts nicht entziehen. Unter den Luthergemälden wirkt namentlich das Bild „Luther im Kloster zu Erfurt, auf dem Krankenlager von einem Mönch getröstet", das nur noch in einem Stahlstich erhalten zu sein scheint, durch die Innigkeit des religiösen Gefühls.

Berendt schloß sich schon früh den Altlutheranern an, die unter Friedrich Wilhelm III. wegen ihres Widerstandes gegen die Durchführung der Union mancherlei Verfolgungen ausgesetzt waren. Diese seine religiöse Gesinnung brachte ihn in nahe Beziehungen zu jenen hinterpommerschen Adelsfamilien, die das kindlich-gläubige Bibelchristentum aus innerster Überzeugung pflegten und mit ihren Konventikeln und ihrer Beschützung der Sektierer den Kummer der unionistischen Landesregierung bildeten. Es ist jener Kreis, der in Bismarcks Jugendgeschichte eine so bedeutsame Rolle spielte. Besonders die Familie Puttkamer-Versin, die ganz der pietistischen Richtung angehörte, öffnete Berendt ihr Haus, und oft ist er dort als Porträtist tätig gewesen. Zwei Töchter des Hauses, Laura und Franziska, folgten auch in ihren Heiraten der streng religiösen Richtung der Familie und verbanden sich mit Opfern der Altlutheranerverfolgung: Laura mit dem Pfarrer Lasius, der wegen leidenschaftlicher Vertretung seines kirchlichen Standpunktes abgesetzt, später aus Pommern nach Gumbinnen verbannt wurde und erst unter dem König Friedrich Wilhelm IV. die Erlaubnis erhielt, die altlutherische Gemeinde in Berlin zu versorgen; Franziska (sie lebt noch hochbetagt, doch geistesfrisch zu Stolp) mit einem ehemaligen Militärauditeur Barschall, der sein Amt verloren hatte, weil er sein Kind hatte lutherisch taufen lassen, und der ebenfalls durch den neuen Landesherrn eine Wiederanstellung als Strafanstaltsdirektor in Brandenburg erhalten hatte. Durch diese Familien, bei denen der fromme Maler als Lasius' Beichtkind verkehrte, wurde er Otto von Bismarck-Schönhausen zugeführt, der die Cousine der ebengenannten Damen zur Frau hatte. So erbat und erhielt er die Erlaubnis, den Schloßherrn zu malen.

Berendts Bild, nach dem Urteil von Kennern tüchtig gemalt, zeigt Bismarck im Garten stehend. Sicheres Selbstbewußtsein spricht aus den klugen Augen, das Gesicht ist von einem kurzen Vollbart umrahmt, über der großgewölbten Stirn zeigt sich das Haar schon etwas gelichtet. Es ist der märkische Edelmann, auf dem ererbten Heimatsboden stehend, den er bereit ist mit seinen treuen Bauern gegen alle Erschütterungen des Umsturzes zu verteidigen. Auf den Hintergrund hat der Maler kein besonderes Gewicht gelegt. Er deutet den Ort nur durch Kirche und Herrenhaus von Schönhausen an und verbindet die Figuren vorn mit dem Hintergrunde durch eine sehr stattliche Balustrade mit kräftig ausgeführten exotischen Gewächsen. Ganz prächtig ist der von einem Tiermaler nachträglich dem Bilde eingefügte Hund gelungen, der sich zutraulich an seinen Herrn herandrängt. Es ist die dänische Dogge Odin, die in den Familienbriefen jener Zeit ständig auftritt. Odin war, so berichtet mir die greise Schwester des Fürsten, Frau Malwine von Arnim-Kröchlendorf, der Portier des Tag und Nacht offenen Kniephofer Herrenhauses. Er ließ jeden herein; wenn er aber die Persönlichkeit nicht kannte, drängte er sie in eine Ecke, legte sich davor und beantwortete jede Bewegung seines Gefangenen mit einem vielsagenden Knurren, bis der Hausherr den Lärm hörte und den Wächter abrief. Der Ausdruck von Intelligenz und ruhiger Zuverlässigkeit in dem Hundekopfe ist vollkommen wiedergegeben.

Das lebensgroße Bild, nach dem Urteil von Kennern etwa den Bildnissen Beudemanns gleichzustellen, erscheint für die Bildnisgeschichte Bismarcks um so wertvoller, als vor der Frankfurter Zeit nur ein paar kleinere Ölbilder aus seinem Jugendalter von ihm vorhanden sind und das von Becker in Frankfurt 1858 gemalte, das ihn in konventioneller Auffassung als eleganten Diplomaten darstellt, von allen seinen Gemälden am wenigsten befriedigt. Am nächsten steht unser Bild wohl der schönen Zeichnung von Bürde aus dem Jahre 1847.

Obwohl das Bild nach Frau Johannas Urteil sehr ähnlich war, hat es doch lange keinen Besitzer gefunden. Bismarcks hatten

Digitized by Google

dem Maler nicht verhehlt, daß sie das Bild nicht kaufen könnten. Er hoffte aber, durch das Bild des schon weithin bekannten Parteihauptes seinen Ruf zu fördern. Als er es dann nicht verkaufen konnte, beschloß er zum großen Ärger Bismarcks, es zu verlosen. Eine Zeitlang schien es, als wenn ein Verwandter das Bild für siebzig Louisdor (etwa tausend Mark) erwerben würde. (Nach einem mir von Herrn Geheimrat Marcks mitgeteilten Familienbriefe von 1850.) Diese Aussicht zerschlug sich aber. Dagegen scheint der Verlosung eine Form gegeben worden zu sein, die Bismarck die Besorgnis nehmen konnte, daß das Gemälde in unrechte Hände kommen möchte. Es tat sich nämlich eine Anzahl havelländischer Edelleute zusammen, wohl gleich in der Absicht, daß der Gewinner es der Stadt Brandenburg übergeben sollte, wo es schon seit einiger Zeit in dem Hause des Oberbürgermeisters Brandt, eines Gesinnungsgenossen des Schönhauser Schloßherrn, aufbewahrt wurde. Frau von Hobe auf Dyrotz war die Gewinnerin, und auf ihre Veranlassung stiftete es Major a. D. von Bredow auf Briesen bei Friesack am 28. September 1854 der Stadtgemeinde Brandenburg zum fortwährenden Andenken an die Wahl von 1849, wo es „durch das rege Streben so vieler braver Bewohner der alten vaterländischen Stadt und das kräftige Mitwirken seines Oberbürgermeisters im Verein mit andern patriotischen Freunden gelungen, für die gute Sache des Vaterlandes den wahren Vaterlandsfreund Bismarck als Kammermitglied zu wählen."

Dieser Brief ist ein merkwürdiges Zeugnis für die hohe Achtung, die der märkische Adel für den politischen Vorkämpfer der preußischen Monarchie schon damals hegte, und für das Gefühl der Dankbarkeit, das er der alten Kurstadt für ihren hervorragenden Anteil an der Wahl Bismarcks zum Abgeordneten zollte. Brandenburg ist von der revolutionären Bewegung des Jahres 1848 nicht freigeblieben; wie alle von dem Strom der Zeit stärker durchpulsten Städte hat es der neuen Freiheit entgegengejubelt. Doch hat es anderseits auch seinen Beruf als Wiege des preußischen Staates nicht vergessen, die Hüterin echt preußischer Überlieferungen zu sein. Die Stadt hat der Regierung für die Zurückberufung des Prinzen von Preußen laut gedankt, und die Einwohner bereiteten dem Rückkehrenden bei der Durchfahrt auf dem Bahnhof einen festlichen Empfang. Als später der Brandenburger Bürgermeister Ziegler, der bisher für einen absolutistisch gesinnten Beamten gegolten hatte, sich der äußersten Linken anschloß und dem Steuerverweigerungsbeschlusse des Parlaments beitrat, verlor er alles Ansehen in der Stadt, und Magistrat und Stadtverordnete mißbilligten öffentlich alle revolutionären Schritte. Gegen Ziegler ist dann Bismarck am 5. Februar 1849 in einem harten Kampfe zum Kammerabgeordneten gewählt worden, keineswegs durch die Rathenower Wahlmänner, wie in den meisten Lebensbildern Bismarcks zu lesen ist, sondern dadurch, daß eine große Zahl der gemäßigten Liberalen in der Kurstadt für den konservativen Junker stimmte, um dem Lande Frieden und monarchische Ordnung zurückzugeben. Die Rathenower Wahlmänner haben nachweislich bei der ersten Wahl alle demokratisch gestimmt, also ihre Stimmen gegen Bismarck in die Wagschale geworfen. Es gibt eine prächtige, humoristisch gefärbte Schilderung, wie Bismarck gegen die Quertreibereien eines Genthiner Holz- und Strohhändlers Heidepriem die Rathenower Wahlmänner durch eine schlichte und markige Rede für sich gewinnt. Die Erzählung mag einen wahren Kern in sich bergen, aber sie bezieht sich offenbar auf eine spätere Wahl — Bismarck ist im ganzen viermal in diesem Wahlkreise gewählt worden —, bei der in Rathenow die Stimmung für den Schloßherrn von Schönhausen, in Brandenburg gegen ihn umgeschlagen war. Im Februar 1849 hatte ein Teil des Brandenburger Bürgertums Bismarck gegen seinen früheren Oberbürgermeister siegreich auf den Schild erhoben. Bald aber wandte sich die öffentliche Meinung von ihm ab, da er in keck herausfordernder Weise den Träumen von dem Aufgehen Preußens in Deutschland entgegentrat. Da blieb ihm in Brandenburg nur eine kleine Zahl von Konservativen treu, setzte aber mit Hilfe der Landbezirke mehrmals seine Wiederwahl durch.

So ist also unser Bismarckbild im Rathause zu Brandenburg eine merkwürdige Erinnerung an den gemeinsamen Wahlkampf des Adels, der Bürger und der Bauern der Mittelmark für die Wiederherstellung der preußischen Monarchie im Jahre 1849.

Digitized by Google

Der Philharmonische Chor in Berlin. (Nach einer Aufnahme von Zander u. Labisch in Berlin.)

Musikalische Rundschau

Von Dr. Karl Storck

I

Zum fünfundzwanzigjährigen Bestehen des Berliner Philharmonischen Chors

Das fünfundzwanzigste Stiftungsfest des Philharmonischen Chors wurde zu Ende des vergangenen Jahres an seiner Wirkungsstätte Berlin nicht wie eine Vereinsangelegenheit gefeiert, sondern als ein Ereignis unsers Musiklebens. Diese Erscheinung ist charakteristisch. Da sie vollkommen zu Recht bestand, schließt sie das höchste Lob in sich, das dem feiernden Verein gespendet werden konnte. Charakteristisch ist sie, weil dieser Chorverband alles, was an Vereinstümelei erinnert, dauernd von sich ferngehalten hat. Darauf beruht seine Sonderstellung, darin liegt zu einem guten Teil die Erklärung für seine eigenartige Bedeutung. Der Philharmonische Chor ist das Instrument seines Dirigenten Siegfried Ochs, so wie einst das Meininger Orchester das Instrument Bülows war. Wie in diesem weltberühmten Fall hat die Persönlichkeit des Dirigenten den einen Verband aus der großen Schar älterer herausgelöst; wie dort hat man hier das Gefühl, daß mit dem Dirigenten Wesen und Größe des Verbandes untrennbar verbunden seien. Es wäre deshalb vielleicht richtiger gewesen, obwohl es weniger schön geklungen hätte, wenn der Philharmonische Chor seinen ursprünglichen Namen als „Siegfried Ochsscher Gesangverein" beibehalten hätte. Damit wäre dann deutlich der Unterschied von andern großen Verbänden: wie Singakademie, Lehrergesangverein, Liedertafel und dergleichen, hervorgehoben worden. Hier wäre die Bezeichnung das wichtigste Charakteristikum gewesen, während sie beim Sternschen Gesangverein, der den Namen seines Gründers noch heute trägt, niemals Bedeutung gehabt hat.

Hier liegt das große, geradezu musikgeschichtlich bedeutende Verdienst von Siegfried Ochs, daß er auch gegenüber großen Chorwerken das Recht der persönlichen Auffassung des Dirigenten durchsetzte und sich dafür in seinem Chor das willige Werkzeug erzog. Denn die einzige Überlieferung, die der Philharmonische Chor hat, ist eben der Gehorsam, die unbedingte Unterwerfung unter den Willen von Siegfried Ochs. Das hängt aufs engste zusammen mit der Entstehungsgeschichte dieses Chors. Während jetzt bei der Feier an vierhundert Menschen zum Dirigentenstab ihres Leiters emporschauten, waren es am gleichen Abend vor fünfundzwanzig Jahren ganze elf. Einige musikliebende Herren und Damen hatten sich in einem Privathause unter die Leitung des damaligen Musikstudenten Siegfried Ochs gestellt, um mehrstimmige Hausgesangsmusik zu treiben. Ochs selbst war damals vierundzwanzig Jahre alt. Am 19. April 1858 in Frankfurt geboren, hatte er nach dem Besuch des Gymnasiums erst in Darmstadt und Heidelberg Chemie studiert,

Digitized by Google

war aber dann zur Musik übergegangen. An der Berliner Hochschule verdankte er dem Vorbild A. Schulzes in dessen Schulung des A-cappella-Chors wertvolle Anregung, mußte aber, wie auch mancher andre, so viele Bedenken gegen seine musikalische Begabung hören, daß er lieber außerhalb der Hochschule bei Friedrich Kiel und Heinrich Urban seine Ausbildung vollendete.

Aus jener häuslichen Unterhaltung vom 8. Dezember 1882 wurde rasch eine liebe Gewohnheit, und da sich die Zahl der Teilnehmer schnell vermehrte, wurde aus den Zusammenkünften einzelner ein Verein. Bald begnügte man sich nicht mehr mit den Leistungen in privaten Kreisen, sondern trat schon zwei Jahre später vor die Öffentlichkeit, und zwar mit dem „Deutschen Liederspiel" von Herzogenberg, also einer Komposition, die mit einer beschränkten Zahl von Chormitgliedern durchaus stilgerecht aufgeführt werden kann. 1885 gab man bereits das erste Konzert mit Orchester. Und nun erwies sich der junge Chor auch sehr schnell als wichtiger Faktor neben den beiden älteren großen Chorvereinen, der Singakademie und dem Sternschen Gesangverein. Die erstere brachte eigentlich immer nur gewisse Werke von Bach, Händel und den ausgesprochenen Singakademiegrößen, Grell, Graun, zu Gehör. Für den Sternschen Gesangverein war Mendelssohn der eigentliche Schutzheilige; sein schönstes Verdienst erwarb sich dieser Verband durch regelmäßig wiederkehrende Aufführungen der Beethovenschen „Missa solemnis".

Der junge Chor wagte sich gleich an ganz neue Werke. Der größte Teil der Kritik dankte ihm das sehr wenig, sondern empfand es als eine Dreistigkeit, daß just der junge Chor sich an ganz neue Aufgaben mache. Natürlich war es dann noch eine viel größere Dreistigkeit, wenn sich eben derselbe junge Chor erlaubte, Werke darzubieten, deren Aufführung sich die andern Chorverbände gepachtet hatten. Aber der Siegfried Ochs „forcht sich nit". Das Publikum hatte er bald für sich, eine stets wachsende, ihm mit Begeisterung anhängende Sängerschar hinter sich, ein lebendiges Gegenwartsempfinden und ein sicheres Können in sich. So schlug er Schlacht um Schlacht und hat kaum eine Niederlage erlitten. Die erste Aufführung der H-Moll-Messe in der Berliner Garnisonkirche (22. April 1895) war wohl so eine. Aber der junge Feldherr zeigte gleich, daß das nicht seine Schuld war. Sofort veranstaltete er eine neue Aufführung der H-Moll-Messe in der Philharmonie, und seither gehört dieses Werk nicht nur zu den hervorragendsten Darbietungen des Philharmonischen Chors, sondern ist dank seiner Arbeit zu einem sichern Fels in der wogenden Brandung unsers Musiklebens geworden. Betrachtet man die Reihe der bisher vom Philharmonischen Chor aufgeführten Werke, so wird man erkennen, daß hier keinerlei

Siegfried Ochs, Gründer und Dirigent des Philharmonischen Chors in Berlin. (Nach einer Aufnahme von E. Bieber, Hofphotographen in Berlin.)

Parteistandpunkt für die Auswahl der Werke maßgebend ist, vielmehr das Gefühl bekommen, daß dieser Chorleiter es als seine Pflicht angesehen hat, das wirklich Bedeutsame aus der Chorliteratur, ob neu, ob alt, vorzuführen. Noch ist ja nichts von Selbstgenügsamkeit in diesem Verein zu merken, noch brachte uns jeder Winter neben den Aufführungen alterprobter Werke solche von neuen.

Hat so die äußere Werdegeschichte des Vereins es begünstigt, daß dieser so ganz zum Werkzeug in der Hand seines Dirigenten wurde, der ja sein Schöpfer und Heranbilder war, so blieb er dieses Werkzeug nur dank dem ganz außerordentlichen Pflichtgefühl seines Leiters. Siegfried Ochs hat den ersten berühmten Gönner, die erste starke Anerkennung bei Hans von Bülow gefunden, der für seine Berliner philharmonischen Konzerte sich mit dem Chor verband, zum erstenmal am 6. März 1889 in jener denkwürdigen Doppelaufführung der Neunten Symphonie. Etwas von der Art Hans von Bülows lebt in Siegfried Ochs: Bülows Auffassung von der Schulung einer musikalischen Gemeinschaft hat in ihm den getreusten Fortsetzer. Bülow selber ist durch die Entwicklung, durch vielfache persönliche Verhält-

Digitized by Google

Franz Naval, königl. Kammersänger, jetzt Mitglied der Komischen Oper in Berlin. (Nach einer Aufnahme von J. F. Langhans, k. u. k. Hofphotographen in Prag.)

nisse in den letzten Jahren seines Lebens von der von ihm selber aufgestellten idealen Art sogar etwas abgekommen, was bei der unvergleichlichen Energie seiner Persönlichkeit kaum schädigend hervortrat, seither aber in unser Dirigententum einen Zustand gebracht hat, der einstweilen noch mehr seine glänzenden Seiten zeigt, während dem schärfer Zusehenden doch die schädlichen Folgen längst nicht mehr verborgen sind. Ich meine das Dirigentenvirtuosentum, das seine innerste Ursache im „reisenden" Dirigenten hat. Die Mehrzahl unsrer berühmten Dirigenten verwächst nicht mehr aufs innigste mit ihrem Orchester. Sie kommen immer nur als „Gäste". Es sind einige vorzügliche Körperschaften vorhanden, die von ständigen Dirigenten geschult werden, so daß der „illustre" Gast eigentlich nur für die großen Öffentlichkeitskonzerte auftritt. Es ist ein bißchen jenes Verhältnis, wie wenn für Fürsten ihre Paradepferde gut zugeritten werden. Aber selbst wenn der betreffende Fürst ein ausgezeichneter Reiter ist, bleibt es doch dabei, daß der Zureiter der eigentliche Lehrmeister des Pferdes ist, daß das Pferd auch zu diesem Zureiter das engste Verhältnis gewinnt. In der Tat, man unterschätzt gerade in dieser Richtung den außerordentlichen Wert der Arbeit des Dirigenten mit dem ihm anvertrauten Orchester, den Wert für den Dirigenten selbst wie auch für seine Körperschaft. Es ist aber unter diesen Umständen auch gar nicht zu vermeiden, daß es bei solchen Aufführungen mit den Einzelheiten der technischen Ausführung nicht genau genug genommen werden kann. Es bleibt gar nicht die Möglichkeit, so zu probieren, daß alles herauskommt, wie es sollte. Das wird dann durch die „großzügige, eigenartige, subjektive", das heißt in diesem Fall dann meist in Einzelheiten auffallend willkürliche Gesamtdarbietung verdeckt.

Bei Siegfried Ochs gibt es nichts dergleichen. Bei ihm wird derartig geprobt und vorgearbeitet, daß in der Tat jede, auch die geringste Einzelheit genau so herauskommt, wie der Dirigent es will. Wenn man sich gegenwärtig hält, daß in einem solchen Chor von vierhundert Mitgliedern doch meist recht verwöhnte Leute der sogenannten guten Gesellschaft sich befinden, die obendrein in musikalischer Hinsicht doch auch zumeist Dilettanten sind, so mag man ermessen, was ein derartiges Betonen höchster technischer Schulung bedeutet. Denn gerade der Dilettant neigt zuerst dazu, sich auf das einmal Einstudierte zu verlassen. Und gerade der Gesellschaftsmensch hat so vielerlei Abhaltungen, daß er sich den mühseligen und unerfreulichen Proben gern entzieht. Wie die Fama zu berichten weiß, verfügt Siegfried Ochs neben allen seinen übrigen Eigenschaften auch über ein unwiderstehliches Maß von Grobheit, der man in diesem Fall dann doch wohl das altbewährte Beiwort der „göttlichen" geben darf.

So verbürgt auch die ganze Persönlichkeit dieses Mannes, daß die hohe Anerkennung, die ihm heute von allen Seiten gezollt wird, ihn in seiner stets gleich strengen Arbeitsauffassung ebensowenig beirren wird wie früher die vielfache Beseindung. Und so darf man die sichere Zuversicht aussprechen, daß der Philharmonische Chor unter der Führung seines Gründers und Meisters auch in Zukunft seine bedeutsame Stellung in unserm Musikleben bewahren wird. —

Der Philharmonische Chor hat an seinem Jubelfeste das hundertundfünfundzwanzigste öffentliche Konzert gegeben. In diesen Konzerten sind von achtundvierzig Komponisten hundertundzwölf verschiedene Werke aufgeführt worden. Einzelne der größten Werke wurden in regelmäßigen Zwischenräumen dargeboten. So vor allem Bachs H-Moll-Messe; aber auch das Requiem von Berlioz ist bereits siebenmal aufgeführt worden. Die größere Zahl dieser Werke wurde durch den Chor zum erstenmal in Berlin gesungen. Viele Werke haben

Digitized by Google

hier ihre Uraufführung erlebt. Ein besonderes Verdienst erwarb sich Siegfried Ochs durch die Ausgrabung zahlreicher Kantaten von Joh. Seb. Bach, und hier dürfen wir von ihm wohl immer neue Offenbarungen aus dem jetzt ja zugänglich gemachten unerschöpflichen Hort des Thomas-Kantors erwarten. Das Nebeneinander der Namen Berlioz, Brahms, Bruckner, Liszt, Mendelssohn, Hugo Wolf, Richard Strauß, Bruch, Schumann, Schubert bezeugt hinlänglich, daß der Chor keiner Partei dient, sondern bestrebt ist, das Gute der großen Chorliteratur darzubieten. Möge er in diesem Geist auch fernerhin tätig sein!

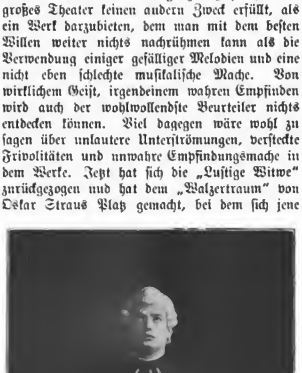
✱ Musikdramatisches ✱

Dem musikdramatischen Leben dieses Winters fehlte das wirklich große Ereignis. Das Theater des Westens ist für eine ernsthafte Betrachtung ausgeschieden. Man kann eigentlich nur in einer Großstadt wie Berlin so recht den ganzen Hohn des Verhältnisses fühlen, in dem manche Theater zu der Bezeichnung einer Kulturstätte stehen. Das Theater des Westens ist doch kein Winkeltheater, kein bescheiden sich versteckender Unterhaltungsort. Protzig prangt der prahlende Bau, und was wurden seinerzeit für Hoffnungen daran geknüpft! Aber alle Versuche, eine zweite wirklich volkstümliche Oper zu schaffen, sind gescheitert, hätten sich wohl auch bei besserer wirtschaftlicher Führung nur schwer behaupten können. Letzten Endes aber doch nur, weil der wahre künstlerische Ernst fehlt. Denn wenn es in Wien möglich ist, mit großem künstlerischen und auch sozialen Gelingen eine zweite Oper durchzusetzen, so müßte das auch in Berlin gehen. Freilich hat in Wien die Hofoper eine sehr vornehme Gesinnung bewiesen, indem sie der Volksoper häufiger das Aufführungsrecht von noch nicht freien Opern gewährte. Ich kann mir aber nicht denken, daß eine unmittelbar an unsern Kaiser gerichtete Bitte um Freigabe einiger Wagnerwerke zu wirklich volkstümlichen Aufführungen nicht Erfolg haben würde.

So wie jetzt gearbeitet wird, ist ein Erfolg unmöglich. Auch die Komische Oper kann sich keinen Spielplan schaffen. Hat ein Werk einigermaßen Erfolg, so wird es zu Tode gehetzt. Massenets „Werther" ist in den ersten Monaten dieser Spielzeit wöchentlich dreimal gegeben worden. Da ist doch ein guter Besuch einfach ausgeschlossen. Danach wurde das Werk abgesetzt. „Figaros Hochzeit" ist auch ganz von dieser Bühne verschwunden, die überhaupt gewöhnlich nur mit zwei Werken arbeitet.

Die Lortzing-Oper scheint ja wieder für einige Zeit finanziell gesichert zu sein, verfügt aber einerseits nicht über die Mittel, um einigermaßen leistungsfähiges Personal beisammenzuhalten, anderseits nicht über die Bescheidenheit, ihre Darbietungen in dem Rahmen zu halten, der mit den vorhandenen Kräften würdig auszufüllen wäre. Durch eine einzige ganz unwürdige Aufführung eines uns wertvollen Meisterwerkes wird aber nicht nur großer künstlerischer Schaden angerichtet, sondern es werden auch die besseren Elemente vom Besuch dieses Theaters abgeschreckt. Und gerade die künstlerischen besseren Elemente sind zum großen Teil aus finanziellen Gründen auf eine Volksoper angewiesen und würden den zuverlässigen Stamm einer solchen abgeben, wenn anständige Leistungen geboten würden.

Was nun mit der Volksoper nicht gelingt, das scheint der Operette leichtzufallen. Im Theater des Westens ist die „Lustige Witwe" über vierhundertmal hintereinander aufgeführt worden. Also über ein ganzes Jahr hat ein großes Theater keinen andern Zweck erfüllt, als ein Werk darzubieten, dem man mit dem besten Willen weiter nichts nachrühmen kann als die Verwendung einiger gefälliger Melodien und eine nicht eben schlechte musikalische Mache. Von wirklichem Geist, irgendeinem wahren Empfinden wird auch der wohlwollendste Beurteiler nichts entdecken können. Viel dagegen wäre wohl zu sagen über unlautere Unterströmungen, versteckte Frivolitäten und unwahre Empfindungsmache in dem Werke. Jetzt hat sich die „Lustige Witwe" zurückgezogen und hat dem „Walzertraum" von Oskar Straus Platz gemacht, bei dem sich jene



Karl Jörn, Mitglied der Königlichen Oper in Berlin, als des Grieux in Massenets „Manon". (Nach einer Aufnahme von Theodor Penz in Charlottenburg.)

Digitized by Google

Leute, die sich gegenüber einer Operette das Denken noch nicht abgewöhnt haben, den Kopf zerbrechen, wie nur der Titel zustande gekommen ist. Auch hier ist wieder das beste, was man sagen kann: einige gefällige Melodien und eine nicht liederliche musikalische Arbeit. Man ist die schlechte Mache bei Operetten so gewöhnt, daß man es bereits als Vorzug empfindet, wenn man darüber nicht zu klagen braucht.

Inzwischen geht ein neuer Theaterbau seiner Vollendung entgegen, der ebenfalls ganz der Operette gewidmet sein soll Schon zuvor hat das dafür zusammengestellte Künstlerpersonal im Berliner Theater sich niedergelassen und daselbst mit Jacques Offenbachs „Blaubart" einen, wie man an allen Säulen lesen kann, „sensationellen" Erfolg errungen. Ich zweifle auch nicht daran, daß Ritter Blaubart noch auf Monate hinaus sein aus Cancan, schmutzigen Anspielungen, grausiger Frivolität, nicht mehr aktueller Satire und gelegentlicher Sentimentalität zusammengebrautes Mischmasch vortanzen und vorsingen wird. Es wäre ein willkommener Druckfehler, wenn beim letzten Wort statt vor- versingen gesetzt würde. Denn was am Abend der Premiere an falschem,

Putnam Griswold, Mitglied der Königlichen Oper in Berlin.

unreinem und unschönem Gesang geboten wurde, war eine Qual für jedes einigermaßen musikalische Ohr. Ich halte es für völlig fruchtlos, nachzuweisen, wie unkünstlerisch dieses Werk Offenbachs ist, wie wenig es auch in satirischer Hinsicht für uns Heutige gibt; wie innerlich widerwärtig gerade hier die Mischung von Karikatur und sich als wahr gebender Empfindung ist. Wir müssen den Versuch der Wiederbelebung Offenbachs eben einfach ertragen, solange bis die deutsche komische Oper und das deutsche Singspiel eine so ausgiebige Pflege und damit Bereicherung gefunden haben, daß ein Spielplan damit bestritten werden kann.

So hat nur die Königliche Oper einen Spielplan, der ein künstlerisch fruchtbares Arbeiten ermöglicht, und trotz unsrer vielen der Musikdramatik gewidmeten Häuser ist sie die einzige Stelle, an der man doch einigermaßen einen Überblick über das lebendige musikdramatische Schaffen gewinnen kann. Leider auch nur einigermaßen. Der Andrang zu den Vorstellungen der Königlichen Oper ist so groß, daß sie vom rechnerischen Standpunkt am klügsten tun würde, die erfolgreichen Werke möglichst oft zu wiederholen. Wenn Richard Strauß' „Salome" in wenig mehr als einem Jahre fünfzig Abende besetzt, eine Neuheit wie die „Madame Butterfly", trotzdem ihr künstlerisch keine Bedeutung zugestanden werden kann, durch die Zugkraft einer darin verwendeten Künstlerin auch rasch hintereinander über fünfundzwanzig Aufführungen erlebte; wenn nachher „Aida" dank der neuen Ausstattung und der glänzenden Leistung der Destinn in der Titelrolle wöchentlich wenigstens zweimal erscheint, so bleibt, die in dieser Häufigkeit nun durchaus berechtigte Vorführung Wagnerscher Werke hinzugerechnet, für alles andre fast nichts mehr übrig. Vom rechnerischen Standpunkt aus ist es ja begreiflich, wenn die Königliche Intendanz allen unerprobten Neuheiten gegenüber von größter Zurückhaltung ist und lieber erfolgsichere ältere Werke neu einstudiert. Allerdings dürfte sich gerade die Königliche Oper nicht so sehr von diesen finanziellen Überlegungen leiten lassen. Sie hätte das dann sicher auch weniger nötig, wenn sie den Begriff der Neueinstudierung nicht so sehr als Neuausstattung auffaßte und bei diesen neuen Ausstattungen nicht in immer steigendem Maße den Nachdruck auf den Prunk verlegte. Und geradezu verhängnisvoll ist es dann, wenn die wenigen Neuheiten, die herausgebracht werden, kaum aus rein künstlerischen Erwägungen gewählt worden sind; denn gerade bei der Wahl dieser Neuheiten hat die Königliche Oper in den letzten Jahren in künstlerischer Hinsicht uns vielfach so geringwertige ausländische Erzeugnisse vorgesetzt, daß der Nachweis nicht schwerfällt, daß eine große Zahl künstlerisch wertvollerer deutscher Werke vorhan-

Digitized by Google

Hans Thoma: Im März.

Digitized by Google

den ist, die nun niemals auf die so außerordentlich wichtige Aufführung in Berlin rechnen können.

Im übrigen gebe ich gern zu, daß an unsrer königlichen Bühne tüchtig gearbeitet wird. Ich habe häufiger Gelegenheit gehabt, Aufführungen beizuwohnen, zu denen die Kritik nicht hinzugezogen war, und konnte dabei mit Freuden feststellen, daß jene vor allem an einigen Schauspielbühnen eingerissene Unsitte, nur für die der öffentlichen Kritik ausgesetzten Abende alle besten Kräfte anzuspannen, in der Königlichen Oper nicht heimisch ist.

Anerkennung verdient auch das Bemühen unsers jetzigen Intendanten, rechtzeitig für künstlerischen Nachwuchs zu sorgen. Freilich hat man den sehr feinen Sänger Franz Naval ziehen lassen, was um so bedauerlicher ist, als zur Aufzählung der Gesangskünstler unter den deutschen Bühnentenören man die Finger einer Hand nicht braucht. Vor allem aber, wenn man die italienische Gesangsoper im Spielplan halten will, muß man über eine hervorragende gesangstechnische Kraft verfügen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß Herr Kirchhoff in der Hinsicht ein voller Ersatz Navals wird. Jedenfalls ist er zum Höchsten berufen. Er verfügt über ein prachtvolles Stimmaterial, und seine Stimme sitzt von Natur so günstig, spricht so leicht an, daß es hier nur des Vermeidens aller unrichtigen Schulung und der Behutsamkeit vor Übernehmen bedarf, um zu den schönsten Ergebnissen zu führen. Es kommt hinzu, daß dieser Sänger über natürliches Spieltalent und eine sehr günstige Erscheinung verfügt. Auch Herr Jörn hat sich in mancher Hinsicht bedeutend entwickelt, und gerade sein unverfälschtes Naturburschentum verspricht ihm eine schöne Zukunft als Heldentenor, dem es ja dann gar nichts schaden kann, wenn er auch über lyrische Ausdrucksmöglichkeit verfügt. Herrn Jörn fehlt vor allem ein gründliches Studium der Bewegung auf der Bühne. Seine Haltung und die einzelne Bewegung, mehr noch der Beine als der Hände, wirken oft geradezu unschön. Außerdem scheint er es allzu leicht am Zusammenuehmen seiner geistigen Kraft fehlen zu lassen, so daß neben künstlerisch Vollendetem völlig Gleichgültiges steht. Einen andern Tenor holte man sich aus dem Ausland. Ich weiß nicht, ob Herr Maclennan noch am Anfang seiner Laufbahn steht. Dann wäre ja auf Kräftigung seiner Stimme noch zu rechnen. Jetzt macht ihn das große, akustisch nicht eben günstige Opernhaus leicht ermüden, was sich dann allzuoft in Detonieren äußert. Eine herrliche Kraft ist der junge Bassist Griswold, dessen Stimme große Ähnlichkeit mit der seines Lehrers Knüpfer hat. Die Leistung als Escamillo berechtigt übrigens zu der Hoffnung, daß der Künstler über das Lyrische hinaus zum Heldenhaften kommen kann. Man sollte ihm einmal den Wotan anvertrauen.

Frieda Hempel, Mitglied der Königlichen Oper in Berlin. (Nach einer Aufnahme von K. Pieperhoff, Hofphotographen in Baireuth.)

Eine sehr glückliche Hand hat die Intendanz mit der Anstellung von Fräulein Hempel bewiesen, die alle Anwartschaft hat, sich zur besten Koloratursängerin der deutschen Bühne zu entwickeln. Noch steht sie im Dienst der schönen nachgeschaffenen Form, noch beherrscht sie diese nicht so, daß die Form ihr dienen muß, um damit Seelisches auszudrücken. So erweckt ihr Vortrag häufig den Eindruck der Kühle. Die Art, wie sie die mehr getragenen lyrischen Stellen ihrer Rollen singt, beweist aber, daß es ihr keineswegs an innerer Anteilnahme mangelt. Und da die Dame sehr musikalisch und außerordentlich fleißig ist, darf man das beste hoffen, wenn ihr nicht zuviel zugemutet wird. In diesem Winter ist sie zweifellos viel zu oft aufgetreten, das hält in unserm kraftverschlingenden Opernhaus keine Stimme ungestraft aus. Dann ist Frau Hedwig Francillo-Kaufmann von der Komischen Oper wieder zur königlichen Bühne zurückgesiedelt und hat hier beweisen können, daß ihre Stimme jetzt völlig für den Raum ausreicht. Anmut der Erscheinung, Natürlichkeit des Spiels und angeborene Leichtigkeit des Vortrags machen sie vor allem für die Spieloper geeignet. So wäre also für das Koloratursach gut gesorgt, wenn wir nur in gleicher Weise für das gerade für die ernstere Musikdramatik viel wichtigere Fach der jungdramatischen Sängerin besser versehen wären. Aber hier steht Fräulein

Digitized by Google

Hedwig Francillo-Kauffmann, Mitglied der Berliner Königlichen Oper, in Aubers „Schwarzem Domino".

Destinn allein. Wenn sie uns im nächsten Jahre verläßt, um dem lockenden Dollarklange zu folgen, so wird es auch dann um dieses Fach schlimm stehen, wenn Fräulein Burchard aus Schwerin sich stimmlich auf die Dauer dem großen Raum gewachsen zeigen wird, was ich nach ihren bisherigen Gastspielen nicht bestimmt zu hoffen wage. Denn wir brauchen für dieses Fach wenigstens zwei erstklassige Kräfte. Nichts wirkt verstimmender, nichts schädlicher für den Ruf der königlichen Bühne, als wenn die zweite Besetzung eines häufig aufgeführten Werkes nicht bloß eine andre Besetzung ist, sondern wirklich eine zweitklassige.

Überhaupt ist es ein immer wiederkehrender und dabei so leicht zu vermeidender Fehler unsrer königlichen Bühne, daß bei den meisten Aufführungen eine Rolle vollkommen verkehrt besetzt ist, so daß es jedem Kenner des Personals der Oper leichtfällt, den besseren Ersatz zu nennen. Es sind unter den Frauenstimmen und unter den Männerstimmen einige, die unter keinen Umständen an einer ersten Bühne in irgend hervorstechender Weise verwendet werden dürften, die aber doch mit einer überraschenden Regelmäßigkeit erscheinen. Ich will in diesem Zusammenhange keine Namen nennen, denn verantwortlich für diesen schädigenden Zustand bleibt allein die Regie.

Und hiermit sind wir bei dem Punkt angelangt, der dringend der Abhilfe bedarf. Es fehlt unsrer königlichen Hofbühne für die Inszenierung ein Mann, der wirklich künstlerisch und malerisch sehen kann. Man verwechselt hier in schlimmster Weise Prunk mit künstlerischer Ausstattung. Daß man sich immer noch nicht daran gewöhnt, in den großen Bühnenraum kleinere Räume einzubauen, ist noch nicht das verhängnisvollste; da es bei der Aufführung der „Madame Butterfly" einmal geschehen ist, wollen wir zu hoffen wagen. Wenn man sich nur endlich von der traurigen Schablonenhaftigkeit des Beleuchtungswesens freimachen könnte. Wenn nur nicht immer wieder in der Aufstellung von Requisiten gröbste perspektivische Fehler gemacht würden. So wird, um nur eine einzige Aufführung hervorzuheben, in Gounods „Romeo und Julia" das Vorspiel noch immer mit den unmöglichen lebenden Bildern hinter dem Vorhang begleitet. Der Altar in der Kapelle Lorenzos ist so unglücklich aufgestellt, daß man von jedem Platz aus deutlich sieht, daß er nur aus Pappe ist. An die Rückwand geschoben, würde er natürlich plastisch wirken. Das Ruhelager im Schlafgemach Julias ist so gerade gegen das Publikum gerückt, daß die darauf lagernde Julia in jener Verkürzung erscheint, die die Maler ja immer wieder einmal als besonderes Problem zur Behandlung gereizt hat, die aber in der Wirklichkeit geradezu widerwärtig aussieht, zumal wenn die Darstellerin zu sitzender Haltung gezwungen ist, wobei der Rumpf etwa dreimal so groß erscheint wie die Beine. Es braucht nur eines Blickes eines künstlerisch geschulten Auges, und so etwas müßte als unmöglich empfunden werden. Unmöglich auch manches in den Kostümen, zumal in den Umhängen der Begleiterschaft Romeos. Unmöglich der lächerliche Wechsel der Beleuchtung in der Gartenszene, bei der es, sobald Romeo auf die Bühne tritt, immer so hell wird, daß kein Mensch es zu begreifen vermag, wie Julia über ihn hinwegsehen kann.

Das sind nur einzelne Beispiele für eine regelmäßig wiederkehrende Erscheinung. Es gab in den letzten zwei Jahren auf der andern Seite einzelne Fälle, die eine Besserung hoffen ließen. So eine an dieser Stelle gewürdigte Szene aus Tschaikowskis „Pique Dame"; so in diesem Jahre die Inszenierung der „Madame Butterfly". Aber daß man kurze Zeit danach für die mit besonderer Pracht — man beziffert die Kosten auf achtzigtausend Mark — bedachte Ausstattung der „Aida" wieder ganz der ältesten Schablone der „großen" Oper, der herkömmlichsten Verwendung des Balletts verfiel, zeigt immer wieder aufs neue, daß die gelegentliche Besserung die Zufälle sind, daß die alte Theatermache aber die Regel darstellt. Und das wird so lange so bleiben, bis sich die Königliche Oper entschließt, für jede einzelne Neuinszenierung einen nach seinem Gesamt-

Digitized by Google

schaffen gerade dafür besonders berufenen Künstler zur Mitwirkung heranzuziehen, der für das Gesamte des Bühnenbildes — die Kostümierung und die Grundstellung der Auftretenden natürlich mit eingeschlossen — weitgehende Skizzen entwirft. Die Übersetzung ins Bühnenpraktische mag ja dann den hier Erfahrenen überlassen sein. Die königliche Bühne verfügt über die zu einem solchen Unternehmen erforderlichen Mittel. Es wäre um so dringender notwendig, daß an dieser Stelle diese trotz der Ausartung an einzelnen Bühnen allein wahrhaft künstlerische Auffassung der Ausstattung heimisch würde, weil es in dieser Hinsicht leider an unsrer Komischen Oper schlechter geworden ist.

Dies Institut hat bis jetzt schon große Summen verschlungen und befand sich verflossenen Sommer deshalb in einer gefährlichen Krisis, die allerdings inzwischen gelöst zu sein scheint. Vielleicht hängen damit mancherlei Änderungen zusammen. Zunächst ist an Stelle des bisherigen schilfgrünen Bezuges eine rote Tapete getreten. Rot ist ja eine alterprobte Theaterfarbe und deshalb hauptsächlich beliebt, weil sie für den Teint der Damen sehr günstig wirkt. Es ist auch das eine Folge der Zeit, in der das Theater lediglich Unterhaltungsstätte der vornehmen Kreise war. Für die Architektur der Komischen Oper aber wirkt dieses Rot geradezu vernichtend. Dieses ganze Gebäude ist ein Rotbau, bei dem die höchste Anerkennung darin bestand, daß man zugeben mußte, es sei auf den knappen Raumverhältnissen möglichst viel Platz gewonnen worden. Diese architektonisch so unglücklichen seitlich überhängenden Ränge wurden durch die mattgrüne Färbung der Rückwand dem Auge einigermaßen verhüllt, weil dieses Grün perspektivische Klarheit verwischt. Das Rot nun hebt sie im Gegenteil möglichst schreiend hervor.

Noch schlimmer ist, daß durch den Übergang von der Stoff- zur Papiertapete die akustischen Verhältnisse verändert worden sind. Es war in der Komischen Oper immer unangenehm, daß der Klang zu sehr gedämpft war, daß sich geradezu der Stoff der Wandbekleidung heraushören ließ. Das nahm den Stimmen und dem Orchester jeden Glanz. Aber es war wenigstens ein gleiches Verhältnis zwischen diesen beiden Faktoren vorhanden. Jetzt ist das Orchester viel schreiender geworden, ohne daß der Klang an sich glänzender wirkt, und mit den Singstimmen ist es beim alten geblieben. Ich habe der einen Vorstellung vom Balkon des ersten Ranges aus beigewohnt und da in noch viel stärkerem Maße als vom Parkett aus unter dem völligen Verdecktwerden der Stimmen durch das Orchester gelitten.

Endlich hat man wohl aus Sparsamkeitsrücksichten mit dem bisherigen Grundsatz gebrochen, für jede Oper die szenischen Bilder und Kostüme von Künstlerhand entwerfen zu lassen. Nun wird das Ganze von der Dekorationsfirma Hartwig u. Ko. geliefert. Das ist gewiß ein ganz vorzügliches Haus, aber aus dem Schema der herkömmlichen Operninszenierung kommt eine Firma natürlich nie heraus, auch dann nicht, wenn sie gute Zeichner beschäftigt. So fehlte den Inszenierungen dieses Jahres das persönliche Gepräge und vor allem auch die hohe Einheitlichkeit, die die früheren ausgezeichnet hat.

(Fortsetzung und Schluß im Maiheft.)

Die Stimme

Die du so traut mir klingst,
Stimme, ins lauschende Ohr,
Du bist meine Seele und singst
Mir das alte Liedchen vor.

Du schmeichelst um mich und nennst mich „du"
Und tönst doch wie ganz von fern;
Mein Herz klopft leise den Takt dazu
Und lauscht dir gern:

„Im hast'gen Drängen und Treiben
Konnt' ich so schnell nicht gehn
Und mußte dahinten bleiben,
Und du hast's nicht gesehn!

O, wie ein weiter Raum sich nun
Zwischen uns beiden dehnt!
O, wie dein Herz im Traum sich nun
Nach seiner Seele sehnt!

Deiner und mein erbarme dich,
Wandre den Weg zurück!
Hole mich und umarme mich,
Mich — und dein Glück!"

Johannes Schürmann

Digitized by Google

Dramatische Rundschau

Von Dr. Friedrich Düsel

Julius Bab: „Der Andere" — Eberhard König: „Meister Matthias" und Ernst Erik Eberhart: „Lokomotivführer Claußen" — Rudolf Presber: „Die Dame mit den Lilien" — Gustav Wied: „2 × 2 = 5" — Ibsens Borkman im Berliner Lessingtheater — Alexander Girardi in Berlin — Max Reinhardt und Jozsa Savits

Vielstimmiger als seit langer Zeit ist im Monat Februar auf den Berliner Bühnen der Chor der Jugend erklungen. Von dem Brausen der Zukunft aber, auf das man dann gern sein Ohr spitzt, wollte sich einstweilen wenig vernehmen lassen. Fast scheint es, als gedächte der neue Frühling des Dramas, von dem nun schon seit Jahren Propheten und Sibyllen reden, nicht auf den Fittichen des Sturmes, sondern auf den leisen Sohlen eines gesitteten Maßes seinen Einzug zu halten. Nur eine Stimme ist unter den neu ertönenden, die eine mehr als alltägliche Fülle und Tiefe hat: sie erklingt in Julius Babs tragischer Komödie „Der Andere", die das Hebbeltheater als erstes neues Stück heimischer Herkunft in seinem neu eröffneten Hause aufführte. Wenn dieser Vorzug vor den andern dramatischen Neuheiten der letzten Wochen weniger erkannt und gewürdigt worden ist, als man nach dem gegenwärtigen Tiefstand unsrer Dramatik erwarten durfte, so liegt das wahrscheinlich daran, daß sich mit ihm eine kunstverständige Schulung paart, wie sie dramatischen Anfängern und ihren Erstlingswerken nur selten eigen. Dieses Wissen um sich selbst bei einem knapp Siebenundzwanzigjährigen nahmen die meisten Beurteiler als einen Mangel an Ursprünglichkeit, der nur eine geringe oder gar keine Entwicklungsfähigkeit verbürgte.

Als wenn es nur den einen Weg zur Kunst gäbe! Ist etwa Hebbels „Judith", gleichfalls das Werk eines Siebenundzwanzigjährigen, allein die Frucht der Ursprünglichkeit? Hat nicht auch hier der grübelnde Kopf manches von dem verdorben, was die glühende Intention des Herzens gut gemacht hatte? Und Grillparzer! In dessen „Ahnfrau" läßt sich freilich nicht viel Kunstverstand entdecken, aber schon ein Jahr später schrieb er die „Sappho", und wer wollte verkennen, wie viel diese gegenüber jenem Erstlingswerk erstaunlich reife Dichtung von ihrer älteren Schwester, der Goethischen „Iphigenie", gelernt hat. Nein, es brauchen nicht immer schäumende oder gärende Sturm- und Drangdramen, wie die „Räuber", der „Götz" oder die „Schroffensteiner", zu sein, mit denen ein junges Talent seinen Weg auf die Bühne sucht. Und auch literarische Nachahmungs- und Anlehnungssucht zeugt, wie mehr als ein Beispiel beweist, noch nicht für die Schwächlichkeit oder gar Lebensunfähigkeit des dramatischen Anfängers. Bei einem Motiv nun gar, wie dem von der Vertauschung des eignen Ichs mit einem andern, das seit Plautus' Tagen und dann wieder von Shakespere an über Molière, Kleist, Raimund, Hauptmann durch so viele Hände gewandert ist, darf einem Dichter des zwanzigsten Jahrhunderts nicht plötzlich ein Strick daraus gedreht werden, daß er — vielleicht als zwölfter, vielleicht auch als dreizehnter — es von neuem ergreift.

Milieu und dramatischer Apparat in Babs Stück erinnern lebhaft an Emanuel Geibels zu Unrecht vergessenes liebenswürdiges Lustspiel „Meister Andrea", das er einer altfiorentinischen Novelle von Brunellesco nachdichtete. Auch dort decken übermütige Künstler den Plan aus, einen Freund mit einem Doppelgänger zu foppen, der jenen von der Schwelle weist, wenn er heimkehrt und Einlaß begehrt. Wer ein Liebhaber literarhistorischer Parallelen ist, wird es leicht haben, die Vergleiche bis in das Gefüge einzelner Szenen zu verfolgen. Ja, auch innerlich berühren sich die beiden Dichtungen. Wie Bab, geht auch Geibel auf eine seelische Wandlung und Heilung des Vertauschten aus. Indem Andrea, der bequeme, schwerfällige und hypochondrisch energielose Bildschnitzer, sich in gewisser Weise völlig verliert, findet er in anderm und höherem Sinne sich selber wieder. „Gerade die fremdartigen Verhältnisse, in die er durch den tollen Schwank

Digitized by Google

seiner Kunstgenossen gewaltsam hineingezwungen wird," sagt Geibel in dem dramaturgischen Anhang zu seinem Lustspiel, „müssen dazu dienen, den besten Kern seines Wesens mit neuer Triebkraft zu beleben und ihn so nachhaltig von seiner Grillenfängerei zu heilen."

Doch es wäre pedantisch, aus dieser thematischen Ähnlichkeit der beiden Stücke auf eine Abhängigkeit des Jüngeren von dem Älteren zu folgern. Nicht auf den Stoff kommt es an — der ist Allgemeingut wie das Himmelslicht —, sondern darauf, was für dichterische Gesichte und Gestaltungen ein Künstler daraus schöpft. Und darin ist Bab durchaus selbständig, zumal da er die ganze äußere Maskerade, in die sich der ernste tragische Kern seiner Komödie hüllt, durchaus nur als äußerliches Gewand behandelt.

Junge Maler, übermütige Burschen aus dem Ferrara der Barockzeit, verfallen halb aus Freude an verwegenen Liebesabenteuern, halb aus spielerischer Ulk- und Hänselsucht auf den Plan, dem Ambrogio Palizotti, einem reichen, lebensfrohen Patrizier und vertrauensseligen, aber auch gönnerhaften und deshalb ein wenig lächerlichen Kunstmäzen, einen Schabernack zu spielen, indem sie ihm für eine Nacht einen Doppelgänger ins Haus setzen. Dieser wird dafür sorgen, daß der von abendlicher Kneiperei heimkehrende Ambrogio keinen Einlaß findet und die Nacht außerhalb seines Hauses zubringen muß — eine willkommene Gelegenheit für den Rädelsführer der Künstler, mit der natürlich eingeweihten Gattin des Gefoppten, die nach manchem andern jetzt gerade diesem Knaben die Laune ihrer Liebesgunst schenkt, desto ungestörtere Kosestunden zu feiern.

Der Spaß gelingt, gelingt so gut, daß er aus Scherz und Spiel alsbald in bittern Ernst umschlägt. Der die Doppelgängerrolle spielt, ist der Farbenreiber Cesare Vicenti, ein äußerlich schwerfälliger Geselle, der griesgrämig einherschleicht, wie einer, dem ein Gewicht im Nacken hängt und der sich nicht getraut, es abzuschütteln. Ein unholdes Schicksal, das ihn vor zehn Jahren aus seinem kleinen Bauerngut trieb, hat ihn, scheint's, allmählich phlegmatisch genug gemacht, für Geld so ziemlich alles zu tun, was von ihm verlangt wird. So auch dies, das er in grimmigem Selbstthohn für eine letzte wohlverdiente Demütigung zu halten geneigt ist, obgleich er in glücklicherer und stolzerer Jugendzeit die, die jetzt Elena Palizotti heißt, mit wilden Sinnen geliebt und nur aus Trotz an den andern verloren hat, der zäher, aber demütiger und dem Freiheitsdrang der Geliebten willfähriger war. Indes dann das Glück diesen andern höher und höher trug, zu Reichtum, Ansehen und Würden, sank Vicenti tiefer und tiefer, bis er so müde ward, daß er keinen Schlag mehr spürt und nur noch den einen Wunsch hegt, endlich am Boden, auf dem Grund zu liegen. Doch er täuscht sich über sich selbst. Unter der Asche stumpfer Gleichgültigkeit glüht noch das alte Feuer des Stolzes, und als Elena, von dem verhaltenen Trotz dieser schwerblütigen Männlichkeit nach Jahren allzu leichter Triumphe seltsam erregt, ihn ihre Leidenschaft spüren läßt und sein verschüttetes Selbstgefühl anruft, da erwacht allmählich die Herrenlust in ihm. Schon ist es mehr als Künstlerlust am bloßen Spiel, wenn er auf ihr ermunterndes Geheiß hin den pochenden Ambrogio mit gelassen drohender Stimme von der Pforte weist und dann, mit dem zurückkehrenden Herrenbewußtsein kühner und sicherer werdend, auch Elenas Liebhaber, der ihn zu kaufen wähnte, „als dieses Riegels Herr" ins einsame Dunkel der Nacht zurückjagt. Statt seiner löst nun er, Cesare Vicenti, der schönen Frau den Gürtel:

Ich will, ich will — dein Herr und meiner sein.
Mein Sklavenschicksal werf' ich von mir ab ...
sie rief — ich komme — Ich, ihr Mann — zu ihr!

Ihr Mann und ihr Herr! Erst mit der Eroberung dieser Frau, die wie ein Brandmal seiner Schwäche auf seinem bisherigen Wege lag, fühlt er, wie sich vollends die alte Kraft und Überlegenheit in ihm verjüngt. Wieder ruft er sein „Ich will!" — jetzt aber bedeutet's ihm mehr:

Als eines andern Erbe
ward ich hier Mann und Herr — ich will es bleiben!
Wer kommt und wagt's und heißt mich weitergehn?

Und als nun im Licht des neuen Tages die Maler kommen, ihr Spiel mit ihm weiter zu treiben oder ihn zu versuchen, da jagt er sie, die verspielten Knaben, die sich erkühnen, Menschenschicksale gleich Bällen hin und her zu schieben, mit den Scherben ihrer elenden Bilder, die sich der gutmütig-dumme Ambrogio aufschwatzen ließ, wie ein rasender Ajax in alle Winde.

Das Fieber in ihm hat mit diesem tollen Wüten seinen Höhepunkt erreicht, zugleich aber kündigt sich schon die Genesung an. Noch eine Nacht, diesmal einsam, in diesem fremden Hause, und Cesare Vicenti hat sich selbst wieder. Nicht weniger scheinen, als man ist! Man selbst sein!

Ich will nicht eine Last
von fremdem Leben gaukelnd weiterschleppen.
Mein Schritt wird weit und leicht, ich will die Ketten
von eines andern Schwere nicht am Fuß.
Ich bin mein Herr, ich will mein Haus erbauen,
dies drückt wie Blei mit seinem armen Prunk!

Was ist denn auch dieser gutherzige Ambrogio Palizotti, der friedfertige Ratsherr im Samtrock, der Krämer, „der eine Frau und Bilder und Freunde hat und keine Feinde", was ist er gegen ihn, Cesare Vicenti, „der sein Herr geworden, der, will's der Himmel, noch viel hundert Feinde in seinem Leben haben wird, und Frauen und

Digitized by Google

Gold und Samt und Bilder, Häuser, Felder, nur Freunde nicht und Herren auch nicht mehr". Ein Einsamer, aber ein Eigner und Freier, ein Auferstandener, ein Schöpfer seines zukünftigen Lebens und seiner kommenden Taten, so schreitet er aus des „Andern" Haus ins Weite, einem neuen Lichte zu ... Auf diesem Wege vermag er auch die Frau nicht zu schonen, die diese Kräfte doch erst in ihm geweckt hat. Ohne eine Anwandlung von Schwäche oder Erbarmen trägt sein Fuß ihn über sie hinweg: denn Leben und Taten, wie er sie sich denkt, dulden keine zärtliche Fessel, die doch immer nur an die dumpfe Vergangenheit erinnern würde.

Hier könnte Babs Drama von der Mensch- und Persönlichkeitswerdung eines schon so gut wie Verlorenen schließen. Über Ambrogios gnädiges oder ungnädiges Schicksal, Elenas Weiterleben oder Vergehen genügte ein Wort. Aber es reizt den unruhigen Kopf, das Problem des doppelten Ichs sich so vielfältig wie möglich spiegeln zu lassen. So muß Ambrogio, in Nacht und Ungewitter hinausgejagt, im Gefühl seiner Verlassenheit und Nichtigkeit das Bewußtsein seines wohligen Selbst bis zur Geistesverstörung einbüßen, so muß Elena, die immer nur den heißen Launen ihrer eigenwilligen Stunden gelebt, stets nur die stolzen Spiele einer Herrschenden gespielt hat, aber doch allzeit ihrem wahren Wesen getreu war, freiwillig ihrem Dasein ein Ende machen, als ihr dies stolze Eigengefühl durch einen freuden, sie noch dazu verschmähenden Willen zerstört wird. Und damit nicht genug. Neben der eigentlichen Handlung geht, wenigstens in der Buchausgabe (Berlin, S. Fischer), eine niedere Nebenhandlung einher, ähnlich wie im „Amphitryon" die Merkur-Sosias-Szenen neben den Jupiter-Amphitryon-Szenen, und auch darin wird das Motiv des Doppelgängerbewußtseins, wenn auch komisch-parodistisch, behandelt. Ja, endlich muß sogar — ich finde das keineswegs „ältlich", sondern echt jugendlich maßlos — einer der Maler als Räsoneur heran, um all dieser verschlungenen Rätsel Auflösung zu verkünden. „Wer hat hier Lebende zu nichts gewandelt und lebendige Tote zu wildem Leben furchtbar aufgeweckt? Wer hat hier Ich und Du so leicht vertauscht wie neu geprägte Münzen? — Wir nicht." — „Der Mensch ist nichts. Das Leben viel, viel! — viel ..."

Diese letzten mehr künstlichen als natürlich wachsenden Variationen verderben dem Drama von Cesare Vicenti nur den geraden Wuchs, ohne den übrigen Figuren nachträglich noch etwas von der Lebensfülle und -wärme zu schaffen, die sie bis dahin nicht gewonnen haben. Menschen, die in den letzten Szenen eines fünfaktigen Dramas noch eines Kommentars bedürfen, sind nicht, sondern scheinen nur. Aber wieder muß ich, nun mir selber, einwerfen: es ist nicht unbedingt nötig, daß der Dichter immer zuerst Menschen sieht, er kann auch — anders als der Naturalismus — durch die dramatische Idee hindurch den Weg zu ihnen suchen und finden.

Ein Wort noch über das Instrument dieser dramatischen Ideenkunst: Babs Sprache. Sie hat Farbe, Fülle und — von ein paar Entgleisungen abgesehen — eine glückliche zeitkoloristische Bildlichkeit. Nur ein Beispiel, die Worte, mit denen Elena den zum Gefühl seiner Mannheit erwachten Vicenti in ihr Schlafgemach lädt:

> Komm! es dunkelt — Cäsar, sich!
> der Tag verbiert die Helle aus den Händen,
> wie eine nackte Frau im Bad das Wasser
> aus weißen Fingern langsam fallen läßt.
> Bald wird sie ihren schwarzen Mantel nehmen,
> der dunkle Samt, um weiße Schultern gleitend,
> rahmt ihres Leibes Leuchten üppig ein ...

Leider dient diese gesättigte Ton- und Farbenfülle mehr den Zierstücken als den tragenden und beherrschenden Architekturgliedern des Dramas. Doch das und manches andre wird lernen, wer sich in seinem Erstlingswerk so weit über den dramatischen Durchschnitt unsrer Tage hinaus als selbständig und reif erwiesen hat.

Um Babs Werk zu schätzen, muß man vielleicht zuvor im Friedrich-Wilhelmstädtischen Schauspielhaus das Drama „Meister Josef" (Buchausgabe bei Egon Fleischel u. Ko., Berlin) von Eberhard König gesehen haben, den man hier und da frohgemut als einen Pfeiler des kommenden Stil- und Ideendramas gefeiert hat. Da erkennt man zunächst, daß der Weg vom historischen oder mythischen Heroendrama zum realistischen Charakterdrama ebenso schlüpfrig ist wie der umgekehrte. König hat in einem „König Saul" und einem „Wieland der Schmied" eine gewisse Begabung für den Alfreskostil bewiesen; hier, wo es gilt, aus einem sozialen Sumpf sittlicher Dumpfheit und Verderbtheit, dessen Gifthauch auch den von Natur Reinen allmählich ansteckt und schuldig werden läßt, kraft eines langsam erwachenden Gewissens das bessere Selbst, die Kraft zum Bekennen und Sühnen emporwachsen zu lassen — man sieht, das Thema berührt sich fast mit dem Babs —, hier bleibt König völlig im kriminalistischen Apparat stecken. Einbruchsdiebstahl und Totschlag, Hehlerei und Anstifterei — diese in Gestalt von Meister Josefs rabiatem Weibe, einer Lady Macbeth im holländischen Bäckerladen des achtzehnten Jahrhunderts — versperren uns gleich einem Lattenzaun alle Einsicht in den Prozeß der Wandlung und Heilung, der sich in Meister Josefs, des Totschlägers, bedrängter Seele vollziehen soll. Da erzwingt sich eine solide, derb gezimmerte Handwerksarbeit, wie sie bald darauf in demselben Volkstheater des Berliner Nordens Ernst Erik Eberhart (der vielgenannte Kriminal-

Digitized by Google

Schlußszene aus Rudolf Presbers phantastischem Lustspiel „Die Dame mit den Lilien". (Aufgenommen im Neuen Schauspielhause zu Berlin von Zander u. Labisch.)

kommissar Waldemar Müller) in seinem Schauspiel „Lokomotivführer Claußen" bot, fast mehr Achtung. In der billigen Technik der gehäuften Unfalldramatik sind beide einander ungefähr ebenbürtig; in seiner ehrlichen resoluten Tendenz aber, nämlich die Behörden zum solideren Eisenbahnbau und zur gerechteren Behandlung der kleinen Beamten anzuhalten, übertrumpft der biedere Kriminalkommissar seinen Kollegen in Apoll beträchtlich. Denn auch dieser möchte uns wohl mit einem tapfern moralischen Aufschwung entlassen, findet aber angesichts des stumpfen Schlusses doch den Mut nicht dazu.

Was seid ihr um Gottes willen für schwerblütige, strupelhafte Gesellen! würde Rudolf Presber kopfschüttelnd gemurmelt haben, wenn er diese drei Stücke gesehen und heimlich, wie Dichterkritiker das doch wohl nicht anders können, mit seinem phantastischen Lustspiel „Die Dame mit den Lilien" verglichen hätte. Wieviel leichter und lustiger ist diese Fahrt! Da wirbt ein jugendfroher Prinz — Erwin von Schaumburg ist sein deutungsvoller Name — um das zierliche Händchen der Prinzessin Gabriele, Berengars XVII., des Friedfertigen, lieblicher Enkelin. Sie seinem Nebenbuhler, dem spanischen Gesandten, der für seinen König wirbt, abzujagen, schickt er nicht mal vor einem mitternächtigen Rekontre mit der gleich der weißen Dame im Schloß umgehenden Fürstin Valeska zurück, die zu ihren Lebzeiten für eine Tugendrose galt und sich durch ihr Erscheinen offenbar der Werbung des Schaumburgers abhold zeigt. Und siehe da! sie kommt. Kaum hat die Uhr zwölf geschlagen, da tut sich im Gobelinzimmer, wo der beherzte Prinz mit seinem nicht ganz so beherzten Kammerdiener ihrer harrt, die große breite Tür auf, und Ihre Durchlaucht, jung und schön und blühend, Lilien im weißgestickten Hofkleid, Lilien in der Hand, schwebt herein. Der Armleuchter auf dem Tisch erlischt wie unter einem Windhauch, im selben Augenblick aber flammen an der Wand schmale weiße Kerzen, die bisher unsichtbar waren, zu festlichem Glanze auf. Eine silbrige, weiche Helle breitet sich über das ganze Gemach, und im Kamin flackert ein stilles weißliches Feuer auf. Daß der Prinz und sein Begleiter ihre wenig respektvollen Glossen über sie machen, inkommodiert die Fürstin nicht, ruhig wärmt sie ihre Füße am Feuer, ruhig stimmt sie ihre Mandoline, ruhig singt sie ihr Lied:

Im Goldglanz meines Haares
Trag' ich ein Krönchen fein —
Ein Held vom Manzanares,
Der soll mein Sieger sein!

Dess' will ich mich erbarmen,
Der mir den Frühling gab —
Und leg' in seinen Armen
Das stolze Krönchen ab.

Dann schlingt um meines Haares
Mattgoldnen Wunderglanz
Der Held vom Manzanares
Mir einen Rosenkranz ...

Digitized by Google

Gustav Wied.

Und was ist das? Mitten zwischen Adam und Eva unter dem fruchtreichen Baum der Erkenntnis, wie sie an der Rückwand des Zimmers gestickt sind, springt eine geheime Tür auf, eine Treppe wird sichtbar, und herunter steigt gravitätisch, ganz in weißem Atlas, Marqués Enrique Gabezzo y Martines Penna Plata de los Angeles, der zu Valeskas Tagen der Krone Spanien Gesandter am Hofe Berengars war. Die beiden scheinen sich zu kennen? Die Fürstin legt die Mandoline hin, der Marquis macht ihr drei tiefe höfliche Verbeugungen, die sie durch einen feierlichen Knicks erwidert. Dann reicht sie ihm die Hand, die er respektvoll an die Lippen zieht:

„Spät kommt Ihr heut', Marquis."
„Ich wär' untröstlich,
Wenn meine gnäd'ge Fürstin zürnen wollte;
Allein Verpflichtungen der Höflichkeit ...
Mein Nachbar, der seit Jahren Wand an Wand
Mit mir gelegen, feiert heute just
Den hundertfünfundsiebzigsten Geburtstag."

So beginnen sie beim leisen Klang der Becher, die lautlos ein weiß gekleideter Page gebracht hat, ihre Konversation:

„Das Wohl
Der edlen Fürstin dieses Hofes, an dem ich
Die Blüte des Granatbaums nie vermißt!"
„Euer Todestag — —
Nehmt Ihr Gebäck?"
„Sehr gütig. Danke."
„Bitte.
Was wollt' ich sagen, Euer Todestag
Jährt sich demnächst."
„Ich fühl' es in der Rippe."

Allmählich werden sie intimer, und nun enthüllt sich in Hin- und Widerrede, unter der getragenen Weise eines Menuetts, die ein kleines weißes Geisterquartett gerad' über Adam und Eva und dem Sündenbaum erklingen läßt, ein artiges Liebesnovellchen, das einst vor Jahr und Tag seine heimlich-süßen Fäden um diese beiden Herzen geschlungen hat. Die Liebe starb, die Körper moderten, doch des Marquis Briefe, „die klugen Boten eines reichen Herzens", leben noch. Die Fürstin, um deren Bild die Lüge der Legende den frommen Heiligenschein geschlungen, zeigt dem noch im Tod Betroffenen das Geheimfach, das sie birgt, eh' sie mit ihrem Freund verschwindet. So hat sich der Mut des Prinzen also doch belohnt. Das Einst, das nicht frommer war als das Heute, hilft den Lebenden: der Prinz nimmt die Liebesbriefe an sich und bestimmt mit ihrem sanften Zwang den greisen Fürsten, zu seiner Werbung Ja und Amen zu sagen, schon damit Valeskas Enkelin nicht nach Spanien, in das Land der Verführer, komme und der Ahne Schicksal sich an ihr nicht wiederhole ...

Ein artiges Spiel mit Traum und Tag, mit Wirklichkeit und Phantasterei, mit Witz und Worten. Mit zuviel Worten nur. Von dramatischem Leben ist in dieser lyrischen Romanze wenig zu spüren, gelesen (Buchausgabe bei der Concordia in Berlin) macht sie sich weit hübscher als — die Geisterszene und die Verlobungsszene auf der blumengeschmückten Terrasse des Schloßparks allenfalls ausgenommen — auf der Bühne des Neuen Schauspielhauses, selbst wenn Harry Walden, elegant und keck wie immer, den Prinzen spielt und Klara Goedicke, ein zierliches Persönchen, die duftige Prinzessin, die von Großmutters zärtlicher Hand in das Paradies der Liebe und — hoffen wir's, liebe Leser — in das Land des Glückes geleitet wird.

Was Presbers liebenswürdigen Humor, der auch in der „Dame mit den Lilien" nicht fehlt, im Grunde doch recht eng und unfrei erscheinen läßt, ist die Tatsache, daß er als Künstler so gar nicht über den Dingen steht, sich vielmehr von ihrer Sentimentalität wie in Watte einwickeln läßt. Wenn einer lacht, so lacht er mit; wenn einer weint, so fließen auch ihm die Tränen. Umsonst hat dieser sentimentale Pathetiker nicht sein groß Publikum. Da ist der Däne Gustav Wied aus ganz anderm Holze geschnitzt, so viel Ähnlichkeit er auf den ersten Blick mit unserm Schäfer und Spaßvogel haben mag. „Wir sollen uns nicht so anstellen, wir sind ja doch bloß Menschen" — dies Wort des alten Anders Rödkilde in Wieds erstem Skizzenbuch ist bis auf den heutigen Tag bezeichnend geblieben für seine pathoslose Schriftstellerei. Auch für seine Dramatik, die am besten durch seine „Satyrspiele" gekennzeichnet wird: Ironisierungen der menschlichen Alltäglichkeiten von einem überlegenen,

Digitized by Google

doch keineswegs pessimistisch-moralischen, nein eher idealistisch-romantischen Standpunkt aus. Hinter der grinsenden Satyrmaske, das haben seine dänischen Landsleute früh erkannt, verbirgt sich hier ein Mensch, „der seinesgleichen aufs inbrünstigste beschwört, doch zu gehen und zu stehen, wie Gott uns geschaffen hat, doch zu reden, wie uns der Schnabel gewachsen ist, und die Spanne Zeit, die uns hier auf Erden gegeben ist, nicht durch läppisches Komödiespielen und gieriges Jagen nach ephemeren Äußerlichkeiten zu verzetteln". An der Wand seines Schlafzimmers, wird erzählt, hat Wied eine astronomische Karte hängen, die die Bahn der Erde um die Sonne zeigt: sie soll ihn täglich daran erinnern, wie klein wir Menschen sind.

Diese lächelnde Weltanschauung, die uns Erdenwürmern Mut zur Natürlichkeit und Pathoslosigkeit, meinetwegen auch zur „Charakterlosigkeit" machen möchte, herrscht nirgends so unzweideutig wie in dem kürzlich vom Dresdner Hoftheater, bald darauf auch vom Kleinen Theater in Berlin aufgeführten Satyrspiel, das den verblüffenden Titel führt: „2×2=5". Ein plumperer Geist als Wied hätte das Stück vielleicht nach dem geplanten Gemälde des darin auftretenden Karikaturenmalers Konik „Die Grützschüssel" genannt, und das wäre dann nicht weniger bezeichnend gewesen als die Benennung des erfolgreichsten Sudermannschen Theaterstücks nach Willy Janikows Bild „Sodoms Ende". Denn diese riesige Grützschüssel, um die, mit Schöpflöffeln bewaffnet, die Menschen sich drängen und balgen, während der Herrgott von obenher dem Gewimmel mit unbändigem Vergnügen zuschaut, sie ist nach Wied ein vortreffliches Symbol für unser ganzes Erdentreiben. Gebt euch noch so viel Mühe, Kinder, mit „Gesinnung", „Charakter", „Konsequenz" und „Gewissen" — am Ende ist und bleibt doch diese Grützschüssel, der Futtertrog des lieben Wohlergehens, eure höchste Gottheit! Ihr glaubt gar nicht, was die alles zustande bringt! Sogar das Einmaleins hat sie aus den Fugen geworfen. Ihr meint, 2×2 sei 4? Gefehlt! 2×2=5! Die Menschen meines Satyrspiels sind schon so weit, das zu begreifen und ohne Entrüstungsheuchelei gelten zu lassen. Wandlungsfähigkeit regiert die Welt. Wer gestern noch für ein radikal-freisinniges Buch ins Gefängnis schritt, wie mein Held, der Schriftsteller und Jugenderzieher Paul Abel, der kann schon morgen die Redaktion eines stockkonservativen Blattes übernehmen — wage niemand zu behaupten, das sei schnitzig und charakterlos! Gibt ihm die Welt nicht recht? Während er im Gefängnis war, hat sich der Wind auch in der Regierung gewendet: statt der konservativen sitzt jetzt eine liberale Partei am Ruder. Und der Herr Schwiegervater, der als Hort der konservativen Partei über jenes freisinnige Buch so

Alexander Girardi als Valentin in Raimunds „Verschwender".

Emanuel Reicher als John Gabriel Borkman. (Nach einer Aufnahme von Becker u. Maaß in Berlin.)

Digitized by Google

sittlich entrüstet war? Nun, der hat plötzlich sein liberales Herz entdeckt. Und das alles bringt jene heimliche Grüßschüssel zuwege. Paul Abel als Fortgeschrittenster dieses Kreises würde ja allenfalls schon von ihrer Tyrannei frei sein, wie er längst über Gefängnis, Liebeskummer und derlei Bagatellen zu lachen gelernt hat — wenn er nicht eine Frau hätte, die er zwar einer andern Geliebten wegen zeitweise verlassen hat, die aber dann, ihm zuliebe weit hübscher und adretter als früher, verzeihend zu ihm zurückkehrt, so daß auch er kein Unmensch sein darf und ihr etwas zugute tun muß. Also her mit dem Schöpflöffel und der konservativen Redaktionsstelle! „Um des Vaterlands willen!" telegraphiert er dem konservativen Parteikomitee. In Depeschen sind solche altmodischen Unwahrheiten allenfalls noch erlaubt. „Er lügt wie telegraphiert", hat Bismarck 1869 im Preußischen Herrenhause gesagt. So ist die Welt, sie will und muß betrogen sein. $2 \times 2 = 5$!

Es wäre stil- und geschmacklos zugleich, diesen Antipathetiker pathetisch nehmen zu wollen. Er ist einer der amüsantesten und witzigsten Köpfe, die je aus dem sonst so bitterernsten Norden zu uns gekommen sind, um unser altbewährtes Gastrecht zu genießen. Wohlan! er sei willkommen. Daß ihn einer ernst nimmt und sich von seinem Nihilismus aus der Bahn werfen läßt, brauchen wir Deutschen bei der weltberühmten Standhaftigkeit unsers Charakters ja wohl nicht zu fürchten. —

Zwei schauspielerische Ereignisse der letzten Wochen erfordern ein paar Worte der Würdigung. Eins davon hat sich fast in der Stille vollzogen: im Berliner Lessingtheater ist Ibsens „John Gabriel Borkman" in neuer Inszenierung und Besetzung gespielt worden und hat uns Emanuel Reicher, den Darsteller der Titelrolle, der, mit gar zu vielen Schwächlichkeiten der naturalistischen Darstellungsperiode beladen, in letzter Zeit etwas ins Hintertreffen geraten war, in neuem, jetzt doppelt freudig überraschendem Lichte gezeigt. Er hat hier — ich will nicht sagen zum erstenmal, aber erkennbarer denn sonst — das gesunden und gegeben, was wir von der Schauspielkunst der Zukunft erwarten: eine höhere Einheit von Realismus und Idealismus, ein Aufgehen, nicht Verschwinden der ehrlichsten Wirklichkeitstreue in dem Symbolischen, dem ewig Sinnvollen, dem „Bedeutenden". Namentlich der Moment, wie er sich kurz vor dem Tode vor dem Erz des Gebirges, seinem Gott und seinem Schicksal, mit dem Hut in der Hand grüßend verneigt, dieser Moment wurde in Reichers Darstellung zu dem Gipfel- und Brennpunkt eines ganzen, von höchsten Höhen zu tiefsten Tiefen wogenden Lebens.

Sodann: Alexander Girardi, Wiens vergötterter, populärster Komiker, ist zu uns gekommen, zu einem längeren Gastspiel im Berliner Thaliatheater, natürlich zunächst und immer wieder in seiner Haupt- und Glanzrolle, dem Valentin in Raimunds „Verschwender". Aus dem Volke hervorgegangen und ihm und seiner Gefühlswelt trotz aller Verwöhnung treu geblieben, verkörpert und erklärt dieser Schauspieler noch heute wie kein zweiter das Geheimnis der Volkstümlichkeit. Die Sentimentalität ist hier sozusagen klassisch geworden. Wenn er das Hobellied singt, schlägt uns das Herz, als hörten wir's zum erstenmal — klingt es, als werde es eben frisch aus dem Rhythmus der Arbeit geboren, wie unsre herrlichen alten Handwerkslieder aus der Väter Zeiten. Und doch ist das durch und durch mit Kunst getränkt, mit jener tiefquellenden Traditionskunst, die auch heute noch nur Wien dem Schauspieler zu geben hat.

Max Reinhardts Regiekunst, die sich erst kürzlich wieder in der „Räuber"-Aufführung des Deutschen Theaters zu Berlin glänzend bewährt hatte, hat bald darauf in der Inszenierung der von Leo Greiner bearbeiteten „Lysistrate" des Aristophanes einen bedenklichen Fehlgriff getan. Dieses durchaus auf die Dialektik eines ebenso witzigen wie graziösen Kopfes aufgebaute Stück mit denselben Mitteln musikalischer und koloristischer Ausstattung zwingen zu wollen, die dem „Sommernachtstraum" und seiner phantastischen Naturbeseelung taugen, heißt denn doch die wichtigsten Gesetze der innern Regie vernachlässigen. In solchem kritischen Augenblick werden dramaturgische Betrachtungen, wie sie Joeza Savits, der frühere Oberregisseur des Münchner Hofschauspiels, in seinem Buch „Von der Absicht des Dramas" anstellt, doppelt wertvoll (München, Etzold u. Ko.; geb. 6 M.). Savits tritt auf Grund einer reichen Erfahrung und einer noch reicheren, sicher gelehrten Belesenheit für die Hauptforderung der „innern Regie", die Wahrung und liebevolle Betreuung des dichterischen Geistes und Wortes ein, dem sich die sinnlichen Elemente bescheiden unterzuordnen haben. Nicht ein malerisches und panoramatisches, ein poetisch-dramatisches Theater brauchen wir. Mit Leidenschaft bekämpft Savits alle hohle Prunksucht, alle übertriebene, phantasiemordende Wirklichkeitsnachahmung auf der Bühne, auch die massenhafte Entfaltung von Statisten, wie sie etwa in dem Krönungszug der „Jungfrau von Orleans" oder in „Wallensteins Lager" getrieben wird. Was er vorbringt, ist im höchsten Grade lesenswert und sollte namentlich bei unsern Bühnenleitern nicht unberücksichtigt bleiben. Einmal gefesselt, wird man dann auch gern den Ausführungen dieses feurigen und klugen Reformators über die Münchner Shakespere-Bühne folgen, dieses „fügsame und geschmeidige Werkzeug in der Hand des Dichters", das Savits schon 1889 ins Leben gerufen hat, für dessen allgemeine Anerkennung und Verbreitung er aber heute noch genau so vergeblich kämpft wie vor zwanzig Jahren.

Digitized by Google

Romane und Novellen

Romane und Novellen — man sagt nun einmal so, und der Geschwisterbund der Worte ist unter dem Hauch der Zeit fast zu einer heiligen Unverbrüchlichkeit geworden. Dennoch bin ich nicht gesonnen, mir von der Tyrannei des Titels diesmal das Konzept verderben zu lassen. Was das Herz voll ist, des gehet der Mund über. Ich komme soeben von der Lektüre eines Buches, das mich im Innersten bewegt hat, so bewegt wie lange kein andres — da werd' ich mich den Teufel drum scheren, daß es weder ein Roman noch eine Novelle noch eine Erzählung ist, und daß auch sonst, mag man die Schubkästen der Poetik um und um stülpen, keine Genus- und Spezies-bezeichnung darauf paßt. Der Verfasser nennt es schlechthin „Eine Jugend"; alles, was wir tun können, diesen Untertitel der gelläufigen literarischen Etikettensprache anzupassen, wäre allenfalls das, es als ein „Dokument der Jugend" zu bezeichnen. Ein Dokument der Ehrlichkeit und doch zugleich ein Dokument reinster, keuschester Jugendpoesie ist dieses offenbar starke selbstbiographische Elemente enthaltende Bekenntnisbuch „Jakobus und die Frauen" von Franz Karl Ginskey (Leipzig, L. Staackmann). Wir kannten den jungen Wiener bisher nur als Lyriker, zumal aus seinem Gedichtbuch „Das heimliche Läuten" (ebenda), von dessen beseeltem Ernst Rosegger schön und wahr gesagt hat, es läute einen Sonntag voll Poesie ein. Und lyrisch ist ja am Ende auch dieses Prosabuch, das den von Geburt an mutterlosen, früh auch vaterlosen Jakobus Fiedler von seiner ersten Kindheit in einem stillen Gebirgstal der österreichischen Alpen an durch seine Knabenjahre in einer Küstenstadt Istriens und seine Jünglingsjahre in der Kadettenschule und Garnison Salzburg bis an die Schwelle seiner geistigen Mannheit begleitet. Diesen Weg legt Jakobus, eine Natur, in der der Träumer früh einen tapfer resignierten Bund mit dem Soldaten geschlossen hat, fast einzig und allein an der stärkeren oder leiseren, flüchtigen oder verweilenden Hand der Frauen zurück; dennoch ist das Buch alles andre eher als ein erotisches Buch. Möglich, daß diese Jugend dem geschulten Auge des Rassenbeobachters Einschläge zeigt, die für den Angehörigen des österreichisch-slawischen Volksstammes typischer sind als für den deutsch-germanischen: eine gewisse Weichheit und Schmiegsamkeit des Empfindens erscheint auf den ersten Blick fremd und beinahe peinlich, bis wir dann mehr und mehr gewahren, daß auch aus so zarter Erdkrume ein gesunder markiger Baum erwachsen kann. Das Buch ist reich an pädagogischen Aphorismen und Lehren, und anfangs erliegt der Verfasser wohl allzusoft der Versuchung, mit Allgemeinheiten aufzuwarten, wo es künstlerischer wäre, die Dinge selbst und nur für sich sprechen zu lassen; dann aber gewinnen die Erlebnisse und Schicksale des Jakobus bald so viel eigne Fülle, daß die Kommentare von selbst zum Schweigen kommen. Wunderbar schön und echt ist gleich in den Anfangskapiteln die Zartheit des Empfindens getroffen, die uns Erwachsene an Kindern oft so überrascht und beschämt. Wie das kleine fremde Mädchen der Ferienkolonie dem einsam und traurig am Wege stehenden Jakobus aus jenem mütterlichen Gefühl heraus, das dem weiblichen Geschlecht von frühster Jugend angeboren, einen wertlosen bunten Ring in die Hand drückt, das scheint nur phantastisch-romantisch, in der Tat ist es eine jener vorzeitigen Offenbarungen einer ganz auf Wohltun und Selbstaufopferung gestellten Menschenpsyche, die sich in noch unberührter Kindheit weit leichter äußern können als später, wo das Leben die Bahn der Seele mit fremden Wolken überschattet. Wie ein unsichtbarer, aber doch im stillen wirksamer Talisman begleitet unsern Jakobus jener armselige Kinderring durch den Tag und Traum seiner Jugend. Es ist, als könnte das Schicksal, da es einmal seine segnende Hand auf ihn gelegt hat, ihn nun nicht mehr fallen lassen. Wohl geht er durch Irrnisse und Wirrnisse, durch Dumpfheit und Verzweiflung, öfter noch durch die trügerischen Schauer der Seligkeit und die grausamen Bitternisse nachfolgender Enttäuschungen, aber in ihm wird das wie unter dem Gebot einer unsichtbaren gnädigen Macht immer wieder zum Segen und Frieden gewendet. Maria entwächst ihm, als aus dem ihm so geheimnisvoll er-

Digitized by Google

scheinenden Mädchen eine oberflächliche „junge Dame" vom Dutzendschlage wird; Hansi, eins jener willfährigen süßen Mädel, die eine österreichische Spezialität zu sein scheinen, sie, die ihn die Wonnen des ersten Liebeskusses lehrt, getraut sich sein schwermütiger Gewissensernst nicht zu halten, wenn er sie dadurch auch nur einem andern, weniger Skrupelhaften in die Arme treibt; Dora, seine erste, große, reine und wahrhafte Liebe, die seinem Leben ein echter Kamerad hätte werden können, findet trotz ihrer ruhigen Stärke und ihrem sichern Selbstvertrauen nicht den Mut, mit ihrem Gefühl, das im Grunde nicht weniger tief und heilig ist als das seine, die kleinlichen Besorgnisse der von der Not gezeichneten Mutter wie die Scheelsucht und üble Nachrede der Welt in die Schranken zu rufen. Und schließlich, als er auf den Trümmern auch dieser Liebe steht, als ein grelles todtrauriges Erlebnis mit einem Freunde und seiner Braut — eine Episode von einer erschütternd echten Einfachheit — ihm gezeigt hat, wie nah beieinander in diesem Leben Lust und Schmerz wohnen, da erscheint abermals der linde Schatten der kleinen Angelika auf seinem Pfad — spät erst erfährt er den Namen der erblindeten Ringspenderin —, um ihn an der Hand eines lebensheitern Greises aus all dem Chaos der Erlebnisse hinauszuführen in die Klarheit und Freiheit, die der Mann zum Sein und Schaffen braucht ... „Ich habe die Dichter niemals geliebt, die das Leben nur von der rosigen Seite nahmen," sagt Doras schwergeprüfte ernste Mutter, und Jakobus gibt ihr recht: „Ich wünsche mir auch nichts Höheres, als dem Ernst des Lebens ins Auge zu sehen. Das Herz des Dichters (man braucht keine Gedichte oder Dramen zu schreiben, um einer zu sein) soll wehrlos auf dem Amboß dieses Lebens liegen, und jeder Streich, den es empfängt, wird es fester schmieden und seinen Gehalt veredeln, bis es einen guten Klang gibt." Diese Ehrfurcht auch vor dem Schmerz des Lebens gibt dem Buch die Tapferkeit und Frische, wertvoller aber als die ist die Reinheit, die es atmet. Ein junges Mädchen, das das Diadem der Reinheit auf dem Scheitel trägt, ist schön; vor einem jungen Manne aber, der sie sich, so heiß das Leben ihn umarmte, tiefinnen zu bewahren gewußt hat, sollte man knien. Mit Jakobus Fiedler schreiten wir durch dieses Land der Reinheit, und das gibt diesem nirgend geschminkten, sein Herz auf der Zunge tragenden Buche vor andern ähnlichen, die gerade die letzten Jahre uns so zahlreich gebracht haben, die Weihe. Nicht jeder wird es lieben und verstehen. Es ist so zart und zerbrechlich wie ein feingeschliffenes Glas: es kann in des einen Hand wie edelste Musik erklingen und in der des andern klirrend zerspringen. Aber lesen sollten ihr es zum mindesten alle, ihr Werdenden, die ihr aus Knaben Jünglinge, aus Jünglingen Männer werden wollt.

Ginskeys Buch ist ein Buch der Vorreife, der Sehnsucht mehr als der Erfüllung. Zwischen ihm und dem neuen Novellenbuch „Lebensfluten" (Stuttgart, Cotta; Preis 3 M.) der sparsamen Isolde Kurz liegen die Frühlings- und die Sommermonate, die dem Keim zum Licht, dem Halm zur Ähre helfen. So subjektiv uns Ginskeys Dichtung einstweilen noch anmutet, es braucht gar nicht ausgeschlossen zu sein, daß sich schon sein nächstes Buch zur Kunstform der Novelle hindurchfindet. Eine der neuen Novellen von Isolde Kurz („Das bist du"), eins jener in kleinen Grenzen vollendeten Kunstwerke, die den schweren Goldschatz einer tiefen Lebensweisheit in leichter, kostbar geschliffener Schale tragen, werden unsre Leser noch in Erinnerung haben. Die andern sind ihr mit wenigen Ausnahmen, wo die Dichterin in dem Augenblicksbild stecken bleibt (z. B. „Mare", der Schrei eines Kindes nach seiner im Boot der Irrenanstalt entgegenfahrenden Mutter), ebenbürtig, auch wenn sie in einer an der Schwäbin nicht mehr neuen Liebe zum Seltsamen, Absonderlichen und Schrulligen ganz andre Pfade und Ziele suchen („Das Liebesidyll des Herrn Registrators" und „Wie der Pfarrer Mathesius seinen Verstand verlor"). Unsre Literatur hat wenige Poeten gehabt, nun gar in neuerer Zeit, die die erfindungs-, manchmal auch pointenfrohe Kunst der Novelle, deren Wesen sich nun mal die Bedeutung ihres Namens als etwas „Neues" nicht entreißen läßt, so mit grübelndem Tiefsinn zu vereinigen wissen. Deutschland, die Heimat ihrer Geburt, und Italien, seit langem die Heimat ihrer Wahl, sind in der Dichterin einen engen Bund eingegangen, für den wir dankbar sein wollen, auch wenn wir einmal meinen möchten, der Süden habe uns ein Stück von ihr, von der ursprünglichen Isolde Kurz, entfremdet. Es ist doch fraglich, ob sie unter einem andern Himmel als dem von Florenz jenen blumenheiteren Glauben an die — nicht metaphysische, nein irdische Harmonie des Weltganzen gelernt hätte, der uns auch an diesem Buche wieder so erfreut.

Mit Richard Voß hat es der Himmel Italiens nicht so gut gemeint. Sein neuer römischer Roman „Die Liebe Daria Lantes" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; geb. 6 M.) wäre wahrscheinlich weniger farbenglühend und phantasievoll, wenn der Pommer — kaum glaubt man dem Literaturkalender, daß er in Neugrape geboren — die römische Natur, „das Riesenweib", nicht so früh liebgewonnen und ihre Reize, zumal die der Campagna, so schönheitstrunken in sich gesogen hätte. Aber vielleicht hätte doch auch seine nervöse, von einer früh kränkelnden Schwermut nur noch mehr erhitzte Phantasie strengere Zucht und Selbstzügelung gelernt, wenn

Digitized by Google

er in deutscher Umgebung geblieben wäre. Wie fast alle Romanbücher des Dichters, erklimmt auch dieses steile und verwegene Pfade. Mit der Bequemlichkeit des deutschen Naturalismus hat sich sein Phantasiesing nie begnügen mögen. In dem neuen Buch sind es gleich zwei oder gar drei, zum Teil exzentrische Liebestragödien, die ihre Fäden durcheinanderschlingen. Eine stolze italienische Sängerin, eben die Titelheldin, deren künstlerische Begabung nur von ihrer „seltenen und seltsamen Fähigkeit zu leiden" übertroffen wird, gerät auf dem Gipfel ihres sie innerlich doch nicht befriedigenden Ruhms in den Bann eines hochstrebenden jungen Komponisten, dem sie Muse, Geliebte und Schicksal wird, den sie selbst aber, so ideal der Bund bleibt, auf die Dauer nicht zu fesseln und zu beglücken weiß. Als sie nach dieser schweren Herzensenttäuschung und der Demütigung, die ihr die Welt daraufhin nicht erspart, auch noch ihr geliebtes Kind verliert, ist ihre Kraft gebrochen, und gemeinsam mit ihrem kunstbegeisterten, treu ergebenen Seelenfreund, dem Herzog von Astura, den gleiches Liebesleid kränkt, läßt sie sich in einem Boot still in die Arme des Todes gleiten. Soll ich ehrlich sein, so muß ich gestehen, daß mich in diesem oft unter blendendes Bühnenlicht gesetzten Roman weniger die Handlung als solche, auch nicht ihre psychologischen Experimente gefesselt haben, wohl aber die glänzenden Bilder, die Voß mit Makartischem Pinsel aus der römischen Gesellschaft entwirft — nicht nur Eleonora Duse und ihr ungetreuer Freund Gabriele d'Annunzio, sondern selbst die Königin Margherita treten auf —, und die Schilderungen, in denen er die Zauber der italienischen Landschaft vor uns aufglühen läßt.

Nach seiner Anlage erscheint der Charakter Elinor Winters, der Heldin in Otto von Leitgebs Roman „Sonnensplitter" (Berlin, Fleischel; Preis 6 M.), kaum weniger feurig, leidenschaftlich und gefährlich als der Doria Lantes. Dennoch weiß der trotz einer erstaunlichen Mannigfaltigkeit seiner Stoffe und Ideen kräftig emporwachsende Dichter sie mit sicherer Hand den Pfad der Genesung zu einem harmonischen Frieden mit sich selbst zu führen. Was anfangs in Splittern, keinen erleuchtend, keinen erwärmend, auseinanderfiel, findet sich so zu einer alles belebenden Sonne zusammen. Das Geheimnis dieser Entwicklung liegt wesentlich in der Kunst, mit der es Leitgeb versteht, dem dissoluten Wesen der Frau einen um so gefestigteren männlichen Charakter gegenüberzustellen, der jenem Halt und Richtmaß gibt, bis Weib und Mann in eine höhere Vollendung zusammenklingen. Der Dichter ist jetzt augenscheinlich selbst auf einem Ruhe- und Höhepunkt seiner literarischen Entwicklung angekommen, wo sich die bisher getrennt fließenden Quellflüsse seiner Begabung — der lyrischen, der die „Stumme Mühle" trieb, der psychologischen, die in den „Bedrängten Herzen" floß, der realistischen, die in früheren Büchern vorherrscht — zu einem starken, festgebetteten Strome zusammenfinden. Nur die sozialen Elemente, die er in die Handlung leitet, wollen sich mit den andern noch nicht recht mischen.

Im Gegensatz zu dieser in einem kurzen Jahrzehnt reif gewordenen Kunst erscheint das Talent Martin Bückings auch in seinem zweiten Roman „Brackwasser" (Berlin, Behr; geb. 4 M.) noch ganz als das eines mühsam mit sich und seinem Stoffe Ringenden. Sein „Rektor Siebrand" gehörte der pädagogisch-theologischen, d. h. in diesem Fall der eignen Lebenssphäre des Verfassers an und spann also manchen autobiographischen Faden. Jetzt sucht er, wenn auch in ähnlichem Milieu, dem der Elbmündung, das Schicksal eines Mädchens aus dem Volke zu gestalten, das, von einer brennend heißen Sehnsucht nach Reinheit, Friede und Glück erfüllt, aus den niedern Banden heraus möchte, in die alte Erbschuld der Familie und der bitter bereute Fehltritt leichtlebiger Stunden es geschlagen haben, das aber immer wieder von der bösen Nachrede, den Schatten der Vergangenheit und einer trübseligen Verkettung unverschuldeter Unglücksfälle zu Boden gedrückt wird. Alle redliche Mühe, sich zu erheben, ist umsonst. Und als nun auch noch der Jugendgeliebte, der einzige, der sie mit starker Hand befreien könnte, zum unfreiwilligen Mörder ihres dem Schmuggel ergebenen Bruders wird, weiß Annemarie Petersen sich keinen andern Ausweg aus dem trüben brackigen Mischwasser, als sich ganz von Heimat und Liebe zu lösen und drüben über dem Meer ein neues Dasein zu versuchen. Mit diesem Entschluß glaubt der Verfasser sie „frei" gemacht zu haben. Unser Glaube an diese Genesung wäre wohl stärker, wenn er seine unglückliche Heldin sich ruhiger ausleben ließe, anstatt ihr so oft mit seiner Exegetik ins Wort zu fallen und anstatt sich, weit mehr als es für die Belebung des etwas eintönigen Milieus nötig, an Allgemeinheiten und Schilderungen aus dem Seebadtreiben, dem Zöllnerleben und dem Schmugglerwesen der Nordseeinsel zu verlieren. Das alles ist dem reisen Könner ein guter Diener, dem mühselig Beladenen ein desto schlimmerer Herr. Etwas beschwingte Leichtigkeit des Herzens wie der Hand wäre wohl das, was man Bücking am innigsten wünschen möchte, was ihm am ehesten not täte und was ihn am sichersten vorwärtsbringen würde.

Ein Heinz Tovote brauchte er deshalb noch lange nicht zu werden! Dieser Hans Leichtfuß der Novelle ist noch immer dabei, von seinem weiß Gott schon von jeher recht leichten Gepäck ein Stück nach dem andern über Bord zu werfen. Sein jüngstes Buch (Berlin, F. Fontane u. Co.; Preis 2 M.) nennt sich zwar „harmlos", aber auf die ästhetische Hyperbel „No-

Digitized by Google

vellen" können diese zum Teil höchst amüsanten, zum Teil keken, zum Teil frechen, hin und wieder aber auch melancholischen und trübseligen Dingelchen doch noch nicht verzichten. Am unterhaltendsten ist Tovote, wenn er von seinen Erfahrungen mit den Frauen (mit den Frauen, die er kennt) aus der Schule plaudert. Die Titelnovelle „Nicht doch!" zwingt am Ende auch dem ernstesten Moralisten ein heimliches Lächeln ab, und in der „Scheidung" blinkt sogar ein Tropfen Humor. Dazwischen zückt die Satire auf gewisse Erscheinungen des modernen Humanitätsdusels und der „Wohltätigkeit" ihre spitzigen Waffen, aber einmal, in dem „Verlorenen Vater", wird auch eine tapfere Lanze für herzhafte Natürlichkeit und fröhliche Ungebundenheit gebrochen. Als das beste Stück des Bandes, den man übrigens getrost mit ins Nichtrauchercoupé nehmen, aber nicht dort liegen lassen darf, will man ihn behalten, gilt mir die Skizze „In Schlafstelle", ein köstliches Geschichtchen, wie aus Neid Selbstlosigkeit, aus Haß Liebe werden kann, auch in der Brust eines Berliner Droschkenkutschers! Da kommt schließlich fast etwas wie Rührung über einen. Aber Heinz Tovote und — „Rührung"! Nicht doch! — Tovotes letzter sogenannter Roman „Hilde Vangerow und ihre Schwester" (ebenda; geb. 5 M.), die Emanzipationsgeschichte zweier Offizierstöchter, hat es in ganz kurzer Zeit bis zur neunten Auflage gebracht!

Wenn Tovote einmal wie Alexander dem Großen die fleischgewordene Bedürfnislosigkeit begegnete, ich glaube, er würde sagen: wenn ich nicht Heinz Tovote wäre, wahrlich, ich möchte Hans von Kahlenberg sein! Das ist zwar eine Dame namens Helene von Monbart, aber die Verschiedenheit der Geschlechter macht hier wirklich so viel nicht aus. Gegen den Fluch der Skizzenhaftigkeit kämpft Hans von Kahlenberg z. B. genau so vergeblich wie ihr männlicher Kollege, auch wenn sie wie in ihrem eben erschienenen Buch „Der liebe Gott" (Berlin-Charlottenburg, Vita) eine Kindheitsgeschichte oder einen Erziehungsroman verspricht. „Dies Buch," versichert das Geleitwort der Verfasserin, „wendet sich, rückwärtsschauend niedergeschrieben, nicht an Schüler oder Unreife, sondern an erwachsene Menschen, an die Erzieher und die Lehrenden. Wenn es in ihnen Nachdenken, Kraft und Güte weckt, hat es seine Bestimmung erfüllt." Nun, Nachdenken kann diese Geschichte von dem Erwachen einer phantasievollen, früh erregten Mädchenseele in einem adligen Fräuleinstift, das mit einem recht nach der Schulschablone betriebenen Pensionat verbunden, schon wecken — aber haben das nicht hundert Bücher schon zuvor getan? Es so zwingend zu tun, daß wir im Innersten gepackt und nicht wieder losgelassen werden, dafür gebricht es der sprunghaften, launischen Manier der Verfasserin denn doch an Kraft und Fülle des Gestaltens. Mit dem „Erzieherischen des Erzieherischen" ist es also nicht weit her: vortrefflich aber hat die Verfasserin, offenbar aus eigner Erinnerung, jene weiblichen Flegeljahre geschildert, die dem Mädchenschullehrer so viel Ärger und Kummer bereiten, und die doch auch nur ein Frühlingsbrausen sind, in dem sich die kommende Erfüllung ankündigt. Um so schmerzlicher berührt dann jene Abruptheit der Skizzenmanier in den wichtigen Abschnitten, die den Abfall Martina Boggesands von dem lieben Gott schildern sollen. Das ist ein künstlerischer Leichtsinn, für den es keine Entschuldigung gibt, doppelt unverantwortlich in einem Buche, das sich einem so ernsten Problem zu nahen wagt.

Blickt man auf die Riesenerfolge, die solche Bücher von Tovote und Kahlenberg erzielt haben, so wandelt einen fast Wehmut an, sobald man an der im Auftrage der „Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege" von Carl Meyer-Frommhold herausgegebenen Auswahl von Erzählungen Adolf Schmitthenners sich ins Gedächtnis ruft, wie spärlich diesem vor einem Jahr verschiedenen Heidelberger zeitlebens der Erfolg blühte. Kaum daß sein Name in Süddeutschland einigermaßen bekannt geworden ist. Und doch war er ein Erzähler, der ebensogut seiner reinen und starken Menschlichkeit wie seiner ernsten und edlen Kunst wegen verdient hätte, in ganz Deutschland gelesen und geliebt zu werden. Das sagen uns selbst diese wenigen Proben seiner Erzählungen „Aus Geschichte und Leben" (Leipzig, Grunow; geb. 2 M.). Die Auswahl ist noch dazu in erster Reihe für die Jugend bestimmt. Doch gibt es in Schmitthenners Büchern eigentlich nichts, das sie nicht lesen dürfte. Immerhin freut es uns, daß so zunächst seine geschichtlichen Erzählungen, z. B. sein Meisterstückchen „Friede auf Erden", die Erzählung vom Ende des Dreißigjährigen Krieges, sowie die, im Gegensatz zu jener tiefernsten, von einem feinen Humor durchdaherte „Frühglocke" neu zu Ehren kommen. Die Krone des Buches aber ist mir die Geschichte vom „Seehund", gleich köstlich in der Schilderung einer naiven Kinderseele wie in der stillen Verherrlichung eines gütigen Greisenlebens. Auch ein Märchen fehlt nicht („Am Ende der Welt"), und in der Erzählung „Ein Wort" stehen Gestalten aus Schmitthenners Heimat auf, um in voller Gegenständlichkeit und Wahrheit vor uns lebendig zu werden.

In Heidelberg lebte und schrieb Schmitthenner, in Heidelberg endet Werner die Odenwaldwanderung, auf die dieses Heft stolz sein darf. Da wollen wir doch den Odenwalddichter nicht vergessen! Er heißt Philipp Burxbaum und hat eine ganze Anzahl von Erzählungen und Bildern aus dem Odenwälder Volksleben geschrieben. Nicht alle hab' ich gelesen, in denen aber, die ich aufschlug, und die mich dann so bald nicht

Digitized by Google

wieder losließen, fand ich etwas von dem lieben alten Riehl wieder: dessen geschulte Beobachtungsgabe, dessen Kunst, das Gesehene bildhaft auszuprägen, so daß es einem, in leibhaftiger Gestalt sozusagen, nachging. „Liebe und Rachsucht", sagt Buxbaum in der Einleitung zu einem der Bände, die sämtlich bei Roth in Gießen erschienen sind, „Verzeihung und Strenge, Irrtum und Vergehen, Wohlwollen und Mißgunst bewegen als treibende Kräfte auch die Lebensgefühle des wurzelheimischen Gebirglers; die angequälte Begeisterung, die stürmenden Leidenschaften und die brennenden Begierden, die die Vernunft ersticken, liegen ihm ferner. Sein Gemüt steht unter den Einflüssen des Gleichtakts, den seine Beschäftigung im Gewühle des Fleißes und unter den Schmerzen des kleinbürgerlichen Alltags regelt. Fern vom aufreibenden und verwirrenden Getriebe des Volksmarkts, entspringen die Gefühle der wissenden Liebe und der häuslichen Fürsorglichkeit einem natürlichen Erbgang. Witzelndes Gespräch und schalkhafte List heischen ihre Opfer. Doch auch der echte und tiefgründige Humor hat noch nicht seine alte Liebenswürdigkeit verloren, um dafür mit unverschämten Halbwahrheiten hausieren zu gehen." In den „Wildhecken" gehen wir mit dem Plauderer auf den Spuren des Försters und Jägers und fühlen, wie tief er der Natur seiner Heimat ins Herz gesehen hat; in den „Jägern und Wildschützen", gerundeten Erzählungen, führt er uns noch heimlichere Pfade. Er schildert Menschen in ihrem harten Daseinskampfe, in ihren Ängsten und Irrtümern, in ihrem trotzigen Aufbäumen und ihrem trügenden Aberglauben, zeigt ihren glühenden Haß und ihre feste Liebe und verflicht das alles mit dem uralten Volksglauben, als wäre er darin aufgewachsen. Für Volksbibliotheken seien die wohlfeilen Bände warm empfohlen!

Die Kleinen im Glück und die Armen im Geiste sind nun einmal heute die Lieblinge unsrer Erzählungskünstler. Diedrich Speckmann, der Verfasser der vielbeachteten nordwestdeutschen Heimaterzählungen „Heidehof Lohe" und „Heidjers Heimkehr", strebt in seinem Roman „Das goldene Tor" (Berlin, Martin Warneck; geb. 4 M.) offensichtlich und mit aller Kraft aus den engen Banden der Zustandsschilderungen hinaus zur Charaktererzählung, aber sich dafür einen Helden aus der großen Welt zu suchen, fällt ihm nicht ein. Von unten, aus den Sorgen und Mühen des Alltags kommen heute die „Helden". Speckmanns Peter Eggers arbeitet sich aus den trübsten und ärmlichsten Verhältnissen empor, in stetem Kampf mit der Welt und den Menschen, am schwersten vielleicht mit sich selbst ringend. Was da an liebevoller Teilnahme von dem Leser verlangt wird, ist oft nicht wenig, aber Speckmanns sittlich-religiöse Wärme, die doch frei ist von aller Tendenz, weiß auch den Unlustigen immer wieder zu fesseln. Einmal auf dem Wege, wird Speckmann zweifellos lernen, seine Kleinliebe zum Unbedeutenden noch einzudämmen, um dafür einen volleren Strom des Lebens in seine Geschichten zu leiten. Und wenn er dann zugleich das Tempo seiner Sprache beschleunigen wollte, so würden ihm das seine hannoverisch-lüneburgischen Landsleute sicher nicht verargen, alle Leser fern von der blühenden Erika es ihm aber noch sicherer danken. F. D.

Moritz Lazarus' Lebenserinnerungen*

Ein eigenartiges, erfreuliches Buch. Über den Lebensgang des Philosophen und Begründers der Völkerpsychologie Moritz Lazarus (geb. 15. September 1824, gest. 13. April 1903), auch über seine Studien und Schriften erfährt der Leser nur ganz beiläufig etwas; darüber wird der von ihm selbst erwählte Biograph, Prof. Dr. Leicht, in einem besondern Werke berichten. Es entsprach durchaus nicht dem Sinne des bescheidenen Mannes, Lebenserinnerungen aufzuzeichnen, deren Mittelpunkt und Hauptheld er selbst gewesen wäre. Mit dem Gedanken, Erinnerungsbilder aus seinem Leben zum Zwecke der Veröffentlichung zusammenzustellen, hat er sich erst befreundet, als seine damalige Schülerin (seit 1895 Gattin) Nahida Remy ihm Aufzeichnungen dieser Art vorlegte, die sie nach gelegentlichen Erzählungen ihres Lehrers gemacht hatte. Auf den Plan eingehend, hat Lazarus eine Reihe von Jahren hindurch mancherlei zur Ergänzung der vorliegenden Niederschriften der Schülerin mitgeteilt oder diktiert. Dr. Leicht hat den verschiedenen Abschnitten gehaltreiche Briefe von und an Lazarus eingewoben, wodurch der Wert des Buches ganz wesentlich erhöht worden ist.

Die Anlage des Werkes ist die, daß die Erlebnisse von Lazarus und die von ihm eingesammelten Eindrücke nicht der Zeitfolge nach vorgeführt werden, sondern eingeordnet in zweiundzwanzig Rubriken (Aus der Welt des Theaters; Literarisches Kunterbunt; Kulturgeschichtliches; Berliner, Wiener Erinnerungen; Am preußischen Hof usw.). Nur wenige dieser Rubriken bedeuten Abschnitte in Lazarus' Leben, wie Kapitel 14: Schönefeld. 16: Herbartdenkmal, 19: Kriegs-

* Bearbeitet von Nahida Lazarus und Alfred Leicht. Berlin, Georg Reimer. XI u. 631 S. gr.-8°. — Wir freuen uns, als Gedenkblatt zum fünften Todestage von Moritz Lazarus das Urteil des hervorragenden sächsischen Schulmannes und Gelehrten über ein Werk zu bringen, welches berufen ist, das Andenken des berühmten Philosophen und edlen Menschenfreundes auch in weiteren Kreisen zu erhalten. Die Geschichte des beigegebenen Bildes, eines noch unbekannten Lenbach aus dem Jahre 1874, enthält das vierte, Paul Heyse gewidmete Kapitel der „Lebenserinnerungen". — Eine verständnisvolle Würdigung Lazarus' als des „Begründers der Völkerpsychologie" verdanken wir Prof. Dr. Alfred Leicht. (Mit Bildnis. Leipzig, Dürrische Buchhandlung, 1904.)

Digitized by Google

Moritz Lazarus (1824 bis 1903). Nach dem Gemälde von Franz von Lenbach (1874).

akademie. In den meisten spielt dieser nur eine Nebenrolle als Befreundeter, gelegentlicher Besucher, Mitbeteiligter neben andern. Die fünf ersten Abschnitte Seite 1 bis 125 sind den freundschaftlichen Beziehungen zu Friedrich Rückert, Gottfried Keller, Berthold Auerbach, Paul Heyse, Fritz Reuter, Wilhelm Raabe und Bogumil Goltz gewidmet. Jeder derselben bietet eine Fülle bedeutenden, interessanten Stoffes. Das gleiche gilt von den unter der Überschrift „Meine vier Alten" zusammengestellten Erinnerungen an Friedrich von Raumer, General J. Jak. Baeyer, Leopold von Ranke, Leopold Zunz. Daneben führt das Buch in verschiedenen Zusammenhängen ein paar Hundert mehr oder weniger bekannter Persönlichkeiten gelegentlich ein, Männer der Wissenschaft, Künstler aller Art, Staatsmänner, Parlamentarier, Schriftsteller usw. Was über die einzelnen gesagt wird, ist nicht immer sonderlich bedeutend oder charakteristisch, wie das nicht anders möglich war, sollten nur die wirklichen Erlebnisse eines einzelnen, wenn auch noch so bedeutenden Mannes wiedergegeben werden. Bei der Vielseitigkeit der Interessen und Beziehungen von Lazarus und bei seiner genialen Eigenart ist aber die Ausbeute recht reich, die jeder einzelne Abschnitt bietet. Zieht man die Summe aus dem ganzen Buche, so übertreibt man nicht, wenn man dieses als einen höchst wertvollen Beitrag zur Kulturgeschichte der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts bezeichnet.

So viel vom Inhalt. Das Verdienst, den überreichen, höchst mannigfaltigen Stoff gewandt und wirkungsvoll gruppiert zu haben, gebührt wohl der als Schriftstellerin bestens bewährten Gattin Nahida. Von Anfang bis zu Ende weht durch das Buch ein wohltuend schlichter, reiner, echt humaner Geist, eine hoheitsvolle, allem Hader, allem Unschönen abholde, alles Gute und Große, wo es sich auch findet, warm anerkennende und liebevoll fördernde Gesinnung. Keine religiöse, politische, literarische, künstlerische Richtung wird als die alleinseligmachende behandelt, kaum je begegnet man einem herben Urteil über Personen, am wenigsten über solche, die unserm Lazarus persönlich Leid zugefügt hatten.

Die letzten Jahrzehnte haben uns eine stattliche Reihe von „Lebenserinnerungen" verschiedenster Art gebracht. Die von Lazarus schließen sich als etwas ganz Eigenartiges an. Wie man über diese Eigenart auch denken möge, jedenfalls wird man ihnen einen Ehrenplatz unter den selbstbiographischen Aufzeichnungen anzuweisen haben in Rücksicht auf Ton und Gesinnung.

Dresden. Geh.-Rat D. Dr. Theod. Vogel.

Literarische Notizen

Neue Bücher unsrer Mitarbeiter

Prof. Ludwig Geiger, zuletzt hier mit einem Aufsatz über Ferdinand von Saar vertreten, hat für Reclams Universalbibliothek (Dichterbiographien Nr. 14) ein Lebensbild Chamissos geschrieben, mit dem er sich zuvor schon durch mancherlei Einzelstudien und -veröffentlichungen vertraut gemacht hatte. Das ganze Bändchen (mit Chamissos Bildnis), in dem mancherlei neu entdecktes Material verwertet wird, kostet geb. 60 Pf. Chamissos Werke erscheinen neu in Meyers Klassikerausgaben (3 Bände, geb. 6 M.; Leipzig, Bibl. Institut). Auch hier hat der Herausgeber, Dr. Hermann Tardel, dem einleitenden biographisch-ästhetischen Teil einen größeren Raum gewährt, galt es doch, das literarhistorische Bild des Dichters in wesentlichen Punkten zu berichtigen und zu vervollständigen. Im zweiten Band erhalten wir eine Nachlese zu den Gedichten, einschließlich der Verdeutschung Bérangerscher Lieder, und die romantischen Jugendwerke Chamissos. Ihnen schließen sich seine Meistererzählung „Schlehmihl" und eine Reihe kleinerer Prosastücke an. Die beiden Bände bieten also eine selbständige Sammlung der dichterischen Werke; ein bald nachfolgender dritter Band wird den aus der Weltreise gewonnenen Prosaschriften gewidmet sein. Analysen der einzelnen Werke finden wir in den Sondereinleitungen; die Anmerkungen verwerten umfangreiche Briefauszüge sowie die französischen Entwürfe und Fassungen mehrerer Gedichte.

Adolf Wilbrandt hat hier kürzlich erst (Septemberheft 1907) eine Würdigung wenigstens als Romanschriftsteller gefunden. Er selbst dankt jetzt gleichsam für die Huldigungen, die ihm zu

Digitized by Google

seinem siebzigsten Geburtstage dargebracht worden, durch die Herausgabe eines neuen Erinnerungsbandes, der sich „Aus der Verbezeit" betitelt und sich also hauptsächlich mit der in Rostock verlebten Kindheit und ersten Jugend (allerlei politische Episoden aus den vierziger Jahren), mit dem Kugler-Eggersschen Kreis in Berlin, mit den entscheidenden Münchner Entwicklungsjahren (Heyse, Sybel, Geibel, Leuthold u. a.), mit den ersten selbständigen schriftstellerischen und dichterischen Arbeiten in Berlin, Dresden, Frankfurt, mit den ersten großen Reisen (Italien, Südfrankreich) und endlich mit dem neuen Münchner Aufenthalt der sechziger Jahre bis zur Übersiedlung nach Wien beschäftigt. Viel Neues und Wichtiges darf man von diesen oft mit allzu großer Behaglichkeit hererzählten Erinnerungen nicht erwarten. Der Blick für das Charakteristische, wie ihn etwa Fontane hatte und in seinen Erinnerungen fast auf jeder Seite, sei's auch nur in einer Anekdote, bewährt hat, eine der kostbarsten Gaben des Selbstbiographen und Zeitschilderers, geht Wilbrandt ab. Er findet zu Dingen und Menschen auch heute noch keine rechten Distanzen, vergreift sich fast immer in der Auswahl des Berichtenswerten (was soll uns z. B. die Leidensgeschichte von der Zahnfistel?) und zeigt sich schon früh in einer abseitigen Welt eingesponnen, die mit den großen, entscheidenden Zügen der Entwicklung nur wenig gemein hat. Dennoch werden das daseinsfrohe Buch des „Rastlosen" (Stuttgart, Cotta; 3 M.) gewiß alle die mit Vergnügen lesen, die den Romanschriftsteller und Dramatiker Wilbrandt liebgewonnen haben. Aus dem „Rückblick" wollen wir die Sätze herausheben, in denen Wilbrandt „seines Schaffens Ziel" von einst und heute schildert, auch auf die Gefahr hin, daß er selbst sich und seine Art nicht ganz richtig erkennt: „Wahrheit, Wirklichkeit, angeschaute und erlebte Natur, aber nichts in unedle Form gebracht. Das Häßliche nicht meiden, nach Schönheit streben; in der Welt ist mehr Schönheit, als die Kunst erfassen und erschöpfen kann; nur hoch genug und tief schauen, um sie zu sehen! Harmonie erstreben, wie die geheime und geheimnisvolle Schöpferkraft es tut; Harmonie von Wirklichkeitsandacht, Seelenkunde, Großsinn, Formsinn, Anmut, Humor. Auf dem Weg der Großen weiterwandeln, aber als heutiger Mensch."

Nach langer Pause, die wesentlich seinen großen kunsthistorischen Büchern gewidmet war, haben wir in diesem Hefte wieder die Freude, Professor Dr. Cornelius Gurlitt als Mitarbeiter zu begrüßen. Das ist uns eine willkommene Gelegenheit, auf ein paar seiner neuen Arbeiten hinzuweisen: zunächst auf das Städtebild Dresden, das er aus der Fülle seiner kultur- und kunsthistorischen Kenntnisse, aber auch aus jahrzehntelanger inniger Vertrautheit mit der Stadt, ihren Kunstschätzen und ihrer Umgebung in einem reich illustrierten Bändchen der von ihm herausgegebenen Sammlung „Die Kultur" entworfen hat (mit 29 Vollbildern in Tonätzung; Berlin, Marquardt u. Ko.; geb. 3 M.). Wie der Text, so geht auch der Bilderschmuck dieses Bändchens seine eignen Wege. Wir finden zahlreiche wenig bekannte historische Ansichten des Stadtbildes von Canaletto, Kurfürstenporträte von Lukas Cranach d. J., Ansichten von Kirchen, architektonisch interessanten Höfen und Sälen, Teilansichten von Gärten und — was besonders dankenswert — einige historische Landschaftsbilder aus Dresdens Umgebung von Carl August Richter, C. G. Hammer und Meister Ludwig Richter. — Neubearbeitet hat Gurlitt sein Buch über „Die deutsche Kunst des neunzehnten Jahrhunderts" (Berlin, Bondi; geb. M. 12.50). Da zeigt sich manches Urteil über älteres nachgeprüft und sorgfältiger begründet; was der neuen (dritten) Auflage aber ihren eigentlichen Wert gibt, das ist die jugendlich unermüdete, von einem ebenso feurigen wie ehrlichen Temperament genährte Frische, mit der der Verfasser all den neuen Taten, Bestrebungen und Theorien der bildenden Künste, insbesondere denen seiner Lieblinge, der Baukunst und der Werkkunst, folgt, um jeden hoffnungsvollen Trieb zu stützen und zu pflegen. Alles, was bis Ende 1906 irgendwie bedeutsames hervorgetreten, findet sich in der neuen Bearbeitung schon gewürdigt, wenn auch nur mit ein paar jener knappen, energischen Beiworte, in denen Gurlitt so stark ist.

Dieses Heft huldigt an zwei Stellen dem Ortsgenius Weimars: in dem Beitrag über das längst klassisch gewordene Rietschelsche Goethe-Schiller-Denkmal und in dem andern über den von den erzenen Dioskuren sozusagen bewachten neuen Theaterbau, der sich seine Klassizität erst erringen soll. Alte und neue Zeit reichen sich so auf dem Weimarer Theaterplatz die Hand, und gern wird man sich von hier aus von Aquarellen Peter Wolzes, die Hermann Böhlaus Nachfolger in Weimar zu einem Album zusammengefügt hat und Prof. E. Scheidemantel mit erläuterndem Text begleitet, durch „Das klassische Weimar" und seine geweihten Erinnerungsstätten geleiten lassen (zwölf Bilder in Mappe 10 M.). Der in Weimar geborene, in Goethes Geburtsstadt Frankfurt lebende Maler hat jene Stätten aus der Zeit Goethes, Schillers, Herders und Wielands, Karl Augusts und Anna Amalias in meistens wohlgelungenen Aquarellbildern von geschichtlicher Treue — sie gründen sich auf archivalische Studien —, doch auch von lebendiger malerischer Stimmung wiedererweckt. Die Vervielfältigungen sind in Dreifarbendruck hergestellt und suchen also der Wirkung der Originale möglichst nahezukommen. Der Erläuterer vermeidet die trockne Beschreibung der Bilder, fügt vielmehr in lebendiger Darstellung Bild an Bild zu einem abgeschlossenen Ganzen, das von Goethes

Digitized by Google

Gartenhaus eröffnet, von Goethes Wohnhaus am Frauenplatz geschlossen wird.

Es heißt dem Gedächtnis der Leser wohl nicht zuviel zugemutet, wenn angenommen wird, die Plauderei „Im Alpsteingebirge" von Wilhelm von Scholz (Maiheft 1907) sei noch in guter Erinnerung. Denn der Beitrag hatte etwas, was ihn von andern ähnlicher Art ein für allemal unterscheidet: ein naturbegeisterter, phantasiefreudiger Dichter hatte ihn geschrieben. Jene touristische Plauderei begegnet uns jetzt von neuem in der kleinen anmutigen Monographie, die Scholz über den Bodensee geschrieben hat und die einen Band der von seinem Freunde und Wandergenossen Leo Greiner herausgegebenen Sammlung „Städte und Landschaften" bildet (mit acht Vollbildern; Stuttgart, Krabbe; 2 M.). Es ist das dieselbe Sammlung, die mit Hermann Bahrs vielbeachteter, noch mehr geschmähter Kapuzinerpredigt über Wien (und das gesamte Österreichertum) eröffnet wurde, dann das halb satirische, halb phantastische Porträt Münchens von Josef Ruederer, dem Dichter der „Fahnenweihe", Wilhelm Schäfers mit modernen Poetenaugen gesehene Bilder vom Niederrhein und dem bergischen Land, endlich von Paul Ernst, dem Ästhetiker und Dramatiker, ein Miniaturbildnis seiner Harzheimat brachte. Schon diese Verfassernamen zeigen, daß es sich hier nicht um eine neue Nummer der landläufigen Reiseliteratur handelt, sondern um Bücher von individuellem künstlerischem Charakter, Stimmungsbilder und Impressionen von ausgeprägtem Persönlichkeitskreis. Auch die Illustrationen wissen auf verstecken Seitenpfaden allerlei wenig beachtete Kostbarkeiten an alten Trachtenbildern, Zeichnungen, Veduten und ähnlichem aufzuspüren.

Vor einiger Zeit (Februar 1907) hat Alfred H. Fried hier einen Aufsatz über die Bestrebungen und Erfolge der Friedensbewegung veröffentlicht, eine Übersicht, der auch geschworene Gegner der Bewegung das redliche Streben nach Sachlichkeit gewiß nicht abstreiten konnten, obgleich der Verfasser seine Feder seit Jahren in den Dienst der Bewegung gestellt hat. Neuerdings hat Fried einen Bericht über die Zweite Haager Konferenz vom Sommer 1907, ihre Arbeiten, ihre Ergebnisse und ihre Bedeutung in Buchform bei B. Elischers Nachf. in Leipzig erscheinen lassen (Preis M. 3.50). Er war dabei von dem Streben geleitet, im deutschen Publikum, das jenen vier Monate langen Verhandlungen so spröde gegenüberstand, Verständnis und wenn möglich auch Sympathie für das Haager Werk zu erwecken. Gerade deshalb mußte er sich in verhältnismäßig engem Rahmen halten, schon um die Übersichtlichkeit nicht zu stören.

Zum Schluß noch ein paar Notizen über jüngst erschienene Buchausgaben in den „Monatsheften" zuerst veröffentlichter Romane und Novellen. In Engelhorns Romanbibliothek (Stuttgart, Engelhorn; 24. Jahrgang, Bd. 2; geb. 75 Pf.) ist Georg Wasners Erzählung „Der rote Faden" aufgenommen worden. Nach dem Beifall zu schließen, den die Novelle bei unsern Lesern fand, wird auch dem Buch ein starker Erfolg blühen. — Sodann hat Fedor Sommer seine hier zuerst erschienene historische Novelle „Hans Ulrich" mit einer andern, in Schilderung und Charakteristik gleichwertigen, ebenfalls zur Zeit des großen Krieges spielenden zu einem Band vereinigt, der in Richard Mühlmanns Verlag (Max Grosse) in Halle a. S. erschienen ist (geb. M. 3.50). Hätte Sommer — wir wollen einmal ganz offen sein — unsrer Zeitschrift beide Erzählungen zugleich vorgelegt, so würde sie wahrscheinlich nach der zweiten („Der Narr zum Briege") gegriffen haben, schon weil diese in der Psychologie sicherer und reifer ist. Ein schlesischer Roman desselben Verfassers, betitelt „Am Abend" (Leipzig, Arthur Cavael; 3 M.), leidet unter der manchmal recht wahllosen Mischung gut gesehener und sicher gefaßter Wirklichkeiten aus seiner heimatlichen Umgebung und einer phantastisch-willkürlichen Romanhaftigkeit, so gern man zu der tapfern und gesunden Lebensauffassung des Werkes ja sagen möchte. Es scheint fast, als brauche der offenbar ernst an sich arbeitende Schriftsteller einstweilen noch die Stütze der Historie, wenigstens wollen uns selbst seine „Hussitenjahre", eine energisch im Zaum ihrer Handlung gehaltene Erzählung aus dem fünfzehnten Jahrhundert (Breslau, Priebatsch), gelungener erscheinen als der doch zum Teil in heimatlichen, dem Verfasser vertrauten Kreisen spielende moderne Heimatsroman aus Schlesien.

K. von der Eiders Roman „Meerumschlungen" wird soeben in Buchform bei F. Fontane u. Ko. in Berlin ausgegeben (geb. 3 M.). Wilhelm Jensens „Luv und lee", vor zwölf Jahren hier zuerst an die Öffentlichkeit getreten (Oktoberheft 1896 ff.), eine der prächtigsten, weil phantasievollsten Schöpfungen, die dem Dichter je gelungen, hat es jetzt glücklich zur dritten Auflage gebracht (Leipzig, Elischer; geb. 6 M.). Seine beiden ungleichen kulturhistorischen Novellen „Aus dem sechzehnten Jahrhundert" liegen jetzt ebenda in billiger Ausgabe vor (geb. 6 M.). — „Das Frühlingsmärchenspiel", mit dem Richard Voß die schwierige und gefahrvolle Aufgabe zu lösen versuchte, das neue Weimarer Hoftheater zu weihen, ist bei A. Huschkes Nachfolger in Weimar erschienen.

Eine kleine Berichtigung erbittet der Verleger des in der Literarischen Rundschau des Februarheftes aufgeführten hessischen Landschaftskalenders. Dieser heißt nicht „Hessenland" (wie die in Kassel erscheinende Zeitschrift), sondern „Hessenkunst". Den Verlag hat Adolf Ebel in Marburg, fr. Ehrhardts Universitätsbuchhandlung.

Digitized by Google

Peter Janssen. (In seinen letzten Lebenstagen aufgenommen von Anna Bender in Elberfeld.)

Paul Thumann in seinem Berliner Atelier. (Nach einer Aufnahme von Hermann Boll in Berlin.)

Zu unsern Kunstblättern

Die beiden namhaften Maler, die kürzlich dahingegangen sind, Paul Thumann und Peter Janssen, waren im Alter nur durch zehn Jahre voneinander getrennt: Thumann hatte vor vier Jahren seinen siebzigsten, Janssen seinen sechzigsten Geburtstag gefeiert — die Geschichte ihrer künstlerischen Bedeutung und ihres Ruhmes aber zeigt ein gänzlich verschiedenes Bild.

Thumann, der Schüler Julius Hübners in Dresden und Fr. Pauwels in Weimar, stand auf dem Höhepunkt seines Ansehens, als unsre heimische Kunst, unmittelbar nach unserm Siege über Frankreich, ganz im Bann der Pariser lag, und aus dieser Abhängigkeit hat er sich nicht mehr zu lösen vermocht, so daß er verständnislos an der neueren künstlerischen Entwicklung, unsre neue Geschmacksrichtung achtlos an ihm vorübergeschritten ist. Seine Klassikerillustrationen (zu Goethe, Schiller, namentlich aber zu Chamissos „Frauen-Liebe und Leben"), einst das Entzücken ganz Deutschlands, zumal der Jugend, fand das neue Geschlecht süßlich und nichtssagend, in seinen Gemälden, den historischen so gut wie den idealen (Luthers Trauung, Amor und Psyche u. a.), vermochte sie nicht viel mehr als kostümierte Szenen zu erblicken. So hatte Paul Thumann, der übrigens seit 1875 unter Anton von Werner als Professor an der Berliner Kunstakademie wirkte, seinen Ruhm längst überlebt, als der von allen seinen persönlichen Bekannten, Freunden und Schülern als liebenswürdig, hilfsbereit und gewissenhaft Gerühmte in der letzten Februarwoche von uns schied.

Anders Peter Janssen, der Direktor der Düsseldorfer Kunstakademie (seit 1895). Auch seine künstlerische Richtung und Art hatte zwar, worauf schon die Stätte seines Wirkens hindeutet, mit einer scheinbar überlebten Tradition zu kämpfen, aber ihm war noch Kraft und Frische genug beschieden, um für seine eigne Historienmalerei wie für die ihm anvertraute Kunstschule aus den Erkenntnisformen der neuen Zeit, vornehmlich dem malerischen Realismus, so viel Anregung und Gewinn zu ziehen, daß man heute hauptsächlich an ihn denkt, wenn man von einer Wiederbelebung der Geschichtsmalerei und einer Verjüngung der Düsseldorfer Schule spricht. In dem großen Aufsatz über „Düsseldorfer Kunst" (April- und Maiheft 1904) ist diese neue Epoche der rheinischen Akademie unter Janssen eingehend gewürdigt worden. Dort und später noch mehrmals (Oktoberheft 1906, Februarheft 1907) durften wir Studien von ihm in farbiger Wiedergabe zeigen, und aus diesen Blättern leuchtet sofort der Unterschied ein, der ihn von den Geschichtsmalern der vorhergegangenen Jahrzehnte trennt:

Digitized by Google

nicht das Kostüm als solches und nicht das mehr oder weniger theatralische Arrangement geben bei Janssen den Ausschlag, sondern es wird versucht, einen oft geradezu naturalistischen Zug, zum mindesten eine naturwüchsige Frische und volkstümliche Gesundheit in die Historie hineinzutragen. Das Leben selbst soll den „Stil" bilden. Am bedeutendsten als Monumentalmaler (Darstellungen aus der Prometheussage in der Berliner Nationalgalerie; Fresken im Rathaussaal zu Erfurt usw.), ist Janssen doch auch wiederholt mit tüchtigen Staffeleibildern hervorgetreten. Dem wenige Jahre vor seinem Tode vollendeten religiösen Gemälde „Sie alle folgen dem Stern" galt die unendlich reichhaltige Studienfülle, aus der die meisten auch unsrer Blätter stammten. Wie leuchtete ihm die Freude an diesem Reichtum des Fleißes und der Gestaltungskraft vom niederdeutsch gesunden Antlitz, wenn er in seinem Atelier solche Blätter nicht etwa „hervorsuchte", sondern gleich zu Dutzenden über den Besucher ausschüttete, so daß Künstler und Liebhaber schließlich im buchstäblichen Sinne des Wortes darin wateten! Er war bis zuletzt so lebens- und arbeitsfroh, daß man ihm gut und gern noch ein volles Jahrzehnt ungealterten Schaffens hätte prophezeien mögen — da raffte ihn eine tückische Influenza dahin (19. Februar), in der zweiten Blüte seiner Kraft, darf man sagen, und vielleicht an der Schwelle eines neuen Ruhmes. — —

Die Kunstblätter des vorliegenden Hefts bedürfen durchweg nur weniger Begleitzeilen.

Lukas Cranachs „Ruhe auf der Flucht", eine neuere Erwerbung des Kaiser-Friedrich-Museums in Berlin, gehört als Arbeit des Jahres 1504 zu den frühesten Schöpfungen des damals noch ernsthaft ringenden Meisters. Ein stark leuchtendes Feuerrot gibt dem Bilde die festlichste Note. „Die heiligen Eltern haben sich eben niedergelassen im fränkischen Wald (Cranach war Franke von Geburt, wenn er dann auch ganz Wittenberger geworden) — sogleich stürzen acht Engel herzu, um den Christknaben zu tränken und zu erfreuen. Es sind die kleinen Geister der Wiesen und Schluchten, der Bäume und des Wassers, die freudig aus ihren heimlichen Verstecken herauskommen. Das liebliche Kinderspiel wirkt inmitten der sattprangenden Natur wie ein deutsches Tannenmärchen." (Paul Schubring.)

Van Dycks „Wilhelm II. von Oranien" gehört zu den vielen Bildern, die zwar unter dem Namen des Meisters gehen, von denen es aber nicht ganz feststeht, ob sie völlig sein eignes Werk, oder ob er sie nur angelegt und dann von seinen Schülern und Gehilfen hat ausmalen lassen, um sie schließlich noch einmal mit dem eignen Pinsel zu überarbeiten oder nur zu „übergehen". Jedenfalls wäre es übel angebracht, das liebenswürdige Porträt des etwa fünfzehnjährigen Oraniers als ein Meisterwerk der Porträtkunst zu feiern. Aber die sichere Komposition und der feine durchgebildete Geschmack, der es beherrscht, werden ihm die Liebe, die es früh auch bei verwöhnten Kunstfreunden fand, noch lange erhalten. Wir bitten, das Blatt als einen Auftakt für die Gemälde altenglischer Kunst (Reynolds, Gainsborough, Romney, Raeburn u. a.) zu nehmen, die wir im Anschluß an die eben beendete Berliner Ausstellung im nächsten Hefte zu zeigen gedenken. War doch van Dyck ihrer aller Vorbild.

Von neueren Meistern ist — soweit die Blätter nicht schon in eignen Aufsätzen dieses Heftes besprochen werden — Hans Thoma mit einem Bild „Im März" vertreten, einer Vorfrühlingslandschaft, wie sie so innig heute kein andrer malt als der Karlsruher Meister, der sich mit seinem Märchengemüt gleich tief in deutsches Landschaftswie in deutsches Kinderleben eingefühlt hat. Wer sein Bild liebevoll betrachtet, spürt das Quellen des Saftes im Gesträuch, hört das Singen und Summen der Kindermäulchen.

Auch Otto H. Engel ist unsern Lesern kein Unbekannter mehr. Gensel hat ihn bei Besprechung der vorjährigen Großen Berliner Kunstausstellung gewürdigt (Juliheft 1907), und damals haben wir auch zuerst ein farbiges Kunstblatt, wie dies neue „In der Tür", nach einem Pastell wiedergegeben, von dem Künstler zeigen können. Wie jenes beweist auch dies neue Blatt Engels künstlerische Art, Figuren und Landschaft zu vereinen, die bunten Farben der kleidsamen Tracht mit denen der Natur zusammenzustimmen und alles mit Licht und Leben zu erfüllen. Engels letzte Kollektivausstellung im Salon Cassirer zu Berlin bestätigte, daß wir jetzt in ihm einen voll ausgereiften Künstler vor uns haben, der zwar den Einfluß gewisser holländischer Vorbilder nicht verleugnet, aber über diese fremden Anregungen hinaus zu einer selbständigen Individualität gewachsen ist. Er ist hauptsächlich Landschafter und nimmt seine Motive gern aus Friesland, dessen ernster Natur und strengem Menschenschlag seine ganze Liebe gehört (Traufeier in Friesland; Sturmflut; Stiller Abend u. a.). Am 27. Dezember 1866 in Erbach in Hessen geboren, bildete sich Engel auf den Akademien zu Berlin, Karlsruhe und München. Während seiner Studienzeit bereiste er Italien sowie die Küsten der Ost- und Nordsee. In den letzten Jahren sind ihm viele Auszeichnungen zuteil geworden: so erhielt er 1902 in Berlin die kleine goldene, 1904 in St. Louis die silberne, 1905 in München die goldene Medaille. F. D.

Verantwortlich redigiert von Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau unter Mitwirkung von Dr. Adolf Glaser (zurzeit in Rom). — Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten.

Digitized by Google

Leonhardi's Tinten

Spezialität: Staatlich geprüfte u. beglaubigte Eisengallus-Tinten, Klasse I.

Infolge besonderer Herstellung von unübertroffener Güte und billig, weil bis zum letzten Tropfen klar und verschreibbar.

Das Beste für Schule und Haus, für Bücher, Akten, Dokumente und Schriften aller Art.

Buch- u. Kopiertinten: Alizarin-Schreib- u. Kopiertinte
Anthracen-Schreib- u. Kopiertinte

Buch-Schreibtinten:
- Alizarin-Schreibtinte . . . .
- Anthracen-Schreibtinte . . . .
- Beste deutsche Reichstinte . . .
- Schwarze Eisengallustinte . . .
- Aleppotinte . . . . . .

Staatlich geprüft u. beglaubigte, hochgeprägt gestempelte Eisengallustinten, Klasse I

Spezielle Kopiertinten:

Violettschwarze Kopiertinte. Leichtflüssig. Das damit Geschriebene gibt nach Monaten u. Jahren sicher noch schöne kräftige Kopien.
Deutsche Reichs-Kopiertinte, blauschwarz. Nach acht Tagen kopierfähig.
Schwarze Doppel-Kopiertinte, schwarz fließend. 2–4 Kopien.
Non plus ultra Kopiertinte, für überseeische Korrespondenz. 4–8 Kopien.

Farbige Tinten:

Rot, blau, grün, violett usw.

„Atral" (flüssige schwarze chinesische Tusche, vollkommener Ersatz für chinesische Stücktusche). Stets fertig zum Gebrauch.

Garantiert **unverwaschbare Ausziehtuschen** für Architekten, Geometer, Zeichner, Schüler usw., in 42 Farben.
Flüssiger Leim und Gummi in den verschiedensten Füllungen.
Stempelfarben, Stempelkissen. Wäschezeichentinten.
„Carin", Fleischstempelfarbe, giftfrei, schnell trocknend, wasserecht.
Autographie- und Hektographen-Tinten. Hektographenblätter und -masse.
Trichtertintenfässer. Patenttintenfässer.

Schreibmaschinen-Farbbänder vorzügl. Qualität, mit gewebter Kante, für alle Systeme in allen Farben; schwarz für Urkunden, vom Königl. preußischen Justizministerium genehmigt.

Aug. Leonhardi, Dresden

Chemische Tintenfabriken, gegründet 1826.
Goldene Medaillen, Ehren- und Verdienst-Diplome

Erfinder u. Fabrikant der weltberühmten Alizarin-Schreib- u. Kopiertinte, leichtflüssigste, haltbarste und tiefschwarz werdende Eisengallustinte, Klasse I.

Überall erhältlich!

Für folgende Bezirke ist die Generalvertretung noch zu vergeben:

Detmold, Paderborn, Wesel, Krefeld, Aachen, Marburg, Kassel, Fulda, Meiningen, Offenbach a. M., Hanau.

Hermann Schnee: Das Schloß Heringen in der Goldenen Aue.

Digitized by Google

MAY 27 1908
CAMBRIDGE, MASS.

WESTERMANNS MONATSHEFTE
Redigiert von Dr. Friedrich Düsel
Bd. 104, I Mai 1908 Heft 620

Und ein Garten das Land ...

Roman von Marie Diers

II

Der Eintritt in das neue Leben war für Mutter und Tochter nicht sehr verheißungsvoll gewesen, und sein Fortgang war kaum besser. Wie man in dieser wildfremden Stadt Verkehr anknüpfen sollte, wußte die Pastorin nicht, konnte sich aber bei ihrer lebhaften Natur und der geringen Beschäftigung, die der kleine Haushalt ihr machte, nicht ohne solchen behelfen. Da blieb denn nach wie vor Martins Haus, obgleich Christa gewünscht hätte, lieber das ganze Jahr kein fremdes Gesicht zu sehen als das der Frau Irma. Es war ihr eine Pein, wenn sie die Mutter wieder einmal dorthin gehen sah, und wenn sie mit anhören mußte, wie sie triumphierte, diesen Weg nun schon bei Tag und Nacht finden zu können.

Die gute Pastorin mit ihrer Elastizität und ihrem allerbesten Willen, sich in Martins Häuslichkeit einzufügen, reduzierte ihr Urteil über Irma fast von Tag zu Tag. An „Erziehung" dachte sie schon gar nicht mehr. Für Maus war es schmerzlich rührend, zu sehen, wie sie immer sanfter und ergebener wurde und sich jedesmal als über etwas Besonderes freute, wenn das junge Paar nett zu ihr gewesen war. Es war für Maus dies etwas, was sie in eine förmliche innere Wut versetzte. Was war ihre Mutter, und was war diese Irma! Wie hatte die Mutter von klein auf das Leben ernst genommen, für ihre Lieben sich abgearbeitet, gesorgt und für sich selber immer wieder verzichtet. Wie war ein Tag in diesem mühevollen Leben mehr wert als diese ganze tändelnde Puppenexistenz! Hatte Irma sich auch wohl nur einmal im Leben überwunden? Sich einen Wunsch versagt oder sich Mühe auferlegt, um andern zu dienen? Man brauchte sie nur anzusehen, um darüber Bescheid zu wissen.

Und von diesem verzogenen, leichtsinnigen, gedankenlosen und lieblosen Geschöpf nahm die Mutter dankbar die Brocken gelegentlicher Huld hin, die sie ihr zuwarf! War denn das überhaupt nötig? Fand sie für diese beständige Demütigung irgendeine Bereicherung, die die Bitterkeiten ausglich?

Maus konnte das nicht sehen. Ihr schien es nur eine unwürdige und zwecklose Erniedrigung, weiter nichts. Aber wenn sie davon reden wollte, traf sie auf taube Ohren. Die Mutter wußte plötzlich gar nicht mehr, daß sie je etwas Schlechtes über Irma gesagt habe, ja, sie sah zu ihr auf als zu einem „reizenden Wesen" und ließ niemals etwas auf sie kommen.

Maus war noch viel zu jung, um dies auch nur einigermaßen zu verstehen. Sie dachte: Mutter hat mich ja, und ich brauche sie. Aber sie läuft zu denen, die sie nicht brauchen und obenein über sie lachen! In ihrer wachsenden Bitterkeit verfiel sie sogar auf den niedrigen Verdacht, der Mutter imponiere der Reichtum und das glänzende Haus, und das ziehe sie so unwiderstehlich an.

Aber sie tat ihr darin schweres Unrecht. Hätte Martin in einer Hütte gewohnt und sein junges Weib sich in Lumpen gekleidet,

Digitized by Google

so wäre es dasselbe gewesen — nur dann hätte sie doch vielleicht mehr die Überlegenheit behauptet und nicht den Respekt gezeigt. Aber was in ihr Triebkraft war, das wirkte hier nicht stärker, als es dort gewirkt hätte: das schlicht und stark Mütterliche in ihr, das dem Kommen des jungen Lebens, das erwartet wurde, entgegensah und all ihr Interesse um dieses häufte.

Damals begann Christas großes Einsamkeitsgefühl. Jenes Einsamkeitsgefühl, das sich vom treibenden Leben ringsherum entfernt und auf eine Eisscholle gesetzt sieht. Was war sie im Leben? Was stellte sie vor? Wozu war sie nütze?

Sie briet ein Beefsteak, bereitete den Tee und deckte den Tisch, daß die Mutter sich gleich zum Essen niedersetzen konnte, wenn sie von Martin kam. Oder sie nahm die schadhafte Wäsche und setzte sich zum Ausbessern an den Nähtisch. Oder sie schickte das kleine ungeschickte und unbescheidene Aushilfsmädchen fort und wischte selber die Stuben und putzte den Staub so glänzend ab, daß Mutter nach ihrer Heimkehr auch kein Fleckchen fand, über das sie sich ärgern konnte.

Oder sie setzte sich an Vaters Schreibtisch, den zu verkaufen sie sich nicht hatten entschließen können, nahm die Grammatiken vor und machte lateinische und griechische Ausarbeitungen und korrigierte sie mit solcher Strenge, als habe sie sich dabei in ihren Vater verwandelt. Sie verschonte sich sogar nicht mit der Mathematik und quälte sich so unbarmherzig, daß sie nach mehreren Stunden mit schmerzendem Kopf aufstand.

Ja, aber was sollte im Grunde das alles? War es, recht besehen, nicht doch alles nur eine Art Spielerei? Wem nützte sie damit? Oder füllt man damit sein Leben aus, Staub zu putzen und ein Gerichtchen zu kochen? Die Mutter aß zudem meistenteils bei der Schwiegertochter, wenn sie einmal da war.

Christa zog sich an und ging in den Straßen herum. Sie sah die Schaufenster und las die Büchertitel. Danach bat sie ihre Mutter, sie eine Leihkarte kaufen zu lassen. Es gab einige Schwierigkeit.

Die Mutter hatte mit der Witwenpension auszukommen, und das Leben war hier teurer, als sie gedacht hatte. Es war allerdings noch ein kleines Kapital da, das für Christa bleiben sollte, von dem sie aber die Zinsen hatte. Es fiel ihr auch auf, daß die Tochter wenig Abwechslung hier habe, da sie selten mit zu Irma ging. In ihrem Ärger darüber und über Maus' ewiges Gerede wegen Irma hatte sie nicht viel daran gedacht, was sie wohl treibe. In einer raschen Reue- und Mitleidsanwandlung ging sie zum Sekretär und nahm sechs Mark heraus, damit Maus sich die Lesekarte kaufe.

Maus versuchte, sich jetzt den Tag einzuteilen: dann wirtschaften, dann lernen, dann lesen. Einige Wochen ging das gut, ihr Stundenplan wurde selten gestört. Es war die heiße Zeit gekommen, und da die Mutter bei ihrer noch vermehrten Korpulenz die Hitze in der engen Etagenwohnung nicht vertragen konnte, war sie immer häufiger in dem jungen Haushalt, in dem sich auch das kommende Ereignis immer mehr vorbereitete.

Aber nach einigen Wochen war Christa wieder auf demselben Punkt. Sie hatte sich anfangs alte gute Bücher verschafft, von denen ihr Vater geredet hatte, historische und auch andre. Die hatten sie allmählich zu den neueren Erscheinungen geführt, und diese Art Lektüre, weit davon entfernt, sie in einen seichten Unterhaltungssumpf zu locken, hatte ihr im Gegenteil Augen und Ohren geschärft und sie mit unerbittlicher Konsequenz wieder auf den Punkt zurückgeführt, von dem sie ausgegangen war.

Sie war nicht weiter als zuvor. Sie stand vor der Tatsache, daß sie ein Spieldasein führe, eine Art Scheinleben, keinem zu Leid, aber auch keinem zu Nutz.

Die Ausbildung, die sie sich selber gab, war auch vollkommen ziellos. Was wollte sie damit? Hier in der Welt heißt es: Wenn du etwas Reelles erreichen willst, so schaffe ein Ganzes in festgesteckten Grenzen, aber flattre nicht zwischen zehn und zwanzig Gebieten einher.

Eines Abends fragte sie ihre Mutter, ob sie vielleicht Stunden geben dürfe. Sie sei vom Vater so weit gebracht, daß sie mit gutem Gewissen Schülern bis zur Tertia hinauf Nachhilfeunterricht geben könne.

Es lag wohl in ihrer Art, wie sie es vorbrachte, daß die Mutter unerwartet rasch zustimmte. Den ganzen Tag hatte ihr dieser Plan im Kopf gelegen und sie förmlich begeistert. Das war doch etwas! Es war doch wenigstens ein Steinchentragen bei dem großen Bau. Sie war so aufgeregt, daß

Digitized by Google

sie nichts andres hatte tun können, als darüber nachzudenken. Sie sah ordentlich schon die frischen Knabengesichter vor sich, vielleicht ein bißchen verdrießlich erst, müde, tüchtig faul, aber sie wußte sie immer mehr und mehr zu beleben. Sie hörte sich selber schon sprechen, sagte ganze Sätze her und gewann dabei förmlich eine Liebe zu den trotzigen Jungengesichtern vor sich.

Die Mutter wurde von ihrer Art, es darzustellen, bezwungen. Sie fand den Plan etwas originell, aber ganz klug und nett, und versprach, morgen sich bei Martin zu erkundigen, wie man solche Dinge einleite.

In der Nacht träumte Maus unaufhörlich von ihren faulen, lustigen Jungen.

Aber am andern Tage kam die Mutter zu ungewohnter Stunde, schon am Vormittag wieder zurück. Sie war sehr aufgeregt und ein bißchen verlegen. Sie habe sich das gestern mit dem Stundengeben doch nicht recht überlegt, es sei ihr auch zu sehr über den Kopf gekommen. Martin sei auch ganz und gar dagegen. Wie Maus sich das eigentlich denke: Knaben Stunden geben! Das sei ja eine ganz unreife und unmögliche Idee. Außerdem werde sie auch keine einzige bekommen. Dazu seien Oberlehrer in Hülle und Fülle da. Auch Primaner und Studenten für die, die weniger anlegen wollten. Martin hätte auch ganz mit Recht gesagt, daß Maus das doch nicht nötig habe. Sie habe doch genug zum Leben, und wenn sie einmal ein Vergnügen wolle, so werde er, Martin, sich gern einmal opfern und sie ins Theater oder in einen Konzertgarten führen.

Maus war außer sich. Noch nicht an allem andern genug, mischte sich Martin nun noch in ihr eigenstes Leben und zerstörte ihr ihre Pläne. Wie kam er dazu? Was ging es ihn an? Sie wurde zum erstenmal heftig, ja wild gegen die Mutter. Wie eine Rasende kämpfte sie für ihre Idee. Aber plötzlich sah sie ein, daß sie ihrer Sache mit solchem Betragen nur schaden konnte, verstummte jählings und ging in Tränen hinaus.

Es war auch sowieso alles verloren. Die Mutter war nicht gewöhnt, Maus' Ansicht ernst zu nehmen, besonders wenn sie mit der eines andern, z. B. Martins, kollidierte.

* * *

Im September traf der Stammhalter bei Martin ein. Es wurde ein unbeschreibliches Aufsehen damit gemacht, und die Pastorin siedelte für ein paar Wochen ganz nach der Ritterstraße über. Indessen kam fast jeden Tag ein Briefchen oder eine Karte mit Nachrichten an Maus, und zwar sichtlich nicht aus dem Grunde, daß die Mutter im Ernst glaubte, ihre Tochter habe ein brennendes Interesse an dem Befinden Irmas und ihres Söhnchens, sondern aus einer Art beunruhigten Gewissens heraus.

Maus empfand dies auch deutlich, und es rührte sie. Die arme Mutter! Es ging ihr jetzt auf, daß sie in der Tat ihren eigentlichen Wirkungskreis mehr dort hale, wo sie handeln, helfen, eingreifen und arbeiten könne, als hier bei ihrer erwachsenen Tochter, der sie sich innerlich doch vielleicht fremder fühlte, als Maus gedacht hatte, weil sie im Grunde auf ihre Entwicklung keinen Einfluß mehr hatte.

Diese Erkenntnis kostete dem Mädchen Tränen. Sie fühlte sich von neuem wieder jählings vereinsamt wie damals, als sie an Heino Ulfers' Liebe verzweifeln mußte. Sie war zu hilfsbedürftig, um diese plötzliche unbewußte Absage der Mutter ruhig ertragen zu können.

Diese einsamen Wochen waren regnerisch und kalt und dehnten sich lang genug zu tausend trübseligen Grübeleien. Es quälte sie auch, daß die Mutter dort drüben nicht einmal den richtigen Dank finden werde. Man schätzte sie dort allenfalls als Hilfs- und Arbeitskraft und würde sie vor die Tür setzen, wenn nian ihrer nicht mehr bedurfte. Sich diese Enttäuschung vorzustellen, brachte sie aus Gram und Zorn beinahe zum Fiebern.

Hin und wieder schrieb die Mutter ihr, sie solle kommen und sich „das süße Kindchen" ansehen. Sie tat es auch, glaubte sogar, das unschuldige, kleine Geschöpf werde ihr den Sinn schmelzen und ihr sanftere Empfindungen einflößen. Zu Hause im Dorf hatte sie immer die kleinen Kinder liebgehabt und sich an ihnen erfreut. Aber hier, in dieser Umgebung war es, als schlösse sich alles in ihr zu. Sie wunderte und entsetzte sich über sich selbst, wollte sich zu andern Gefühlen zwingen und konnte doch nicht über den Stein fort, der in ihrer Natur lag.

Die Mutter war gut zu ihr, streichelte sie und fragte sie, ob sie auch ordentlich esse

Digitized by Google

und sich nichts abgehen lasse. Ihr sanfter, beinahe verlegen hastiger Ton trieb Maus die Tränen ins Auge. Im ganzen hatte die Mutter doch nur Sinn für Irma, die im Stickereiputz im Bette lag und sie hin- und herschickte, und für das kleine Ottochen.

„Guck mal, Ottochen, wer ist das? Hopp, hopp, mach' ihr einen Diener! Sooo! Gib ihr ein süßes Schmätzchen, es ist ja Tante Maus. Tante Maus, Tante Maus!" sang sie im Wiegenliederton.

Es war ein dickes, unruhiges Bengelchen, das viel Wesens von sich machte. Die Nächte brüllte es zumeist durch, und Großmama mußte es tragen, wozu war sie sonst da? Irma hätte ja gestört werden können. Aber Großmama war auch nicht mehr die Stärkste, sie hatte hier auch wohl manchen kleinen Ärger, den sie verbeißen, manchen stillen Kummer, den sie in sich begraben mußte, sie, die sich jedes Leid sonst herunter geweint und geredet hatte. Aber Maus durfte nicht zu ihr sagen, daß sie nach Hause kommen und sich ausruhen solle. Das hätte sie sehr gekränkt.

Nach vier Wochen wollte Irma das Kind nicht mehr stillen. Es brachte zuviel Last und Hemmung mit sich. Eine Amme kam, zu der Pastorin nun doch laut geäußertem Entsetzen, es gab eine regelrechte kleine Szene, und die Großmama war abkömmlich.

Als sie in der Kurfürstenstraße wieder ihre drei Treppen emporstieg und an der Korridortür klingelte, war sie nicht mehr die, die sie gewesen war, es fraß etwas in ihr. Aber sie sprach sich nicht aus, das war das schlimmste.

In der ersten Zeit schickte sie Maus öfter hin. „Ich bin so angegriffen, fahre du und sieh nach, wie es steht. Passe ein bißchen auf die Amme auf, sie ist ein ganz unbrauchbares Ding."

Maus fuhr hin. Die Dinge hatten sich jetzt etwas geändert. Hier lag eine Sache vor, in der sie vielleicht nützen konnte. Ein paarmal machte ihr das Kind auch einen ganz verwahrlosten Eindruck, und ein warmer Quell für das Würmchen, das inmitten alles Reichtums doch des Besten, der mütterlichen Sorge, entbehrte, sprang in ihr auf. Aber es wurde dieselbe Geschichte wie mit ihrer Mutter. Die Amme ließ sich nichts gefallen, wurde frech und beklagte sich bei Irma, und diese im Verein mit Martin nahmen unbesehen Partei für sie.

In diesem Winter waren Mutter und Tochter eng beisammen. Die Pastorin fuhr zwar manchmal wieder nach der Ritterstraße, aber immer nur auf Stunden, und kam stets bedrückt und still wieder zurück. Es zeigte sich jetzt eine körperliche Schwäche und Hinfälligkeit bei ihr, die sie früher nie gehabt hatte. Oftmals war es ihr kaum möglich, etwas zu Mittag zu essen.

Da hatte Christa, die sich schon um ihre Nutzlosigkeit bitter gequält hatte, plötzlich eine Aufgabe: die Mutter zu pflegen. Äußerlich war dies nicht allzu schwer, aber sie im Innern aufzurichten und zu erheitern, war oft unmöglich. Sie lachte dann wohl manchmal wieder, aber es kam nicht von Herzen. Wenn Maus ihr vorlas und Bücher wählte, die nach ihrer Meinung die Mutter ebenso bewegen und erfassen müßten wie sie, fand sie plötzlich, gerade wenn sie selbst, von ihrer Begeisterung fortgerissen, eine Zeitlang alles vergessen hatte, daß die Mutter gar nicht zuhörte und mit trüben Blicken vor sich hinträumte.

Tief erschrocken fragte Christa sich, ob es denn möglich sei, daß eine so nichtige Person wie diese Irma die starke, lebensvolle Seele ihrer Mutter zerbrechen könne. Es schien ihr ein geradezu widersinniger Gedanke. Aber es war doch so! Oder litt sie im Grunde nur an Martins Wesen und Charakter, der sich in der Wahl seiner Frau und der unbedingten Parteinahme für sie aussprach? Oder war mit des Vaters Tode überhaupt ihr eigentliches Sein abgeschlossen, und um weiterleben zu können, brauchte sie künstliche Stützen und brach zusammen, wenn die Stützen umknickten?

Manchmal war es, als handle sich alles nur um den kleinen Otto. Sie sprach beständig von ihm und zersorgte sich fast von Sinnen um ihn. War er gar einmal krank, so konnte sie tagelang nichts genießen.

Maus verfiel auf beständig neue Anregungen. Sie brachte sie dazu, mit ihr Konzerte und auch einmal das Theater zu besuchen. Es half für den Augenblick, aber nicht dauernd. Dabei wurde die Tochter von der äußern Veränderung in ihrer Mutter Aussehen beunruhigt. Die Pastorin wurde erschreckend stark und zusehends unbehilflicher.

Hätte man nur einen Arzt konsultieren dürfen! Aber daran war kein Gedanke. Im Grunde entzog sich diese Krankheit ja auch

Digitized by Google

den ärztlichen Eingriffen. Martin und Irma wären hier vielleicht die einflußreichsten Ärzte gewesen und der kleine Otto nun gar der allerbeste.

Nachdem der schwere Winter vorüber war, kam ein nicht minder schwerer Sommer. Die Pastorin war jetzt so weit, daß sie kaum noch einmal allein, selten aber auch in Christas Begleitung in die Ritterstraße konnte. Allmählich hörte auch das auf. Die Kinder mußten zu ihr kommen und den kleinen Otto auf dem Arm der Amme mitbringen, wenn sie Lust dazu hatten. Martin war gutmütig genug, sich hin und wieder Zeit dazu zu nehmen und vor allem Ottochens Mitkommen durchzusetzen.

Aber jedesmal, wenn sie gegangen waren, weinte die Mutter so rührend hilflos vor sich hin.

„Ich kann's nicht mit ansehen," klagte sie einmal zu Christa. „Solange wie die dicke Person da ist, ist ja gar nichts zu machen. Hast du gesehen, wie blaß das Jungchen ist? Ach, es zerreißt mir das Herz. Aber mein Trost ist, daß er nun bald entwöhnt werden muß. Dann sieh zu, meine liebe Maus, daß du ein bißchen mehr Einfluß dort bekommst. Irma ist ja auch im Grunde bequem, vielleicht überläßt sie dir eine Person auszusuchen. Nimm dann keine junge Bonne, lieber eine erfahrene Frau, aber sie muß gutmütig sein, nicht eingebildet und herrschsüchtig, wie sie manchmal sind. Hörst du, merk's dir auch recht, kleine Tante Maus."

Sie nannte sie jetzt oft so, in einer Art wehmütigen Scherzes. Es war wie ein Vermächtnis, das sie ihr hinterlassen wollte.

Im nächsten Winter raffte sie sich noch einmal auf, und es schien, als sei sie ganz die alte. Volle acht Tage brachte sie es fertig, in aller Rüstigkeit in Martins Hause zu wirken, als das zweite Kind, die kleine Edith, zur Welt kam. Aber als diesmal schon am zweiten Tage, ohne daß Irma überhaupt nur versucht hatte, selber zu stillen, eine neue rotbäckige junge Amme auftrat, deren Ankunft man ihr einfach verschwiegen hatte, sank sie wieder still in sich zusammen. Sie tat noch ein paar Tage im Hause Dienst, aber mehr wie ein armes, stummes Lasttier ohne eignen Willen, bis Christa, die dieses Verhältnis nicht länger ansehen konnte, sie mit Martins Hilfe ohne weiteres in eine Droschke packte und sie mit sich nach Hause nahm.

Das war ihre letzte Ausfahrt gewesen. Sie lag danach ein paar Wochen, aber still und ohne Leid. Es war, als sänke die letzte bittre Zeit lautlos in einen dunklen Abgrund, und lichtere Bilder aus ihrer schönen Bunthorper Zeit stiegen in ihr auf. Sie redete mit leiser Stimme viel von ihrem Mann und von Martin und Christa aus ihrer Kinderzeit.

Dies mit anzuhören, war für Christa unendlich weh und rührend. Es war ihr ein deutliches Zeichen, daß dieses Leben, das aus seiner eigensten Bahn geworfen war, jetzt wieder in die alte liebe Bahn zurückkehrte, um darin träumend dem großen Meere zuzutreiben. Die Mutter sprach viel vom Wiedersehen, murmelte Gesangbuchverse, die in ihrem Gedächtnis sich wunderbar aufbewahrt hatten, ja sogar Stellen aus des Vaters Predigten. Der Arzt, den sie jetzt rief, bestätigte die letzten Zeichen.

Maus nahm es auf sich, Martin lange ohne Kunde zu lassen. Sie sah es für ein Glück an, daß diese Bilder, die mit ihm verbunden waren, die Sterbende nicht mehr quälten. Auch wäre ihr selbst Irmas Anwesenheit hier eine unsägliche Qual gewesen.

Erst als die letzte Verdunklung kam, und kein irdischer Ton den Geist, der seiner Befreiung entgegenging, mehr beunruhigen konnte, schrieb Christa an den Bruder, daß er allein kommen möge. Er war so einsichtsvoll, dies wörtlich zu befolgen. So waren nur ihre beiden Kinder um sie in der letzten Stunde.

Ihnen als ihren Kindern und ihrer Wiedersehenshoffnung galten die letzten kaum verständlichen Töne. Martins häusliche Interessen, seine Stellung, sein Weib, ja selbst der kleine Otto waren für sie schon längst wie Wolkenschatten, die gestern über den hellen Rasen geflogen sind und nicht einmal eine Erinnerung zurückgelassen haben.

* * *

Jetzt war Maus ganz allein.

Als sie nach dem stillen Begräbnis in ihrem schwarzen Kleidchen in der leeren Stube stand, wurde Martin von Mitleid mit ihr ergriffen. Er fühlte es plötzlich warm am Herzen, daß sie seine Schwester sei, und daß er sich in ihrer Verlassenheit ihrer annehmen müsse. „Was willst du hier noch?" fragte

Digitized by Google

er sie. „Du kannst doch nicht allein wohnen. Komm zu uns."

Christa zuckte. Es war unter allem wohl das härteste für sie, mit ihrem trauernden Herzen in Martins Haus ziehen zu sollen. Es stand alles, was die Verstorbene dort gelitten hatte, in ihr dagegen auf. Aber da klang ein Wort in ihr, von früher her, aus der Zeit, ehe die letzte Loslösung kam, das ihr damals wie ein Vermächtnis erschienen war: „Tante Maus."

Sie sah vor sich nieder und kämpfte schwer. Die Farbe wich aus ihrem Gesicht. Sie bemühte sich mit übermenschlicher Anstrengung, nicht an Irma, sondern an die kleinen, schlecht behüteten Kinder zu denken.

Dann blickte sie auf, sah den Bruder mit großen tiefernsten Augen an und sagte: „Ja."

Aber als sie ihr Köfferchen zu diesem Umzug packte und Martin ein Verzeichnis ihrer Möbel aufnahm, um sie in einem Speicher unterzustellen, war ihr doch, als habe sie sich selbst den Boden unter den Füßen weggezogen.

Nun kam sie und war: Tante Maus.

Sie hatte erst eine Unterredung mit Irma, in der sie ihr versprach, ihre Kinder so zu versorgen, daß sie nie jemals Mühe oder Last von ihnen haben solle. Dagegen müsse sie sich als erstes erbitten, freie Hand und unbeschränkte Bestimmung zu haben. Man könne ja gegenseitig dies Verhältnis jeden Tag lösen, aber solange es bestehe, müsse es seine feste Form haben.

Frau Irma war von dem entschiedenen Ton der jungen, arm gekleideten Schwägerin nicht sehr erbaut. Sie hatte große Lust, sie mit einer patzigen Entgegnung gleich wieder wegzuschicken. Vor Martin fürchtete sie sich dabei nicht allzusehr. Aber sie hatte augenblicklich schlechte Erfahrungen mit der Bonne gemacht, die mit ihrem Finger im Einmachetopf überrascht war und es, als bildhübsche Person, auf die Eroberung des Hausherrn abgesehen hatte. Da war diese Christa immer noch das kleinere Übel.

Es war noch ein Glück für das verwaiste Mädchen, daß man sie wie einen gemieteten Dienstboten völlig auf das Kinderzimmer anwies. Sie merkte einmal, daß Martin, peinlich davon berührt, eine heftige Szene deswegen mit seiner Frau hatte, daß er aber mit Hilfe seines Schwiegervaters, den Irma herbeirief, vollständig niedergeschlagen wurde. Wenn Besuch da war, schickte man ihr auch das Essen dorthin, was sogar die alte Köchin zu mürrischen Verwunderungsäußerungen brachte.

Man hätte es ihr nicht besser einrichten können. Wie gleichgültig, ja wie unsympathisch war ihr das Verkehrsleben dieses Hauses, und nun gar jetzt! Wenn sie in der Stille und Einsamkeit des reich ausgestatteten, aber arg vernachlässigten Kinderzimmers die kleinen Wesen mit behutsamen Händen badete, kleidete und mit ihnen spielte, war ihr oft, als tue sie ihrer Mutter noch übers Grab hinaus eine Liebe damit an. Wie schlecht hatten es die armen Dingerchen früher gehabt! Die Köchin ließ manchmal solche Andeutung fallen. Die Geschöpfe, denen Irma ihre Kinder anvertraut hatte, waren faule, lieblose Kreaturen, denen es oftmals zuviel gedünkt hatte, den Würmchen ihre Mahlzeiten richtig zu geben oder die Körperchen sauber zu halten, während sie sie obenauf fein auszuputzen und mit Knüffen und Püffen bei schlechter Laune nicht kargten.

Es war trotzdem ein schweres Amt, das Christa sich aufgeladen hatte, schwer für sie, die eine so gründliche und gelehrte Bildung empfangen hatte. Die unausgesetzte Beschäftigung mit dem lebhaften, durch und durch schlecht erzogenen Jungen, der jetzt eben laufen konnte, auf alle Stühle kletterte und beständig mit Geschrei umpurzelte, und der kränklichen, viel schreienden kleinen Edith konnte auch noch andre Leute nervös machen als die solchen Tagewerks ungewohnte Christa. Es war ihr, da sie gewissenhaft war, oftmals den ganzen Tag über nicht möglich, ein Buch anzusehen. Meist schliefen auch die Kinder zu verschiedenen Zeiten.

Sie hatte niemals eine einzige geistige Anregung außer der ihrer eignen Gedanken. Martin war seiner reichen Frau gegenüber zu machtlos, um ihr auch nur das Geringste, das ihm als Anregung dünkte, zu verschaffen. Nach der heftigen Szene, in die der gefürchtete Schwiegervater sich eingemischt hatte, fand er es geraten, eine Zeitlang zu tun, als wisse er nichts von Christas Existenz.

Manchmal war Maus nahe an der Verzweiflung. Sie hatte beide Kinder ohne irgendwelche Ablösung, Tag für Tag, und nicht nur das: auch die Nächte wurden beständig gestört. Es waren nicht zwei Stunden, die sie hintereinander schlafen konnte. Das beste

Digitized by Google

war noch, wenn sie sie in einem eleganten Wägelchen in die Frühjahrsluft hinausfahren durfte. Aber auch das hatte seine Beschwernisse. Der Junge konnte nicht ruhig sitzen und wollte alle Augenblicke die Brüstung überklettern, die kleine Edith dagegen in ihrem elenden Zustand schrie oft die ganze Fahrt über, so daß die Leute stehen blieben und Christa strafend ansahen.

Irma hatte eine leichte Schadenfreude, wenn sie ihre Schwägerin den Kinderwagen schieben sah oder durch das Mädchen hörte, die Kinder hätten dem Fräulein wieder eine unruhige Nacht gemacht. Sie hatte ja alles allein haben wollen, nun hatte sie ihren Willen. Sehr glücklich würde sie wohl nicht darüber sein.

Aber dennoch kämpfte Maus sich durch. Immer häufiger kam die Freude an den Kindern über sie. Wenn sie es herausbrachte, die kleine Edith so zu nähren, daß sie weniger schrie und auf der Sonnabendswage ein Pfündchen zugenommen hatte, oder wenn sie gar merkte, wie allmählich der bisher etwas stumpfsinnige und sogar boshafte Junge sich an sie anschloß, sie mit seinen dicken Händchen streichelte und sie abends an seinem Bett haben wollte, schlug ihr Herz höher vor Glück. Sie lehrte ihn „Tante Maus" sagen und küßte ihn voller Freude, als er es konnte.

Jetzt machte auch die etwas krankhafte Gewissenhaftigkeit der ersten Zeit einer ruhigeren Überlegtheit Platz. Sie lernte, sich den Tag einzurichten, daß ihr, vornehmlich abends, Zeit für sich selber blieb, und sie erzog den Jungen zu größerer Regelmäßigkeit. Dadurch half sie sich unendlich. Ihre Verzagtheit wich, sie kräftigte sich, und ihre zunehmende Frische kam den Kindern wiederum zugute. Zwar ging es dabei nicht ohne Strenge und daher auch nicht ohne Tränen und Geheul ab. Sie hatte aus Unkenntnis den Jungen ohnedies verzogen, und dafür mußten sie jetzt beide zusammen ein Weilchen büßen.

Indessen die Klapse, die sie ihm hierbei erteilte, taten ihre gute Wirkung. Sie war selbst erstaunt, wie bald er sich gewöhnte und wie wenig er sie ihr nachtrug. Der gutherzige Kerl! Einmal, als sie wieder Nichterin hatte sein müssen, warf er sich ihr urplötzlich, mit noch nassen Wimpern um den Hals, drückte sein heißes Bäckchen an ihr Gesicht und schluchzte: „Wieder dut sein, Tante Maus!"

Das war ihre glücklichste Stunde in diesem Hause.

Aber dieselbe Ursache, die diesen Erfolg gebracht hatte, zerstörte schließlich alles. Am nächsten Tage, als Otto wieder eine kleine Lektion verdient hatte, kam Frau Irma gerade dazu, als Tante Maus den kleinen Sünder abstrafte und er himmelhell dazu brüllte. Das gab ein fürchterliches Entsetzen!

„Du — du schlägst ihn!" schrie sie die Schwägerin an, hochrot vor Entrüstung. „Das hast du unter alleiniger Bestimmung wohl gemeint? Darum wolltest du beide Kinder allein haben? Darum darf dir niemand hier hereingucken? O, welches Glück, daß ich gerade jetzt dazukommen mußte! Meine armen, armen Kinder! Das muß ich Martin sagen! Keine Stunde länger —"

Damit war sie hinaus.

Christa stand einen Augenblick wie erstarrt. War sofortiges Weggehen hier nicht die einzig mögliche Antwort? Aber die Kinder!

Um ihretwillen überwand sie diese bodenlose Kränkung und versuchte, wenigstens mit Martin vernünftig zu reden. Es gelang ihr nicht. Er war von seiner Frau inspiriert, redete lauter Zeug, das gar nicht zur Sache gehörte, und steigerte sich selbst immer mehr in eine sinnlose Aufregung. Christa merkte, daß es ihm nur darauf ankam, äußerlich zu seiner Frau zu halten, damit sie nicht zum zweitenmal, und noch dazu wieder wegen seiner Schwester, den Schwiegervater herbeihole.

Da wandte sie sich mitten im Satze um und ging stumm hinaus. Aus dem ganzen Benehmen Irmas merkte sie, daß diese schon lange eine heimliche Gereiztheit gegen sie habe und sie jetzt um jeden Preis aus dem Hause haben wolle. Ihr Herz war ihr um die Kinder so schwer, daß sie es kaum vermochte, sie anzusehen, während sie ihr Köfferchen wieder einpackte, ehe man sie jagte.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Hinter der Ludwigskirche, in einer der Straßen, die vom großen Verkehr nicht allzu sehr berührt werden und daher oft den Spielplatz für Kinder abgeben, fand Maus im dritten Stock eines Gartenhauses ein Quartierchen, das ihr paßte. Sie wollte nicht in Pension gehen. Erstens fürchtete sie, daß ihre Mittel dazu weniger ausreichen würden, als wenn sie sich selbst beköstigte, dann aber

Digitized by Google

auch hatte sie jetzt eine grenzenlose, beinahe kranke Sehnsucht, allein und von fremden Gesichtern unbehelligt zu sein. Sie fürchtete zwar, daß Martin ihr Schwierigkeiten machen würde. Ihr jugendliches Alter — sie stand erst im Anfang der Zwanziger — erschien ihm wahrscheinlich als ein Hindernis, allein zu wohnen, und er sah sich durch ihre Selbständigkeit vielleicht direkt kompromittiert. Aber sie nahm sich fest vor, ihm darin keinen Einfluß zuzugestehen. Hatte er in ihrer Schutzlosigkeit nicht einmal gegen seine Frau für sie eintreten können, so durfte er auch kein Recht haben, ihr Leben irgendwie nach seinen Wünschen zu dirigieren.

Die kleine Wohnung bestand aus einer mittelgroßen zweifenstrigen Stube, die auf den mauerumschlossenen Hof hinabsah, einem kleinern Zimmer und einer Kammer, die als Küche dienen konnte. Alles dies wurde durch ein Korridörchen von dem Treppenflur abgeschlossen. Im Hause wohnten viele Mieter, auch Lehrerinnen, Musikschüler und dergleichen, alles Leute, die mit irdischen Gütern nicht sehr reich gesegnet waren.

Als die Möbel kamen, brauchte Christa viele Tage, um sich einzurichten, da sie niemand zur Hilfe hatte. Es gelang ihr alles besser, als sie selbst geglaubt hatte, denn in Handgeschicklichkeit hatte sie sich bisher nicht viel zugetraut. Als alles fertig war, sah es traut und wohnlich aus.

Der gefürchtete Angriff von Martin erfolgte nicht, er ließ sich einfach gar nicht sehen. Nicht aus Zorn, sondern aus ehrlicher Scham. Er wußte gut genug, wie unmännlich er sich gegen sie gezeigt hatte.

Als die Tätigkeit des Einrichtens vorbei war, ihre Bücher und Möbel sie ansahen und der brennende Schmerz um die Kinder von all dem Neuen etwas mehr in den Hintergrund gedrängt war, blickte sich Maus seltsam gespannt in ihrem neuen Leben um.

Sie hatte jetzt Zeit genug, sich mit allem zu beschäftigen, was sie anzog. Wieviel war da zu sehen und zu lernen! Und doch wiederum hatte sie lange nicht Zeit genug für alles, was es zu lernen gab. Es stürzte sich wie eine Woge auf sie. Sie hielt sich Zeitungen, ging in Vorträge und kam allmählich in das bewegte Leben der Gegenwart. Sie lernte die Frauenfrage kennen, sie lernte vor allem die großen Fragen nach dem Woher und Wohin des Lebens kennen. Fragen, an die ihr bisheriges Dasein sie niemals geführt hatte, drängten jetzt auf sie ein, klopften mit stürmischem Ungestüm an ihr Herz.

Mit heißem Kopf und bebendem Herzen kehrte sie oft spät am Abend heim. Dann stand sie lange noch im Dunkeln mit herabhängenden Armen, erzitternd unter der Gewalt des unergründlichen Lebens, dessen Ufer sie nicht sah, und von dem sie doch auch ein Teilchen war.

Anfangs hatte sie noch große Angst, allein in die menschengefüllten Säle zu gehen. Sie fürchtete sich auch abends in den Straßen. Aber sie fühlte, daß sie dies überwinden müsse, wenn sie überhaupt an irgendeine der Quellen, die hier sprudelten, gelangen wollte. Die Bildung, die der Vater ihr gegeben hatte, half ihr jetzt überall, sie verstand zuzuhören und aufzunehmen.

Dies dauerte monatelang, es war eine brausende Zeit. So viel Kleines und Unnützes ging unter, und ungeahnte Gewalten standen auf. Es war die tiefe Ehrfurcht in Christa, die sie so aufnahmefähig und dabei unbewußt so klar machte. Von manchem, was vorgebracht wurde, fühlte sie sich unmittelbar abgestoßen, ohne einer übereilten und vorlauten Kritik in sich Raum zu geben. Schon begann in ihr, ohne daß sie selber es wußte, das große Gericht der Geister, das ein starkes Herz übt, das frei wurde, weil es demütig war.

Neue Bekanntschaften schloß sie nicht. Zu manchem Gesicht drängte es sie hin, aber sie war zu jung und zu schüchtern, um hinzugehen und sich selber anzubieten. Sie hätte auch nicht gewußt, was sie sagen und wie sie sich ausdrücken sollte. Als längst in ihr schon die Klarheit aufgegangen war, glaubte sie selber noch, unwissend vor den dunklen Dingen zu stehen.

Zu Hause lernte und las sie, ging auch aus und besuchte die Museen, alles mit jener stillen Andacht, die die größten Verheißungen hat. Sie hatte fast verlernt zu sprechen in dieser langen, seltsam bewegten, seltsam stillen Zeit.

Da kam plötzlich wieder die große Sehnsucht. Es war ihr jählings, als ob sie erwache und wieder mitten im treibenden Strom auf einer einsamen Eisscholle stehe. Sie trieb mit, gewiß! Sie sah die Ufer wechseln, sie sah dunkle Wälder und laute

Digitized by Google

Städte vorüberziehen. An ihr Ohr schlug Jubel und Jammer der Kreatur. Sie war begnadigt, den Rhythmus des Weltenlebens in ihrem erdgebundenen Sinne ahnend aufzufangen und in dem Regen des Würmchens denselben Atem der unermeßlichen Ordnung zu sehen. Aber inmitten dieses Lebensreigens stand sie selber einsam.

Sie kam in ihr Stübchen, und es stand, wie sie es verlassen hatte. Sie ging an Menschen vorüber, und unter den Hunderttausenden war nicht einer, dem sie zugehörte. Kinder liefen an ihr vorbei, sie blieb stehen und sah ihnen nach, sie kaufte sich am Ende Zuckerwerk und schenkte es ihnen. Nur einen Moment leuchtet mich an, ihr kleinen Augen!

Zwischen den Sternen war sie spazieren gegangen, nun stand sie arm und frierend auf unsrer alten Erde. Es war berauschend gewesen — da kam etwas, faßte sie an und holte sie herab: die Liebe, die arme Menschenliebe in ihrem ärmsten Kleid, der Sehnsucht.

Von nun an war es mit der Ruhe des Genießens vorbei. Jede Freude, jede neue Erhebung hatte einen dunklen Hintergrund. Sie ging an die Blinden und Zerlumpten an den Straßenecken heran, kaufte ihnen ihre kläglichen Sächelchen ab und gab ihnen einen viel größern Betrag dafür, als sie forderten. Der abgestumpfte Ausdruck, der gleichgültige Dank, der sofort wieder der alten mitleidheischenden Miene Platz machte, entmutigte sie tief. Wo anfangen, um hier zu lindern?

Ein paarmal lud sie sich die Kinder des Portiers und eines Arbeiters, die im Hofe herumlungerten, ein, bewirtete sie mit Schokolade und Kuchen und schenkte ihnen Spielzeug. Sie traf es schlecht. Es waren freche und ungezogene Bälge, die unmäßig in den guten Sachen herumpantschten und am Ende ohne Dank davonliefen. Ging Christa über den Hof, so schrien ihr eine Zeitlang noch andre Kinder nach: „Ick mechte ooch Schokolade, Fräulein!" und johlten hinter ihr drein.

Oft saß sie in ihrer einsamen Stube, stützte den Kopf auf und starrte in ihre Zukunft wie in ein schwarzes Loch.

Der Gedanke tauchte in ihr auf, Diakonissin zu werden. Dann hätte sie doch etwas Nützliches zu tun, und ihr Leben hatte wieder Zweck. Aber es war ein schwerer Entschluß. Sie war in gewisser Weise für andre Ziele geformt und zugerichtet. Diesen Beruf zu ergreifen, hieße ihr ganzes vergangenes Leben, die schwere, tiefe Bildung, die ihr gegeben worden war, verleugnen und ihre bisherige Entwicklung verneinen.

Dennoch rief irgend etwas in ihr sie dazu auf. Sie sah das Bild ihres Vaters an und kämpfte Tage und Nächte. Sie wußte, sie würde müde in diese Arbeit gehen, und das war nicht das richtige Herz, das man dafür mitzubringen hatte. Noch lebendiger trat wieder der Gedanke an den Schülerunterricht in ihr auf, aber sie wußte nicht, wie sie das einleiten solle, und glaubte jetzt selber schon, daß niemand ihr Knaben anvertrauen würde. Für Mädchen war ihre eigne Ausbildung zu humanistisch gewesen.

In dieser Not kam plötzlich Martin an. Er hatte im Laufe dieses Jahres, seit sie fort war, öfter einige kurze Karten an sie geschrieben, aus denen sie ersah, daß sie ihm leid tue und er das Band zwischen ihnen nicht ganz reißen lassen wolle. Er war fast herzlich und bemühte sich, unbefangen zu sein. „Die alte Geschichte" sei doch jetzt längst überwachsen, sie möge sie ihm nicht mehr nachtragen. Irma habe auch eingesehen, unrichtig gehandelt zu haben. Ob Maus nicht wieder bei ihnen verkehren wolle, es sei doch sonst solch ein unnatürliches Verhältnis. Über ihre selbständige Lebensweise enthielt er sich jedes Urteils.

Maus ging auch wieder in das Haus. Es lag ihr nichts daran, die ewig Gekränkte zu spielen. Irma bemühte sich, ungemein liebenswürdig zu sein. Die Kinder, jetzt im zweiten und dritten Jahre, hatten sich zu ihrem Nachteil verändert. Sie waren verzogen, dreist, naschig und logen bei jeder Gelegenheit. Aber Christa hörte doch jetzt wieder den ihr so süßen Namen Tante Maus.

* * *

Es vergingen einige Jahre. Maus lebte noch immer in ihrem Quartierchen, aber über ihrem Wesen hing die dunkle Schwermut eines ungenützten Lebens. Sie tat dies und das, lernte auch Menschen kennen und besuchte Martins Kinder. In Reisezeiten trat sie wieder vollständig als behütende Tante ein, aber die Einflüsse, die dort auch dann nachwirkten, zerstörten ihr jede Arbeit an den jungen Herzen von einem Tage zum andern. Es war wie ein Ringen mit Gespenstern, wie ein Schöpfen in ein leeres Faß.

Digitized by Google

Einmal war es ein harter Wintertag und Klein-Ediths Geburtstag. Maus hatte eine mühselige und allerliebste Arbeit für sie gefertigt. Sie hatte aus dem Bilderbuch, das sie anfangs für sie gekauft hatte, die Bilder herausgeschnitten, sie in neue Zusammenstellungen geordnet und frische, lustige Verschen dazu gedichtet. Sie hatte eine innige Freude darauf, dem Kinde das Büchelchen zu schenken und vorzulesen.

Als sie kam, fand sie schon drei alte Tanten vor, Schwestern des Hausherrn, und dazu einen mit Geschenken und Süßigkeiten derart überladenen Geburtstagstisch, daß ihr ihre kleine Gabe plötzlich sehr unbedeutend vorkam. Dennoch wickelte sie sie aus, sagte zu Irma ein paar halblaut erklärende Worte und rief die Kleine herbei, um sie ihr zu zeigen. Aber plötzlich mit einem raschen Griff deckte Irma mit ihrer ringfunkelnden Hand das Buch zu, machte ein böses Gesicht und raunte Christa zu: „Das geht nicht. Tante Angelika hat ihr dasselbe Buch geschenkt. Das würde sie ja beleidigen, daß du es zerschnitten hast. Auf keinen Fall!"

Maus sah sie einen Augenblick verständnislos an, dann begriff sie. Irma aber mit hastigen Händen war schon dabei, das Büchelchen wieder einzupacken und zum Überfluß auch noch mit einem Bindfaden zu verschnüren. Sie hatte dabei Ediths Neugier abzuwehren und nervös zu lauschen, ob auch die Tanten nichts merkten. Zuletzt sagte sie: „Christa, ich danke dir, auch in Ediths Namen. Du hast es natürlich furchtbar gut gemeint. Ich nehme es als geschehen an. Denke nur ja nicht, daß du nun etwas andres schenken müßtest. Das wäre mir geradezu peinlich. Nicht wahr, du gibst mir doch recht!" Und ohne die Antwort abzuwarten, hatte sie sich schon den Tanten zugewendet.

Maus hatte nicht Lust, länger zu bleiben. Die drei Tanten und Irmas Beflissenheit gegen sie beherrschten das Bild. Klein-Edith war heute auch nicht für Tante Maus zu haben, sie hatte sogar inmitten ihrer Schätze, in denen auch Putz und Schmuck nicht fehlte, ein Benehmen gegen sie, in dem ein klein wenig schnippischer Hochmut lag.

In tiefer Niedergeschlagenheit ging Maus ihres Weges. Das Büchelchen trug sie im Arm. Das war nun ihr ganzes Tantenum! — ihr dankend wieder zurückgestellt wie das arme kleine Buch, das sie mit so viel Freude gearbeitet hatte.

Es war bitter kalt draußen. Nach langen Regenwochen war die Kälte plötzlich über die Leute hergefallen wie ein reißender Wolf. Auf den Dächern lag Schnee, aber in den Straßen war alles reingeschaufelt und gefegt.

An einer Straßenecke, um die der scharfe Nordostwind pfiff, stand ein Junge in dünnen Kleidern und hob mit seinen blaugefrorenen Händchen lange schwarze Schuhsenkel zum Verkauf den Vorübergehenden entgegegen.

Maus war tief in ihr bitteres Sinnen versunken, so daß sie um sich her nichts hörte und sah. Aber als das kleine verfrorene Kinderhändchen plötzlich dicht vor ihren Augen auftauchte, schrak sie empor und stand ein Weilchen still.

Sie sah in ein blasses Gesicht mit großen Blauaugen. Der frühe Abend war schon hereingebrochen, überall brannten die Laternen, und die Kälte wurde immer schneidender. Was tat dies verlassene Kind hier auf der Straße? Ach ja freilich — der alte Jammer!

„Mußt du hier noch lange stehen, mein Junge?" fragte sie.

Er nickte nur.

„Frierst du sehr?"

Die Tränen schossen ihm in die blauen Augen, aber er biß stolz den Mund zusammen und schüttelte den Kopf.

„Hast du noch Eltern?"

Er brachte die Lippen auseinander und sagte halblaut: „Eine Mutter."

„Keinen Vater mehr, armer Kleiner?"

Er schüttelte wieder den Kopf. Dann schoß ihm plötzlich das helle Blut in sein Gesichtchen und er stieß hervor: „Einen richtigen nicht."

Maus zog ihr Portemonnaie. Aber das Herz in ihr krümmte sich zusammen, als sie die paar Mark, die darin waren, herausholen wollte. Was sollte das wieder! Sie hatte es schon so oft getan, daß es ihr einen körperlichen Stich versetzte und ihr vorkam, als kaufe sie sich damit von irgend etwas Dringendem und Großem feige los. Was war's im besten Fall, was sie damit erreichte? Die Eltern daheim würden schmunzeln, vielleicht dies blasse Gesichtchen mit plumper Hand streicheln, und das Kind hätte einen guten Abend zu Hause, während der nächste dafür vielleicht wieder um so schlechter war.

Digitized by Google

Könnte sie es wohl besser anfangen, um dies junge Leben mitvergiften zu helfen?

Oder der Junge war gerieben, steckte das Geld zu sich und machte sich eine vergnügte Stunde. Und um dies zu erreichen, ging sie durch die Straßen? Das war ihres Daseins Spur?

Sie errötete plötzlich heftig über das ganze Gesicht. Sie stand hilflos vor dem Jungen, als müsse er ihr helfen, nicht sie ihm. Da fiel ihr das Büchelchen in ihrem Arm ein. „Magst du gern Bilder sehen und Verschen lesen?"

„Ja!" sagte der kleine Junge mit einem helleren Ton.

„Da, das schenke ich dir. Du kannst's zusammenrollen und in deine Jacke stecken. Siehst du, das geht. Halt, weißt du was?"

Er blickte sie erwartungsvoll an. Was hatte der Junge nur für einen Blick! er drehte einem ja das Herz um.

„Hier nebenan ist eine Kakaostube, da nehme ich dich mit, und du trinkst recht warmen Kakao, wärmst dich ein bißchen auf und kriegst auch ein Stück Kuchen zu essen. Ja?"

Es ging eine förmliche Revolution in dem Kindergesicht vor. Es sah Maus an, sah seine schwarzen Schuhsenkel an, wollte sprechen und konnte nicht.

Maus redete ihm zu. „Du sollst keine Zeit damit verlieren, ich kaufe dir mehrere Paare ab, ich brauche sie gerade."

Der Junge war blutrot geworden. Jetzt blickte er plötzlich auf und sah Maus mit einem Ausdruck an, in dem das durchbrechende Vertrauen mit einer dunklen Wolke kämpfte. „Mutter sagt immer, ich soll nicht mit Leuten gehen, die mir was versprechen," gestand er.

Christa war es zum Weinen zumute. Hierher gestellt, in den schneidenden Wind, allen Unbilden ausgeliefert, der Erwerbsgier in den Rachen geworfen, dies zarte, blasse Jungchen, so müde und klein, hierher gejagt, zur Zeit, wo andre Kinder ihr warmes Süppchen bekommen und dann ins mollige Bettchen kriechen — und daran nicht genug: mit finsterm Mißtrauen gegen einfach menschliche Güte dies kindesjunge Herz gefüttert! Mit gutem Grund vielleicht dies letzte, aber welche traurige Notwendigkeit, falls es eine war!

„Komm nur," sagte sie statt der Antwort, ihrer Stimme kaum mächtig.

Vielleicht sah der kleine Bengel mit frühgeschärftem Blick, was in ihr vorging und welcher Art sie war, vielleicht auch siegte nur in ihm der echte Kindersinn, der Kinderhunger, das doch noch nicht zerbrochene Kindervertrauen. Er nahm die Senkel in die linke Hand und reichte ohne ein weiteres Wort die kleine schmutzige rechte der fremden Dame hin.

So ging Maus mit ihrem Schützling, ohne daß eins ein Wort sprach, ein paar Häuser weit bis zu der Kakaostube.

Ihr war das tiefste Herz bewegt von dem kleinen Händchen, das sie in der ihren fühlte. Die Kälte von den verklommenen Fingerchen drang ihr durch ihren Handschuh.

Welch ein Glück war es, daß sie den Geburtstag in Martins Haus so schnell verlassen und in der Verlorenheit ihres Kummers keine Straßenbahn genommen hatte! Dann stände das Jungchen dort immer noch an der Ecke.

In dem kleinen hübschen Lokal herrschte eine trauliche Wärme. Es war gerade ein Eckfosa in einem verborgenen Winkel frei geworden. Der Junge nahm leise sein Mützchen vom Blondkopf und sah sich so andächtig um, als träte er in eine Kirche. Dann hängte er sehr behutsam die Senkel über eine Stuhllehne und ließ sich nur zögernd von Mars auf das rote Sofa ziehen. Er schien wie im Traum befangen.

Plötzlich sagte er leise: „Hier ist's schön."

Maus rückte ihm seine Tasse zu, legte ihm Kuchen vor und bewirtete ihn mit tiefer Freude. Sie nahm sogar den Teelöffel und gab ihm selber den Kakao ein, wärmte ihm zwischendurch die kalten Hände und gewann über dem allem ihre Sprache wieder.

„Wie heißt du?" fragte sie ihn.

„Kurt Giese. Aber meine Mutter heißt jetzt anders. Die heißt Rehbock."

„Was ist dein Stiefvater?"

„Müllkutscher."

Maus dachte, daß sie viel darum geben würde, jetzt die Lohnverhältnisse eines Müllkutschers zu kennen, um zu beurteilen, ob ein solcher es nötig habe, den Sohn seiner Frau bis in die Nacht hinein an die Straßenecken zu stellen. Sie fragte, ob er noch mehr Geschwister habe.

„Einen Bruder und eine Schwester."

„Stiefgeschwister?"

„Ja."

„Viel jünger als du?"

Digitized by Google

„Ich bin neun Jahre. Die sind sechs und fünf."

„Arbeitet deine Mutter auch?"

„Nu nicht mehr. Seit sie den — den andern geheiratet hat, sagt sie, sie hat's nicht mehr nötig."

Maus schwieg einen Moment, übermaunt vor Empörung. Ihre Stimme zitterte noch, als sie sagte: „Nun trink auch, mein Junge. Bist du schon ein bißchen wärmer?"

Er blickte sie zum erstenmal frei und hell an, und seine Kinderaugen waren ganz glückdurchströmt.

„Ja —" sagte er und nickte heftig. „Hier ist's — schön. Ich — danke auch —"

„Du — Junge —" stieß Christa hervor mit überströmendem Herzen. Ihr war plötzlich, als müsse sie das Kind an sich reißen und küssen.

Diese arme kleine schmutzige Hand auf dem Tisch, die die Tasse so vorsichtig anfaßte! O Gott im Himmel, und es gab Menschen, es gab eine Mutter, die solch schutzloses, zartes Kind für sich arbeiten ließen!

„Wirst du nicht manchmal krank von deiner Beschäftigung?" fragte sie leise.

Er wurde jählings so rot, als gelte es, eine Schande einzugestehen. „Manchmal — aber nicht sehr oft," setzte er hastig und treuherzig hinzu. „Darum muß ich ja eben verkaufen," fuhr er nach einem stummen Weilchen fort. Immer, wenn er von sich erzählte, kam wieder dieser vertrauende Ausdruck in das Gesichtchen, der etwas tief Ergreifendes hatte. „Mutter sagt, weil ich da so 'rumliege und Medizin koste und — der andre sich ärgert, darum soll ich's nachher wieder wettmachen."

„Und dann wirst du ja wieder krank!" rief Maus voller Zorn.

Als er seine Tasse geleert hatte und noch den Grund auslöffelte, wollte ihm Maus die ihre geben. Aber er konnte nicht mehr. Er lachte über ihr Anerbieten. Wie reizend dem Bübchen das Lachen stand.

„Dann kann ich ja gar nicht mehr stehen." Darauf rückte er sein Jäckchen zurecht, sah nach seinen Senkeln und sagte: „Nu muß ich aber wieder 'raus."

„Ich wollte dir ja noch einige Paare abkaufen. Gib mir fünf."

Er knotete sie eifrig los, und als er fertig war, blickte er sie mit einem lieblichen, halb zweifelnden Lächeln an, dann mit einem Entschluß riß er noch ein Paar los, reichte sie ihr mit einem leisen Erröten hin und sagte schnell: „Da! Die schenke ich Ihnen."

Maus nahm sie mit der Linken, mit dem rechten Arm umschlang sie den Jungen und küßte ihn auf den Mund, unbekümmert ob Leute ihr zusahen oder nicht.

„Ich danke dir, Kurt."

Dann holte sie ihr Portemonnaie hervor und bezahlte ernst und geschäftsmäßig die gekauften fünf Paare, keinen Pfennig darüber. Dabei fragte sie aber doch: „Darfst du denn etwas davon verschenken?"

„Ich kann's!" erwiderte der Junge mit frohem Stolz. „Vorhin hat mir ein alter Herr zwanzig Pfennig geschenkt. Davon nehm' ich's ab."

Maus nahm das geschenkte Schuhsenkelpaar und steckte es unvermerkt, abgesondert von den andern, in eine Seitentasche des Mantels.

„Morgen komm' ich wieder und hole dich," sagte sie.

„Ja —?" fragte der Junge halb ungläubig mit den allergrößten Augen. „Geht das —?" setzte er zagend hinzu.

„Das geht," versicherte sie ihn. Plötzlich, als sie die Augen des Jungen auf sich gerichtet sah, kam eine Welle von Freude über ihr Herz, und sie rief, beinahe hastig, als könne sie es sonst versäumen: „Kurt, du weißt ja noch gar nicht, wie du mich nennen sollst. Ich bin Tante Maus. Sag' so!"

Er stieß ein ganz kleines klingendes Lachen aus, sah sie hell an und wiederholte: „Tante Maus."

„So sag' jetzt immer," murmelte Christa, hingerissen von einer dunklen Erinnerung. Sie dachte plötzlich an einen, der auch den Namen Maus so lieb zu sagen gewußt hatte. Das hatte sie damals bis ins Herz hinein erschüttert. Hier saß nur ein armes verfrorenes Bübchen, in dessen starres kleines Gesicht sie heute ein Lachen gebracht hatte, ein verlassener, verachteter kleiner Wicht, um den sich niemand kümmerte, und der keine Macht über die Herzen besaß wie jener andre. Aber ihr dünkte, als sei ihr Glück heute nicht kleiner als damals.

„Du mußt auch ‚du' zu mir sagen, und morgen komm' ich wieder zu dir," schloß Christa dies Zusammensein.

— — — — — — — — — — — —

Digitized by Google

Am andern Abend um sieben fand ein Vortrag statt über das letzte Buch eines berühmten Verfassers, das im Publikum und in der Presse unendlich viel von sich hatte reden machen. Die Gründe des Für und Wider wogten wild aneinander. An den Vortrag, der von einem bekannten Schriftsteller gehalten wurde, sollte sich eine Diskussion anschließen.

Christa hatte dem Vortrag mit Spannung entgegengesehen und sich auf ihn gefreut. Heute fiel ihr plötzlich ein, daß sie den wahrscheinlich werde drangeben müssen, wenn sie den kleinen Kurt wie gestern aufsuche und mit sich nehme. Sie hatte versäumt, sich eine numerierte Eintrittskarte zu kaufen, und war ganz auf frühzeitiges Kommen angewiesen, um noch einen Platz zu erhalten. Denn sie wußte aus Erfahrung, welcher Zudrang hierbei herrschen werde.

Einen Moment dachte sie daran, ihr kleines Rendezvous zu verfrühen. Aber das ging nicht an: wenn sie dem Jungen ernstlich nützen wollte, so mußte sie ihn erwärmen und ihm ein Ausruhpünktchen verschaffen, wenn die Nacht hereinbrach und die Kälte sich doppelt fühlbar machte.

Nach einer Stunde hatte sie jegliches Bedauern über den Vortrag vergessen, ja sie dachte nicht einmal mehr an ihn. Es war in ihr wie eine stille Sonnenwärme, in der alles verkümmerte Leben sich leise aufrichtete und emporblühte.

Die Kälte war noch gestiegen. Dazu hatte ein eisiges Schneetreiben eingesetzt, das einem schmerzend die scharfen Körner ins Gesicht blies. Als Christa sich durch die Straßen kämpfte, zweifelte sie plötzlich daran, den Jungen vorzufinden. In diesem Wetter hatte ihn seine Mutter sicherlich zu Hause behalten. Aber für alle Fälle kaufte sie in einem Laden wollene Handschuhe für ihn. Sie hätte gern mehr getan: eine dicke Joppe oder wenigstens einen tüchtigen Schal erstanden, aber sie wußte nicht, wie dies in seinem Zuhause aufgenommen werden könnte.

Er stand wirklich wieder da; sie sah ihn schon von weitem, wie er mit starren Augen in das Menschengewühl spähte, herumsuchend, ohne sie zu gewahren. Der Wind blies ihm in sein dünnes Jäckchen, und er sah so klein, so zart und so unsäglich verfroren aus, alles viel mehr, als sich in ihre Erinnerung eingeprägt hatte.

Das jähe Aufleuchten, als er sie sah, ging ihr mitten durchs Herz. Er vergaß alles um sich her, sprang ihr mit einem glückseligen Aufschrei entgegen und warf sich direkt in ihre Arme. Sie aber umfing ihn, drückte ihn an sich und küßte ihn wie eine beglückte Mutter.

Die Vorübergehenden blieben stehen und machten einander aufmerksam. Als sich schon ein Kreis um die junge Dame und den ärmlichen kleinen Bengel bilden wollte, ward sie dessen gewahr und riß ihn an der Hand rasch vorwärts. Diesmal lächelte schon die Kellnerin in der Kakaostube, als sie wieder das sonderbare Pärchen bediente.

Kurt war heute ganz voller Leben. Er merkte gar nicht, daß die Tante Maus ihm wieder die starren Fingerchen wärmte und anhauchte, so viel hatte er ihr zu sagen. Das kleine Bilderbuch hatte ihn ganz außer sich gebracht. Er erzählte ihr jedes Geschichtchen, und ein paarmal sprach er wörtlich mit ihren Versen. „Vater und Mutter waren gestern zum Werksball," sagte er, „da hab' ich's im Bett gelesen."

Die Handschuhe bewunderte er auch sehr, und der Kakao und der Kuchen waren wunderschön, aber auf das kleine Buch kam er doch immer wieder zurück. „Ich hab's bei mir," sagte er, „sonst nehmen sie's mir weg."

„Wer nimmt dir das, Kurt?"

„O, das kommt man so. Der Fritz will's haben oder die kleine Hertha. Und dann sagt Mutter, ich soll's denen lassen. Aber das kann ich doch nicht," erklärte er wieder voller Treuherzigkeit, „die zerreißen's doch gleich."

Einmal ließ er einfließen: „Ich dachte schon, du kämst heute nicht."

Maus erwiderte nichts, sie streichelte ihm nur die blonden Härchen, die vor Erregung ganz feucht in seiner Stirn klebten, und tat bei sich im Herzen ein stilles, heiliges Gelübde, diesen Knaben, der mitten in ihr Leben hineingetreten war, wie ein Geschenk oder wie eine göttliche Antwort auf ihre Not und Sehnsucht, niemals in den Erwartungen, die er auf sie setzte, zu enttäuschen.

Als sie am dritten Abend zu dem Rendezvous ging, fühlte sie schon, daß sie hierbei nicht stehenbleiben dürfe. Aber was geschehen könne, war ihr noch nicht klar. Ein paarmal hatte sie schon ein großer, großer

Digitized by Google

Gedanke wie ferues Wetterleuchten durchzuckt. Sie hatte sich in ihrer stillen Behausung umgeblickt und sich dunkel vorgestellt, sie von jungem, springendem Leben erfüllt zu sehen — aber sie hatte nicht gewagt, dem Gedanken nachzuhängen.

Heute fand sie den Jungen in einem traurigen Zustand. Er war in einen alten zerrissenen Wollschal eingewickelt, hustete in harten, bellenden Tönen und hatte seltsam glühende Backen. Sie zog ihren Handschuh aus, betastete ihn und merkte, daß er in hellem Fieber war. Auch seine Augen sahen unheimlich aus. Ihr merkwürdiger Glanz war nicht das Freudeleuchten von gestern, er schien überhaupt halb im Traum zu sein und kaum recht zu wissen, was er sagte und was vorging.

„Du kannst hier nicht stehenbleiben," sagte Maus entschieden. „Auch das Kakaotrinken taugt dir heute nichts. Du bist ja krank! Du mußt sofort ins Bett gebracht werden."

Das fiebrige Händchen in dem grauwollenen Handschuh, ihrem Geschenk, umklammerte ängstlich ihr Handgelenk. „Nein, nein! Nicht krank sein! Ich darf ja nicht nach Haus, wenn ich nichts verkauft habe. Und heut' schreien all die großen Jungen so laut, und ich kann nicht, und keiner hat mir was abgekauft."

„Das ist ja total zum Tollwerden!" rief Christa ausbrechend. Sie glühte vor Erregung. Dies entsetzliche Treiben durfte auch keine Stunde länger dauern!

Einen Augenblick sah sie sich überlegend um. Sollte sie einen Schutzmann zu Hilfe rufen? Aber was sollte solch ein Mann ihr nützen? Im besten Fall brachte er das Kind nach Hause und ging davon, während es wer weiß wie schrecklich mißhandelt wurde. Und sie konnte danebenstehen und zugucken, wenn sie Lust dazu hatte.

Das heiße Händchen, das sie wie mit Klammern festhielt, sprach eine bessere Sprache als ihre großstädtisch geschulte Erwägung. Sie dachte über nichts mehr nach und tat das Nächstliegende, was das Händchen ihr gebot.

Eine leere Droschke fuhr vorüber, im nächsten Augenblick saß sie mit dem Kinde darin. Das bescheidene Pastorentöchterchen hatte nicht oft in einer Droschke gesessen, aber wenn man ein krankes Kind hat, guckt man nicht erst lange in sein Portemonnaie.

„Wo fahren wir hin?" lallte der müde kleine Mund.

„Sei ganz ruhig," tröstete sie. „Dir geschieht nichts. Ich bring' dich nach Hause."

Er hörte es wohl schon kaum mehr. Das Köpfchen war auf die Schulter von Tante Maus gesunken, die Hand mit den Schuhsenkeln hing schlaff herab, die langen Strähnen entglitten ihr und fielen auf den Boden der Kutsche.

Maus sah es. Laß sie fallen! dachte sie. In ihrem Ohr klang noch ihr eignes Wort: „Nach Hause!"

Sie hüllte das schlafende Kind in eine Decke und nahm es fest und weich in den Arm. So fuhr sie die Straßen entlang, an der Ludwigskirche vorüber und hielt vor ihrem Hause. Dann ließ sie den Kutscher absteigen, bezahlte ihn, und er half ihr, das Kind auf den Arm zu nehmen. Die Schuhsenkel ließ sie im Wagen liegen. Der Kutscher öffnete ihr die Haustür, und sie stieg mit ihrer schweren süßen Last die drei Treppen empor.

Oben mußte sie den Jungen ein wenig niedersetzen, um die Korridortür aufzuschließen. Er taumelte, lehnte sich an die Wand, öffnete aber nicht einmal die Augen. Dann trug sie ihn in ihr Schlafzimmer, machte Licht, schlug die Decken ihres Bettes auf und entkleidete ihn.

Als sie den kleinen schmalen Körper im zerrissenen und schmutzigen Hemdchen vor sich sah, kam ihr ein bitterliches Weinen. Das bißchen dünne Unterzeug hing fast in Fetzen, und an dem Körperchen, an dem sich jede Rippe abhob, waren zahlreiche Spuren empörender Mißhandlung. Sie zog ihm eins ihrer eignen Nachthemden über, konnte sich aber keine Zeit mehr nehmen, ihn zu waschen, denn das Köpfchen, in Fieberhitze glühend, fiel immer von einer Seite auf die andre.

Vorsichtig bettete sie ihn auf ihr Lager, wickelte die erstarrten Füßchen in wollene Tücher, deckte ihn zu und setzte Wasser auf dem Petroleumöfchen auf, um ihm eine Wärmflasche zu bereiten.

Er warf ein paarmal den Kopf hin und her, riß plötzlich die Augen auf und murmelte: „Mein Buch." Sie entnahm es aus seiner Jackentasche, er umkrampfte es heftig, drückte es an sich und war wieder in Schlaf gesunken.

— — — — — — — — — — —

Digitized by Google

Als Maus alles erledigt hatte, ging sie mit der Lampe in ihr Wohnzimmer, setzte sich und starrte gedankenvoll ins Licht. Was sollte sie jetzt tun? Den Knaben einfach bei sich behalten, als gehöre er ihr zu, ging doch nicht an. Es war schon sowieso eine ziemlich ungesetzliche Tat, die sie da begangen hatte. Aber das kümmerte sie wenig. Wenn die Gesetze imstande waren, dies ein Verbrechen zu nennen, so wollte sie ruhig Verbrecherin heißen, und wenn sie zehnmal in dieselbe Lage kam, zehnmal wieder dasselbe tun.

Doch jetzt mußte jedenfalls die Person, die sich Mutter nannte, benachrichtigt werden. Maus fand das in ihrem Innern eigentlich auch nicht nötig. Der „Werksball" samt dem zerrissenen Hemdchen des kleinen Jungen und den Mißhandlungsspuren führte da ein schönes Konzert vor ihren Ohren auf. Anderseits aber wußte sie, daß diese „Mutter" das offizielle Recht hatte, ihr das Kind wieder abzujagen, und dann glühte sie auch vor Begierde, dem elenden Weib ihren Abscheu ins Gesicht zu schleudern.

Die Adresse stand auf einer Karte, die der Junge in der Tasche getragen hatte. Wilhelm Rehbock, Geschäftskutscher, Naunynstraße 89, drei Treppen. Die Straße lag im Südosten, soviel sie wußte, sie würde schon hinfinden. Und zwar heute abend mußte das noch geschehen, damit man keinen Vorwand, sie anzuklagen, finden könne.

Sie ging noch einmal zu dem Jungen hinein, fand ihn heiß, aber ruhig schlafend, und begab sich zu einer Flurnachbarin, einer jungen Studentin der Musik, der sie in fliegender Hast alles erzählte und die sie bat, bei dem Knaben aufzupassen, bis sie wiederkäme. Die Musikschülerin erschrak förmlich über solche Kühnheit. Wie konnte Fräulein Thomasius als einzelne Dame sich solchen Dingen, die vielleicht gar nicht einmal erlaubt seien, aussetzen? Sie sah doch, daß dies ein ganz brutales Gesindel wäre. Ach, sie solle es doch nur ja unterlassen!

Christa geriet darüber in solchen Eifer, daß sie das schüchterne Persönchen heftig anfuhr. Ob Fräulein Treu es angemessener finde, daß dem „brutalen Gesindel" ein wehrloses Kind ausgeliefert werde, als ein erwachsener Mensch, der unabhängig von ihnen sei und sich selber helfen könne? Sie selber, sonst auch schüchtern und leicht verängstigt, fühlte heute keinen Schimmer von Furcht.

Auch auf dem ganzen Weg empfand sie nichts weiter als Ungeduld, bald am Ziel und bald wieder bei ihrem Schützling zurück zu sein. Die Straße und Wohnung war nach einigem Fragen gefunden. Als sie die Treppen hinanging, die schlecht gereinigt, schlecht beleuchtet und von üblen Gerüchen erfüllt waren, dachte sie mit Schmerz an die armen kleinen Füße, die hier in später Nachtstunde immer heraufklimmen mußten.

An der Wohnungstür waren drei Schilder, es wohnten also auf einem Korridor mehrere Familien. Die Tür stand offen, und da der enge Flur finster war und sie keine näheren Angaben lesen konnte, klopfte sie an die erste beste Tür, hinter der sie reden hörte. Auf die Antwort einer Frauenstimme trat sie ein und befand sich in einer engen, dumpfen Küche, in der es nach gebratenem Fett und übergekochter Milch roch. Neben dem Fenster stand ein Bett, über das ein Mensch in Kleidern, mit schmutzigen Stiefeln sich hingeworfen hatte. Bei dem Eintreten der Fremden fuhr er auf und glotzte sie blöde aus einem verdunsenen Gesicht an. Neben dem Küchentisch stand eine magere Frau, die für zwei halbgekleidete Kinder, die auf einem Brettstuhl hockten, eine Semmel in die Milchsuppe schnitt.

„Na nu," sagte der Mann mit bierheiserer Stimme. „Det is woll eene von'n Verein?"

Christa blieb an der Tür stehen und fragte, wo die Familie Rehbock wohne. Es ergab sich, daß sie schon zwischen ihnen stand. „Ich komme wegen Ihres kleinen Sohnes," sagte sie, zu der Frau gewandt.

„Na, siehste woll," sagte der Mann, „da hast et mal wieder," warf sich aufs Bett zurück und gähnte laut.

„Wat is mit ihm?" fragte die Frau mit einer so harten, ungeduldigen Stimme, daß Christa unwillkürlich näher trat und sie, die sich schon wieder abgewendet hatte und mit stumpfem Gesicht die Semmel weiter schnitt, am Arm anrührte.

„Er ist schwer krank," sagte sie eindringlich. „Ich fand ihn stark fiebernd und hustend im eiskalten Wind. Sind Sie denn eine Mutter, daß Sie Ihr eignes kleines Kind bei dieser Kälte hinausjagen und selber im warmen Raum —"

„Na, nu hören Sie uf, ja?" brüllte der Mann und fuhr empor. „Ick hab' mich jewußt, det ick hier for 'ne Juvernante bezahlt

Digitized by Google

habe. Wat jeht Ihnen det an, ja? Wat haben Sie sich in meine häuslichen Anjelejenheiten zu mischen, ja? Soll ick mal deutlich wer'n, Sie — Sie — Jungfer von die Volksbeglückung, ja? Leute schikanieren, det können se. Wat jeht Ihnen der Bengel an, möcht ick wissen. Na — der soll mir nach Hause kommen!"

Der Mensch war auf seine Füße gekommen und stand, eine Athletengestalt, breit und prachtvoll gebaut da. Aber seine Glieder hingen schlaff an ihm herunter, und das Licht der Küchenlampe, das auf sein Gesicht fiel, zeigte zerstörte Züge und einen verschwommenen, unsichern Blick.

Christa hatte die ganze Zeit, während er sie anbrüllte, sich immer nur denken müssen, wie ohnemaßen hilflos und verloren der kleine Kurt in diesen Händen gewesen sei. Sie schauerte, es zu denken. Immer mußte sie es sich vorstellen, wie die Wut des halb tierischen Menschen sich auf das Kind warf.

Darüber vergaß sie ganz jegliche eigne Bedrohtheit und Gefahr. Weil sie ihn so bleich und unbewegt anstarrte, nahm der Mann das für eine Gewähr, das sie irgendein Recht hier habe, und wurde ganz unvermittelt kleinlaut.

„Na — mein Junge is't jottlob ja nich!" brummte er nach einer kleinen Pause, warf sich wieder über das Bett und drehte das Gesicht nach der Wand. Die Frau hatte sich bei alledem nicht einmal gerührt.

Christa wandte sich wieder zu ihr. „Ich habe ein Recht, Sie anzuzeigen," sagte sie aufs Geratewohl, obgleich sie das bürgerliche Recht so wenig kannte wie irgendeine andre ihres Geschlechts, die alle Tage unter ihm aus- und eingeht; aber sie fühlte, daß dies der einzige Ton sei, in dem sich mit diesen Menschen reden lasse. „Vorläufig habe ich den Jungen zu mir genommen, damit er nicht auf der Straße tot umfällt. Da könnten Ihnen schöne Dinge passieren."

Jetzt wandte sich die Frau ihr doch zu. Sie hatte ein Gesicht, das früher wohl einmal sehr hübsch gewesen war, ein Hauch von Zartheit lag heute noch darin. Aber es hatte einen leichtfertigen Zug um die Augen und einen verbitterten Mund.

„Ick habe ihn heut mittag noch injewickelt," stieß sie hervor.

„Ja, in einen zerrissenen Lappen!" rief Christa glühend vor Zorn. „Machen Sie mir nichts vor! Ich habe das Kind ausgezogen und weiß, wie es aussieht. Pfui über solche Mutter!"

„Ja, schimpfen is leichte!" sagte die, plötzlich sich vertrotzend. „Wat soll ick mit den Jungen! Alleweil, seit sein Vader dot is, is er mir zur Last jewesen. Erst hab' ick jewaschen, mir die Hände durch — wat weiß so 'ne feine Dame! Da war't ooch noch jesund und konnte wat leisten. Da ha't ooch noch manchmal meine Freude an ihn jehabt. Da dacht' ick: wenn du jroß wirst, wirste Muttern stützen. Jawoll: stützen, so'n Jammerläppchen! Mit neun Jahre kann bei unsereenen son Junge doch woll aus'n Wege sin. Jawoll: Mutter, mir hungert, Mutter, mir friert, Mutter, mir is so schlecht. Prügel hab' ick wejen den Jungen jekricht, von den da. Hat ja ooch recht, wat soll er mit ihn? Is jenuch, det er ihn überhaupt man duldet. Und nu noch krank wer'n und Medezin brauchen, wat? Und hat man't endlich so weit, det der Bengel 'ne Kleinigkeit verdient — Herrjott, nich zu 'ne Suppe langt et —, dann kommt so 'ne Vereinsdame an und schimpt und sagt: Pfui über so 'ne Mutter. Jawoll, reden is leicht, det kann ick ooch."

„Ich bin keine Vereinsdame," sagte Christa, aber ihr Ton war sanfter. Sie sah die Verworfenheit lauern in allen Ecken dieser dumpfigen Küche, sie sah eine unerzogene, leichtfertige Mutter sich selbst und ihr armes Kind einem rohen Trunkenbold hinwerfen, um des Daseins Lasten enthoben zu sein, sie sah sie ihr Kind verleugnen und verstoßen aus Angst und Überdruß und innerer Verwahrlosung — aber sie sah auch die geheimen Fäden Menschenlebens und Menschenleids laufen da tief unten auf dem Grunde aller Geschehnisse, da, wo nicht mehr eine fremde Hand, und sei sie die gütigste und weiseste, hinuntergreifen und sie zu wohlgefälligerem Gewebe schlingen kann. „Ich habe den Knaben zu mir genommen; wollen Sie ihn mir überlassen?"

Die Frau horchte auf, ein ganz leises Rot lief über ihr bleiches, verlebtes Gesicht. „Ganz?" fragte sie abgebrochen.

„Ja, ganz und gar!" rief Christa beinahe frohlockend.

„Nu" — die Frau sah sich zweifelnd nach dem Bett um, darin rührte sich nichts — „det mach ja — ick weeß ja ooch nich —

Digitized by Google

Joshua Reynolds: Die Herzogin von Devonshire. (Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Digitized by Google

von meintswegen kennen Sie ihn ja haben. Last macht er ja doch bloß —"

„Wollen Sie mir das schriftlich geben?" entfuhr es Christa, unvorsichtig in der Hast. Damit aber hatte sie es verdorben. Der Mann im Bett warf plötzlich wieder die Beine herunter. „Schriftlich is nich," schnauzte er sie an. „Javoll, det könnte Sie passen. Nee, nee, verzichten dhun wir nich auf den Bengel. Det is nich. Aber jetz kennen Sie ihn haben, solang als Sie Lust haben, wenn Sie det'n Spaß is, man immer 'rin int Verjniegen, Fräuleinchen!"

Er drohte, galant zu werden, und es wurde Zeit, daß sie ging. Die Frau brachte sie bis an die Treppe.

„Eens sag' ick aber noch!" schrie der Mann ihnen nach. „Wo wohnen Sie, Fräulein? Raus aus Berlin, det jibt's nich. Wenn Sie'n etwa ausführen wollen —"

„Ich wohne hier, im Westen," gab Christa unwillig zurück.

Als sie im Flur standen, fragte sie: „Soll ich ihn grüßen von seiner Mutter? Er ist sehr krank, Frau, Sie haben es wohl noch nicht verstanden?"

„Ach Gott, wat soll ick denn nich verstanden haben? Grüßen Sie ihn man meintswegen. Haben dhut er davon ooch nischt. Um den Ollen is mir's ja ganz recht, daß er wechkommt, und wiederholen dhun wir'n ooch nich. Det sagt er man so, weil Sie von ‚schriftlich' anfingen. Wenn der Junge nu erst bei weichliche Leute komnt, is er fürs Arbeiten janz verdorben. Na, nu schreiben Sie mir man Ihre Adresse uff. Nich, det ick Sie besuchen will, davor brauchen Sie keene Angst zu haben, hab' ooch keene Lust zu. Aber et is man wegen die Polizei. Man muß ja allens anmelden, sonst ist's gleich nich richtig. Und wat mein Mann sagt, det sag' ick ooch: raus aus Berlin darf er nich. Det man ihn doch mal kriegen kann, wenn man will."

* * *

In dieser Nacht schlief Christa auf dem breiten graugrün gestreiften Sofa, das früher in der Bunthorper Wohnstube gestanden hatte, unter mehreren Decken, die sie sich zusammengesucht hatte. Hin und wieder stand sie auf und schlich sich zu dem kleinen Kranken nebenan, ihm die Stirn zu fühlen und ihm ein paarmal Wasser zu geben. Doch schien sein Zustand zum mindesten nicht schlechter zu werden.

Als sie morgens aufstand und die Zimmer aufräumte, hatte sie ein seltsames Gefühl. Ihre Einsamkeit in diesen Räumen war nun für immer dahin und mit ihr ihre gänzlich unabhängige Bestimmung über Zeit und Beschäftigung. Sie war jetzt so lange Jahre an diese vollkommene Ungebundenheit gewöhnt, daß es sie Mühe kostete, sich ihr Leben anders vorzustellen. Es ging jetzt nicht mehr, daß sie abends ausblieb, solange sie wollte, denn sie konnte morgens nicht mehr ausschlafen, solange sie wollte. Sie mußte hundert Dinge aufgeben, zwischen denen sie sonst ganz nach Willkür freie Wahl gehabt hatte. Sie mußte ihr Essen ganz anders einrichten, nun der Junge, der so vieler Pflege bedurfte, daran teilnahm. Sie mußte — o Schreck! und sie, die Träumerin, hatte daran noch gar nicht gedacht — ihre nicht viel mehr als hundert Mark monatlich so dehnen, daß sie jetzt für zwei statt für einen reichten.

Als sie mit ihren Erwägungen bis hierher gekommen war, blieb sie mitten in der Wohnstube, die sie ausfegte, stehen, ließ die Arme sinken und machte ein sehr ratloses Gesicht. Bis hierher waren alle ihre schlimmen Veränderungen, die sie in Gedanken durchging, von ihr mit einem leisen verhaltenen Entzücken begleitet worden. Es war alles so arg und schrecklich wie möglich, ja, ja, es konnte gar nicht ärger sein. Sie war einfach von ihrem freien Ast heruntergeholt und an einen kleinen Tyrannen gebunden. Aus war's mit Vorträgen, mit ungestörtem Lesen und Lernen und Träumen. Es konnte nicht schrecklicher sein und war doch im Grunde so süß und selig, daß das Herz in ihr erbebte und ihre Augen sich mit zitternden Tränen füllten.

Aber nun — das Geld!

Maus, deren unpraktischer Sinn ihrer armen Mutter so viel Ärger bereitet hatte, war jetzt durch das tägliche Leben genugsam erzogen, um auf den ersten Ruck zu begreifen, daß hundert Mark für zwei Leute in Berlin vielleicht ein gutes Mittel für eine Hungerkur sind. Ja, das hatte sie allerdings gar nicht bedacht! Was nun anfangen?

Sie ließ den Besen stehen und schlich ganz kleinlaut an den alten Sekretär. Das liebe,

Digitized by Google

herrliche Gesicht ihres Vaters blickte so mild aus dem altmodischen schwarzen Rahmen zu ihr nieder. Sie sah es lange an, und steigendes Vertrauen füllte ihre Seele. Du sagst: Es geht! dachte sie in tiefer Bewegung.

Dann nahm sie ihr Kontobüchelchen aus dem Fach und sah die Seiten durch. Sie wurde immer heiterer und hoffnungsvoller. Ach, du lieber Himmel, was für unnützes Zeug hatte sie hier überall gekauft. Da ein Schleifchen, dort eine Tasse Schokolade, da ein Bildchen, das ihr gefallen hatte, und dann alle die Vorträge, auch Konzerte und Theater zuweilen. Nein, nein, Tante Maus, das laß du künftig hübsch bleiben. Jetzt heißt's, die Groschen umdrehen, jetzt hast du einen Sohn!

Sie war so bis zum Überfließen voll Glück, Jubel und Zukunftshoffnung, daß sie es nicht mehr aushielt, aus Bett lief und davor niederkniete. Und wie sie den Jungen, der in einen ruhigen Morgenschlaf gesunken war, betrachtete, war ihr zumute, als sei ihr die höchste Gnade, die einem Menschenkinde widerfahren könne, geschenkt.

Sie küßte leise das kleine Händchen, dann nahm sie das Bilderbuch auf, das ihm über Nacht entfallen war, und steckte es ihm behutsam wieder in seinen Arm.

— — — — — — — — — — —

Nun hatte Tante Maus plötzlich, was sie wollte. Weg war das leere Gefühl im Herzen, die lastende Sehnsucht, der schmerzhafte Hunger. Sie war so reich und glücklich, daß sie an Leib und Seele aufblühte und dadurch so hübsch aussah, daß es für die Menschen eine Freude wurde, sie anzusehen.

Vor allen Dingen pflegte sie den Jungen gesund. Wie man mit solchen Erkältungskrankheiten verfuhr, erinnerte sie sich von Bunthorp her, wo ihre Mutter oft den Doktor gespielt hatte, und wo sie, besonders bei Kindern, hatte helfen müssen. Eine leichte Packung, heiße Getränke, ein unschuldiges Süppchen, frische Luft und reine Wäsche.

Ei ja, man mußte, wenn es irgend ging, den Doktor schon sparen. Pfui, pfui, Tante Maus, fängst du auch so an? Wie sagte doch Frau Rehbock: „Schimpfen ist leicht, das kann ich auch."

Aber Tante Maus schlug das in den Wind. Sie küßte den Jungen, übergab ihn für ein Stündchen dem guten, ewig erstaunten Fräulein Treu und fuhr in ein Wäschegeschäft, um ihn erst einmal einzukleiden. Mit Hemden, Unterzeug und einem niedlichen Anzug bepackt, kehrte sie strahlenden Blickes heim. Als sie an der Kasse ihr blankes Goldstück hingelegt hatte, war ihr ein kleines Stoßgebetlein entschlüpft: „Lieber Gott, behüte uns vor den Doktoren!"

Ach ja, viel blanke Goldstücke hatte sie nicht mehr zu versenden. Der liebe Gott hatte auch Mitleid mit ihrer magern kleinen Börse. Er legte seinen Segen auf ihre Packungen und ihre Süppchen und bescherte ein schnelles Gedeihen.

Maus konnte auch heute noch nicht kochen. Was sie in Bunthorp nicht gelernt hatte, hatte sie in ihrer Einsiedelei erst recht nicht gelernt. Aber für den Jungen hieß es aufpassen. Er mußte nicht nur nahrhafte Dinge bekommen, sondern sie mußten ihm auch schmecken. Da wuchs Maus über sich selbst hinaus.

Es war leider niemand da, sie deswegen zu bewundern. Der kleine Schlingel fand ihr schönstes Süppchen und Kotelettchen ganz natürlich. Fräulein Treu, die sie einmal kosten ließ, fiel auch nicht um vor Erstaunen und fand es nur „ganz gut". Da mußte Maus, wenn sie einen Bewunderer haben wollte, selbst diese Rolle übernehmen. Es ist auch immer das sicherste, man weiß, was man an sich hat und wie weit die Anerkennung begründet ist. Von diesem Standpunkt aus gibt es eigentlich nichts Beglückenderes als die eigne Bewunderung.

Kurt hatte sich als echtes Kind sehr rasch in die Veränderung gefunden. Anfangs, als Maus ihm erzählte, daß er bei ihr bleiben dürfe, hatte er es gar nicht glauben können. Wenn die Wohnungsklingel ging, fuhr er empor und starrte mit großen Augen auf die Tür, ob nicht jemand käme und ihn holte. Das hatte ihm am zweiten Abend das Fieber wieder sehr gesteigert. In der Nacht warf er sich herum, wimmerte und fuhr oft mit einem Schreckenslaut empor. Dann saß Maus neben ihm, die halbe Nacht, und hielt seine Hand. Es rührte sie tief, wenn der angstvolle Ausdruck seines Gesichts einem befreiten Aufatmen, einem dankbaren Lächeln wich, das noch ein Weilchen auf den Lippen blieb, wenn schon das Köpfchen todmüde wieder zurückgesunken war und die Augen sich geschlossen hatten.

Danach aber, während Maus noch über allerlei neue Beruhigungsmittel sann, war

Digitized by Google

die Angst schon geschwunden, und das Kind war hier bei ihr zu Hause.

Jetzt kam wirklich ein springender Schritt durch ihre Stuben, ein vorwitziges Händchen faßte alles an. „Was ist dies, Tante Maus, was ist das?" Sie nahm ihn an die Hand und besorgte ihre Einkäufe mit ihm. In den Läden, in denen sie schon jahrelang bekannt war, staunte man über ihren kleinen Zuwachs. Sie gab nur kurz Bescheid, aber jedes Wort, jeder Blick an ihr prangte förmlich vor Stolz.

Abends hatte sie ihn entsetzlich verwöhnt, sie saß bei ihm, bis er einschlief. Das schrieb sich noch von seiner angstgequälten Zeit her, und nun konnte sie nicht anders. Wie war es hold zu sehen, wie die jungen Glieder sich so leise lösten und dann in süßer Schlaffheit dalagen. Welch feines Gesicht, welch schöne Stirn der Knabe hatte!

Und hier bist du sicher, hier bist du sicher! dachte sie immer wieder in unaussprechlicher Dankbarkeit.

Eines Tages — denn Maus war derart von ihrem neuen Lebensinhalt überstürzt worden, daß ihr alles nur nach und nach einfiel — kam auch der Schulgedanke ans Licht. Ja, du lieber Himmel, der Junge muß ja zur Schule!

Er selber hatte auch schon ein paarmal davon gesagt, sie hatte es überhört. Danach redete sie auch ihr Kaufmann darauf an. „Ach, das findet sich ja schon." Sie war wie mit Unverstand auf diesen Punkt geschlagen, bis plötzlich an einem frühen Morgen der Gedanke in seiner ganzen Wirklichkeit über sie herfiel.

Tante Maus, wo hast du deinen Kopf! dachte sie ganz entsetzt. Du machst schöne Geschichten! Wenn diese Sache erst die Polizeiinstanzen durchlaufen hat, steht eines Tages ein Schutzmann hier und nimmt dich in Strafe, weil du den Jungen verwahrlosen läßt! Ja, da könnten die Rehbocks lachen.

Nun saß sie in neuen Sorgen. Herrgott im Himmel, das Schulgeld! Das nun auch noch.

Es traf sich gerade so, daß sie wieder unter dem Bilde des Vaters stand. Das schien so spöttisch-lieb zu lächeln. Und vom Sekretär herab schauten die dickleibigen Grammatiken und Wörterbücher.

Da erfaßte sie plötzlich die Begeisterung. Das ist's ja gerade! Was tat ich denn bisher? Ich ging herum und freute mich, versagte mir hin und wieder eine Leckerei oder einen hübschen kleinen Gegenstand. War das überhaupt etwas? Verdiente ich überhaupt damit die große Gnade, ein ganzes junges Menschenleben anvertraut zu haben? Aber das war ja alles nur Spielerei. Jetzt, jetzt geht's los. Jetzt heißt es: arbeiten! Jetzt muß ich dran! Das war mir eine große Heldentat. Kleinigkeiten zu entbehren und dafür Unendlichkeiten einzuheimsen! Daß ich mich darüber nicht selber ein bischen geschämt habe! Aber jetzt —

„Was guckst du in die Luft, Tante Maus?" fragte es hinter ihr. Sie drehte sich um, da stand der Junge im Nachtkittelchen, mit heißgeschlafenen Bäckchen und bloßen Füßen.

„Kurt," sagte sie und faßte ihn an die Hand. „Du kommst jetzt auf die Schule."

„Wo ich gewesen bin?" forschte er, ein ganz klein wenig ängstlich. Die Schauer der Vergangenheit schienen ihn wieder zu berühren.

Da setzte sich Tante Maus, zog ihn auf den Schoß, hielt ihn an beiden Händen und sah ihm ernsthaft in die Augen. „Nein, du kommst aufs Gymnasium. Und zu Hause helfe ich dir." Und hingerissen von einem ausbrechenden Jubel schloß sie ihn in die Arme, preßte ihre Wange an sein Gesicht und rief: „Kurt, ich helfe dir! Sieh, alle die dicken Bücher da habe ich durchstudiert, und der Mann da im Rahmen, mein lieber, lieber Vater, hat's gemacht, daß ich das kann! Kurt, sag' mal: Mensa der Tisch, mensa rotunda der runde Tisch."

„Mensa rotunda der runde Tisch!" rief Kurt, und ein Schelmenlachen zuckte ihm aus Mund und Augen. Er machte sich los und beguckte sich seine Schützerin mit belustigter Kritik. „Tante Maus will Schulmeister werden!" lachte er ausgelassen.

— — — — — — — —

Ach ja, Tante Maus muß Schulmeister werden — und was für einer! Hunderdunddreißig Mark im Jahre kostet es auf dem Gymnasium, und die teuren Bücher, das muß dabei herauskommen! Und Anzüge braucht der Junge — und Strümpfe zerreißt er und Stiefel! Es ist ja gar nicht zum Absehen!

Dazu die unpraktische kleine Maus mitten im Gewirr der Großstadt, wo ihr niemand so recht Bescheid sagte. An Martin sich zu

Digitized by Google

wenden, war kein Gedanke, der war sowieso empört über ihre „halbverrückte Idee“ und versuchte geradezu, sie ihr mit Aufbietung seiner ganzen sachlich kühlen Mannesautorität auszureden. Der gute Martin! Er hatte eigentlich wohl noch nie die Klappe gehoben und in das Innere seiner Schwester hineingeschaut. Bei der Auseinandersetzung, die gelegentlich einer kleinen Visite erfolgte, die er ihr machte, weil ihr Ausbleiben auffiel, wunderte sie sich immer nur über die Tatsache, wie ein Mensch so total und glatt an einem andern vorbeireden kann, daß es fast zum interessanten Kunststück wird. Dennoch betrübte es sie, mit ihrem einzigen Verwandten so weltenweit auseinander zu sein.

Doch was half's! Sie hatte um dies Verhältnis schon so viel gelitten, daß sie sich jetzt nicht wieder die Zeit und die wichtigere Angelegenheit damit verderben durfte. Es kam jetzt für sie darauf an, geradeswegs ihren Plan zu verfolgen.

Da ihr niemand Bescheid zu geben wußte, suchte sie sich nach dem Adreßbuch das nächste Gymnasium auf und begab sich mit einigem Herzklopfen zum Direktor.

Sie traf es gut. Der Direktor, Professor Holtz, war ein graubärtiger kleiner Herr, der es verstanden hatte, sich nicht einstauben zu lassen, und der sich trotz seines Berufes Zeit ließ, sich die Menschen anzusehen. Christa hatte nur ein einfaches Regenmäntelchen an — denn es war unterdes März geworden —, ein graugrünes Filzhütchen auf und trug schlicht gescheiteltes braunes Haar. Aber ihre Art, zu sprechen und ihm dabei in die Augen zu gucken, gefiel ihm außerordentlich.

In fünf Minuten hatte er die ganze Geschichte heraus und große Stücke ihrer eignen Geschichte dazu. Dabei hatte er selber kaum zehn Worte geredet. Er hielt sich seinen Bart, sah sie ein wenig finster durch die Brille an und fragte sie in einem grollenden Tone, warum sie für den kleinen zugelaufenen Strick denn durchaus auf das Gymnasium versessen sei.

Ihre helle Empörung auf diese Frage belustigte ihn im höchsten Grade. Sie vergaß jeglichen Respekt und benahm sich ungefähr so, als ob sie Martin vor sich habe. „Er ist doch jetzt so gut als wie mein Sohn!“ rief sie, „und was ich gelernt habe, kann er wahrhaftig auch lernen. Er ist klug — jawohl, das ist er, und ich will das Beste mit ihm tun, was ich irgend kann. Ich will ihm alles zugänglich machen, was mich glücklich und reich gemacht hat. Ich bin doch nur ein Mädchen, und eigentlich schickte es sich bei uns nicht. Ich habe —“ Sie stockte plötzlich, und ein feines Rot überflog ihr Gesicht. Sie dachte daran, was sie um dieses Reichtums willen verloren hatte. Aber ihr war es jetzt, als gäbe es keine Reue hierfür, als sei alles, was gewesen, eine Notwendigkeit und darum gut. Von neuem in Eifer geratend, fuhr sie fort: „Und bei ihm liegt dies alles nicht vor. Er ist ein Mann, er ist frei. Seine Pflichten zerspalten sich hier nicht, und alle die Konflikte, die für mich da waren, kommen für ihn gar nicht zum Wort. Es ist gar kein Grund da, ihm unsre höchsten Güter vorzuenthalten.“

Ihren steigenden und förmlich pathetisch werdenden Ausbruch unterbrach der kleine Herr, indem er sie in tiefgrollenden Tönen fragte: „Und die Mittel? Verzeihen Sie, ich nehme an, daß genug dieses Stoffes da ist, um den Bengel nicht nur durch die Klassen zu bringen, sondern ihm auch fernerhin eine Ausbildung zu ermöglichen, die nicht alle bisher aufgewendete Mühe zwecklos macht. Sie wollen ihn also studieren lassen?“

Auf diesen einfachen Anruf fiel die arme Maus aus ihrer höchsten Höhe, auf der sie weit droben über den Häuptern des kleinen Professors umherstolziert war, und saß wieder ganz klein und armselig in ihrem Regenmäntelchen auf dem Stuhl vor dem gestrengen Herrn Direktor.

„Ich habe nicht viel Geld,“ stotterte sie kleinlaut und rot vor Bestürzung. „Etwas über hundert Mark im Monat. Daß es davon nicht geht, weiß ich natürlich. Ich will aber arbeiten, ich kann's, ich bin gesund, und meine Ausbildung war sehr gut. Herr Direktor“ — jetzt war sie ganz klein und hilflos wie ein bittendes Kind —, „können Sie mir nicht ein bißchen Bescheid sagen? Wie ich Nachhilfestunden bekomme oder dergleichen. Ich will nicht viel Geld nehmen, ich habe mir schon ausgerechnet: wenn ich fünfzig Mark im Monat verdiene, komme ich nicht nur aus, sondern ich kann schon anfangen, für die Studienzeit und das Dienstjahr Kurts zurückzulegen. Er muß sich natürlich später auch anstrengen —“

Dem Direktor kroch ein Lächeln in den Bartwald hinein. „Ich empfehle meinen

Digitized by Google

Schülern grundsätzlich keine Damen," sagte er. „Aber — na ja — hm — es sind da ja manchmal besondere Fälle. Ich könnte da vielleicht schon am besten raten. Da ist z. B. der Bruder eines meiner Sekundaner, ein unglückliches gelähmtes Kind, für das eine weibliche Lehrerin ganz geeignet wäre. Und dann — na ja — ein kleines Examen, so eine Art Sondierung möchten Sie wohl nicht gern bei mir durchmachen? Ich meine: daß ich mal so ein bißchen nachfühlte, wieviel oder wie wenig bei Ihnen sitzt?"

„Aber wie gern!" rief Maus, ganz rot vor Freude.

„So? Na ja. Wann denn? Wollen Sie erst was durchlesen?" Er lächelte schon wieder arg spöttisch.

Maus fühlte sich einen Augenblick von einem kalten Schreck durchlaufen. Dann nahm sie allen Mut, der nur in irgendwelchen Winkeln ihres Herzens noch steckte, zusammen, wurde bleich vor Erregung und sagte mit überlauter Stimme, vor der sie selber erschrak: „Nein, lieber nicht. Dann lieber schon gleich. Aber — aber — ich weiß nicht —" Ihr Herz schlug einen Wirbel.

„Na, dann kann's also losgehen," sagte Professor Holtz, langte sich einen Prospekt, blätterte ein banges Weilchen darin und begann dann das Examen mit der Frage: „Was haben Sie von Homer gelesen?"

— — — — — — — — — — — —

Maus war Schulmeister geworden, wie Kurt es zu nennen beliebte. Die Vormittage verbrachte sie zum Teil bei dem gelähmten Knaben, dem alles, was er lernen durfte, sehr behutsam, mit unendlicher Geduld und sehr langsam beigebracht werden mußte. Es war kein reiches Haus, und Maus erhielt für ihre ganze anstrengende Tätigkeit dort nicht mehr als vierzig Mark monatlich und das Frühstück. Danach hieß es, nach Haus zu eilen, und da des Knaben Eltern an der Hasenheide wohnten, hatte sie einen langen Weg. Wenn Kurt nach Hause kam, mußte der Tisch in der Wohnstube gedeckt sein. Nach den ersten hastigen und ungenügenden Kochversuchen hatte Maus die Erleichterung erfunden, sich das Essen in Körben aus einem Gasthaus schicken zu lassen. Es kam ihr manchmal dadurch etwas teurer, aber sie sparte an Kräften.

Bei Tisch war es wunderschön. Kurt hatte immer unendlich viel zu erzählen. Der Direktor hatte ihn seiner guten Anlagen wegen in Sexta aufgenommen, aber mit der Verpflichtung, in mehreren Fächern noch tüchtig nachzuarbeiten. Das ging nun am Nachmittag vor sich. Viel Zeit zum Ausruhen hatte Maus nicht. Gleich nach Tisch mußte sie mit Kurt etwas spazierengehen, denn ein Spielen im Hofe war in diesem Hause verboten, und auf die Straße hinunter, um selber Ruhe zu haben, wollte sie ihn auch nicht schicken.

Die Freude, die der Junge an diesen kleinen Gängen hatte, belohnte sie auch vollauf. Das Herumtreiben in den Straßen hatte er zur Genüge kennen gelernt und sehnte sich nicht danach. Auch liebte er seine Tante Maus so über alle Maßen, daß er am liebsten immer mit ihr zusammen war. Er hakte sich in ihren Arm ein, schwatzte und lachte und war ein glückliches, sorgloses Kind.

Maus vermied es, mit ihm in die großen Verkehrsstraßen zu gehen, die ihn allzu lebhaft an seine traurige Vergangenheit erinnern mußten, und in denen er auch wohl ehemalige Schicksalsgenossen zu sehen bekommen hätte. Sie ging mit ihm möglichst weit nach auswärts, wo die Häuser aufhörten und so etwas wie Feldluft wehte. Dabei überkam sie mit Macht die Erinnerung an Bunthorp, so daß sie dem Jungen davon erzählte und die Sehnsucht in sich wachsen fühlte, ihn dort, zwischen Wiesen und Wäldern, den blauen Himmel über sich, vom Feldwinde umweht, aufwachsen zu lassen, anstatt hier, zwischen Großstadtmauern und auf Feldern mit Bauschutt, mühselig nach einem Schuß frischerer Luft zu schnappen.

Nach der Rückkehr mußte man aber alle Träume fahren lassen und tüchtig arbeiten. Kurt hatte einen guten Kopf, auch Lust und frischen Willen, aber er war am Ende auch noch ein Kind, das gern Seitensprünge machte, oder das auch, in einem Versagen seines zarten und schwer geschädigten Körpers, das Köpfchen müde hängen ließ und nicht weiterkonnte. Da mußte Maus die Arbeit so einrichten, daß sie förderte, ohne anzustrengen, und dazu gehörte Kunst und beständig wache Aufmerksamkeit.

Gegen Abend kamen fast an jedem Wochentag noch Privatstunden innerhalb der Stadt. Professor Holtz hatte das besorgt. Zwei junge Mädchen nahmen Lateinstunden, der Bruder der einen bekam dann gleich noch

Digitized by Google

Nachhilfeunterricht, und ein Russe lernte bei ihr Französisch. Das Schmerzliche bei der Sache war, daß Kurt meist zu Bett gehen mußte, ehe sie wiederkehrte, aber sie hielt sich dadurch schadlos, daß sie dann im Dunkeln etwa eine halbe Stunde in dem Lehnstuhl neben seinem Bett saß, sich ausruhend und sich eine tiefe Erquickung holend aus den sanften Atemzügen des kleinen Schläfers.

Dann hieß es meist noch ein paar Hefte korrigieren, in ihr Kontobüchlein die Ausgaben des Tages eintragen und dann, wenn sie nicht gar zu müde war, noch einen Abschnitt in der Grammatik durchnehmen oder sonst ein leichteres Buch lesen.

Voll, vollgedrängt war jetzt ihr Tagesleben. Und krank oder schwach durfte sie nicht werden, sonst stürzte der ganze schwierige Bau zusammen.

Dafür aber waren die Sonntage auch die herrlichsten Festtage. Nie hat es Menschen gegeben, die sich mehr darauf freuten und sie gründlicher ausnutzten als sie und ihr Junge.

Der Sommer kam. Es war hier oben oft so heiß, daß bei weitgeöffneten Fenstern auch nachts keine Kühlung kam. Maus hatte schon immer hier den Frühling und Sommer schwer ertragen, aber ihre Sehnsucht war niemals so groß gewesen wie jetzt, da das junge Leben, das neben ihr aufblühte, sich nicht Leib und Seele in der frischen, freien Natur baden durfte, sondern zwischen Steinmauern aufwuchs, ohne Ahnung von der Herrlichkeit Gottes über den Feldern.

Aber was tun? Sie wäre gern in einen Vorort gezogen, aber sie konnte dem Jungen den weiten Schulweg nicht aufladen, an Umschulen durfte sie auch nicht denken, ihr selber wäre viel Zeit verloren gegangen, und dann wußte sie auch nicht, ob nicht Kurts Eltern, mit denen sie jede nähere Berührung so lange wie möglich vermeiden wollte, diesen Plan zerstört hätten.

Als endlich die großen Ferien kamen und alle Stunden aufhörten, auch Christas (freilich auch deren Einnahmen), machte sie mit Kurt weite Tagesausflüge. Sie selber brauchte sie auch so nötig wie das liebe Brot. Der Kopf war ihr ganz dumpf, und sie hatte ein Wehgefühl im Gehirn von der Fülle ungewohnter Arbeit, der Hitze und Hast, daß sie nach Erholung lechzte.

Für den Jungen tat sich eine neue Welt auf. Er sah zum erstenmal Wälder und stille Seen, weite Wiesen und die Mutter Erde, da, wo sie nicht mit Pflastersteinen zugedeckt, mit Kies überstreut oder mit Schutt und Abfällen beworfen ist. Er konnte längelang auf dem Kiefernboden am Ufer der blitzenden Havel liegen, Tante Maus helfen, wie sie Bratkartoffeln und Rührei im Pfännchen bereitete, und dann mit ihr um die Wette aus dem Pfännchen essen. Ein andermal durfte er einen kleinen Schulfreund auffordern, mitzumarschieren. Jetzt war er der Überlegene, der alles schon wußte — freilich bis auf das Neue, das heute kam: eine Kahnfahrt, auf der die Jungen bei Tante Maus rudern lernten.

O, und wie Tante Maus rennen konnte beim „Bäumchen, wechselt euch" oder beim „Vogelverkauf"! Und wie das aussah, wenn ihre Kleider flogen, die Haare ihr losgingen und ihre Augen so wildmutig blitzten! Manchmal konnten die Jungen vor Lachen nicht weiter, aber am Ende verlor Tante Maus doch ganz kläglich, saß atemlos, heiß und zerzaust auf dem Erdboden und erklärte sich für besiegt.

Wenn es einen Regentag gab, so kümmerte sich keiner darum. Tante Maus hatte einen kurzen Rock und derbe Stiefelchen, so ging's los, um am Ende festzustellen, die Erde sei auch im Regen schön.

Beide machten anfangs ein bißchen saure Mienen, als die Arbeit wieder losging. Sie waren wie zwei Kinder gewesen, die von ihrer Erzieherin, der Mutter Natur, so gründlich verzogen waren, daß der strenge Arbeitstag ihnen sehr schlecht schmeckte.

Aber die Sehnsucht nach dem Lande war nun wenigstens für eine Weile in Maus gestillt. Ihr Junge hatte sich braune Backen und helle Augen geholt. Sie freute sich auch, daß er ein so starkes und eignes Leben in sich führte, daß ihn die Erzählungen reicherer Kameraden, die im Gebirge und an der See gewesen waren, als etwas Fremdes kaum berührten.

Es kam jetzt ziemlich schlechtes Wetter, und dann ging es in den Herbst und Winter. Das war für die Arbeit eine gelegenere Zeit.

* * *

Dieser Winter wurde so schön für Christa wie kein vorangegangener. Zwar hatte sie viel zu tun, es hatten sich noch mehr Privat-

Digitized by Google

stunden eingefunden, und sie, in die ur ihres Jungen willen jetzt eine wahre Geldgier gefahren war, nahm wahllos alles an, was sich ihr bot.

Es war überhaupt erstaunlich, was alles in einen Tag hineingeht, wenn man nur den guten Willen hat. Im Grunde kann der Mensch viel mehr, als er meisthin denkt. Ach ja, die liebe Bequemlichkeit! Sie ist doch eine mächtige Despotin, und eine lügenhafte dazu. Und welch ein tiefes Glück, halbtot vor Müdigkeit und doch glückselig im Herzen die Entreetür abzuschließen: „So, Junge, nun kann ich heute zu Hause bleiben!" — das weiß nur der, der es durchgemacht hat.

Ihr Junge machte ihr tägliche Freude. Es war eine volle Daseinsfrische in ihm, jener wunderbar reine Glanz eines neu aufgehenden Lebens. Der fremden Welt, die ihn aufgenommen hatte, brachte er ein weitoffenes Herz entgegen. Seine traurige Vergangenheit hatte einen ernsten Untergrund seines Wesens gelegt, der bei einem so jungen Kinde oftmals rührend wirkte, und der ihm eine seltsam klare Urteilsfähigkeit verlieh. Deshalb arbeitete er auch gründlicher und sachlicher als andre Jungen in seinem Alter. Tante Maus, wenn sie zurückkam, oft müde und halb verzweifelt über faule, unfähige, unlustige Schüler, war gerade die Rechte, dies mit wahrem Entzücken zu bemerken.

Sie konnte auch nicht immer an sich halten. Oftmals riß sie den Jungen an sich, küßte ihn und nannte ihn ihren Allerbesten. Ihr Herz war ihr ganz heiß um ihren tapfern kleinen Sohn.

Tante Maus bei aller ihrer Gelehrsamkeit hatte Pädagogik wenig gelernt. Es lag nicht an ihr, daß der Kurt nicht ein durch und durch verzogener Schlingel wurde. An Verziehung fehlte es ihm kaum. Fräulein Treu zum Beispiel war immer in leisem Entsetzen: „Wie kann man ein Kind mitten ins Gesicht hinein so loben!"

„Ach — fragen Sie lieber: Wie kann man dies Kind nicht loben!" opponierte Maus.

Eins stand fest: indem sie den Jungen verzog, verzog sie sich selber auch. Sie ließ sich einfach ihm gegenüber gehen, wie ihr zumute war — und unendlich lieb und glücklich war ihr jetzt immer zumute. Es war nur ihr besonderer Stern, daß der Kurt in seinem jungen Leben schon so viel Schrecken, Bitternis und Härte gekostet hatte, daß alle Liebe, die sie über ihn ausgoß, dies nur so eben aufwog.

Ein Zug, der durchaus in des Jungen Wesen hineingehörte, war, daß er sich seiner Vergangenheit vor seinen Mitschülern gar nicht schämte oder sie zu verstecken trachtete. Er schwatzte zwar nicht davon, denn er war überhaupt ein stilles Kind, aber zu seinen jungen Freunden redete er frei und natürlich darüber. Es blieb nicht aus, daß er deswegen zu leiden hatte, aber er biß die Zähne zusammen und ertrug es. Nur einmal kam er mit blutigem Gesicht nach Hause. Tante Maus bekam es mit Mühe aus seinen stockigen, unwilligen Antworten heraus, daß er — seine Mutter zu verteidigen gehabt hatte.

Dafür lobte sie ihn nicht wie sonst. Aber nie war ihre Hand weicher und zarter mit ihm gewesen, als sie ihm jetzt das Blut vom Gesicht wusch.

Hin und wieder kamen auch schwere Tage. Kurt war wohl von Geburt an zart gewesen, dann in der unerhörtesten Weise vernachlässigt. Er litt oft an Kopfweh, auch fieberte er leicht. Nun hieß es doch, einen Arzt zum Berater zu nehmen, falls man nicht lauter Dummheiten machen wollte. Maus war jetzt auch in der stolzen Lage, sich dies leisten zu können.

Einigemal wurde es auch so schlimm, daß Maus die Nächte wachen und ihre Stunden tagsüber abbestellen mußte. Zu ihrem Glück saßen in diesen bösen Zeiten indes meistens nicht die Sorgen obenauf, sondern das leise, dankerfüllte Frohgefühl: Wie gut, daß Kurt jetzt bei mir ist und nicht in seinem alten Zuhause! Und diese Zeiten, in denen seine Tante Maus ihm die Kissen legte, die Medizin gab, ihn fütterte und umsorgte, waren für den armen kleinen Schlingel oft die süßeste Erinnerung.

Maus dachte jetzt manchmal: Es ist doch ganz und gar, als wenn Kurt mein Sohn wäre! Unsre gegenseitige Liebe und unser Glück miteinander könnte ja gar nicht größer sein. Ich kann mir nicht vorstellen, was eine wirkliche Mutter mehr haben könnte als ich!

Zunächst hatte sie diese Gedanken nur ganz verstohlen empfunden, dunkel und kaum eingestanden, weil sie ihr förmlich vermessen vorkamen. Aber diese Vermessenheit, statt

Digitized by Google

sich bezwingen zu lassen, wuchs nur immer mehr. Die natürliche, freie Innigkeit zwischen ihnen durchglühte sie oft so stark, daß der Glücksstolz sie übermannte.

Dann dachte sie an alle Mütter, die durch ihr Leben gegangen waren. Da waren die Frauen aus der Bunthorper Zeit: Frau Ulfers, Frau Thiel usw. Hier: Irma, die verschiedenen Mütter ihrer Schüler. Und dann auch die eigne, teure verstorbene Mutter.

Ja — wo war denn irgendwo zwischen ihnen allen und ihren Kindern ein solches Verständnis, ein solches Miteinanderleben wie zwischen ihr und Kurt? Sie nahm sich vor, unparteiisch zu sein, und suchte überall die besten Züge heraus. Aber es wurde nur Stückwerk.

Wenn sie mit Kurt am Tisch saß, sie beide eiferglühend in sein Buch guckten, und er in alter Gewohnheit, wenn es auch pädagogisch nicht berechtigt war, seinen Arm dabei um ihren Nacken gelegt hatte, dachte sie auch hin und wieder, daß von allen Kindern, die sie kannte, dies auch nicht viele so aus einfach täglicher Gewohnheit tun würden. Und danach kam sie zu dem Schluß, daß sie, die Tante Maus, begnadeter sei als alle Mütter der Erde.

Ja, sie hängte dieser übermäßig aufgeblähten Idee sogar noch ein philosophisch-psychologisches Mäntelchen um. Sie bewies sich selbst mit der ganzen schlagfertigen Dialektik der eignen einseitigen Herzenserfahrung, daß die wirklichen Mütter einfach durch das Zuviel ihrer Gaben abgestumpft würden, daß das Kind, das sie vom ersten Atemzug an gekannt und dessen Wartung sie vielleicht oft übermüdet hatte, sie bei dem Erwachen seines geistigen Lebens, in der Entwicklungszeit aller seiner Kräfte nicht mehr so wach und frisch vorfände, wie es sie brauchte. Wie war sonst das Unverständnis so vieler sonst treuer und liebender Mütter zu erklären? Wie war es zu erklären, daß oft das eigne Kind ihnen ein fremdes Land war?

O, es war gewißlich so: das Muttertum war herrlich und groß, aber noch größer und herrlicher war das Tantentum, und die Begnadetste auf Gottes Erde war sie, die Tante Maus!

(Fortsetzung folgt.)

Lenz

Wie besät mit Blumen die Gelände,
Rings ein Duften, Blühen ohne Ende —
Hätt' ich nur zum Pflücken tausend Hände!

Welch ein Werdeduft in all dem Glanze!
Mücken, Bienen schwingen sich im Tanze
Überm taugetränkten Blütenkranze.

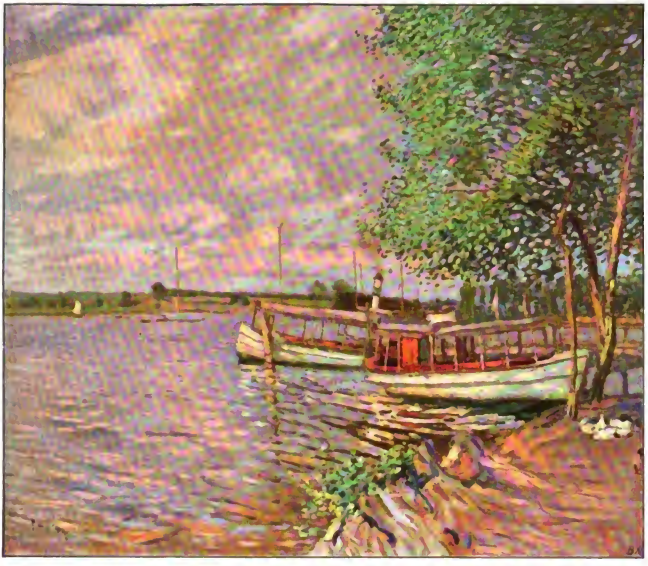
Birken stehn in lichtem Zauberschimmer,
Auf den Pappeln zittert Lichtgeflimmer,
Silbern rinnt das Bächlein immer, immer.

Nur am Wiesenrand die alte Fichte
Steht mit traurig-ernstem Angesichte —
Ist ihr denn so bang im Frühlingslichte?

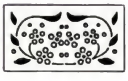
Ach, sie hat den Winterfrost gesehen,
Hat gefühlt der rauhen Stürme Wehen
Und kann all die Wonne nicht verstehen.

Irene Wild

Digitized by Google



Max Uth: Frühling. (Pichelsdorf bei Spandau.)



Digitized by Google

Aus Prof. Olbrichs „Gelbem Garten". Gartenbauausstellung Darmstadt 1905.

Der Garten unter dem Einfluß neuzeitlicher Kunstbestrebungen

Von Gartendirektor Carl Heicke

Was ich unter neuzeitlichen Kunstbestrebungen verstehe, brauche ich dem Leserkreise dieser Zeitschrift nicht zu erläutern. Auch darf ich als bekannt voraussetzen, wie sich im Lauf der Zeiten aus dem einfachen Nutzgarten, der seine regelmäßige Form wohl nur dem menschlichen Ordnungssinn verdankte, allmählich jene geometrischen Kunstgärten entwickelt hatten, die in der italienischen Renaissance und unter Ludwig XIV. in Frankreich Höhepunkte erreichten, die unverkennbar den Geist ihrer Zeit widerspiegelten und das „Herrenrecht" des Menschen über alles, was lebt, auch in der Behandlung von Baum und Strauch zum Ausdruck brachten.

Bekannt ist auch, wie gegen die Überspannung dieses Prinzips der Rückschlag eintrat, dem in Frankreich auf literarisch-philosophischem Gebiet Rousseau mit seinem Ruf „Zurück zur Natur", in England Künstler und Gärtner mit der Schaffung sogenannter „landschaftlicher" Gärten Ausdruck verliehen haben.

Bei diesen Gärten wurden in bewußtem Gegensatz zum geometrischen Kunstgarten die gerade Linie und jede regelmäßige Anordnung streng vermieden und der freien Landschaft die Motive für die Gestaltung der einzelnen Parkszenerien entlehnt. Sie fanden als „englische" Gärten schnell Verbreitung, besonders auch in Deutschland, und sind neuerdings bei den Vertretern der modernen Kunstrichtung zum Gegenstand scharfer Angriffe geworden. Hermann Muthesius zum Beispiel bezeichnet sie schlankweg als den Ausdruck der folgenschwersten Entgleisung im Kunstempfinden. Muthesius hat mehrjährige eingehende Studien über die gesamte englische Wohnkultur getrieben. Dabei hat ihn wohltuend die Wahrnehmung berührt, daß die nächste Umgebung des englischen Wohnhauses durchaus nicht dem entspricht, was wir uns unter englischem Garten zu verstehen gewöhnt haben, daß vielmehr ein straffer, die Architektur des Hauses fortsetzender Rhythmus den Garten zu beherrschen pflegt. Er stellt vernichtend ausfallende Vergleiche mit dem bei uns üblichen Vor- und Hausgartenelend an und kommt zu der Forderung, daß der Garten am Hause unter allen Umständen regelmäßig angelegt

Digitized by Google

und Haus und Garten als eine organische Einheit von demselben Geist ersonnen sein müsse.

Das klingt sehr selbstverständlich! Es setzt aber voraus, daß der Baumeister des Hauses eo ipso ein Künstler ist, während doch der Fall denkbar und in Wirklichkeit gar nicht selten ist, daß ein künstlerisch veranlagter Gärtner die Sünden des Architekten durch die Gestaltung des Gartens geschickt auszugleichen und zu mildern Gelegenheit findet.

Auch Schultze-Naumburg hat sich in seinen stark polemischen, nicht immer ohne Schärfe gebliebenen, aber stets aus innerster Überzeugung heraus geschriebenen Abhandlungen gegen die Anwendung der Formen der großen Landschaft im Rahmen des Gartens am Hause ausgesprochen und in dem sehr lesenswerten zweiten Band seiner „Kulturarbeiten" die Auffassung vertreten, daß die Anlage des Gartens eine architektonische Aufgabe sei; denn ein Garten sei nicht Wald und nicht Wiese, sondern „die vermenschlichte Form der freien Natur".

Er hält sich nicht an englische Vorbilder, wenn er neben der Kritik des Bestehenden greifbare Verbesserungsvorschläge macht, sondern knüpft an den letzten Ausläufer des geometrischen Kunstgartens an, an den Garten am Hause der Biedermeierzeit, wie er ja auch bei der äußern und innern Ausgestaltung seiner Bauwerke sich gern an die Formen jener, man kann wohl sagen letzten selbständigen Kunstepoche anlehnt, die wir in Deutschland gehabt haben.

Auch sonst finden wir noch manchen verdienstvollen Vorkämpfer moderner Kunstbestrebungen unter denen, die mit scharfer Kritik in das Chaos von Geschmacklosigkeit hineinleuchten, das sich aus der wahl- und gedankenlosen Anwendung des landschaftlichen Gartenstils auf alle Gartenanlagen ohne Unterschied entwickelt hat, und es wird wohl kaum einen einsichtigen Menschen geben, der ernsthaft bestreiten möchte, daß dieses geistlose Kopieren landschaftlicher Parkmotive selbst im kleinsten Hausgarten zu einer beklagenswerten Verflachung der Gartenkunst geführt hat.

Indessen sind auch noch andre Umstände daran schuld. Die Vorschriften städtischer Bauordnungen, nicht minder die jahrzehntelang geübte Reißbrettkunst sogenannter Städtebauer haben uns eine Fülle von Gartenstraßen und Landhausvierteln beschert, in denen jedes Haus seinen Garten haben muß. Aber wie sieht es dabei aus? Vorn an der Straße ein Vorgartenstreifen von — wenn es hoch kommt — fünf Metern Breite, oft im Schatten vierstöckiger Häuser; an der Seite der vom Wind durchfegte Bauwich und hinten hinaus der Rest des zu zwei Dritteln unbebaut zu lassenden Grundstücks.

Der Garten am Badehaus im Sondergarten des Prof. M. Läuger. Mannheimer Jubiläumsausstellung 1907.

Digitized by Google

Einfriedigungsarchitektur im Sondergarten des Prof. M. Läuger. Mannheimer Jubiläumsausstellung 1907.

Kann auf solch zerrissener Fläche eine halbwegs befriedigende Gartenlösung zustande kommen, zumal wo dem Besitzer in den meisten Fällen jedes Interesse an der ihm aufgezwungenen Gartenanlage fehlt und er sich damit so billig und bequem wie möglich abzufinden sucht?

In der Regel hat auch der Bau selbst schon so viel über den Anschlag hinaus erfordert, daß, noch ehe es zur Anlage des Gartens kommt, der dafür vorgesehene bescheidene Betrag für andre Zwecke aufgebraucht ist. Und dann treten jene Leute in Tätigkeit, von denen jeder die Sache immer noch billiger macht als jede Konkurrenz — und straßenweise sehen wir jene „Gärten" entstehen, die mit Fug und Recht den Unwillen jedes Menschen erregen, der sich auch nur eine Spur von Schönheitssinn bewahrt hat.

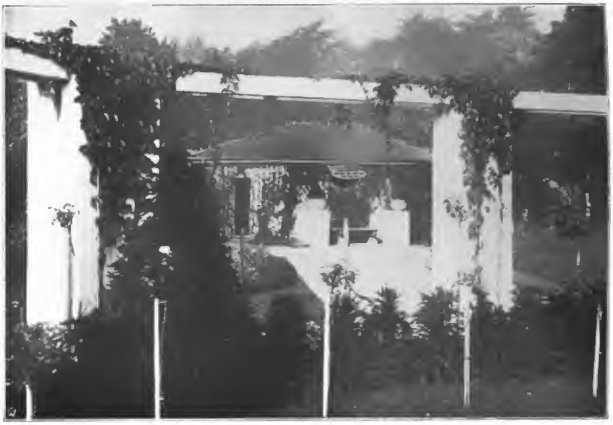
Gegen diese Verhältnisse haben auch einsichtige Gartenfachleute schon seit Jahren anzukämpfen versucht und, weil sie allein dabei nichts erreichten, danach gestrebt, mit dem Architekten hier wie auch bei der Gestaltung des Gartens im einzelnen Hand in Hand zu gehen.

Aber das ist noch gar nicht lange her, daß sich das Interesse des Baumeisters in der Regel nicht über den Sockel des Hauses hinaus erstreckte. Was außerhalb geschah, darum bekümmerte er sich wenig, wie er sich auch bei der Durchführung des Hausbaues selbst nicht gern durch Rücksichtnahme auf die Gartengestaltung beengen ließ. Es war eben jede Fühlung verloren gegangen.

Nachdem jetzt sein Interesse für den Garten wieder erwacht ist, möchte er gern, wie das Beispiel von Muthesius zeigt, anstatt auf ein verständnisvolles Zusammenarbeiten mit dem Gartenfachmann bedacht zu sein, den künstlerischen Teil der zu lösenden Aufgabe für sich in Anspruch nehmen und dem Gartenfachmann bestenfalls die handwerksmäßige Ausführung überlassen.

Daß nicht alle Fachleute sich mit dieser ihnen vielfach von der neuzeitlichen Bewegung zugedachten Rolle zufrieden geben, daß vielmehr diejenigen unter ihnen, welche eignes künstlerisches Empfinden besitzen, sich gegen die darin liegende Zurückdrängung wehren, kann man ihnen wohl nur dann ernsthaft verdenken, wenn sie, wie es leider vorkommt, über diese Abwehr hinausgehen und gegen die Mitarbeit der Architekten und Maler auf dem Sondergebiet des Gartens überhaupt Stellung nehmen und Kritik und An-

Digitized by Google



Aus den Rosengärten des Prof. M. Läuger. Mannheimer Jubiläumsausstellung 1907.

regung von außen als laienhafte Bevormundung ablehnen.

Es ist klar, daß darin eine Verkennung des modernen Geistes liegt, und es kann solch zünftlerischem Fachgrenzwächtertum nicht gelingen, das Gebiet des Gartens vor einer großen, alles menschliche Schaffen beeinflussenden Bewegung zu verschließen. Interessant ist aber, wahrzunehmen, wie auch hier Vorgänge sich abspielen, die eine gewisse Ähnlichkeit mit denen haben, die zu dem bekannten Vorgehen des „Fachverbandes für die wirtschaftlichen Interessen des deutschen Kunstgewerbes" gegen den Geheimrat Muthesius geführt haben.

Unter diesen Umständen haben diejenigen Fachleute keinen leichten Stand, die die große Bedeutung der neuzeitlichen Kunstbestrebungen für die Wiederbelebung der Freude am Garten in weiten Kreisen erkennen und sich von ihnen einen neuen glanzvollen Aufschwung versprechen. Bei ihren Versuchen, für die neue Bewegung Verständnis und Anerkennung zu verbreiten, begegnen sie dem zähen Widerstreben eines großen Teils der gärtnerischen Fachwelt. Auf der andern Seite können sie nicht ohne weiteres jede Anregung aus dem Kreise der modernen Kunstvertreter als unantastbare Offenbarung annehmen, sehen sich vielmehr öfters genötigt, an den in den letzten Jahren vielfach zutage getretenen Proben praktischer Betätigung von Architekten, Malern und Kunstgewerblern auf dem Gebiet der Gartengestaltung aus ihrer Sach- und Fachkenntnis heraus Kritik zu üben.

Daß hierzu recht häufig Veranlassung gegeben ist, wird man verstehen, wenn man sich den Fundamentalsatz vor Augen hält, daß jede Kunstbetätigung abhängig ist von dem Material, mit welchem sie arbeitet. Es kommt beim Schaffen stimmungsvoller Gartenanlagen nicht allein darauf an, allgemein künstlerisches Empfinden und sichern Raum- und Formensinn zu besitzen, es genügt nicht, die Gartenfläche gefällig zu gliedern und Räume zu schaffen, die mit gut erfundenem Spalierwerk umfriedigt und mit geschmackvollem Gerät und gediegenen Bildwerken ausgestattet sind. Nein, dann fehlt immer noch das, was dem normalen Menschen beim Garten als die Hauptsache erscheint, nämlich die Pflanzen.

Sie aber sind kein totes, an sich formloses Material, welchem gleich dem Stein der Künstler nach seiner Erfindungsgabe und

Digitized by Google

Aus dem Sondergarten des Prof. Schultze-Naumburg. Mannheimer Jubiläumsausstellung 1907.

Gestaltungskraft erst die Form gibt, sondern sie sind ein lebendiges Material, ein Material von einer Schönheit und Formenfülle wie nichts andres auf unsrer weiten Erde. Sie sind ein äußerst spröde Material, aber unendlich mannigfaltige Wirkungsmöglichkeiten ergeben sich bei ihrer Verwendung, wenn jemand ihre Sprache versteht und ihre Formen beherrscht.

Hier ist die Klippe, an der viele neuzeitliche Versuche auf dem Gebiet der Gartengestaltung scheitern. Mancher glaubt als tüchtiger Architekt oder erfindungsreicher Kunstgewerbler den Garten ohne Kenntnis der Pflanzen machen zu können, er denkt, das bißchen Pflanzenwerk kann ihm jeder Gärtner besorgen, während er im uneingestandenen Gefühl seiner Unsicherheit in der Pflanzenanordnung den Nachdruck auf die Ausstattung des Gartens mit Beiwerk aus andern Kunstgebieten legt. Der Garten kann viel solcher hineingetragenen Kunst vertragen, nötig hat er aber nur sehr wenig, ja, er kann ohne sie bestehen, und wer als Meister gelten will, muß einen Garten schaffen können, bei dem, abgesehen von der Umfriedigung, zur Erzielung der künstlerischen Wirkung nichts zu Hilfe genommen ist wie die Fläche des Bodens, die darauf stehenden Pflanzen und der Himmel oben darüber.

Das muß man sich vor Augen halten, wenn man die in den letzten Jahren auf Ausstellungen und bei andern Gelegenheiten ausgeführten modernen Kunstgärten beurteilen will.

Nachdem zuerst der Behrensche Garten auf der Düsseldorfer Ausstellung des Jahres 1904 von sich reden gemacht hatte, überraschte uns Olbrich in Darmstadt 1905 mit seinen eigenartigen Farbengärten, jenen drei von Mauern umschlossenen, vertieft angelegten Gartenschöpfungen, deren Bezeichnung daher rührte, daß jeder mit Blumen von einer bestimmten Farbe bepflanzt war — blau, rot und gelb. Künstlerisch und gartentechnisch waren sie gleich gut durchgeführt. Letzteres braucht nicht wunderzunehmen, denn abgesehen davon, daß Olbrich selbst Gartenfreund ist, standen ihm bei der Durchführung die umfangreichen großherzoglichen Hofgärtnereien Darmstadts mit ihrem Beamtenstab zur Verfügung.

Gewissermaßen ein Gegenbeispiel dazu bildeten die Gartenschöpfungen von Professor Läuger auf der Mannheimer Gartenbauausstellung des Sommers 1907. Sie haben

Digitized by Google

Motiv aus dem Röthe-Garten. Mannheimer Jubiläumsausstellung 1907.

eine sehr verschiedenartige Beurteilung gefunden. Längers Gärten mußten jedem, der ein Auge für glücklich abgewogene Verhältnisse besitzt, außerordentlich gefallen.

Sie bildeten ein Rechteck von 55 und 125 Metern Seitenlänge. Sie gliederten sich in fünfzehn Einzelgärten und Höfchen, die, durch niedrige Mauern getrennt, sich um eine Hauptachse gruppierten, deren Schwerpunkt ein luxuriös ausgestattetes Badehaus mit angrenzendem Bad unter freiem Himmel bildete.

In der großartigen Proportionalität dieser Gärten lag ein hoher Reiz, sie haben außerordentlich befriedigt durch ihre glückliche Gruppierung zu einem Ganzen, sie haben nicht minder gefesselt durch eine Fülle mit Geschick und Feingefühl angeordneter architektonischer Einzelheiten und plastischer Werke; kurz, man hatte es mit einer eigenartig schönen Gartenschöpfung zu tun, der aber ihr Hauptinhalt sozusagen fehlte: die Bepflanzung war, wenn man von den schon vorhanden gewesenen und zum Teil von Länger nur notgedrungen beibehaltenen Bäumen absah, kaum angedeutet.

Man hat gesagt, Länger habe das gerade so gewollt, er habe durch eine strenge, herbe Einfachheit wirken wollen. Das trifft nur für einzelne Teile seiner Anlage, z. B. für den Garten am Badehause, zu. Im übrigen hat er, der feinsinnige Farbenkünstler, eine reiche Bepflanzung gewollt. Die Mauern und Spaliere sollten überwuchert sein mit üppigem Schlinggewächs, die Beete sollten mit gut abgestimmtem farbigem Blumenschmuck in reicher Fülle ausgestattet sein, es sollte blühen in den Gärten vom ersten Frühlings- bis zum letzten Herbsttage. Wenn das der Fall gewesen wäre, dann allerdings hätten jene Gärten leicht der Kritik standhalten können, während sie so bei den meisten Besuchern neben einer gewissen Befriedigung doch auch ein Gefühl des Unbehagens und Bedauerns auslösten, von vielen sogar verständnislos belächelt wurden. Und das war sehr schade.

Länger hat das auch selbst empfunden. Er hat darüber geklagt, daß er von seinen Pflanzenlieferanten nicht verstanden und im Stich gelassen sei. Aber wenn man selbst das Pflanzenmaterial nicht sicher beherrscht, dann darf man sich nicht auf einen Lieferanten verlassen, dann muß man einen tüchtigen Mitarbeiter zu gewinnen suchen, der mit Verständnis auf die künstlerischen Ideen des Architekten einzugehen und diese in das Gärtnerische zu übersetzen versteht.

Digitized by Google

Seerosenteich und Pergola aus dem Henkel-Garten. Mannheimer Jubiläumsausstellung 1907.

Bei den ebenfalls von Läuger entworfenen Rosengärten zu beiden Seiten des Ausstellungseingangs war es glücklicherweise anders. Da haben tüchtige Fachleute mitgewirkt, die die Eigenart ihres Pflanzenmaterials kannten, und daher war bei ihnen der Erfolg recht erfreulich.

Und wenn es noch bewiesen zu werden brauchte, daß die Wirkung einer Gartenanlage fast ausschließlich auf der richtigen Verwendung der Pflanzen beruht — ich meine natürlich die künstlerisch richtige Verwendung, die allerdings auch gute technische Kenntnisse voraussetzt, so könnten dafür manche der sonstigen Sondergärten auf der Mannheimer Ausstellung als Beispiel herangezogen werden.

Man braucht nur den auf denkbar einfachster Grundrißanordnung aufgebauten Garten Schultze-Naumburgs zu betrachten. Ein echter Biedermeiergarten. Die Situation war freilich auch sehr günstig. Obstbäume, Haselstauden, eine Traueresche, ein alter Laubengang mit Wein u. a. waren vorhanden. Alles wurde auf das geschickteste ausgenutzt, um in Verbindung mit einem reichen Blumenflor eine Stätte des Behagens zu schaffen, die in jedem Besucher das Bedauern wachrief, daß solche Gärten unter der Herrschaft unsrer Bauordnungen und baupolizeilichen Bestimmungen nur noch bei ganz besonders günstigen Verhältnissen durchführbar sind, während sie früher ganz allgemein waren.

Daß die Kritik der letzten Jahre die künstlerische Auffassung manches Gartenfachmannes geläutert hat und manche Anregung auf fruchtbaren Boden gefallen ist, dafür lieferte ebenfalls die Mannheimer Ausstellung den Beweis. Die Gärten von Fr. Brahe-Mannheim und Röthe-Bonn zeichneten sich durch glückliche Materialverwendung und gut abgewogene Verhältnisse aus. Noch mehr gilt dies von dem unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen geschaffenen Gartenhofe, den die bekannte Frankfurter Firma Gebr. Siesmayer vor der Billingschen Kunsthalle in Mannheim geschaffen hat.

Und dann noch der Henkel-Garten! Sein Schöpfer, der bekannte Darmstädter Gartenfachmann, hatte schon auf der Ausstellung 1905 im Orangeriegarten zu Darmstadt durch einen Sondergarten neben Olbrich Beachtung gefunden, der die glückliche Hand erkennen ließ, deren sich Henkel für das malerische Gruppieren des Pflanzenmaterials erfreut. Auch in seinem Mannheimer Garten, der den denkbar größten Gegensatz zu Läu-

Digitized by Google

gers Gärten bildete, hat er fast völlig auf strenge Gliederung verzichtet und durch die malerische Anordnung seines herrlichen Pflanzenmaterials zu wirken gesucht. Er hat, wie ein Kritiker sagte, dessen Schönheiten „mit liebevollster Hingabe, mit seltenem Geschick, ja mit zum Teil raffiniertem Egoismus ans Licht zu bringen gewußt".

Was seinem Garten fehlte, war eine deutliche Abgrenzung nach außen. Er lag fast allseitig offen da, und deshalb spielten alle möglichen außerhalb befindlichen Dinge — Pflanzen und Bauten — mit hinein und störten seine Wirkung nicht unerheblich.

Angesichts der beiden an sich gar nicht miteinander vergleichbaren Gärten von Läuger und Henkel mußte man sich fragen: Warum finden sich zwei Männer wie diese nicht zu gemeinsamem Tun zusammen und setzen ihr Können nicht an die Lösung einer gemeinsamen Aufgabe? Das müßte doch angehen! Freilich, wenn man die Meinungsverschiedenheiten hört, die in den letzten Jahren über den Garten und seine Kunst zwischen den Vertretern der modernen Richtung und der gärtnerischen Fachwelt zum Ausdruck gekommen sind, dann sollte man fast meinen, eine unüberbrückbare Kluft trenne die beiden.

Mir scheint, daß dabei viel unnötiger Eifer insbesondere bei den Extremen beider Richtungen entwickelt wird. Wenn dieser Eifer, anstatt geschäftig das Trennende hervorzuheben, sich angelegen sein lassen möchte, die gemeinsamen Berührungspunkte zu betonen, dann würde man auf dem so friedlichen Gebiet des Gartens recht leicht zu einem beiderseitigen Sichverstehen gelangen.

Wie liegt denn die Sache? Die moderne Kunstrichtung erblickt in dem zur Schablone gewordenen landschaftlichen Gartenstil den Kern des Übels und verwirft ihn als unkünstlerische Naturnachahmung. Sie schreitet bei der von ihr angestrebten Reform des Gartens vom Innern aus dem Hause kommend nach außen und möchte in Anlehnung an die ihr vom Hausbau her gewohnten Formen den Garten ausschließlich in strenger Anordnung gehalten wissen und dabei, dem allgemeinen Zuge folgend, auf möglichst primitive Grundformen (das Rechteck) zurückgehen.

Der gärtnerische Fachvertreter kommt, von außen nach innen schreitend, aus dem Freien und bringt eine weniger strenge Auffassung mit. Soweit es sich um die engere Umgebung des Hauses und die Beseitigung von

Banknische im Henkel-Garten. Mannheimer Jubiläumsausstellung 1907.

Digitized by Google

Der Pücklersche Schlag bei Schloß Ettersburg bei Weimar.

Teppichbeeten und ähnlichem Krimskram handelt, verhält er sich im allgemeinen zustimmend. Er erkennt auch eine ziemlich weitgehende Reformbedürftigkeit der sogenannten Landschaftsgärtnerei an; dagegen verwahrt er sich entschieden gegen ihre radikale Verwerfung als einen unkünstlerischen Naturalismus.

Über diese Frage muß Klarheit geschaffen werden, denn sie bildet den springenden Punkt. Ich sagte absichtlich „sogenannte" Landschaftsgärtnerei. Dieser Ausdruck ist ein sehr unglücklicher und gibt zu mißverständlicher Auffassung Veranlassung. Prüfen wir deshalb die Sache, um festzustellen, um was es sich dabei handelt, einmal eingehend an einigen Beispielen.

Vorausschicken muß ich einige allgemeine Betrachtungen.

Die Anlage des Gartens ist eine architektonische Aufgabe, sagt Schultze-Naumburg. Wir wollen uns nicht um Worte streiten, sondern uns diese Auffassung zu eigen machen. Was folgt daraus? Muß deshalb unter allen Umständen in Grundriß und Aufbau des Gartens strengste Symmetrie und Regelmäßigkeit herrschen? Müssen deshalb auf die künstlerische Gestaltung des Gartens Grundsätze übertragen werden, ohne die der Bau eines Hauses technisch undenkbar ist? Deckt sich „architektonisch" überhaupt mit „baulich"? Oder ist es gleichbedeutend mit „regelmäßig"? Gibt es in der Architektur nicht auch malerische Lösungen? Erst vor kurzem hörte ich den Vortrag des Landesbaurats Goecke, des Herausgebers des „Städtebaues", der sagte: „Die Architektur kann eine strenger gegliederte und eine freier gruppierte sein. Allerdings geht sie von geometrischen Grundformen aus, verwendet diese jedoch mehr oder weniger frei bis zur völlig unregelmäßigen Verteilung der Massen, im Aufbau und in der Umrißlinie sich dem Erdboden anschmiegend, sich der Umgebung einfügend."

Wer das Wort „architektonisch" in diesem Sinne auffaßt und bei seiner Anwendung auf die Gestaltung des Gartens beachtet, daß die wesentlichsten Elemente für seinen Aufbau nicht geometrische Grundformen, sondern vielgestaltige Pflanzenkörper sind, der muß meiner Ansicht nach das der sogenannten landschaftlichen Gestaltungsweise zugrunde liegende Prinzip der unregelmäßigen und malerischen Gruppierung der Massen auch als künstlerisch berechtigt gelten lassen.

Freilich darf man sich dabei nicht immer wieder lediglich an verunglückte städtische Vorgärten oder dergleichen halten, über deren künstlerische Wertlosigkeit wir ja wohl längst alle einig sind. Auf das Prinzip an sich kommt es hier zunächst an, nicht auf seine Anwendbarkeit im einzelnen Falle.

Digitized by Google

Ich führe unter andern Beispielen im Bilde den sogenannten Pücklerschen Schlag bei Schloß Ettersburg bei Weimar an. Ursprünglich bestand hier eine schmale Schneise durch Buchenhochwald. Auf Anregung des bekannten Fürsten Pückler-Muskau wurde diese Schneise durch Beseitigung schlecht gewachsener oder die Bildwirkung störender Bäume zu dem Landschaftsbilde umgestaltet, das unsre Aufnahme zeigt. Nur Buchen bilden den Bestand, nichts wurde hinzugefügt. Der Erfolg wurde also mit den denkbar einfachsten Mitteln erzielt.

Eine ähnliche Aufgabe wurde seinerzeit auf Wilhelmshöhe bei Kassel gelöst, als es sich darum handelte, das Schloß am Fuße des Berges zu dem auf der Höhe liegenden und bekanntlich mit dem Herkulesstandbild gekrönten Oktogon in Beziehung zu setzen.

In dem Falle, den das untenstehende Bild darstellt, war vorhanden der bewaldete Bergrücken im Hintergrund und eine am Fuße sich hinziehende Straße mit einer Allee von Spitzpappeln in etwas lückigem Bestande. Durch die Vorlagerung einer die Straße verdeckenden Gehölzmasse im Mittelgrund und Anordnung des einzelnen Kastanienbaumes vorn links wurde ein stimmungsvolles, gut in die Umgebung hineinkomponiertes Parkbild geschaffen.

Ich frage nun: War die Tätigkeit der Männer, welche unter sorgfältiger Abwägung der ihnen zu Gebote stehenden Mittel und im Bewußtsein der zu erzielenden Wirkung diese Bilder gestaltet haben, eine künstlerische Tätigkeit, eine architektonische in dem vorhin umschriebenen Sinne — oder haben sie etwa unkünstlerische Naturnachahmung getrieben?

Ich denke, man muß das letztere verneinen und das erstere bejahen. Dann kann man aber auch nicht anders urteilen, wenn es sich nicht um ergänzenden Ausbau von Vorhandenem, sondern um vollständige Neuschöpfungen handelt, wie ich sie in den folgenden Bildern zeige.

Es war nichts vorhanden als reizloses, ebenes Ackergelände, als Fürst Pückler zuerst in Muskau und nachher in Branitz seine Parkschöpfungen entstehen ließ. Wie man sieht, ruhige Parkbilder, deren Wirkung im wesentlichen auf der Verwendung freigestellter rundkroniger Laubbäume mit herabreichendem Astbehang auf großen Wiesenflächen beruht, und die augenfällig an das Bild von Ettersburg erinnern und das Walten der gleichen Künstlerhand erkennen lassen.

Parkmotiv aus der Umgebung von Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Szenerie aus dem Park des Fürsten Pückler zu Branitz.

Ist es nicht gleichfalls eine malerisch-architektonische Lösung, wenn auf dem Bilde S. 203 die Bepflanzung des Ufers der Neiße im Muskauer Park so geordnet ist, daß von einem bestimmten Standpunkt aus sich die Brücke im Rahmen des Baumschlages zeigt? Hier spielt auch der Kontrast schon mit, der zwischen Architekturwerken und dem zwanglosen Baumschlag besteht und fast niemals seine Wirkung verfehlt. In der Tat kann ich mir nicht leicht etwas Reizvolleres denken als das Widerspiel zwischen den Formen der Baukunst in ihrer gesetzmäßig strengen Gebundenheit und der scheinbar gar nicht zu bändigenden Lebensfülle der Vegetation.

Man betrachte das Bild der Sternbrücke im Park von Weimar. Glaubt man, die Bildwirkung würde gehoben, wenn man anstatt des malerischen Baumschlages beiderseits symmetrisch angeordnete Spitzpappeln setzen wollte? Freilich muß man wissen, zu welchen Formen Baum und Strauch sich mit den Jahren entwickeln werden, um solche Bilder schaffen zu können. Man betrachte auch das reizvolle Bild aus Schwetzingen. Ich glaube, in solchen Fällen wäre die dem Bild eigne poesievolle Stimmung rettungslos verloren, wollte man im Sinne mancher Moderner die zwanglos wuchernde Vegetation in strenge Formen zusammenschneiden.

Auch die Treppenanlage in La Mortola, die das Bild S. 200 darstellt, erhält ihre Bedeutung erst durch die ernsten Zypressen auf der einen und die malerischen Palmen auf der andern Seite. Diese Treppenanlage leitet über zu den Wegen. Sie bilden ein Kapitel für sich im landschaftlichen Garten. Mit welchem Eifer wird nicht gegen ihre Bretzelform angekämpft! Es liegt mir vollkommen fern, jene sinnlosen Reißbrettbretzeln, die heutzutage meist ohne Kenntnis des Geländes auf dem Papier geformt und dann in die Wirklichkeit übertragen werden, zu verteidigen. Aber deshalb braucht man doch nicht grundsätzlich jede krumme Linie bei der Wegeführung zu verurteilen. Selbst in ganz ebenem Gelände nicht! Man betrachte doch nur das Bild S. 202. Es stammt aus einem Privatpark bei Frankfurt a. M. Ich glaube nicht, daß jemand den Verlauf dieses Weges oder die Linien, die er in das Bild bringt, unschön finden, und daß man dabei von „Naturnachahmung" sprechen kann. Ganz besonders möchte ich auf die reizvolle

Digitized by Google

Die Sternbrücke im Park zu Weimar.

Wirkung aufmerksam machen, die durch die Überschneidung der sich schlängelnden Wegelinien durch die Stämme der ernsten Kiefern entsteht. Im offenen Gelände würde der Weg natürlich unsinnig wirken, während er hier, wo seine Windungen durch die Baumstämme begründet sind, ästhetisch einwandfrei erscheint.

Auch das Wasser ist ein wichtiger Bestandteil des Gartens. Das Wort vom „Vierwaldstätter See" ist bekannt. Es sollte ursprünglich in der Art, wie es verwendet wird, eine Kritik damit ausgedrückt werden an den vielfach in Gärten vorkommenden Zementpfützen mit buchtenreichem Ufersaum; es wird aber heute auf jede nicht in streng geometrischer Form gehaltene Wasserfläche angewendet. Ob mit Recht, mag folgende Erwägung lehren. Man denke sich, der Besitzer eines Landhauses am Rand einer flachgemuldeten Wiese staut das durch ihre Mitte fließende Wässerlein auf, weil er an dem Anblick einer größeren Wasserfläche sich erfreuen will. Was hat er damit getan? Sich künstlerisch betätigt? Wohl kaum! Naturnachahmung getrieben? Auch nicht! Er hat eben einfach das Wasser aufgestaut. Nun kommt ein feinsinniger Künstler in sein Haus. Ob es ein Gärtner ist oder ein Maler, tut ja nichts zur Sache. Der rät ihm, seinen Staudamm noch einige Zentimeter zu erhöhen, weil dann der Wasserspiegel bis zu einer malerischen Baumgruppe drüben rechts

Treppenanlage aus La Mortola.

Digitized by Google

Der Minervatempel im Schwetzinger Schloßpark.

reicht und diese sich im Wasser spiegeln kann. Die etwas gerade verlaufende jenseitige Uferlinie läßt sich links durch eine leichte, nur andeutungsweise zu haltende

Blumen in freier Anordnung auf dem Rasen. Motiv aus den Frankfurter Anlagen.

Bordanschwellung verbessern, die einen guten Standort für eine wirksam mit dem Wasserspiegel kontrastierende Gruppe Spitzpappeln abgibt. Diese stellen das Gleichgewicht zu der bereits erwähnten Baumgruppe rechts her und verdecken gleichzeitig den häßlichen Schornstein einer benachbarten Ziegelei. Unten ganz links, an der Grenze gegen den Nachbar, werden ein paar Weiden- und Erlenbüsche gepflanzt, die den kleinen Staudamm den Blicken entziehen, und am diesseitigen Ufer läßt man einige Schilfbüsche und Irisstauden, die sich angesiedelt haben, in ihrer Entwicklung ungestört, weil sie da, wo sie gerade stehen, von ausgezeichneter Wirkung sind. Hat dieser Mann nun in Naturnachahmung geschwelgt? Oder hat er sich künstlerisch betätigt?

Der Grundriß allein macht bei Wasserpartien nichts aus. Viel wichtiger ist für die Gesamterscheinung einer derartigen Schöpfung die richtige Verteilung der aufstrebenden Massen und ihr in der Proportionalität gut abgewogenes Zusammenspielen mit der Flächengliederung. Man prüfe daraufhin das obenstehende Bild auf S. 203.

Meinen Versuch, an der Hand von Baumschlag, Wegeführung und Wasser nachzuweisen, daß bei Anwendung der freien, nicht

Digitized by Google

Aus dem Park zu Branitz. Blick vom Schloß in den Park.

geometrischen Gestaltungsweise beim Schaffen von Gartenanlagen es sich nicht grundsätzlich um einen unkünstlerischen Naturalismus, um geistlose Naturnachahmung handelt, könnte

Motiv aus einem Park bei Frankfurt a. M.

ich noch durch viele Beispiele beliebig fortsetzen. Das Bild S. 204 zeigt die Verwendung unsrer schönen immergrünen Rhododendren unter großen Bäumen, das Bild auf S. 201 die Anordnung von Blumenschmuck frei von der beengenden Beetform in malerischer Gruppierung auf dem Rasen. Sie sollen dartun, wie bei derartiger Verwendung die Schönheit der einzelnen Pflanzenarten erst voll zur Geltung kommt und der Eigenartigkeit der einzelnen Gattungen Rechnung getragen wird. Es kommt infolgedessen die Vielseitigkeit ihrer Reize zur Wirkung, während in streng abgezirkelten Beeten ihre eigne Form verloren geht und nur eine Eigenschaft, z. B. die Blütenfarbe, zum Ausdruck gelangt.

Aus alledem erscheint die Schlußfolgerung berechtigt, daß die von vielen modernen Künstlern vertretene Ansicht, es sei grundsätzlich im Garten jede freiere Gestaltungsweise auszuschließen und nur die geometrisch regelmäßige Grundrißanordnung zulässig, sich nicht rechtfertigen läßt, daß darin vielmehr eine aus ungenügender Rücksichtnahme auf das Pflanzenmaterial hervorgegangene Einseitigkeit zu erblicken ist.

Und wenn ich gern jede Gelegenheit benutze, für die Berechtigung der landschaftlichen Gartenform — behalten wir meinet-

Digitized by Google

Der Rechneigraben in den Frankfurter Promenaden.

wegen diese Bezeichnung bei, solange keine bessere geprägt ist — einzutreten, so leitet mich durchaus nicht etwa Abneigung gegen die strenge Gestaltungsweise. Im Gegenteil, ich wende sie selbst je nach den Erfordernissen des Einzelfalles gern an; diese und natürlich auch die künstlerische Eigenart des Schaffenden sollten stets über die Anwendbarkeit der einen oder der andern Form oder die Verbindung beider den Ausschlag geben. Falsch ist es, die regelmäßige Gartenform für kleinere Verhältnisse, die landschaftliche für größere Anlagen schlechtweg als die einzig passende zu bezeichnen. Jegliche Regelhaftigkeit ist hier vom Übel und führt wieder zur Schablone.

Die Einseitigkeit in der Bevorzugung der strengen Form halte ich für sehr bedenklich, weil sie den Segen, welchen die neuzeitliche Bewegung für den Garten erhoffen läßt, in Unsegen verkehren kann. Schon heute ist es Mode geworden, einen Garten im „modernen Stil" zu besitzen; schon heute fordern Nachläufer der neuzeitlichen Kunstbestrebungen in ernsthaften Zeitschriftartikeln dazu auf, alte ehrwürdige Parkanlagen dem neuen Stil entsprechend umzumodeln. Schon heute hat jenes Pfuschertum, dem wir unser seitheriges Vorgartenelend verdanken, die Konjunktur erfaßt und offeriert architektonische Gärten in jeder Ausstattung und jeder Preislage.

Darin liegt eine nicht zu unterschätzende Gefahr für die weitere Entwicklung. Nicht

Die Neißebrücke im Park zu Muskau.

Digitized by Google

Rhododendron unter Bäumen. Aus dem „Großen Garten" in Dresden.

das einseitige Streben nach neuen Formen, nicht das Mitmachen einer Mode verjüngt unsre Kunst und gibt ihr lebendige Kraft, sondern das arbeitsfreudige Schaffen auf Grund eigner tiefer Überzeugung unter Hingabe unsrer ganzen Persönlichkeit. Sie muß unserm Schaffen den Stempel aufdrücken, wenn anders es dauernden Wert haben soll. Und deshalb ist es falsch, wenn man in der einseitigen Übertragung gewisser Formen auf den Garten das alleinige Heil erblickt.

Wiederholt schon sprach ich die Erwartung aus, daß diejenigen modernen Künstler, welche sich ernsthaft mit der Gartengestaltung befassen und nicht lediglich Kritik üben, allmählich mit den Wirkungsmöglichkeiten der freieren Gestaltungsweise vertraut werden und ihr dann ganz von selbst Zugeständnisse machen würden. Diese Erwartung bestätigt sich bereits, und ich hoffe, daß wir hierin bald noch erheblich weiterkommen werden. Kein Geringerer als der wiederholt erwähnte Paul Schultze-Naumburg liefert dafür den Beweis in seinem Schaffen.

Und ein unter dem Pseudonym Otto Bernhardt schreibender Darmstädter antwortet im „Kunstgewerbeblatt" auf die Frage: Warum denn alles viereckig, abgezirkelt?: „Es ist nicht die Viereckform, die wir wollen; die ist uns im Grunde gleichgültig. Das, was wir erstreben, ist Harmonie und Rhythmus. Wir haben also nichts gegen die runde und ovale Form und gegen eine unsymmetrische Anordnung. Wir halten sie nur für schwerer und finden es klüger, mit dem Leichten anzufangen."

Mir sind diese Worte aus der Seele gesprochen. Harmonie und Rhythmus — nicht die äußere Form ist es, worauf es bei Schaffung künstlerisch befriedigender Gartenanlagen ankommt. Wenn das Verständnis für diese Forderung wieder bei allen, bei Gartenbesitzern und Gartenschöpfern, geweckt ist, dann hat die neuzeitliche Bewegung ihre Aufgabe im Garten erfüllt.

Digitized by Google

Thomas Gainsborough: The blue boy (Herzog von Westminster). ● (Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.) ●

Digitized by Google

Johann Hinrich Fehrs. (Nach einer Aufnahme von H. G. Mehlert in Itzehoe.)

Johann Hinrich Fehrs

Ein schleswig-holsteinischer Dichter. Von Adolf Bartels

Am 10. April dieses Jahres ist der schleswig-holsteinische Dichter Johann Hinrich Fehrs siebzig Jahre alt geworden. Zu einem allgemein-deutschen Ruf hat er es bisher nicht gebracht, aber die Schleswig-Holsteiner wissen, was er ist, und können es auch mit kurzen Worten sagen: der bedeutendste Nachfolger Klaus Groths. Nicht, daß Fehrs etwas „Quickborn"-Ähnliches geschaffen, aber seine plattdeutschen Gedichte bedeuten eine Weiterentwicklung der Grothschen Lyrik nach einer bestimmten Richtung, und vor allem sind seine plattdeutschen Erzählungen ein künstlerischer Fortschritt, dabei auch, weil auf einem andern, wenn auch verwandten Volkstum stehend, ganz selbständig. Fehrs ist mit seinem Freunde Timm Kröger der Vertreter des reinen Holstentums in der deutschen Dichtung.

Seine Heimat ist das Dorf Mühlenbarbeck unweit Kellinghusen und der Störniederung auf dem holsteinischen Landrücken. In Fehrs' Erzählungen heißt es Ilenbeck, und die Lage des Ortes in der Nähe der hohen Heide zwischen Acker, Moor und Wiese wird einem dort vollkommen deutlich. Fehrs war der Sohn eines ländlichen Tierarztes und lebte bis zu seiner Konfirmation das Leben der Dorfjugend mit, d. h. er hütete im Sommer, von der Schule befreit, das Vieh und half bei den Feldarbeiten; nur im Winter empfing er den dürftigen Unterricht der Dorfschule. Dennoch kam er, wie alle wirklichen Begabungen, vorwärts und entschloß sich, nach seiner Konfirmation Lehrer zu werden. Das bedang damals noch eine langwierige und mühselige Präparandenlaufbahn an den verschiedensten Orten, meist auf dem Lande — erst 1859, einundzwanzig Jahre alt, konnte Fehrs das Seminar zu Eckernförde beziehen. Ostern 1862 bestand er dann sein Examen und wurde nun Hilfslehrer an einem Knabeninstitut zu Reinfeld unfern von Lübeck, dem Heimatsorte des Matthias Claudius. Ein Jahr später ward er als Lehrer am Waisenhause zu Itzehoe angestellt, und im Herbst 1865 gründete er dort eine Privat-Töchterschule und ein Pensionat für junge Mädchen, die er bis vor wenigen Jahren mit Erfolg geleitet hat. Erst jetzt erfreut er sich einiger Dichtermuße in dem schönen Itzehoe, das

Digitized by Google

gewissermaßen auch die Hauptstadt für seine engere Heimat ist.

Man kann schon aus dem hier im Umriß mitgeteilten Lebenslauf des Dichters schließen, daß seine Produktion nicht allzu umfangreich ist — wer als Lehrer seine Pflicht tut, ist nicht imstande, alljährlich seinen Band auf den Büchermarkt zu werfen. Fehrs gehört aber auch, wie Klaus Groth, zu den Naturen, denen es ganz unmöglich sein würde, ihr Talent „auszunützen", die auch nicht ein leidenschaftlicher Drang treibt, Werk auf Werk herauszuschleudern, sondern bei denen alles langsam wächst wie beim Baum, der auch sein Menschenalter braucht, ehe er stattlich dasteht. Zunächst war Fehrs nur hochdeutscher Dichter: 1872 veröffentlichte er bei Hoffmann u. Campe in Hamburg das erzählende Gedicht „Krieg und Hütte", 1873 folgte in demselben Verlag ein neues erzählendes Gedicht „Eigene Wege", 1877 bei J. F. Richter in Hamburg eine kleine Sammlung epischer Gedichte „In der Wurschaufel". Erst 1878 trat in „Lütt Hinnerk" die erste plattdeutsche Geschichte von Fehrs hervor. 1886 veröffentlichte er in dem verdienten schleswig-holsteinischen Verlage von Lühr u. Tircks in Garding seine „Gedichte", unter denen die hochdeutschen die plattdeutschen der Zahl nach etwas überwiegen.

Betrachten wir Fehrs zunächst als hochdeutschen Dichter, so werden wir uns nicht verhehlen dürfen, daß er auch als solcher seine Bedeutung hat und einen bescheidenen Platz in der Geschichte der deutschen Literatur beanspruchen kann. Und zwar vor allem wegen seiner erzählenden Gedichte oder poetischen Erzählungen, wie man die Gattung ja auch nennt. Ich bin der Ansicht, daß Fehrs' Schaffen auf diesem Gebiet ein bestimmtes Stadium der literarischen Entwicklung dieser Gattung vortrefflich anzeigt. Nachdem vorher die deutsche erzählende Dichtung wesentlich noch den idyllischen Charakter von Voß' „Luise" und Goethes „Hermann und Dorothea" her festgehalten, gewann sie in dieser Periode, nicht ohne Beeinflussung durch das Ausland, durch Tegner („Axel", weniger „Abendmahlskinder") und vor allem durch Tennyson („Enoch Arden", „Maud", „Aylmers Field"), einen mehr rein erzählerischen und zugleich einen modernen Stimmungscharakter, der sie selbst an der Tragik nicht vorbeigehen ließ, bis sie dann leider durch Scheffels Nachfolger in dem rein äußerlichen „Sang" unterging. Die Tennyson-Periode, wie ich einmal sagen will, geht der vornehmlich durch Storm vertretenen Entwicklung der Novelle parallel — ihre besten Werke sind etwa Klaus Groths plattdeutscher „Heisterkrog" (1871) zu Anfang und Friedrich Wilhelm Webers „Goliath" zum Ende, während unsers Fehrs' Werke ungefähr die Mitte halten. Die Erfindung pflegt in solchen Werken äußerst schlicht zu sein, um so schwerer aber der Gehalt, um so reicher die Stimmung. Meist handelt es sich darum, die Poesie, die höchste Lust, den tiefsten Schmerz des Lebens einfacher Menschen zu enthüllen. Das hat Johann Hinrich Fehrs denn auch in allen seinen poetischen Erzählungen getan: in „Krieg und Hütte" wird der Tod eines bei Friedrichstadt „vermißten" jungen Schleswig-Holsteiners dessen trauernden Eltern durch einen Freund erzählt, worauf durch die Verlobung des Freundes mit der Schwester des Gefallenen eine „Ausgleichung" herbeigeführt wird; in „Eigenen Wegen" handelt es sich um Störung des Familienfriedens durch eine treue Liebe, von der der verwöhnte Sohn eines reichen Marschbauernpaars nicht lassen will; „Kurt Reiner" gibt die Geschichte eines bäuerlichen Totschlägers, der wieder sein bescheidenes Glück findet; „Alte Schätze" und „Im Wetter" bringen ernste Familienszenen. Zu idyllisch-breiter Ausmalung der Situationen kommt es nirgends, aber wohl wird das, was wir jetzt das Milieu nennen, außerordentlich kräftig und stimmungsvoll gegeben und den Menschen meist die scharfe Physiognomie verliehen, die ihr Schicksal ohne weiteres wahrscheinlich sein läßt. Das bedeutendste unter diesen Werken Fehrs' ist „Eigene Wege", das in der Nähe von Itzehoe spielt und in dem Marschbauernpaar zwei ausgezeichnete Porträte gibt — es streift trotz guten Ausgangs sehr dicht am Tragischen hin. „Krieg und Hütte" hat vor allem durch seine oft einzeln gedruckte Schilderung des Sturms auf Friedrichstadt in Schleswig-Holstein Geltung gewonnen — die ganze Jugend Fehrs' stand natürlich unter dem Eindruck des unglücklichen Erhebungskrieges 1848/51, und sein kleines Epos ist mit Klaus Groths „Detlef" vielleicht die Dichtung, in der man diesen bei allen schleswig-holsteinischen Dichtern nachwirkenden Eindruck am unmittelbarsten wie-

Digitized by Google

derfindet. Außer den genannten Stücken „Kurt Reiner", „Alte Schätze" und „Im Wetter" enthält die Sammlung „In der Wurfschaufel" noch „Sauls Tod" und „Nizpa", zwei epische Dichtungen, in denen wirklich etwas von dem düstern alttestamentlichen Geiste lebt, der auch uns Deutsche so stark anzieht. Vielleicht sind sie Bruchstücke einer geplanten großen Sauldichtung und gehen der Intention und vielleicht auch der Ausführung nach weiter zurück als „Krieg und Hütte" und „Eigene Wege" — die schlichtkraftvolle Sprache Fehrs', seine Gabe, die Natur großzügig in seine Dichtungen hinüberzunehmen, tritt auch in ihnen hervor. Nicht befreunden kann ich mich mit der gleichfalls in der „Wurfschaufel" enthaltenen Dichtung „Traum und Nebel", die zu den unter dem Einfluß des „Atta Troll" und der neuromantischen Märchenpoesie stehenden trochäischen Dichtungen gehört und den modernen „Sängen" nahekommt.

Von der hochdeutschen Lyrik Fehrs' mag auch ein beträchtlicher Teil der Zeit entstammen, in der die epischen Dichtungen entstanden sind. Sie hat, obgleich sie der Epik nicht gleichzustellen ist, doch unbedingt auch ihre eigne Physiognomie, steht etwa zwischen der Richard Leanders und der Heinrich Seidels in der Mitte, nur daß sie nicht den leisen Anklang an die Butzenscheibenlyrik hat, der bei Leander doch noch zu erkennen ist, und sich von der Seidels durch eine größere Selbständigkeit Storm gegenüber, von beiden durch größere Schlichtheit und Naturwüchsigkeit unterscheidet, so vollendet sie formell anderseits ist. Sie zerfällt in der zweiten Auflage der Gedichte, die „Zwischen Hecken und Halmen" betitelt ist, in drei Abteilungen: „Mancherlei Stimmen", „Mädchenlieder", „Balladen usw." — ich begnüge mich statt einer weiteren Charakteristik zwei Proben zu geben, ein lyrisches Gedicht und eine Ballade, die ich nicht allzu ängstlich auswähle:

Was blieb

Trockne Blumen, längst vergilbte
Blätter, die sie einst beschrieben,
Bange Träume, lange Nächte
Sind dem Herzen noch geblieben.

All der Liebe Herrlichkeiten
Sind mit ihr davongeflogen,
Und ins Nest der holden Schwalbe
Ist das Spätzlein eingezogen.

Und die wundgewachte Seele
Harrt vom Abend bis zum Morgen —
Ach, es ist ein töricht Hoffen!
Und der Tag bringt kalte Sorgen.

Trockne Blumen, längst vergilbte
Blätter, die sie einst beschrieben,
Bange Träume, lange Nächte
Sind dem Herzen noch geblieben.

Tragödie

Der Flieder duftet an Weihers Rand,
Die Kiefer träumt drüben am Wege;
Horch, Kuckucksruf in der Sonne Brand,
Und der Tauber gurrt im Gehege;
Im Thymian am grauen Gestein,
Da züngelt die Schlange im Sonnenschein,
Wacholder blickt so finster
Dicht neben dem brennenden Ginster.

Wer schreitet so schnell und schlängelt so sacht
Im Schatten entlang nach den Fichten?
Das Haar wie die Welle, ein Auge wie Nacht
Tief unter der Braue, der dichten.
Und wo die Stechpalme düstert im Wald,
Da birgt sich im Dunkel die schlanke Gestalt —
Es hallt aus dem grünlichen Dämmer
Des Spechtes Klihä und Gehämmer.

Da knistert ein Zweig, ein Vöglein schießt
Ins Fichtengewirre mit Bangen;
Und wo am Gestein der Ginster sprießt,
Da kommt's mit Flüstern gegangen.
Sacht hebt sich der Späher, er starrt und lauscht,
Und als es im Laube raschelt und rauscht,
Da legt er das Rohr ins Gezweige:
„Ich spiel' euch zum Tanze die Geige!"

Ein Knall — Gestöhn und ein Schrei dazu,
Noch harrt er in finsterem Sinnen,
Dann setzt er den zweiten Hahn in Ruh'
Und schreitet schweigend von hinnen.
Der Hall durcheilet des Waldes Raum,
Eichhörnchen hastet von Baum zu Baum,
Die Taube klagt an der Halde
Von blutiger Tat im Walde.

Zwei Monden; im Schlosse am hohen Portal,
Da gleiten viel schwarze Gestalten,
Der finstre Freiherr harrt im Saal,
Gehüllt in des Mantels Falten.
Die schöne Herrin erkrankte am Tag,
Als der blonde Jäger im Blute lag,
Sie starb unter Seufzen und Klagen —
Heut' wird sie zu Grabe getragen.

Bedeutender erscheint mir Fehrs' plattdeutsche Lyrik. Hebbel hat einmal den Grundsatz aufgestellt, den Kreis für die Geltung der Mundart in der deutschen Dichtung stecke das Herz ab; „denn das Gemütsleben, trete es nun rein lyrisch als persönlicher Empfindungslaut des Individuums oder humori-

Digitized by Google

stisch als Gefühlsausdruck des allgemeinen Weltzwiespalts hervor, ist so untrennbar an die Muttersprache gebunden wie das Blut an die Ader". So kommt denn meiner Empfindung nach in den plattdeutschen Gedichten von Fehrs auch mehr heraus als in den hochdeutschen, und es ist nicht etwa bloß die Sprache, die hier mitdichtet. Man hat bemerkt, daß es nötig sei, Fehrs an Groth zu messen, um den Wert seiner Lyrik festzustellen, hat es denn auch getan und ist zu dem folgenden Ergebnis gekommen: „Fehrs individualisiert, Groth sieht das Allgemeine an den Dingen und hebt sie typisch ins allgemeine; darum ist Fehrs ein Meister der Charakteristik, Groth der Stimmung: Fehrs' Bedeutung liegt deswegen auf epischem und lyrisch-epischem, Groths auf rein lyrischem Gebiete, weswegen er auch in seinen Erzählungen nur lyrisch wirkt." Das ist doch nicht richtig, Groth individualisiert auch oft genug, und manche seiner größeren Quickborn-Dichtungen — „Rotgetermeister Lamp" und „Heisterkrog" — haben ausgeprägt Episches neben dem Lyrischen. Im letzten Grunde sind Groth und Fehrs wohl gar nicht zu vergleichen, aber man kann allerdings feststellen, daß Fehrs den Kreis der plattdeutschen Lyrik etwas erweitert hat, schon formell: plattdeutsche freie Rhythmen, Terzinen, Gaselen, Ritornelle gibt es bei Groth noch nicht; dann auch inhaltlich, da neue Naturstimmungen und Bilder aus dem Menschenleben auftauchen. Aber in der Ganzheit gesehen, ist die plattdeutsche Lyrik von Fehrs weit mehr Kulturpoesie als die Klaus Groths, weit weniger elementar und kann mit ihr zuletzt nicht zusammengestellt werden, eine so schlichte und liebenswürdige dichterische Persönlichkeit sie uns auch offenbart. Auch hier will ich eine Probe geben:

De Heidblom

Dar blöht en schöne Heidblom,
De is so rosenrot;
De rükt so früderig un frisch,
So schön un frisch,
Und de er Sommers finn deit,
Den werd dat Hart so grot.

Se blöht dar in de Lunken
Versteken un alleen,
Un wenn se blöht so rosenrot,
So rosenrot,
Denn singt von'n blauen Heben
De Lerch noch mal so schön.

Un liesen öwer de Heiloh
Dar geit de Sommerwind;
He weit er an den ganzen Dag,
Den ganzen Dag,
Un weckt ok all de Schwestern,
De noch nich opstan sünd.

De lütte Imm küßt heemlich
De stille smucke Blom.
Flüggt um er rüm un brummt un singt,
Un brummt un singt,
Denn hett de lütte Heidblom
Den allerschönsten Drom.

Denn hett de lütte Heidblom
Den allerschönsten Drom;
Denn geit se as dat Abendrot,
Dat Abendrot,
Gelgöschen singt so trurig
Hindal von'n Ellernbom.

„In solch hellklingender Musik ist die plattdeutsche Sprache noch nicht ertönt, seit sie neuerdings wieder als Literatursprache aufgetreten ist", sagt ein Beurteiler der Fehrsschen Lyrik. Da ist etwas daran, obschon in „Lütt Matten de Has" (Klaus Groth) schon etwas Ähnliches klingt.

Fehrs' wahre Stärke liegt auf dem Gebiet der plattdeutschen Prosaerzählung, da ist er ganz eigen und selbständig und bezeichnet nicht bloß den Fortschritt über Klaus Groth hinaus, den die dichterische Entwicklung gemacht hat, sondern eine besondere Höhe. Darum wollen wir die viel zu wenig bekannten Erzählungen des Altmeisters nicht unterschätzen, ihr Lebensgehalt ist ungemein stark, und es sind auch unmittelbar ergreifende Partien in ihnen, ja einige der kleineren, wie „Witen Slachters", gewinnen die runde Form. Jedoch, Klaus Groth war, wie schon Hebbel bemerkt hat, nicht besonders stark in der Erfindung, und so sind seine Erzählungen durchweg memoirenartig und daher wieder auch ohne künstlerisch-erzählerische Technik, nicht etwa lyrisch, nein, gerade das Zuständliche tritt aus ihnen äußerst scharf hervor, aber ohne eigentliche epische Entwicklung, ohne all das, was natürlich spannt und löst. Das hat Fehrs, und da er sein spezifisch-holsteinisches Volkstum dazu hat, dann nicht wenig subjektive Feinheit (hier erinnert er an Storm), so ist er in der Tat als Erzähler eine bedeutsame Erscheinung und verdient weit über die Grenzen seines Heimatlandes hinaus gelesen zu werden. Er gab zuerst die kleine Erzählung

Digitized by Google

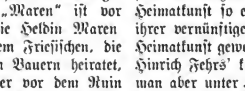
„Lütt Hinnerk" (Garding 1878), die ihn bereits auf der Höhe zeigt, obgleich im einzelnen, namentlich stilistisch und sprachlich, noch große Fortschritte zu verzeichnen sind; dann (Garding 1887) den ersten Band von „Allerhand Slag Lüd", 1891 den zweiten; darauf „Ettgrön" (1901), das man als den dritten bezeichnen kann; endlich hat er vor dem letzten Weihnachtsfest seine Verehrer noch mit dem Dorfroman „Maren" überrascht. Der kleinen Erzählungen sind im ganzen sechsundzwanzig, davon sind manche geringen Umfangs, einige bloße Skizzen und Stimmungen; die größeren Stücke, die man wohl auch, wenn man sich nicht gerade an die Stormsche Definition klammert, Novellen nennen könnte, heißen: „Lütt Hinnerk", „Dat Gewitter", „En swaren Drom", „Hannes Frahm", „Vetter Krischan", „Binah bankrott", „In't Försterhus", „Ehler Schoof". „Lütt Hinnerk" ist die ergreifende Geschichte vom Leiden eines schwächlichen Knaben und Jünglings, dessen Vater gestorben ist, und dessen Mutter wiederheiratet — die neueste Literatur hat uns in Helene Voigts „Abendrot" ein Seitenstück dazu gebracht, das vielleicht noch stimmungsvoller (es sind da bestimmte Einflüsse von Jens Peter Jacobsen her), aber nicht lebensunmittelbarer ist, im Gegenteil, die größere Lebensfrische ist wohl bei Fehrs, und so bewahrheitet sich auch hier wieder das Wort, daß wir Deutschen nie wissen, was wir eigentlich schon haben. „Dat Gewitter" erzählt die Geschichte eines armen Menschen, dem am Hochzeitstag seine Braut durchgeht, und der darüber den Verstand verliert — ein gewaltiges Gewitter gibt sozusagen die Begleitmusik zu diesen Ereignissen. In „En swaren Drom" wagt sich Fehrs daran, die Bekehrungsgeschichte eines modernen Menschenschinders, eines Wucherers, der auch seine Haushälterinnen zu verführen pflegt, zu schreiben, und es gelingt ihm, sie uns wahrscheinlich zu machen; der Traum, in dem Petrus eine Rolle spielt, hat ganz den Charakter der schleswig-holsteinischen Volksmärchen, von dem das breitere Publikum in Frenssens „Hilligenlei" die Karikatur kennen gelernt hat. Vier größere Erzählungen Fehrs' sind in dem zweiten Band von „Allerhand Slag Lüd" vereinigt: „Hannes Frahm" ist die Geschichte eines verbummelten Studenten, der sich dann aufrafft; „Vetter Krischan" erzählt eine Gespenstergeschichte aus alter Zeit mit großer Treffkraft; „Binah bankrott" führt uns in das moderne Geschäftsleben und ist weiterhin ein Beitrag zur Physiognomie der Kleinstadt; „In't Försterhus" ist die Geschichte eines durch ein untreues Weib bis in den tiefsten Kern getroffenen starken Mannes. Endlich gehört noch „Ehler Schoof" in „Ettgrön" zu den größeren Erzählungen: ein Mann verliert Frau und Kinder und verzweifelt darob, wird aber doch noch für das Leben gerettet. Künstlerisch ebenso hoch als diese acht größeren Erzählungen stehen kleinere, wie „Rein Gotts Wort", die Bekehrung eines Säufers; „Um hunnert Dahler", Rettung aus böser Not; „Kinnerdank", eine sehr eigentümliche, mit einer Charakteristik des dithmarsischen Bauencharakters verbundene historische Erzählung über das alte Thema; „Johann-Storm", eine Geschichte von unwürdiger Liebe, wie man sie verwandt bei Storm findet. Hervorragend schön sind dann noch einige Skizzen aus dem Volksleben, wie „Niklas", die Geschichte von einem kleinen Dorfjungen, der sich verläuft, und „Sünnabend", die Heimkehr des Vaters ins Dorfhaus nach der Wochenarbeit in der Stadt schildernd. Fast alle diese Geschichten spielen nun in Ilenbeck, einem Dorf auf dem holsteinischen Landrücken, hinter dem sich, wie gesagt, Fehrs' Heimatdorf versteckt, und in fast allen Geschichten kehren bestimmte Nebenpersonen, Abel (Apollonia), ein altes Weib, das sehr viel Böses erlebt und bei einem bösen Mund ein im Grunde stolzes Herz hat, der lustige Schuster Niklas Kivitt, Stutentrina, eine Brothändlerin, Hinnerk Kark, ein Blutsauger usw. usw., wieder, so daß man, wenn man alle Geschichten gelesen hat, den Eindruck der ganzen Dorfwelt, des gesamten ländlichen Lebens in dem eigentlichen Holstein hat, und zwar in dem von Fehrs keineswegs vernachlässigten Rahmen einer eigentümlichen Natur. Man muß das „eigentliche" bei Holstein immer hervorheben: der Westen, Dithmarschen, den man gewöhnlich auch zu Holstein rechnet, hat eine ganz andre Natur und auch andre Menschen, ebenso der Osten an der Ostsee, der einstmals slawisch war. Der eigentliche Holste ist viel weicher und gemütreicher als der Dithmarsche, dabei verständig und dem Humor nicht abgeneigt, während der Dithmarsche wesentlich Willens- und unter Um-

Digitized by Google

ständen auch ein wilder Phantasiemensch ist; dabei birgt die weiche Natur des Holsten aber doch auch Abgründe, die der slawisch gemischte Bewohner des Ostens vermissen läßt. Fehrs selber ist der echte Sohn seiner Heimat, und so ist es ihm gelungen, sein Volkstum allseitig künstlerisch herauszuarbeiten, es fehlt wohl von Männern und Frauen keine charakteristische Gestalt. Nur Timm Kröger hat ähnliches vollbracht, aber er ist kein so ruhiger Erzähler wie Fehrs, ist mehr Humorist und stopft in jedes seiner Werke allerlei Subjektivitäten hinein.

Es mußte dem Verfasser der holsteinischen Erzählungen notwendig auch einmal der Gedanke kommen, das Leben seiner Heimat nicht mehr „fragmentarisch" — so bleibt ja jede kleine Erzählung, auch wenn sie ihre Rundung findet —, sondern in einem breiteren Rahmen darzustellen, und so entstand in der glücklichen Muße seiner letzten Jahre der Roman „Maren", der sich auf dem Hintergrunde der Kriegsjahre 1848/51 in Ilenbeck abspielt und die vertrauten Gestalten aus den Erzählungen von Fehrs nun in einem Gesamtbild des Dorflebens in Aktion setzt. Man nimmt ja gemeinhin an, daß den „künstlerischen" Erzählern ein Roman nicht gern gelinge, und Theodor Storm hat denn auch keinen versucht; Fehrs aber ist das Werk doch im großen ganzen geglückt, er hat einen Zeitroman, mit weiser Beschränkung auf das Allernotwendigste freilich, und zugleich einen Charakterroman geschaffen. In der Tat, „Maren" ist vor allem Charakterroman: die Heldin Maren eine Bauerntochter aus dem Friesischen, die einen reichen holsteinischen Bauern heiratet, um ihren geliebten Bruder vor dem Ruin zu retten, beherrscht das Werk durchaus, mit ihr steht es und fällt es. Ich denke, es steht, obgleich dem Nichtkenner der schleswig-holsteinischen Menschen (und man glaube nur nicht, daß man sie etwa aus Frenssens Werken wirklich kennen lernen kann) manches sehr eigentümlich vorkommen mag. Was, diese starke und im Grunde vornehme Frau soll sich um Geld an den nicht bloß schwächlichen, sondern geradezu unangenehmen Paul Struck wegwerfen? Ich will es hier nicht weitläufig erklären, ich will nur an Hebbels Maria Magdalene erinnern, die auch viele Leute nicht habe verstehen können, obgleich sie ebenso natürlich aus dem Boden des eigentümlichen nordischen Volkstums erwächst wie diese Maren. Die Strafe für das Wegwerfen bleibt freilich nicht aus: als Maren sich Mutter fühlt, erkennt sie, was sie getan hat, und sie stirbt dann im Kindbett. Neben dieser Heiratsgeschichte steht in „Maren" noch die Liebesgeschichte des Leutnants Sterlau mit der schönen Nichte Marens, Maria, und die Handlung umgeben zahlreiche Szenen des ländlichen Lebens, in die die Ereignisse des Krieges gleichsam von außen hineinblitzen. Das Werk wird sich in Schleswig-Holstein zweifellos behaupten und auch außerhalb Anerkennung gewinnen, mögen auch die besten Erzählungen von Fehrs künstlerisch noch etwas höher stehen.

Zuletzt bilden alle seine Werke, die ja allzu zahlreich nicht sind, in vier Bänden (wie die Klaus Groths) recht gut zu vereinigen wären, ein Ganzes, das sich als einen Schatz für seine engeren Landsleute darstellt, aber auch die große deutsche Literatur angeht, insofern es treue und allseitige Darstellung eines deutschen Volkstums ist. Also Heimatkunst? Man hat mit diesem Wort in dem letzten Jahrzehnt viel Unfug getrieben und getan, als ob darunter so etwas wie eine Kunst zweiten Ranges, eine dilettantische Kunst etwa für das Land bestimmter Bezirke zu verstehen sei. Wenn Heimatkunst so etwas ist (es hat aber keiner ihrer vernünftigen Vorkämpfer je eine solche Heimatkunst gewollt), so ist die Kunst Johann Hinrich Fehrs' keine Heimatkunst. Versteht man aber unter Heimatkunst volle Kunst, die aus der tiefsten Liebe zur engeren Heimat geboren wird und das Tiefste ihrer Eigenart offenbart (wobei natürlich auch eine Offenbarung der Persönlichkeit des Künstlers eintritt), so ist das Schaffen Johann Hinrich Fehrs' allerdings Heimatkunst, und wir haben keine plattdeutsche, die künstlerischer, feiner, zarter und dabei doch zugleich auch so lebenswahr und lebensfrisch wäre wie die seine. In Johann Hinrich Fehrs' Büchern lebt der „frame Holste" für alle Zeiten.



Digitized by Google

E. M. Lilien. (Nach einer Photographie des Hofphotographen Erwin Raupp in Berlin.)

E. M. Lilien

Von Victor Fleischer

Von einem Künstler will ich erzählen, dessen Persönlichkeit von den Hammerschlägen der Not geschmiedet wurde, dessen Werdegang eine Kette von Entbehrungen und Erniedrigungen war, und den ich doch glücklich nennen möchte, weil ihn sein Schicksal in eine Zeit gestellt hat, die seine Begabung wundersam reifen ließ, von Ephraim Mose Lilien. Tausenden ist sein Name kein leerer Klang mehr, Tausenden löst er eine ganze Reihe von Reproduktionen in ihrer Erinnerung aus: Bilder stolzer jüdischer Vergangenheit, Bilder jüdischen Elends und jüdischer Not, Bilder froher jüdischer Zukunftshoffnungen. Den Tausenden moderner Juden, die Theodor Herzls Ruf zu einem selbstbewußten, arbeitsfreudigen Heer vereint hat, ist Lilien nicht nur ein bekannter Mitstreiter, er gilt ihnen als der Zeichner des Zionismus, der jüdischen Künstler vor andern. Danach wollen wir ihn nicht werten. Der Parteienthusiasmus vermag ja nur zu leicht etwas Minderwertiges durch geschickte Mache, durch panegyrische Reklame und weihrauchselige Verhimmelung bekannt zu machen, ihm den Schein einer gewissen Wichtigkeit, eines bestimmten Wertes zu geben. Die Popularität Liliens in zionistischen Kreisen darf kein Maßstab sein für die künstlerische Einschätzung. Und seine persönliche Bedeutung greift weit hinaus über die Grenzen der „jüdischen Renaissance", ist aufs engste verknüpft mit einer andern Bewegung, die fast gleichzeitig mit dem Zionismus emporwuchs: mit der Regeneration der deutschen Buchkunst.

Damit sind auch schon die Wurzeln der Popularität dieses Künstlers bloßgelegt: Lilien hat Bilder gezeichnet, die den sehnsüchtigen Hoffnungen eines großen Volkes künstlerische Gestalt gaben, und diese Bilder sind den Tausenden so lieb und vertraut geworden, weil sie sich nicht wie die Werke andrer jüdischer Künstler in Galerien und Privatbesitz befinden und verstecken, sondern durch

Digitized by Google

E. M. Lilien: Eignes Exlibris.

ihren Charakter als Buchschmuck allgemein zugänglich wurden.

Bis in seine letzten Jahrzehnte herauf war das neunzehnte Jahrhundert eine Zeit völliger Kunstentfremdung des deutschen Buchgewerbes. Alle Tradition schien verloren, kein später Nachglanz erinnerte mehr an die Zeit, da das Buch in seiner ganzen Ausstattung ein Kunstwerk sein wollte. Als hätten nie in deutschen Klöstern fleißige Mönche Handschriften illuminiert, als seien die reichen Werke der Buchdruckerkunst des sechzehnten Jahrhunderts ganz vergessen ... In rapider Verfallsentwicklung ward aus dem Buch ein gemeines charakterloses Fabrikerzeugnis. Man mühte sich nicht mehr, jedem einzelnen Werk einen Schmuck zu geben, der mit dem Inhalt harmonisch zusammenklang. Aus seinem Setzkasten nahm der Drucker wahllos Vignetten und Zierleisten, die, von Zeichnern letzten Ranges entworfen, allen möglichen Stilarten angehörten und heute mit gotischen, morgen mit Antiqua-Lettern zu einem Satzspiegel vereinigt waren. Verschlechterung des Materials, Holzpapier und Verbilligung halfen weiter; und als in den siebziger Jahren das übrige Kunsthandwerk bei einer hilflos ziellosen Nachahmung aller vorangegangenen Stile angelangt war, gab man dem Buche kaum noch einen festen Einband, meist nur einen geschmacklosen einfarbigen Papierumschlag: das Buch war ein Handelsartikel geworden. Freilich, es gab auch „illustrierte Prachtwerke" und „Prachtausgaben". Aber auch da handelte es sich nicht um einheitliche Werke von künstlerischem Wert, sondern um eine Luxusware von erhöhtem Handelswert. Raumverschwendung (ohne Verständnis für das Gesicht des Satzspiegels), Klischeeornamente und ganzseitige Illustrationen, die ein Sonderdasein führten und mit dem Buch nichts zu tun hatten, charakterisieren diese Werke, die ihre künstlerische Armut in einem protzenhaften, von Golddruck strotzenden „Prachteinband" versteckten. Von England kam dann ein neuer Frühling für die Buchkunst auch nach Deutschland. William Morris und Walter Crane hatten in Wort und Tat die Wege gewiesen: das Buch als Ganzes zu erfassen, lehrten sie; nicht nur Text und Bild in ein harmonisches Verhältnis zu bringen, das ganze Buch, von der Wahl des Papiers und der Drucktypen bis zur Anordnung des Satzspiegels, bis zum Vorsatzblatt und Einband, als einheitliches Kunstwerk zu gestalten.

Die junge Generation in Deutschland, die sich schon längst gegen die Scheinkunst der

E. M. Lilien: Der Drechsler. (Aus den „Liedern des Getto".)

Digitized by Google

Akademien auflehnte und nach neuen Zielen strebte, schloß sich freudig an. Was in Jahrzehnten verloren gegangen war, haben ein paar Jahre redlichen Bemühens zurückgewonnen. In den neuen Kunstzeitschriften sammelten und erprobten sich zunächst die Kräfte. Die meisten Künstler, die am Wiederaufleben der Buchkunst Anteil haben, sind vom „Pan", vom „Simplizissimus" und von der „Jugend" gekommen.

Und unter den ersten Mitarbeitern der Münchner „Jugend" befand sich auch E. M. Lilien.

Zu Drohobicz in Galizien ist Lilien 1874 geboren. Das herbe Gesicht seiner Heimat stimmt in trauriger Harmonie zusammen mit den Menschen, die das Land bewohnen. Gedrückte, vom Leben mißhandelte Menschen sind das, Müde und Beladene, die auf eine traurige Vergangenheit zurücksehen, wehrlos vor der elenden Gegenwart, energielos gegenüber der Zukunft. Leute, die resigniert ihre Last schleppen, weil sie zu schwach sind, sie abzuschütteln. Und zwischen ihnen wächst da einer auf, dem sein Schicksal das Herz eines Künstlers gab, einer, der sie alle liebt, weil sie seine Brüder sind, arme und elende, verachtete galizische Juden. Wie schwer müssen diese Jahre für das Künstlerkind gewesen sein, das in seiner Sehnsucht nach Schönheit immer nur Häßliches und Entmutigendes vor Augen hatte ...

E. M. Lilien: Bauern stimmen über Krieg ab. (Aus dem „Zöllner von Klausen".)

E. M. Lilien: Das heilige Feuer in der Grabeskirche zu Jerusalem. (Gutenberg-Verlag [Dr. Ernst Schultze] in Hamburg.)

Und das gleiche Elend, unter dem seine Umgebung seufzt, hält auch den Knaben gepackt, reißt ihn immer wieder an sich, wenn er der harten Faust entkommen will; so wird Lilien rasch nacheinander Gymnasiast, dann Lehrling bei einem Schildermaler, Realschüler, Kunstgewerbeschüler — und kehrt immer wieder nach Drohobicz zurück.

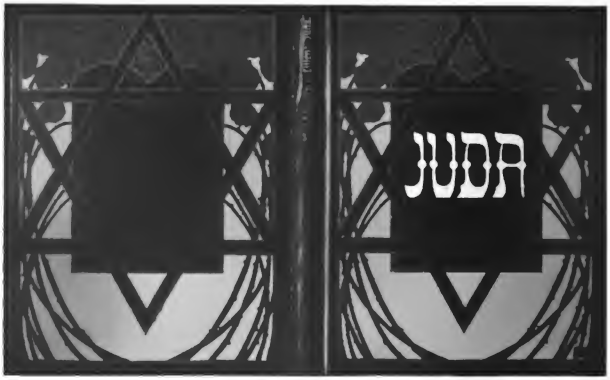
Endlich gelingt es ihm, sich freizumachen. Mit einem Geldbetrag, den er sich durch eine zeichnerische Arbeit erworben hat, reist er nach Wien, um in die Akademie einzutreten. Aber die kleine Summe reicht kaum zum Bezahlen der Aufnahmetaxen, und die Art, wie hier Kunst gelehrt wird, will dem jungen klarsehenden Kopf nicht zusagen. Wieder wirft ihn sein Schicksal ein Stück weiter nach Westen in die alte Kunststadt München. Ohne Lehrer, ganz auf sich selbst angewiesen, arbeitet er an seiner Ausbildung, arbeitet und hungert dabei. Mühsam erwirbt er das Notwendigste. Noch ein paar Jahre dauert das Martyrium, dann bringt die „Jugend" einige Zeichnungen von Lilien, bald darauf der „Süddeutsche Postillon", endlich wird er

Digitized by Google

mit der Illustration des Romans „Der Zöllner von Klausen" (von Wildenrath) beauftragt.

Die Zeichnungen aus dieser Zeit sind wichtig für Liliens technische Entwicklung, Zeugnisse seines Ausdrucksvermögens und reich an Einfällen; für die künstlerische Einschätzung bleiben sie fast belanglos, wenn man sie mit späteren Arbeiten vergleicht. Freilich sind sie gut gezeichnet, geistreich, witzig, aber meist noch abhängig von fremden, vorzugsweise englischen Vorbildern. Die Illustrationen des Romans sind (zweifellos bewußt geübte) Nachahmungen deutscher Holzschnittmanier. Nur da und dort einmal flackert die Eigenart des Zeichners auf in einem dekorativ wirksamen Rahmen, einer scharf gezeichneten Physiognomie, in einer feinen schmiegsamen Kontur, einer breiten Flächenwirkung oder in dem reichen Schlangenhaar der Frauengestalten und den mächtigen rauschenden Flügeln der Engel. Ich erinnere da nur an den „Bauer mit der Bundschuhfahne", einem harten knorrigen Kopf, an das prächtige Blatt „Bauern stimmen über Krieg ab", an „Zauberflöte", „Auf zarten Saiten" und an ein paar Illustrationen aus den „Grazien". Das alles ist zeichnerisch gut, geistvoll gedacht und entworfen und bis zu einem gewissen Grad eigenartig. Gewiß — aber noch fehlt dem ganzen Schaffen die innere Beseelung, die umschließende zusammenfassende Einheit ...

Da tritt ein Neues in Liliens Leben. Wieder ist es eine große Bewegung, die mit übermächtiger Gewalt die jungen Kräfte an sich zieht, eine uralte Idee voll poetischer Schönheit, gekleidet in das neue Gewand einer nationalen, sozialen Lehre: der Zionismus. In rauschender Begeisterung sammelte sich die jüdische Jugend um den einen Großen, von dem der Ruf ausging. Wie hätte Lilien fehlen können, der alle Leiden des verstreuten Volkes selbst erlebt hatte an Leib und Seele! Bald stand er in den ersten Reihen. Und es ist nur natürlich, daß die Ideen, die den Menschen beschäftigten, auch den Künstler zur Gestaltung drängten; das nächste Werk Liliens ist ein Stück jüdischer Renaissance. Freilich, es ist lächerlich, den Buchschmuck zu Münchhausens prachtvollem Balladenband „Juda" und die folgenden Arbeiten des Zeichners als eine national-jüdische Kunst zu proklamieren. Nationale Kunst beruht auf nationaler Kultur; das moderne Judentum aber hat teil an allen fremden Kulturen, besser gesagt, an der allgemein westeuropäischen Kultur, denn die Zeiten der strengen Sonderung der einzelnen Völker sind vorüber, kulturelle Errungenschaften bleiben nicht von Landesgrenzen festgehalten. Und man kann nicht von einer jüdischen Kunst sprechen wie von italienischer; was hier ein historischer, geogra-



E. M. Lilien: Einbanddecke zu „Juda". (F. A. Lattmann, Verlag in Goslar.)

Digitized by Google

E. M. Lilien: Passah. (Aus „Juda". F. A. Lattmann, Verlag in Goslar.)

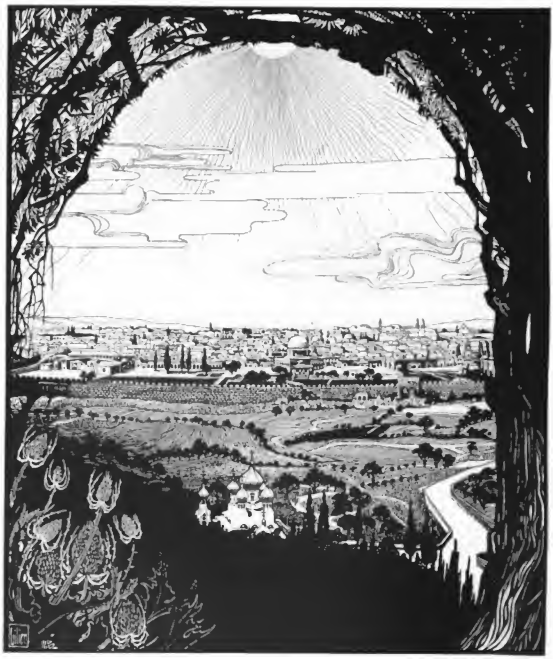
phischer und nationaler Begriff ist, wäre dort ein leeres Schlagwort.

Aber ein Können, das auf der Höhe moderner Kunstentwicklung steht, hat da überliefertes nationales Empfinden der neuen Kultur vermählt, hat uralten Symbolen neues Leben verliehen, indem es sie zu künstlerischen Motiven umprägte. Die Menorah leuchtet wieder auf und der Zionsstern; die Bundeslade mit dem schweren gestickten Vorhang, die Gesetzestafeln, die Thorarollen und alte Geräte des Kults werden zu zeichnerischen Unterlagen, die Lilien in liebevoller Hingebung studiert, mit reger Phantasie immer wieder von neuem gestaltet. Selbst die segnend erhobenen Priesterhände werden zum dekorativen Element, und ausdrucksvolle Köpfe jüdischer Typen ordnen sich zu einem wirkungsvollen Rahmen. Israels alte Leidensstätte, Mizraim mit seinen Kolossalbauten, wird wieder lebendig, und Simson, der Urgewaltige, kämpft noch einmal in siegender Kraft mit dem Löwen. Eine Fülle jüdischer Motive hat Lilien verschwenderisch in das Werk verwoben und dazu den Reichtum, den die lebendige Natur bot. Vorbüren von Blüten und Früchten, Blättern und Knospen ranken sich als Dekoration an die Buchseite, und dazu die Dornen, die Symbole jüdischer Leiden. Der Einband, den Lilien ebenfalls selbst entworfen hat, ist von schlichter bezwingender Vornehmheit in seinem harmonischen Farbenakkord von Weiß, lichtem und dunklem Blau — das ganze Werk zweifellos eine der gediegensten Leistungen moderner Buchkunst.

Und doch steht das nächste Werk Liliens künstlerisch bedeutend höher. In dem Buche „Juda" ist mancher Rahmen noch rein ornamental. In den „Liedern des Getto" aber einen sich Text und Dekoration überall zu einem organischen Ganzen. Schneiderwerkzeug und andre Handwerksgeräte, rauchende Fabrikschlote umrahmen die „Lieder der Arbeit"; Spinnen, die ihre Krallen in blutende Herzen graben, Disteln und Dornen und giftige Schlangen symbolisieren die Leiden des jüdischen Arbeiterdichters, ein phantastischer Rahmen von Kosmosträumen begleitet das Gedicht „Was ist die Welt", auf zerrissenen Saiten der Harfe verklingen die Lieder jüdischen Elends. Die Wappen der zwölf Stämme, Palästinafrüchte, Chanukalichter und andre jüdische Wahrzeichen sind zu wirksamen Dekorationen für die „Lieder des Volkes" gruppiert. Auch die Vollbilder sind fester mit dem Text verknüpft. So hat Lilien z. B. den „Liedern der Arbeit" das

Digitized by Google

Bild eines jüdischen Drechslers vorangestellt: es ist das lebendige, sicher gezeichnete Porträt seines eignen Vaters. Und wie hier Hobelspäne als Umrahmung dienen, so ist der zweite Textrahmen — dem Handwerk des Dichters Rosenfeld entsprechend — aus Meßbändern, Schere, Zwirn, Fingerhut und Nadeln gebildet. Das schmerzliche Leid aber, von dem die Gedichte erzählen, hat Lilien geistvoll symbolisiert, indem er die Nadeln tief in ein blutendes Herz gebohrt darstellt. Stärker noch wird diese Symbolisierung, wenn Lilien das ganze Bild „Die Träne auf dem Eisen" mit dem Maschennetz einer aussaugenden Spinne überzieht oder das Bild „Mein Kind" in ein allegorisches Dornenherz stellt. Überall durchdringen sich gegenseitig Idee und künstlerische Form; darin liegt denn auch der besondere Wert der Exlibris, die Lilien gezeichnet hat: daß ihm



E. M. Lilien: Jerusalem. (Mit Genehmigung des Gutenberg-Verlages [Dr. Ernst Schultze] in Hamburg.)

Digitized by Google

E. M. Lilien: Der Sänger Salomo. (Aus dem „Hohen Liede". Insel-Verlag in Leipzig.)

immer neue Einfälle das ziemlich begrenzte Gebiet erweitern, daß jedes dieser Blätter eine persönliche Beziehung zwischen der Zeichnung und dem Namen des Besitzers darstellt, den Eigentümer des Buches nicht durch willkürliche Zeichen, sondern durch ein Stück seines Wesens repräsentiert, sei's nun Beruf oder irgendeine Eigentümlichkeit des Charakters, eine Weltanschauung oder ein persönliches Streben.

Gleichwohl kann man diese ganze Kunst nicht „literarisch" nennen. Denn so reich an Ideen die einzelnen Blätter auch sind: sie haben immer rein künstlerische Qualitäten, wirken ebenso durch Anmut der Linienführung, durch Flächenkontraste und Lichtverteilung oder durch landschaftlichen Reiz („Der jüdische Mai") wie durch ihren Stimmungswert oder idealen Inhalt. —

Stilisierte Schwarz-Weiß-Kunst. Unter diesem Schlagwort wird der Ordnungsliebende die Mehrzahl der Werke E. M. Liliens einreihen. Keine naturalistische, sondern eine stilisierte, das heißt von einem dekorativen Zweck beherrschte Wiedergabe der Natur bedeuten diese Zeichnungen. Aber Stilkunst setzt naturalistisches Studium voraus, wenn sie nicht in Karikaturen ausarten will. Die einfachste Blüte, die Lilien zeichnet, zeugt dafür, wie fleißig er gearbeitet, wie sorgfältig er die Natur studiert hat, wie er sich bemühte, das geschaute Ding organisch zu verstehen und zu erfassen. Die künstlerische Idee, der ornamentale Zweck bringt die Erscheinung des Naturbildes auf die notwendigen charakteristischen Linien und Flächen, löst das Nebensächliche, individuell Verschiedene los, schafft Typen und setzt an Stelle des veränderlichen Einzeldings Symbole. Der stilisierende Künstler modifiziert also das Geschaute, aber das Naturbild wird ihm immer das Erste und Grundlegende bleiben. Je schärfer seine Beobachtungsgabe ist, desto größer wird der Reichtum seines Vorrats sein, desto mehr Möglichkeiten stilisierter Wiedergabe wird er finden.

Man kann an den Zeichnungen Liliens beobachten, wie sich sein Stil zu immer strengerer Konsequenz entwickelt hat. Von den Zierleisten aus der „Jugend" bis zu seinen Arbeiten aus jüngster Zeit läßt sich das Bestreben verfolgen, mit sparsamsten Mitteln das Möglichste zu erreichen. Die notwendigsten Linien geben den (anatomisch sicher gezeichneten) Körpern die Modellierung, ohne Schattierung weiß der Zeichner Plastik der Form zu erzielen, weite Landschaftsperspektiven zu zeigen. Breit hingesetzte schwarze Flächen steigern die Leuchtkraft der ausgesparten weißen Farbe des Papiers. Mit ein paar scharf begrenzten schwarzen und weißen Flecken hat Lilien in „Passah" das prachtvolle Bild eines Sonnenuntergangs gegeben.

Gewisse Härten sind bei einer so strengen Linienkunst nicht zu vermeiden. Denn das

Digitized by Google

E. M. Lilien: Vater und Kind.

Prinzip der festen Begrenzung zwingt den Zeichner, auch die duftigen Wolkengebilde und die zerfließenden Schwaden rauchender Opferstöcke in Umrissen darzustellen, die auf den ersten Blick befremdlich wirken. In solchen Fällen muß dann der Linienrhythmus des ganzen Bildes mit dieser Art der Zeichnung versöhnen.

Scharfe Beobachtung führt von selbst zu psychologischem Verständnis. So sind die Gestalten, die Lilien zeichnet, stets beseelte Menschen, keine Statuen von Stein. Schon in einem der frühsten Blätter leuchtet diese impulsive Lebendigkeit auf: „Bauern stimmen über Krieg ab". Dreizehn Köpfe, dreizehn Physiognomien von verschiedenstem Charakter, Temperament und Ausdruck. Wie viel bewegtes Leben ist da in ein paar Strichen festgehalten, wie viel psychologischer Ausdruck in die Augen der Bauern gelegt! —

Zu den beiden Büchern „Juda" und „Lieder des Getto", welche Liliens bisheriges Schaffen hauptsächlich vertreten, kommt eine große Reihe von Exlibris-Zeichnungen und

Digitized by Google

viel Tagesarbeit: Plakate, Bucheinbände, Titelblätter und ähnliches; als vereinzelte Versuche einige farbige Glasfenster und in jüngster Zeit auch Radierungen und der prachtvolle Entwurf zu einem Wandteppich.

Vor ein paar Monaten ist der Künstler von einer Orientreise zurückgekehrt, reich an künstlerischen Erlebnissen, mit einer Fülle neuer Motive, neuer Eindrücke, voller Pläne und Arbeitsfreudigkeit. Im heiligen Lande, das nicht nur des jüdischen Volkes geschichtliche Heimat ist, sondern auch der Christenheit teuerste Stätten umschließt, in dem Lande, dahin der betende Mohammedaner sein Antlitz wendet, ist des Künstlers Interesse hinausgewachsen über die Grenzen seines bisherigen Schaffens. Die weihevollen Kultusdienste der fremden Nationen wurden ihm in ihrer schlichten Einfachheit wie im festlichen Pomp zu künstlerischen Sensationen, die er freudig erleben durfte. So erscheint jetzt zugleich mit der von Lilien geschmückten Ausgabe des „Hohen Liedes" (Insel-Verlag) sein Palästinawerk, ein Band wundervoll schöner Zeichnungen aus dem christlichen und mohammedanischen wie aus dem jüdischen Orient. Und nun drängt alles zur Erfüllung eines seiner liebsten Wünsche hin: zur künstlerischen Schmückung des Buches der Bücher, zu einer großen Bibelausgabe.

Auch die Proben aus diesen neuen Publikationen beweisen, was die ersten von ihrem Schöpfer sagten: ein Künstler, der sich in weiser Selbstbeschränkung ganz in das eine, scheinbar nicht allzu große Gebiet einzuleben suchte, auf das ihn seine natürliche Begabung führte, der sich willig den Gesetzen des Handwerks unterwarf, um ihm seine Geheimnisse abzulauschen und sich dann das Gewerbe um so sicherer dienstbar zu machen.

Jesus vor des Jairus Töchterlein

Kind — o, Kind! Auf deinen schmalen Wangen,
Die oft der Mutter Zärtlichkeit gesehn,
Erblich der Jugend freudiges Verlangen;
An deinen starrgewordenen Gliedern stehn
Die Klageweiber schon und stöhnen.
Du sanftes Kind, an deiner Lippen Blaß
Kann sich mein Auge zögernd nur gewöhnen. —
Ich weiß, du schläfst. Auf den geschloßnen Lidern
Ruht noch des Nachtgebetes Trost und Glück.
O, träume, träume noch und laß
Mich deine stummen Worte stumm erwidern.
„Gib, Vater, mir des Bruders starke Nähe!
Ich bin verirrt und finde nicht zurück.
Dunkel ist mein Gefühl gleich einem Wald,
In den ich zitternd nur von ferne spähe;
Gleich einer weiten, namenlosen Nacht,
Die meine Tage klein und furchtsam macht.
O, hätt' ich eines Bruders Hand und Halt;
Sieh meine arme, schwächliche Gestalt!"

Dann schlich der leise Schlaf zu deinem Beten ...
Dein Vater kam in angstgejagtem Lauf
Und bat mich, an dein kleines Bett zu treten. —
Gib deine Hand, mein Schwesterlein; wach auf!

Ernst Ludwig Schellenberg

Digitized by Google

Herman Bang.

Elna

Novelle von Herman Bang. Deutsch von Helene Klepetar

Sie hatte sich immer in weiche Zwischenfarben gekleidet, in Grau und Braun von mattem Seidenstoff, und das Gedämpfte ihres Anzuges verlieh ihr eine eigne Eleganz und paßte auch so ganz zu ihrem Kopf, der sich aufrecht über dem hohen Stehkragen erhob, mit seinem Nackenknoten und dem Gesicht wie eine Kamee.

So war sie, und so, mit dieser aufrechten, etwas unbeweglichen Ruhe, hatte sie immer ihr reiches Leben als Millionärstochter gelebt.

Sie hatte kein Alter. Ihr Lächeln, das schön war und eine Reihe herrlicher Zähne zeigte, war weder jung noch ältlich, es war nur ein höfliches Konversationslächeln ohne Jahre und im Grunde vielleicht ein wenig gleichgültig.

Elna Holmer besaß all die Sicherheit des gesättigten Reichtums, gepaart mit einer vornehmen Ruhe, die an den lautlosen Schritt auf weichen Smyrnateppichen gemahnte. Das Leben war auch ebenso ruhig für sie dahingegangen. Ruhig inmitten seiner Feste. Denn für sie war es Gewohnheit, in Seide gekleidet an reichen Tischen zu sitzen und sich unter Lichterkronen in der Unendlichkeit der Routs zu langweilen. All dies kam mit den Jahreszeiten, wenn sie ihren Landsitz verließen und in ihr großes Haus in der Stadt zurückkehrten und die Saison begann. Dann glitt Elna Holmer schlank und sanft wieder durch Wohltätigkeitsfeste und Gesellschaften und all das, was Laune und Mode geboten. Sie paßte dahinein.

Bälle besuchte sie aber nicht mehr. Keiner wußte, wann sie zu tanzen aufgehört hatte. Es war wohl von selbst so gekommen; sie zog es vor, sie abzusitzen, mit einem oder dem andern Herrn zu plaudern, sein Beherrscht, wie sie zu sprechen verstand. Und da ging sie zuletzt auf keinen Ball mehr.

Allmählich hatte Elnas Name auch begonnen, auf den großen Wohltätigkeitslisten zu figurieren, wo er neben den Namen der verheirateten Damen stand, dicht daneben, nur der Name: Elna Holmer. Das genügte. Man setzte kein „Fräulein" hinzu. Die verheirateten Frauen vergaßen oft, daß

Digitized by Google

Paneel in türkischen Tonfliesen. Aus dem Besitz des Kgl. Kunstgewerbemuseums zu Berlin.
Zu Cornelius Gurlitt: Konstantinopel und türkische Kunst.

WESTERMANN WOLFSBURG

Digitized by Google

sie nicht verheiratet war, und redeten zu ihr, als gehörte sie zur Zunft.

Und dazu hätte sie ja auch gut gehören können, sobald sie Lust gehabt hätte — natürlich, denn Millionärstöchter findet man nicht allzuviele. Es wären der Bewerber genug gewesen. Nicht, daß man eigentlich Namen wußte, bestimmt zu sagen vermochte, daß dieser oder jener für sie geschwärmt oder um sie gefreit hätte, das konnte man nicht, denn Elna hatte ein eignes Talent, die Leute in Abstand zu halten und Neugierde nicht an sich heranzulassen, sie hatte auch nie Freundinnen gehabt. Deshalb war es ein wenig schwer, Buch darüber zu führen, wieviel Körbe sie ausgeteilt hatte.

Elna Holmer hatte keinen Roman — darüber waren sich alle einig. Und wenn die Herren — beim Kaffee, im Rauchzimmer, die Beine von sich gestreckt, in Havannarauch gehüllt — diese Dinge erörterten und den guten Partien nachwitterten — an ihr glitt man zumeist vorüber. Nur ein einziges Mal mochte einer oder der andre herausplatzen: „Aber Elna Holmer?"

Dann konnte man sicher sein, daß es immer ein „Neuer" war, der da fragte, und daß er nichts andres als ein Achselzucken zur Antwort bekam.

Als aber einmal der lange Gyldenkrone, der seine Storchbeine immer so weit von sich streckte, daß man über sie fiel, und der immer in die Quere kam und Dummheiten sprach, mit seinem gewohnten Näseln sagte: „Aber zum Teufel, Kinder, ist da jemand?" brachen alle Herren in ein energisches „Nein!" aus, und Gyldenkrone fühlte, daß er jetzt wieder eine Dummheit gesagt hatte.

— — — — — — — — — — — —

Da eines Tages erhielt man Karten von Elna Holmer, jene Karten mit den beiden Namen, die für den Klatsch das rote Tuch sind.

Und als Etatsrat Holmers Diener den Wagenschlag für Elna Holmer und ihren Verlobten öffnete, erkannte sie keiner ihrer Freunde. Es war gleichsam, als wäre etwas Zwitscherndes über jedes Wort gekommen, das sie sagte, als sänge sie es heraus; und sie redete unaufhörlich, und ihre Gedanken flatterten umher wie frohe Vögel, und alle kreisten um ihn — nur um ihn.

Das hatte man nicht erwartet, am allerwenigsten von Elna Holmer; alle sprachen darüber: wie sie sich an seinen Arm hängte, wie sie minutenlang selbstvergessen, den Kopf in die Hände gestützt, in seine Augen starren konnte, bis sich die ihren mit Tränen füllten, wie sie sich zu ihm hinüberbeugte und ihm zum tausendstenmal ins Ohr flüstern konnte: „Holger — wie ich dich liebe!"

Und dies mitten bei Tisch, während des Diners, wo alle es sahen — es wurde viel gezischelt, und viele fanden, es sei ein unglaublicher Mangel an Selbstbeherrschung. Gerade bei Elna. Sie, die in allem so sanft, so gedämpft gewesen war. Nein, entschieden, sie war nicht wiederzuerkennen.

Selbst ihre Kleidung hatte sich verändert. Sie kleidete sich hell, beinahe prahlerisch. Sie liebte diese langen knisternden Schleppen, mit einer Fülle von Rosen bedeckt. Sie trug sogar Diamanten. Sie schlang sie beinah' im Überfluß um einen wunderbaren Hals, der, entblößt, so matt strahlte, daß man schier davon geblendet wurde. Früher hatten ihn die hohen Stehkragen bedeckt, so daß die Herren jetzt standen und einfach nicht wußten, wo sie ihre Augen gehabt hatten.

Es mußte an den lichten Stoffen, dem Glanz der Toiletten liegen, daß die Figur so weich und geschmeidig erschien, daß alle Linien mit einem Male so rund waren. Früher war sie doch ein wenig steif und eckig gewesen, Elna Holmer.

Und dies alles für den Vetter, den sie schon vor zehn Jahren hätte haben können — ach, vor zwölf Jahren sogar .. denn jetzt begann man zu rechnen und fand heraus, daß Elna Holmer, gelinde gesagt, „um die erste Ecke war".

Das bot Anlaß zu einem Witz über „Prasselsener in trocknem Holz".

— — — — — — — — — — — —

Sie schlichen sich hinein ins Kabinett, tuschelnd wie zwei Kinder auf verbotenem Weg, und öffneten leise die Tür zum Altan. Aus dem Speisezimmer heraus hörten sie ein paar abgebrochene Worte von dem Trinkspruch auf die Damen, der sie verscheucht hatte. Dann schlossen sie sacht die Balkontür hinter sich.

Der Abend war kühl und klar. Auf den Beeten des Örstedsparks woben die Schatten der kahlen Zweige der Bosketten ihr zitterndes Gespinst. Das Wasser spiegelte den Schein der Straßenlaternen wie ewig flim-

Digitized by Google

mernde Sternschnuppen. Ein vereinzelter Schritt kam und verhallte. Elna schmiegte sich an Holger. „Wie gut ist es, allein zu sein."

Sie wandten sich um. Die helle Lichterreihe krümmte sich und verschwand. Dort erhob sich die Mühle plump gegen die leuchtende Wolke, die wie ein Widerschein über Vesterbro lag.

„Holger," sagte sie, „wie wundervoll ist es, glücklich zu sein."

Sie legte ihren Kopf an seine Schulter, und er, ohne etwas andres zu sagen, während er seine Lippen ihr krauses Haar streifen ließ, fuhr fort, ganz leise ihren Namen zu flüstern ... wieder, immer wieder ... immer wieder: „Elna — Elna."

„Ja."

„Elna."

„Ja." Und sie lächelte: „Wie ich dich liebe."

„Und ich dich."

Ein Wagen rollte vorüber. Elna erschauerte.

„Elna, um Gottes willen — es ist hier zu kalt."

Sie aber hielt ihn zurück, beide Hände um seinen Hals: „Einen Augenblick, nur einen Augenblick ... Weißt du, Holger, warum ich mir solch eine Minute stehlen möchte? Ach, es ist dumm, das zu erzählen ... aber so mitten im Glück allein mit dir zu sein und dann ganz still an die Zeit denken zu können, wo es nicht war wie jetzt ..." Sie hob das Gesicht, und ihre Augen ruhten ineinander. Und wieder reichte sie ihm ihre Lippen zum Kuß — „Wie ich dich liebe."

„Und ich dich."

Elna hatte eine besondere Freude: Wenn sie in Gesellschaft sollten und er sie abzuholen kam, kleidete sie sich zeitig an, und dann saßen sie, sie in ihrem hellen Kleid mit seinem Duft von Blumen, bis der Wagen vorfuhr, zusammen am Kamin, „im Winkel der Vertraulichkeit".

Hier konnte Elna stundenlang sitzen, schweigend an der Seite dessen, den sie liebte; sie wollte nur sich ihm nahe fühlen, langsam seine Hand streicheln können und ihre Augen auf seinem Antlitz ruhen lassen.

Und plötzlich nach langem Schweigen konnte sie mit glücklichem Lächeln sagen: „Holger, daß es möglich wurde ..."

Wenn der Diener dann den Wagen meldete, hielt Elna Holger zurück. „Laß sie warten," sagte sie. „Sieh ins Feuer, Holger, und schweige ganz still. Du mußt an deine Rede denken," — und sie lachte — „du fängst an, dich selbst zu wiederholen." Und einen Augenblick starrten sie auf die brennenden Scheite, und sie lächelten beide.

„Komm, Elna," sagte dann Holger; und eines Tages, als sie gar nicht gehen wollte, legte er seine Hände um ihr Haupt. „Du bist allzu gierig, Elna," sagte er und lachte.

Elna stand und richtete ein wenig an ihrem Haar, und ernster, während sie sich ihm zuwandte, sagte sie: „Ja — du hast recht, ich bin gierig geworden nach dem Glück ... Aber mein Freund, es ließ so lange auf sich warten ... Der Winkel hier weiß es, wie lange."

„Der Winkel" wußte es. Er war die Feuerstätte ihrer Liebe. Stets war er Elna Holmers Lieblingsplatz gewesen, geschützt von dem persischen Schirm und den hohen Palmengruppen. Hier hatten sie schon damals gesessen, als er das erstemal als ganz junger Student nach der Stadt gekommen war. Sie waren gleichaltrig. Sie, die Tochter des reichen Mannes, schon in der Schule der Bälle und Kurmachereien trainiert, ein wenig blasiert, sehr überlegen; er kam aus der Provinz mit Zugstiefeln und blauen Strümpfen, die unter den Beinkleidern ein wenig hervorguckten.

Der reichen damenhaften Cousine widmete er seine erste Verliebtheit, eine blinde Bewunderung ihres Wesens und ihrer Kleidung, von ihrer Feinheit ebensosehr benommen wie von der Seide ihrer Toiletten, von ihren Worten wie von dem Klang ihrer Stimme, die immer so gedämpft und so eintönig klar blieb.

Elna amüsierte sich; sie fühlte sich als die ältere, sie führte ihn ins Leben ein ... Waren sie auf einem Ball, beobachtete sie ihn aus irgendeinem Winkel, ob er sich auch richtig benahm und sich gut unterhielt. Sie stellte ihn ihren Freundinnen vor, und es mußte etwas an Holger sein, denn sie waren bald alle ein wenig in ihn verschossen ... und wenn sie dann von ihm sprachen, saß Elna und lächelte und wippte ein wenig mit ihrem Fuß im Atlasschuh. Das freute sie.

Am nächsten Tag bereitete es ihr Vergnügen, ihn zu tadeln, zu sagen, daß er

Digitized by Google

das schlecht gemacht hätte und das, und an ihm herumzumäkeln.

Aber mit einem Male, wenn sie ihn ansah und die treuherzigen Knabenaugen sah, die ganz verzagt blickten, ärgerte sie sich über sich selbst, und sie streichelte sein Haar, wie sie es zu tun pflegte, und sagte: „Ach — du bist doch gut, so wie du bist." Und da verschwanden die Tränen rasch aus seinen Augen.

So war es anfangs zwischen Holger und Elna. Sie befaßte sich immer mit ihm, er ließ sich von ihr leiten ... Nach und nach erwachte mehr und mehr das Erotische bei Holger, und das suchte nach andern. Das Gefühl für Elna war wie früher eine warme Bewunderung, die sich vom ersten Tag an immer gleichblieb, ein wenig von der Art leidenschaftlicher Schulfreundschaften hatte und dabei voll absolutester Vertraulichkeit war.

Elna saß ruhig und hörte ihm zu. Vom „Winkel der Vertraulichkeit" aus sah sie Verliebtheiten entstehen und Verliebtheiten sterben. Die Hymnen waren immer dieselben, nur die Namen wechselten. Es ging die ganze Reihe der Freundinnen durch. Und als es mit den Freundinnen vorbei war, kam auch eine Zeit, wo er weniger offen sprach, er lächelte nur und pflegte seine Beine, die schön und kräftig waren, so zu setzen, daß er so richtig liebkosend ihre Muskeln sehen konnte. In dieser Periode wurde er ziemlich bleich, und die treuherzigen Augen bekamen geschwollene Ränder. Auch Elna ging es weniger gut. Zwei, drei Jahre hindurch verordnete der Arzt Badereisen. Sie bekam einen trocknen Husten — vielleicht aber war der nur nervös.

Allmählich kamen die beiden Geschwisterkinder ein wenig auseinander. Holgers Examen trat dazwischen, und außerdem — — das andre. Damals waren sie beide fünfundzwanzig Jahre alt.

Dann vergingen ein paar Jahre, wo sie völlig getrennt wurden. Holger erhielt eine Stelle als Bevollmächtigter bei einem Hardesvogt in Jylland, draußen auf dem Lande in einsamer Gegend. Zwei Jahre war er fort. Dann kam er etwas plötzlich heim und war einigermaßen verändert. Er hatte einen Vollbart bekommen, war groß und breitschultrig. Er redete auch anders, wenn er redete, denn er war merkwürdig wortkarg geworden.

Elna suchte ihn ebensowenig, wie sie ihn mied. Sie trafen einander und wechselten einige Redensarten, gleichgültige, dann und wann. Aber gegen den Herbst wurden sie beide zu einem Kinderball eingeladen, den eine von Elnas verheirateten Freundinnen gab; später am Abend begannen die Erwachsenen mitzutanzen, und das bot Veranlassung zu munterer Laune und viel Gelächter, wenn sie oft nahe daran waren, die Kleinen im Walzer über den Haufen zu rennen ...

Holger trat zu Elna. Sie tanzte nicht.

„Wollen wir nicht einmal tanzen?" fragte er, „uns einbilden, wieder Kinder zu sein?"

Ein roter Strom flutete über Elnas ganzes Gesicht, während sie sich wortlos erhob.

Der Tanz weckte bei Holger alte Erinnerungen. Jeden Augenblick fragte er: „Weißt du noch — — weißt du noch ...?" Und als die Musik verstummte und er sie zu ihrem Platz zurückführte, sagte er: „Ja — wir waren glücklich damals."

Er bemerkte es gar nicht, daß Elna während des Tanzes nicht gesprochen hatte.

Am nächsten Tag kam er in der Dämmerung. Sie saßen wieder auf ihrem gewohnten Platz und begannen zu reden von Wind und Wetter. Aber das Gespräch erstarb langsam, und Holger saß, mit der Hand unter dem Kinn, wunderlich zusammengesunken und starrte ins Feuer. Ab und zu seufzte er, als wollte er eine Last von sich abwälzen.

Elna störte ihn nicht. Still und ernsthaft saß sie neben ihm.

Endlich raffte Holger sich auf und sagte: „Verzeih die Träumerei, Cousine," und gleich darauf saßen sie wieder da wie früher.

Er kam beinahe jeden Abend, und jedesmal wiederholte sich das gleiche. Etwas traurig Gedrücktes war über ihn gekommen. Das einzige, was ihn zerstreute, war der Zigarettenrauch. Vom Ofen her folgte sein Blick den blauen Ringen. Allabendlich, nachdem sie eine Weile gesessen hatten, fragte Holger: „Darf ich rauchen, Cousine?" und dann begann das Spiel mit den Rauchringen. Elna fand immer, daß es eine Erleichterung wäre, ihr bangte vor diesem Brüten über etwas Geschehenem, das Holger eigentlich so fernlag. Und eines Abends, als sein Antlitz ihr noch bleicher erschien als sonst, legte sie sanft ihre Hand auf seine

Digitized by Google

Schulter und sagte: „Holger, warum willst du nicht darüber sprechen?"

Als hätte er diese Frage erwartet, schüttelte Holger still den Kopf. „Es kann nichts helfen, Elna," sagte er, „darüber kann man nicht reden."

Da aber begann sie behutsam, während ihre Hand auf seiner Schulter ruhen blieb, ihm zuzusprechen, und noch ehe er es wußte, sprachen sie von der Geschichte seiner getäuschten Liebe.

Sie erriet dort, wo er schwieg, und sie glitt leicht über das, was ihm noch Schmerz bereiten konnte. Ihre milden Worte tauten das Eis.

Als er ruhig geworden war, als er zum erstenmal sich ausgesprochen hatte und sie wieder schweigend saßen, sagte Holger plötzlich ganz leise: „Aber Elna, woher wußtest du es?"

„Ich erriet es," sagte sie.

Abend auf Abend saßen sie zusammen, und er sprach zu ihr von dem, was vergangen war.

Es waren immer die gleichen Bilder, dieselben Worte.

„Und ich — ich glaubte es so sicher," sagte er, „so gewiß — — wie blind man doch sein kann!"

Elna sprach nicht viel, aber jedes ihrer Worte war wie Kühlung auf Wunden.

„Du verstehst mich," sagte er, „du bist die einzige, die mich versteht."

„Glaubst du?" Und Elna lächelte still und traurig.

So sprachen sie von Holgers toter Liebe. Einer dritten gaben sie alle Namen der Liebe, alle Worte der Zärtlichkeit, Worte, so voll von Sehnsucht, voll seufzererfüllten Verlangens. Und sie redeten so frei, und sie gebrauchten so unverdrossen alle Ausdrücke, hüllten sich so weich in das Netz der Gefühle — — denn dies alles galt doch einer dritten.

Sie saß hier ja nur als die Verstehende, als diejenige, die seine Gedanken erriet, die doch immer mit ihm gelebt hatte.

Aber es kam ein Tag, da Holger sich sagte: „Warum ist nicht sie es, die ich liebe? Wir, die wir einander so gut verstehen."

Und so erwuchs aus der Grabrede der toten Liebe das neue Gefühl, und eines schönen Tages wußten sie es beide. Aber lange redeten sie nur verblümt; sie fuhren fort, die neue Freude in den Worten der toten Sehnsucht zu wiegen, und jeder alte Seufzer schmeckte ihren Lippen süß.

Sie ertappten sich dabei, Hand in Hand zu sitzen, manche Zärtlichkeit trieb sie zueinander ... aber das Spinngewebe des Vergangenen zerrissen sie nicht.

So stahl das neue Glück seine Freude von dem Schatten des alten Wehs, und lange ging das so weiter.

Es war eine Zeit der halben Worte, eine Zeit reich an der zitternden Sehnsucht des Zugeständnisses, und sie harrten beide und schraken beide davor zurück.

Bis eines Tages alles gesagt war und sie eng aneinander geschmiegt unter einem Regen heißer Liebkosungen erwachten.

Das war Elnas und Holgers Liebesgeschichte.

— — — — — — — — — — — —

„Nein, nein — mehr Licht, wir wollen Kandelaber haben über allen Türen!" Elna und Holger saßen im Winkel und sprachen über den großen Ball bei Holmers.

„Und viele Blumen — sage das Hammer, er soll die Treibhäuser ausleeren. Der Saal muß wie ein Garten sein ... aber jetzt muß ich mich ankleiden ..."

„Ja — du bist noch nicht angezogen ..."

„Nein, ich war ein bißchen müde ... ach!" — Elna blieb stehen — „das dumme Stechen ..."

„Hast du Stechen?" Er nahm ihre Hand. „Und du glühst ... um Gottes willen — du hast dich gestern auf dem Balkon erkältet. Bleiben wir lieber zu Hause ..."

„Nein, nein — ein bißchen Stechen, wie ich es oft habe ... Jetzt ziehe ich mich an."

Es tat sehr weh, die Arme hochzuheben, während sie Toilette machte. Die Knie zitterten unter ihr, und mehrmals mußte sie sich setzen.

„Wie bleich Fräulein ist!" sagte das Mädchen zu ihr.

Elna sah sich im Spiegel. „Das kommt vom Hunger," sagte sie, „ich habe nicht gefrühstückt."

Sie zog das rosa Kleid an, und das Mädchen befestigte die Rosenknospen auf der Schleppe.

„Siehst du," sagte Elna, „jetzt bin ich nicht mehr blaß." In ihre Wangen war eine glänzende Röte gestiegen.

Digitized by Google

Das Mädchen erhob sich vom Boden und sah im Spiegel das Fräulein wanken, als wollte es umsinken.

„Bleib — und sage nichts," flüsterte Elna ganz graublaß und fiel in den Sessel zurück. Als sie sich wieder erholt hatte, sagte sie: „Danke, weil du niemand riefst — — es würde ihn erschrecken. — Ich will mich pudern," fügte sie hinzu, mit der Puderquaste zwei-, dreimal übers Gesicht fahrend. „So — jetzt ist es gut." Unter einem Vorwand stützte sie sich auf das Mädchen, und sie gingen die Treppe hinab.

„Das hat lange gedauert," sagte Holger.

„Ja, mein Freund, du weißt, ich möchte so gern schön sein ..."

Am Abend tanzte Elna und war ganz wohl.

— — — — — — — — — — — —

„Ich glaube, ich bleibe liegen bis zum Frühstück," sagte sie des Morgens. Sie war sehr matt und fühlte einen trocknen Schmerz in der Brust. „Geh und laß mich schlafen." Sie schloß die Augen und schlummerte. Um halb zwölf läutete Elna und wollte aufstehen.

Als sie sich im Bett aufzurichten versuchte, fiel sie mit einem leichten Schrei zurück. „Wie müde ich bin," sagte sie. Wieder versuchte sie, sich zu erheben, ließ sich ihren Frisiermantel umlegen.

Sie zitterte vor Kälte, so daß ihre Zähne aufeinanderschlugen, aber ihre Hände brannten wie Feuer. „Geh," sagte sie, sich wieder auf das Bett setzend. „Geh und sage, ich käme gleich."

Als das Mädchen aus dem Zimmer war, versuchte sie zu gehen, aber ihre Knie wankten so, daß sie vor der Tür niederfiel. Sie kam wieder in die Höhe und erreichte das Speisezimmer.

Die Mutter geriet bei ihrem Anblick in Besorgnis. „Siehst du," sagte sie, „du verträgst diese Hetzjagd nicht. Heute bleiben wir daheim."

„Nein, Mama, gerade heute nicht. Wir wollen ausfahren. Die frische Luft wird mir guttun ..."

Als Holger kam, wurde angespannt, und sie fuhren aus. Es war Ende April. Der Frühlingshimmel leuchtete überall in alle Seitengassen und leuchtete strahlend hell. Im Sonnenglanz lag ein bräunlicher Schimmer über den Bäumen der Anlagen, und die Büsche entlang des Kastellgrabens trugen Knospen. In Elnas Wangen war Röte gestiegen. „Sieh," sagte sie, „wie veilchenblau der Sund ist!"

Sie fuhren längs des Strandes. Die Büsche hinter den Gartenzäunen grünten unter der glitzernden Sonne; drinnen auf den Wiesenflächen keimte das feine Gras, und in den frisch aufgeworfenen Beeten blühte der Krokus in leuchtenden Farben. Der wilde Ribs ließ seine rötlichen Trauben hängen.

Elna sprach nicht viel. Langsam glitt ihr Blick über den Sund und den lichtblauen Himmel. „Holger," sagte sie, und ihre Hand, die auf seinem Arm ruhte, lastete schwerer, „wie schön ist doch das Leben, wie wunderbar schön!" Und ihre Augen wurden feucht, und die Tränen rollten über ihre Wangen.

„Elna," sagte er, „du bist krank. Warum weinst du?"

Sie hob den Arm, und während sie ihn gegen den Sund ausstreckte, sagte sie: „Ist es hier nicht schön?" Wieder saß sie, den Blick auf das Wasser gerichtet. Und ohne das Auge von dem Himmel und dem blauen Sund zu wenden, sagte sie: „Sich das Glück auszudenken, miteinander alt zu werden!"

Ein Knabe trat aus einem der Gärten mit einem Korb Veilchen in kleinen Sträußchen. Elna ließ den Wagen halten. „Was kosten deine Veilchen?" fragte sie.

„Zehn Öre der Strauß."

„Gib sie mir alle." Mit beiden Händen griff sie in den Korb und hob die Veilchen zu ihrem Gesicht empor. „Wie sie duften!" sagte sie. „Wie frisch sie duften!" Dann breitete sie sie in ihrem Schoße aus, nahm sie wieder in die Höhe, einen nach dem andern, und ließ ihre Kelche von der Sonne liebkosen. Ein wenig später überfiel sie plötzlich ein Kälteschauer. Ihre Zähne schlugen aufeinander. „Laß uns heimkehren." Als der Wagen umdrehte, wandte sie den Kopf. Weit draußen an der äußersten Landspitze schimmerten Taarbaeks Häuser und Hvidöres Turm über dem blauen Sund.

Während der ganzen Heimfahrt saß sie mit geschlossenen Augen. Dann und wann stahl sich unter ihren Wimpern eine Träne hervor und glitt langsam über ihre Wange.

Man sprach davon, zum Arzt zu schicken, allein Elna mochte nichts davon hören. Sie

Digitized by Google

wollte nur ein wenig schlafen, ehe sie sich umkleidete.

Sie hatte den Lüster und den Armleuchter vor dem Spiegel anzünden lassen und konnte von den dunkelroten Mohnblumen gar nicht genug auf ihre Schleppe bekommen. Ein paarmal schritt sie vor dem Spiegel auf und ab; da verließ sie die Kraft, und sie mußte sich niedersetzen, während ihr das Mädchen die langen Handschuhe zuknöpfte.

„Du kannst nicht knöpfen," sagte sie. „Laß mich es selbst tun." Ihre Arme zitterten derart, daß die Knöpfe immer wieder herausglitten.

Mit einem Male schob sie das Mädchen von sich: „Nein, hör' auf — ich kann nicht ... Ich kann nicht hinfahren." Sie ließ sich auf den Diwan betten, die Lichter wurden ausgelöscht.

„Es hat mich ein wenig angestrengt," sagte sie zu Holger. „Die Wagenfahrt ist schuld daran — ich möchte lieber zu Hause bleiben." Sie bat die andern so lange, bis sie allein zur Gesellschaft fuhren.

Elna fühlte heftige Schmerzen in der Brust, und das Fieber nahm zu, so daß das Sofa unter ihr zitterte. Einige Stunden später ließ sie sich zu Bett bringen. „Schickt zum Arzt," sagte sie.

Der alte Geheimrat, ihr Hausarzt, kam.

Sie war kaum bei Besinnung, aber sie öffnete die Augen, und ganz leise sagte sie: „Nicht wahr — es ist schlimm?"

Drinnen in der Wohnstube sprach der Geheimrat laut und erbittert und sandte sogleich den Wagen zu den Eltern und Holger.

Das ganze Haus kam in Aufruhr: auf den Treppen eilten die Dienstleute mit erschrockenen Gesichtern aneinander vorüber; der Gärtner, der beim Dekorieren war, begann seine Lorbeerbäume von den Treppenabsätzen fortzuschleppen. Der Assistent des Geheimrats kam und nahm im Krankenzimmer am Bette Platz ... In der Wohnstube hörte man den Schritt des alten Arztes von der Tür bis zum Fenster und von dem Fenster bis zur Tür ... Draußen auf dem Gang tönte das stete Hämmern und Schleppen des Gärtners, der seine Arbeit einstellte. Das Stubenmädchen fiel in seiner konfusen Hast auf der Treppe hin, mit dem Rücken gegen das Blattwerk. Der Geheimrat öffnete die Tür und schalt hinaus.

Dann wurde es ganz still, und ein erschrockenes Schweigen lagerte über dem ganzen Haus.

Einmal inzwischen zeigte sich der Geheimrat am Bette. „Nun?"

Der Assistent hob nicht die Augen von Elnas Antlitz: „Fortschreitend," sagte er. Und der Geheimrat kehrte zurück ins Wohnzimmer.

Das Haustor wurde eilig auf- und wieder zugeschlagen: der Wagen mit Holmers und Holger. Sie kamen, wechselten rasche Worte mit den Dienstleuten auf der Treppe ... die Mädchen weinten, und Frau Holmer schluchzte, als sie ins Zimmer trat.

Keiner sprach. Der Etatsrat nahm die Hand des Arztes, ohne zu fragen. Holger sank müßig auf einen Sessel nieder. Und nach Verlauf einer halben Stunde hatte noch immer niemand ein Wort geäußert.

Frau Holmer saß verborgen in einer Ecke. Holger hielt das Gesicht mit seinen Händen bedeckt, und zwischen seinen Fingern hervor starrte er stumpf nach dem Geheimrat, der unaufhörlich auf und ab schritt. Alle fünf Minuten verschwand er hinter der Portiere ins Krankenzimmer, fragte und kehrte zurück mit demselben unbeweglichen Gesicht, um seinen Weg fortzusetzen.

Mit einem Male, als die Portiere aufs neue hinter dem Arzt zufiel, erwachte in Holger alles Leben in dem einzigen Verlangen, Elna zu sehen. Er stand auf und ging hinein. Das Krankenzimmer war bereits schwer und schwül. Er sah die beiden Ärzte im Lampenlicht über das Bett gebeugt — der junge flüsterte. Auf dem Kissen lag Elnas Haar — mehr sah er nicht.

Der Geheimrat wandte sich um. „Gehen Sie," sagte er, „sie schläft."

Holger ging zurück ins Wohnzimmer. Die beiden Alten hatten sich zueinander geflüchtet, sie saßen auf dem Sofa eng nebeneinander, unbeweglich und bleich.

Man vernahm, wie ein vereinzelter Wagen weich über die Lohe rollte, die auf die Straße gestreut war. Die Uhr auf dem Kamin tickte hörbar.

Der Geheimrat sprach zu den beiden Alten und ging aus dem Zimmer hinaus. Holger folgte ihm mit dem Blick, bis die Tür sich hinter ihm schloß.

Der alte Holmer sagte: „Ja — er ist fortgegangen." Es waren die ersten Worte,

Digitized by Google

welche fielen, und wieder saßen sie in hilflosem schwerem Schweigen.

Um zwölf kam der Assistent heraus. „Sie ist aufgewacht," sagte er.

Da fuhren sie aus ihrer Schlaffheit empor und starrten ihn an, ohne sich zu erheben.

Und ein wenig leiser fügte der junge Mann hinzu: „Sie haben vielleicht den Wunsch, sie zu sehen."

Da gingen sie alle zusammen hinein, und der Arzt hob die Portiere.

Elna lag, das Haupt ihnen zugewandt. „Seid ihr schon zurück?" sagte sie, nahm sie bei der Hand, streichelte sie und reichte Holger den Mund zum Kuß. Dann wandte sie sich ab, als wäre sie müde. Sie blieben im Krankenzimmer und setzten sich in eine Ecke. Jedesmal, wenn Elna im Fieber auffuhr, zitterten sie. Sie verwandten keinen Blick von dem Bett. Der Schatten des Arztes zeichnete sich auf dem Laken ab.

Bald darauf kam der Geheimrat zurück.

Er schickte sie hinaus, und von Trostlosigkeit erfaßt, weinten sie alle drei leise vor sich hin, dicht nebeneinander sitzend. Das Stubenmädchen stand bebend an der Tür und verbarg das Gesicht in der Schürze.

Dann trat der junge Arzt in die Tür und winkte.

Frau Holmer schluchzte laut auf und faßte nach ihres Mannes Arm. Holger hatte ein Gefühl, als wäre er gelähmt.

Elna hatte die Augen aufgeschlagen. Ihr Blick wanderte durchs Zimmer. Da sah sie Holger ...

Er ging ganz nahe zu ihr heran und nahm ihre Hand. Sie war feucht von kaltem Schweiß. „Elna," sagte er, „Elna, wie kann es sein?"

Sie fuhr fort zu lächeln. „Holger," flüsterte sie, „du hast mich allzu glücklich gemacht."

Sie sprach nichts mehr ... Nach einer Weile begann der Todeskampf ...

Sie starb beim ersten Morgengrauen.

Der kranke Knabe

Ach, Mutter, es mag mir wohl besser gehn!
Ach, Mutter, ich glaube, ich bin nicht mehr krank!
Ich habe so tief, so süß geträumt:
Ich hab' dich als kleines Mädchen gesehn;
Nur warst du viel zarter und warst so fein ...

Mein Kind, mein Kind, wie ist mir so bang!
Das war ja dein totes Schwesterlein! — —

Und war es mein totes Schwesterlein,
Dann kann's wohl sein, daß ich sterben muß.
Doch, Mutter, dann ist es so süß, so süß
Wie des Abends dein letzter Kuß
Immer, wenn du mein Schlaflied gesungen. — —
Aber, Mutter, du spielst ja mit mir!
Du bist's ja doch selbst, und du kommst von der Tür!
O, bist du schön und so zart und fein!
Ach ja, so mag wohl die Schwester sein.
Und wie du singst, was du nie noch gesungen,
Mutter, mit so viel zarterer Zungen:
Das kleine Märlein
Vom goldenen Fährlein,
Das über den See, einem Schwane gleich,
Fährt bis ins weite Himmelreich.

Hans Naumann

Digitized by Google

Eine verschollene Krankheit

Medizingeschichtliche Skizze von Dr. med. Arthur Bernstein (Rummelsburg-Berlin)

Mehr denn je ist augenblicklich das Interesse auch der weitesten Kreise den Bestrebungen zugewandt, die auf die Verhütung und Bekämpfung der epidemischen Krankheiten, der Seuchen, gerichtet sind. Mit Bewunderung verfolgt man die Fortschritte der Wissenschaft und sieht, wie sie — auf genial ersonnene Methoden sich stützend — die Schreckgespenster der Menschheit zu verscheuchen sucht. Da ist es tröstlich und lehrreich zugleich, einmal den Blick in die Vergangenheit zu versenken und sich einer Krankheit zu erinnern, die — einst eine Geißel der Welt — nunmehr, als Seuche wenigstens, verschollen ist. Lehrreich deshalb, weil es einfache hygienische Maßnahmen waren, die diese Krankheit aus der Welt schafften; tröstlich, weil die Bezwingung des Skorbut (um ihn soll es sich im folgenden handeln) ein glänzendes Beispiel der naturbeherrschenden Macht des Menschengeistes darstellt. Der Name des Mannes zwar, dem es gelang, den Skorbut zu bezwingen, ist vergessen: selbst vielen Ärzten wird ihr wackerer schottischer Kollege James Lind unbekannt sein. Eine um so schönere Aufgabe ist es, sein Gedächtnis der Verschollenheit zu entreißen, welcher er — ähnlich wie die Krankheit, die er bekämpfte — anheimfiel.

Welche Bedeutung der Skorbut für die Menschheit früherer Zeiten hatte, lehrt am besten eine historische Betrachtung dieser Krankheit.

Aus dem Altertum sind keine Überlieferungen vorhanden, welche mit Sicherheit auf Skorbut zu beziehen wären; höchstwahrscheinlich ist jedoch die Seuche auch damals schon aufgetreten. Zum Beispiel scheint die Krankheit, welche nach Plinius' Bericht im Heere des Germanicus in Deutschland ausbrach, Skorbut gewesen zu sein.

Das erste — sicher bezeugte — Auftreten des Skorbut fällt in das Jahr 1218 und betraf das Belagerungsheer der Kreuzfahrer vor Damiette. Das Lager war auf einer durch den Nil und das Meer gebildeten Insel aufgeschlagen, die im November des Jahres durch dreitägigen Sturm überschwemmt wurde. Unaufhörlicher Regen schloß sich daran an. Und unter diesen ungünstigen Witterungsverhältnissen brach nunmehr eine Seuche aus, welche ein Sechstel des ganzen Heeres hinwegraffte. Der Bischof von Ptolemaïs, Jakob von Vitry, entwirft folgende Schilderung: „Es befiel viele aus dem Heer eine Seuche, gegen welche die Ärzte aus ihrem Heilschatz kein Mittel ausfindig machen konnten Ein immer wiederkehrender Schmerz befiel die Füße und Beine, und zugleich lockerte wildes Fleisch Zahnfleisch und Zähne und nahm so den Kranken die Möglichkeit, zu kauen. Die Schienbeine wurden in grauenerregender Weise schwarz gefärbt. Zerrüttet durch den andauernden Schmerz, gingen die meisten geduldig in den Herrn ein. Die, welche es bis zum Frühjahr aushielten, kamen unter dem günstigen Einfluß der Wärme heil davon."

Damiette wurde dann im Jahre 1219 genommen, fiel aber später wieder in die Hände der Sarazenen zurück. Dreißig Jahre darauf wurde die Stadt wiederum von einem Kreuzheer — unter Ludwig IX. von Frankreich — erobert (Juni 1249). Die Nilüberschwemmung, welche sich wie alljährlich einstellte, zwang den König, bis zum Oktober von weiteren Operationen abzusehen. Während dieser Zeit nun ergaben sich die Krieger einem zügellosen, ausschweifenden Lebenswandel, der die Kräfte der meisten zerrüttete. Bald stellte sich auch Mangel an Lebensmitteln ein, da die Sarazenen dem Heere die Zufuhr abschnitten. Die Leichen der bei den wiederholten Angriffen der Feinde Gefallenen bedeckten den Nil und verpesteten die Luft. So waren alle Vorbedingungen gegeben, die nur immer den Ausbruch und die Verbreitung einer Krankheit begünstigen können. Joinville schreibt in seiner „Geschichte des heiligen Ludwig": „Die Krankheit war derart, daß das Fleisch an den Füßen zusammenschrumpfte, die Haut an den Füßen mit roten und schwarzen Flecken wie an einem alten Stiefel bedeckt wurde und das Zahnfleisch abfaulte. Selten genas einer, fast jeder war des Todes. Blutete die Nase, so war das ein Zeichen des herannahenden

Digitized by Google

Todes. Die Seuche nahm so überhand, daß unsern Leuten das wilde Fleisch so stark an den Kinnladen wucherte, daß die Wundärzte es ausschneiden mußten, damit sie nur wieder kauen und schlucken konnten."

Aus den beiden vorstehenden Berichten wird der Leser bereits einen Einblick in die Natur des Skorbuts gewonnen haben. Der Skorbut wird hauptsächlich durch zwei Reihen von Erscheinungen charakterisiert. Einmal sind es Blutungen, die besonders an den untern Extremitäten — unter der Haut und den tieferen Gewebsschichten — auftreten und jene „grauenerregende" Schwarzfärbung der betroffenen Teile verursachen. Eine zweite typische Reihe von Erscheinungen zeigt das Zahnfleisch. Dieses schwillt an, blutet, die Zähne lockern sich; es entstehen Geschwüre mit häßlichem Belag, die einen unerträglichen Geruch hervorrufen. Die Patienten werden von Tag zu Tag matter und kraftloser und gehen schließlich an der allgemeinen Schwäche zugrunde, falls nicht Komplikationen ihnen ein schnelleres Ende bereiten. Auch die äußern Verhältnisse, unter denen die Seuche zum Ausbruch kam, lernten wir kennen: das Zusammensein vieler Menschen auf beschränktem Raum, ungünstige Witterungsverhältnisse, mangelhafte Ernährung hatten unzweifelhaft in beiden Fällen das Auftreten der Krankheit begünstigt.

In den nächsten zweihundert Jahren hören wir nunmehr nichts vom Skorbut. Erst am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts tritt die Krankheit wieder hervor und wird von nun an in allen Gegenden der Welt beobachtet, die immer die Schiffahrt zu erreichen vermag.

Zusammengedrängtsein vieler Menschen auf kleinen Raum, ungünstige Witterungsverhältnisse, mangelhafte Ernährung: wo trafen wohl diese Faktoren häufiger zusammen als auf den Schiffen, die damals — am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts — zuerst sich dem offenen Ozean anvertrauten, damals zuerst sich für Wochen und Monate fern von den Küsten hielten? Und so beginnt denn mit dem Zeitalter der großen Seefahrten der Skorbut eine ausgesprochene Seemannskrankheit zu werden. Auf sein Auftreten als solche wenden wir zunächst den Blick.

Als Vasco de Gama auf seiner berühmten Fahrt (in den Jahren 1497 bis 1498) das Kap der guten Hoffnung umsegelt hatte und sich zwischen den Küsten von Mozambique und Sofala befand, brach die entsetzliche Seuche unter der Mannschaft aus und raffte von hundertundsechzig Mann der Besatzung hundert hinweg. Eine ausgezeichnete Beschreibung gibt Camões in den „Lusiaden". Er läßt den Vasco selbst einem heidnischen Fürsten, bei dem er Gastfreundschaft genießt, das unbekannte Leiden schildern:

Denn einer Krankheit fürchterlichem Grau'n,
Die nie ich sah, sank hin der Menschen Leben,
Daß fern sie von der Heimat süßen Au'n
Sich fürchterlichem Tod sah'n hingegeben;
Wer, der's nicht sah, wird meinem Zeugnis trau'n,
Daß Beul' an Beule man sich sah erheben
Am Zahnfleisch, bis es aufgeschwollen ragte
Und ekler Eiter dran zersetzend nagte.

In dem die Luft verpestenden Gestanke,
Des Grund bisher kein Wundarzt noch erkannt,
Sah'n wir, wer an dem grausen Übel kranke,
Für das der Arzt Heilmittel noch nicht fand.
Doch mancher Mann, sich fragend, was er schwanke,
Führt in die Schwulst das Messer fester Hand.
Was solle denn der Einschnitt noch verderben,
Da, unterbleib' er, er müß' dennoch sterben! —

Im Dezember des Jahres 1535 brach unter der Mannschaft des James Cartier, als er sich — auf seiner zweiten Reise nach Neufundland begriffen — auf dem Flusse Kanada befand, der Skorbut aus und griff so um sich, daß Mitte Februar von hundertundzehn Mann hundert krank waren, davon mehr als fünfzig anscheinend hoffnungslos; acht waren bereits vorher gestorben. Aber noch weiter verbreitete sich die Seuche, bald waren nur noch drei Mann gesund, der Verlust an Toten stieg auf fünfundzwanzig. Als so die Not am höchsten war, wurde der Kapitän durch Eingeborene auf ein Heilmittel aufmerksam gemacht, welches sie selbst, wenn die Krankheit unter ihnen ausbrach, anzuwenden pflegten. Es war das der Saft von Blättern eines Baumes, den sie „Ameda" nannten, und der — nach Lind — mit „der großen, in Morästen wachsenden amerikanischen Tanne" identisch ist. Durch Anwendung einer Abkochung der Rinde und der Blätter dieses Baumes wurden dann die Seefahrer in kurzer Zeit wieder hergestellt.

Leider war dies Mittel später nicht mehr aufzufinden, wie aus einer Beschreibung der Reise hervorgeht, welche die Herren von Monts, Pontgrave und Pontrincourt am Ende des sechzehnten Jahrhunderts nach dem Teil von „Neufrankreich" unternahmen, der

Digitized by Google

mit Virginien zusammenhängt. Sechsunddreißig Mann starben am Skorbut, sechsunddreißig bis vierzig erkrankten, erholten sich aber, als der Frühling kam. Nach Frankreich zurückgekehrt, erkundigte sich von Monts bei den Ärzten nach einem Mittel gegen die Krankheit, aber keinem war ein solches bekannt.

Noch sei erwähnt die Reise Lord Ansons um die Welt, welche den unmittelbaren Anstoß für Lind zur Abfassung seines Werkes gab. Anson trat im September 1740 mit fünf Kriegsschiffen die Reise an. Drei der Schiffe erwiesen sich jedoch später als unbrauchbar, so daß die Mannschaft auf zweien untergebracht werden mußte. Auf dem größeren dieser beiden Schiffe, dem „Centurio", starben im April 1741 dreiundvierzig Mann, im Mai noch einmal so viel. Als Anson auf der Insel Juan Fernandez landete, waren vom „Centurio" zweihundertzweiundneunzig tot, zweihundertvierzehn waren noch übrig. Von diesen wurden hundertsiebenundsechzig als krank ans Land gesetzt. Von den Gelandeten starb noch ein großer Teil an allgemeiner Schwäche; in den ersten zehn bis zwölf Tagen wurden täglich selten weniger als sechs Mann begraben. Erst nach mehreren Wochen erholten sich die, welche noch übrig waren. Das andre Schiff, „Gloucester", hatte drei Viertel seiner Mannschaft verloren.

Als die Reise fortgesetzt wurde, brach nach kurzer Zeit die Seuche zum zweitenmal aus, in ganz andrer Gegend, unter ganz andern klimatischen Verhältnissen; doch forderte sie diesmal nicht so viele Opfer wie beim ersten Ausbruch.

Von fünfhundertzehn Mann, die im Jahre 1740 mit Anson abgesegelt waren, kehrten nur hunderddreißig in die Heimat zurück.

Diese Beispiele werden genügen, um die unheilvolle Bedeutung des Skorbut für die Seefahrer der damaligen Zeit ins rechte Licht zu setzen. Zu Lande entfaltete diese Seuche in der Zeit vom fünfzehnten bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ebenfalls eine verderbliche Wirksamkeit. Immer, wo viele Menschen, auf engem Raum zusammengedrängt, unter Mangel an zweckmäßiger Nahrung und unter ungünstigen Witterungsverhältnissen leiden, tritt der Skorbut auf. Vornehmlich daher bei Belagerungen, und mit Recht nennt ihn ein alter Schriftsteller „eine Lagerkrankheit, die die Belagerer und Eingeschlossenen heimsucht". So herrschte der Skorbut im Jahre 1631 im Lager der Schweden vor Nürnberg, im Jahre 1703 raffte er von den Einwohnern des von den Schweden belagerten Thorn 6000 hinweg. Die Spanier verloren bei der Belagerung von Breda 1608 Soldaten. Aus der neueren Geschichte sei der Ausbruch des Skorbut im belagerten Paris (1871) erwähnt. In ähnlicher Weise tritt die Krankheit in Gefängnissen, Kasernen und andern menschenbesetzten Anstalten auf.

Wo die Bewohner ganzer Gegenden dauernd den ungünstigen Einflüssen, von denen wir oben sprachen, ausgesetzt sind, herrschte der Skorbut dauernd, wenn er auch nicht so kolossale Verwüstungen anrichtete: so in den skandinavischen Ländern, an den Küsten der Nord- und Ostsee. Seit dem vorigen Jahrhundert — dies sei im voraus bemerkt — ist er aber als endemische Krankheit dieser Länder fast vollständig verschwunden.

Das vielfache Auftreten des Skorbut zu Wasser und zu Lande während des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts brachte in die Köpfe der zeitgenössischen Ärzte eine heillose Verwirrung. Ihre allzugroße „Gelahrtheit", wie sich Haeser ausdrückt, ließ sie hinter den deutlich ausgeprägten Symptomen der Krankheit eine höchst geheimnisvolle und dunkle Wesenheit wittern, und bald proklamierten sie unter Leitung eines gewissen Eugalenus den Skorbut als „die Ursache und Wurzel alles Übels", das überhaupt vorkommen kann. Sie nahmen an, daß jedes Kind ihrer Zeit bereits eine skorbutische Blutbeschaffenheit mit auf die Welt bringe, die nachher nur zum Vorschein zu kommen brauche, und demgemäß faßten sie bald jede beliebige Krankheit als „skorbutisch" auf. Die charakteristischen Merkmale des Skorbuts vergaß man und faßte alle möglichen Leiden, so z. B. Malaria, Typhus u. a., unter den Begriff Skorbut zusammen.

Vom wirklichen Skorbut wußte bald kein Mensch etwas mehr, und als daher zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts einige kritische Köpfe gegen die Lehre von der „skorbutischen Veranlagung" zu Felde zogen, leugneten sie das Vorkommen von Skorbut überhaupt, in welcher Form es auch sei. Vage Hypothesen vernichteten auf diese Weise den Glauben an die feststehenden Tatsachen, von denen sie ausgegangen, an denen sie, wie wilder Efeu den Stamm verdeckend, emporgewuchert waren.

Digitized by Google

Als so die Verwirrung ihren Höhepunkt erreicht hatte, trat Lind auf und klärte mit einem Schlage die Sachlage. „Aus diesem wilden Kampfgetümmel der Meinungen," sagt ein neuerer Autor, „schallen dann auf einmal beruhigend und wahrhaft erquickend, gleich den Klängen einer frommen Weise, die schlichten Worte von James Lind hervor, dem unter allen Schriftstellern, welche sich mit dem Skorbut wissenschaftlich beschäftigt haben, älteren wie neueren, unbestritten der Preis gebührt."

James Lind, ein schottischer Arzt (1716 bis 1794), lernte den Seeskorbut aus eigner Erfahrung in den Jahren 1746 und 1747 kennen, während er auf dem Königlichen Schiffe „Salisbury", welches damals im Kanal kreuzte, tätig war. Den eigentlichen Anstoß zu seinem bahnbrechenden Werke, das im Jahre 1754 unter dem Titel „Treatise on Scurvy" erschien, gab, wie schon erwähnt, die Weltreise Lord Ansons. Diesem hat denn auch Lind sein Buch gewidmet. Den Gedanken, welcher ihn leitete, als er die „Abhandlung über den Skorbut" verfaßte, spricht er selbst in folgenden Worten aus: „Was unsre Aufmerksamkeit vorzüglich auf sich zieht und was den berühmtesten Ärzten in allen Teilen von Europa schon länger als hundert Jahre viel zu schaffen gemacht hat, ist, dieses Übel zur See zu verhüten und einen so nützlichen Teil der menschlichen Gesellschaft, nämlich die Seeleute aller Nationen, auf langen Reisen und Kreuzfahrten wider die tötlichen Wirkungen desselben zu verwahren." Hatte doch der Skorbut in dem letztvergangenen Kriege Englands größere Verwüstungen unter den britischen Seeleuten angerichtet, als es die vereinigte spanisch-französische Flotte zusammen vermocht hatte.

Zunächst grenzte Lind nun den Begriff „Skorbut" wieder scharf und präzise von andern Krankheitsbegriffen, mit denen er verwechselt war, ab. Er wies die Irrigkeit der Lehre Eugalens und seiner Anhänger nach und machte den vagen Vorstellungen über die angebliche Erblichkeit der Krankheit oder eine angeborene Anlage zu ihr ein für allemal ein Ende. Kein Unterschied bestände, zeigte er, zwischen Land- und Seeskorbut: „Der Skorbut ist eine zufällige und nicht natürliche Krankheit, das ist, daß sie nicht von einer aus feinen Stücken entstehenden Veränderung der Säfte, sondern von dem starken und wirksamen Einfluß gewisser offenbaren und merklichen Ursachen herrührt."

Diese Ursachen sind ungünstige Witterungseinflüsse, schlechte hygienische Verhältnisse, hauptsächlich Mangel an zweckmäßiger Nahrung, und zwar vorzugsweise Mangel an frischen Vegetabilien, an grünen Gemüsen.

Es handelte sich also in erster Linie darum, Ersatz zu finden für diese Nahrungsmittel, deren Frischbewahrung auf den Schiffen zu damaliger Zeit nicht möglich war.

Schon zweihundert Jahre vor Lind hatte ein gewisser Rousseus berichtet, daß holländische Matrosen, die auf der Rückfahrt von Spanien vom Skorbut ergriffen wurden, in ihrer Not die Orangen und Zitronen, die sie geladen hatten, verspeisten und dadurch geheilt wurden. Diese zufällige Entdeckung war aber ohne weitere praktische Folgen geblieben. Lind lehrte nun, daß der Genuß jener Früchte nicht nur einen wohltätigen Einfluß auf die bereits Erkrankten ausübe, sondern auch die Gesunden vor der Erkrankung schütze. Er empfahl daher, auf langen Seereisen stets einen Vorrat von Zitronen und Orangen mitzuführen, und gab nähere Anweisungen über die Darstellung und Konservierung eines Extraktes dieser Früchte, den er als Träger ihrer Wirkung erkannt hatte. Er hielt aber den Zitronensaft durchaus nicht, wie das spätere taten, für ein Sondermittel gegen den Skorbut, sondern er sah ihn nur als das beste Ersatzmittel für frische vegetabilische Nahrung an. Er vergißt nicht, den Wert andrer leicht konservierbarer Gemüse, wie Kohl, Löffelkraut, Bohnen, ferner der Zwiebel zu betonen. Der „Lemon-juice" war eben ein Mittel, welches von den Seeleuten täglich genommen werden konnte, ohne Überdruß hervorzurufen.

Mit klarem praktischem Blick erkannte Lind auch, daß nicht der Mangel an Vegetabilien allein, sondern überhaupt schlechte Ernährungsverhältnisse, ganz allgemein gesagt: ungünstige Lebensbedingungen das Auftreten des Skorbuts begünstigten. Er beschäftigte sich eingehend mit der Frage des Trinkwassers, um welches es damals auf den Schiffen sehr schlecht bestellt war, und gab eine Methode an, mittels welcher sich das Seewasser trinkbar machen ließ. Mit Nachdruck wies er auf die Notwendigkeit einer zweckmäßigen Aufbewahrung der Lebensmittel an Bord hin. Peinlichste Sauberkeit, gute Ventilation der

Digitized by Google

Schiffsräume empfahl er, ebenso die Sorge für gesundheitsgemäße Hautpflege und Bekleidung der Bemannung. Die Wichtigkeit der Anwendung allgemeiner hygienischer Grundsätze erkannte er zu einer Zeit, in welcher man auf die Anwendung „höllischer Latwergen" bei Behandlung von Krankheiten den Hauptwert legte.

Linds Abhandlung fand in ärztlichen Kreisen einen solchen Anklang, daß sie bereits drei Jahre nach ihrem ersten Erscheinen in zweiter, bald auch in dritter Auflage herausgegeben werden mußte; auch wurde sie ins Französische sowohl wie ins Deutsche übersetzt. Für ein rein fachwissenschaftliches Werk — zumal zur damaligen Zeit — ein außerordentlicher Erfolg.

Anders stand es mit der praktischen Durchführung der Lindschen Vorschläge. Zunächst verschloß man sich ihnen in den maßgebenden Kreisen Englands, und es bedurfte erst neuer großer Ausbrüche der Seuche zur See, um die Verwaltungsmaschine zu ihren Gunsten in Bewegung zu setzen. Die Flotte des Admirals Geary kehrte im Jahre 1780 mit 2400 Skorbutkranken nach England zurück. Im Jahre 1795 wurde die Mannschaft der Flotte Lord Howes im Kanal durch die Krankheit fast gänzlich aufgerieben. Da endlich traf man Anordnungen, wie sie des nun schon verstorbenen Lind Ratschlägen entsprachen. Der Erfolg zeigte sich bald; zumal als man einsehen gelernt hatte, daß die Einführung des Zitronenextraktes, des „Lemonjuice", allein nicht genügte, sondern daß man auch die übrigen hygienischen Vorschriften nicht vernachlässigen dürfe. In der Kriegsflotte Großbritanniens sowohl wie in der der übrigen Staaten, die Englands Beispiel folgten, verschwand der Skorbut mehr und mehr von der Bildfläche; jetzt wird er wohl nur noch in ganz vereinzelten Fällen beobachtet. Längere Zeit dagegen zeigte er sich noch auf Handelsschiffen, die einer geringeren Kontrolle unterworfen waren. Die Kapitäne begnügten sich vielfach damit, einen gewissen Vorrat von Zitronenextrakt an Bord zu nehmen, und bekümmerten sich dann um weiter nichts mehr. Aber auch in der Handelsflotte erlosch der Skorbut, seit strengere Bestimmungen erlassen wurden. Dazu kam, daß mit der größeren Verbreitung der Dampfschiffahrt der Aufenthalt auf hoher See gewaltig abgekürzt wurde; außerdem erreichte die Technik der Nahrungsmittelkonservierung eine hohe Vollkommenheit. So wurde die Befolgung der Lindschen Lehren bedeutend erleichtert. Denn nochmals sei hervorgehoben, daß Lind das Hauptgewicht auf eine rationelle Hygiene legte, nicht auf die einseitige Anwendung des Zitronenextraktes, welchen man zum Beispiel in der österreichischen Marine überhaupt nicht mehr anwendet.

Von Interesse ist eine Statistik des Arztes am Seemannshospital zu Greenwich, Johnson Smith. Es wurden im Hospital beobachtet in den Jahren 1865 bis 1869 382 Fälle von Skorbut (davon tödlich 8), 1870 bis 1874 109 Fälle, 1875 bis 1879 120 Fälle, 1880 bis 1884 131 Fälle, 1885 bis 1889 37 Fälle, 1890 bis 1894 11 Fälle. Die Abnahme der Zahl der Erkrankungen nach 1869 erklärt sich daraus, daß kurz vorher strengere Bestimmungen für die englischen Handelsschiffe erlassen waren, während die Abnahme nach 1884 auf die außerordentliche Entwicklung des Dampfschiffbetriebes zurückzuführen ist. In den letzten fünfzehn Jahren beobachtete man in dem genannten Hospital nur einen Todesfall an Skorbut. Die einst so verderbliche Seuche existiert, wie Smith sich ausdrückt, praktisch so gut wie nicht mehr. Selbst auf langen Reisen in den unwirtlichsten Gegenden braucht man sie nicht mehr zu fürchten, wie der Verlauf von Nansens Nordpolexpedition lehrt. Eins aber dabei immer vorausgesetzt: die vernünftige Befolgung der Lindschen Lehren. Daher können wir Smith nur beipflichten, wenn er sagt: „Obgleich man mit Recht behaupten kann, daß eine lange bestehende Ursache nationalen Elends jetzt entfernt worden ist, sollte doch die Notwendigkeit einer dauernden Fürsorge für die Zukunft immer im Auge behalten werden. Neue Erfahrung über Skorbut lehrt, daß, wie gut auch immer alle andern hygienischen Bedingungen sein mögen, die Krankheit ganz gewiß in der alten Form und vielleicht mit der alten Heftigkeit wieder auftreten wird, sobald man die Regeln vernachlässigt, die Lind so vollständig aufgezeichnet hat zur Verhütung dieser Kalamität zur See und zur Bewahrung — um Linds eigne Worte zu gebrauchen — eines wahrlich wertvollen Teils der menschlichen Gesellschaft, der Seeleute aller Nationen."

Digitized by Google

Naturwissenschaftliche Rundschau

Die Erdbebenforschung in Deutschland

Von Dr. J. B. Messerschmitt in München

Die Erforschung der geometrischen und physikalischen Verhältnisse unsers Erdballs hat in dem letzten halben Jahrhundert durch den Zusammenschluß aller Kulturstaaten zu der Vereinigung der „Internationalen Erdmessung" solche Fortschritte gemacht, daß sich die Erkenntnis immer mehr Bahn brach, nur durch ein solches Zusammenarbeiten könne in zweckentsprechender Weise auch auf andern Gebieten, die die ganze Erde umfassen, großer Nutzen geschaffen werden. Ein solches Gebiet aber ist die Erforschung jener unheimlichen Äußerung der im Innern der Erde schlummernden Kräfte, die als Erdbeben bald nur ein leichtes, fast unmerkliches Zittern des Erdbodens bewirken, bald durch kräftige Stöße die durch den Fleiß und die Arbeit vieler Jahre geschaffenen Werke der Menschen in wenigen Augenblicken vernichten.

Deutschland ist, in historischer Zeit wenigstens, von eigentlichen Erdbebenkatastrophen verschont geblieben; aber schwächere Erschütterungen treten in gewissen Gegenden unsers Vaterlandes, wie am Rhein, im Vogtland und in den Gebirgen Süddeutschlands, gar nicht selten auf, wobei auch manchmal ein heftigerer Stoß erheblichen Schaden zu verursachen vermag. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn dadurch das Interesse von Zeit zu Zeit wieder auf dieses Phänomen gelenkt wird und besonders die Geologen den Ursachen von jeher nachspürten. Zunächst freilich kam man nicht über mehr oder minder geistreiche Theorien und Spekulationen hinaus, da es an Mitteln und Wegen fehlte, die bei einem Erdbeben auftretenden Umstände richtig zu erfassen und sicher festzustellen.

Die ersten im neunzehnten Jahrhundert ersonnenen Instrumente, welche den Eintritt von Erdbeben angaben, die Seismoskope, konnten auch noch keinen Aufschluß über den Verlauf der Erscheinung geben. Doch hier griff bald deutsche Geschicklichkeit und Gründlichkeit ein. Gerade die wichtigsten Erdbebenapparate haben entweder ihre Wiege in Deutschland gehabt oder sind doch hier zu ihrer höchsten Vollkommenheit gebracht worden. Außerdem sind bei der Erforschung der Erdbeben andrer Länder auch deutsche Gelehrte vielfach und mit großem Erfolge tätig gewesen, so daß es gewissermaßen der Gang der Verhältnisse mit sich brachte, wenn vor einigen Jahren von Deutschland die Anregung ausging, eine Vereinigung unter den Nationen zu schaffen, deren Aufgabe die Erforschung der Erdbebentätigkeit der ganzen Erde zum Ziele hat, nämlich die „Internationale Seismologische Assoziation".

Die Anfänge einer wissenschaftlichen Erdbebenkunde sind wohl in der Zeit des großen iberischen Erdbebens, das am 1. November 1755 Lissabon zerstörte und auf einem großen Teil der Erde gespürt wurde, zu suchen. Man sammelte zunächst die alten Beobachtungen und legte ausgedehnte Erdbebenkataloge an, von denen der erste mit großem Fleiß gesammelte Karl von Hoff zum Verfasser hat. Ihm folgten 1841 A. Perrey in Frankreich und etwas später die Engländer J. W. und R. Mallet, ferner Julius Schmidt besonders für Griechenland und andre, wodurch unsre Kenntnis über Auftreten und Verbreitung der Erdbeben wesentlich gefördert wurde.

Aus diesen Zusammenstellungen geht deutlich hervor, daß kein Teil der Erdoberfläche ganz frei von Erdbeben ist; aber auch, daß es Gebiete gibt, die besonders oft davon betroffen werden, wo sie zu den gewöhnlichen Erscheinungen gehören, so besonders in Japan, in den Anden von Südamerika. Solche Gegenden werden daher „habituelle Stoßgebiete" genannt.

Auch bemerkte man, daß in dem gleichen Gebiete starke und schwache Stöße nacheinander auftreten können, die miteinander im Zusammenhang stehen, wofür von Seebach zuerst die Bezeichnung „Erdbebenschwärme" einführte. Solche Schwärme hat seither besonders H. Credner für das sächsische Vogtland nachgewiesen und eingehend untersucht.

Schon Perrey glaubte aus seinem Katalog einen gewissen Zusammenhang zwischen den Mondphasen und dem Auftreten der Erdbeben nachweisen zu können und legte damit den Grund zu jener Hypothese, die bald darauf R. Falb sowohl für das Vorhersagen des Wetters als auch von Erdbeben weiter ausbaute. Aber ebensowenig hier wie dort haben die so gestellten Prognosen einen besondern Wert.

Digitized by Google

Zu Spezialuntersuchungen regten in Deutschland namentlich die rheinischen Erdbeben an. So veranlaßte das Erdbeben vom 23. Februar 1828, welches am Niederrhein bis nach Holland bemerkt wurde, Joh. Jak. Nöggerath als einen der ersten, sich mit diesem Gegenstand zu beschäftigen. Fr. Hoffmann, K. von Seebach, A. von Lasaulx, J. F. Jul. Schmidt widmeten gleichfalls rheinischen Beben ihre Untersuchungen und stellten manche wichtige Tatsache fest.

Wenn nun so einzelne vieles geleistet haben und auch immer leisten werden, so kann bei der Erdbebenforschung ein wesentlicher Fortschritt doch nur durch richtiges Zusammenwirken vieler erzielt werden. Von diesem Gesichtspunkt ausgehend, richtete in den siebziger Jahren H. Credner in Leipzig einen besondern Erdbebendienst im Königreich Sachsen ein, indem er über das ganze Land zerstreut Vertrauensmänner wählte, durch welche er Beobachtungen über Stöße und Erschütterungen des Vogtlandes und des Erzgebirges sammeln und ihre Ausbreitung eingehend studieren konnte.

Der Naturwissenschaftliche Verein in Karlsruhe, der durch die in der Schweiz eingesetzte Erdbebenkommission den Anstoß erhalten hatte, richtete ebenfalls 1879 in Baden einen Erdbebendienst ein. Etwas später schlossen sich ihm Württemberg, Elsaß-Lothringen und Hessen an.

Aber auch diese Vereinigungen hatten mit Schwierigkeiten zu kämpfen, da einesteils die Mitarbeiter, deren Arbeit freiwillig war, häufig wechselten und andererseits es auch noch an Apparaten fehlte, die zuverlässig gewesen wären. Ein erfolgversprechendes Studium konnte erst dann einsetzen, wenn es gelang, ein genaues Bild der Erdbewegungen zu erhalten, wozu aber erst die Instrumente erfunden werden mußten.

Schon 1855 hatte zwar C. Kreil in Österreich den Versuch gemacht, die durch Erdbebenstöße verursachten Schwingungen eines einfachen Fadenpendels zu registrieren, eine Vorrichtung, die dann später besonders in Italien weiter ausgebildet wurde. Sie leistet auch in den eigentlichen Erdbebengegenden ganz gute Dienste, ist jedoch für schwächere Beben nicht empfindlich genug. Auch Gruithuisen in München hatte am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts ein langes Bleilot mit einer Schreibvorrichtung versehen, das er Elkysometer nannte und von dem er schreibt, daß es ihm auch Erdbeben aus fernen Weltteilen anzeige. Einer seiner Schüler, L. Hengler, erfand dann 1830 das sogenannte Horizontalpendel, bei welchem, wie der Name sagt, das Gewicht nicht wie beim gewöhnlichen Pendel in der Vertikalebene, sondern in der Horizontalebene schwingt. Dieses Instrument wurde zunächst wieder vergessen und durch Zöllner in Leipzig 1869 neu entdeckt. Das Instrument war wegen der überaus großen Empfindlichkeit, welcher es fähig ist, zunächst dazu erdacht, die kleinen Schwankungen in der Anziehungskraft, welche durch die verschiedene Stellung von Sonne und Mond hervorgerufen werden, aufzudecken. Ernst L. A. von Rebeur-Paschwitz gab ihm 1886 diejenige Form, welche es für den Erdbebendienst geeignet machte, und richtete es zugleich so ein, daß seine Bewegungen auf photographischem Papier fortlaufend registriert werden konnten.

Gleich die ersten Registrierungen lieferten Aufzeichnungen von entfernten und in Japan direkt gespürten Erdbeben, wodurch auch sofort die Erdbebenforschung unter einem neuen Gesichtspunkt einsetzen konnte. Zunächst stellte von Rebeur fest, daß die Bewegungen entfernter Erdbeben äußerst rasch übertragen werden. So wurde z. B. am 17. April 1889 ein heftiges Erdbeben in Tokio schon nach dreizehn Minuten in dem 9000 Kilometer entfernten Potsdam von dem Rebeurschen Apparat angezeigt.

Als zweites wichtiges Ergebnis erkannte man aus den Erdbebenaufzeichnungen, daß ein Teil der durch die Erschütterung entstandenen Bodenbewegungen den kürzesten Weg einschlägt und daher quer durch die Erde hindurch zu uns gelangt.

Die Geschwindigkeit dabei beträgt zehn Kilometer in der Sekunde, ist also sehr groß. Ein andrer Teil der Bewegungen aber geht an der Erdoberfläche entlang, so daß diese mit der Dünung der Ozeane verglichen werden kann. Diese Wellen laufen langsamer als die ersteren, aber immer noch zehnmal schneller als die Schallwellen, nämlich zwei bis drei Kilometer in der Sekunde.

Man kann schon daraus erkennen, daß noch andre Fragen, besonders die nach dem Zustand im Erdinnern, ihrer Lösung nähergebracht werden können. Um dies zu ermöglichen, müssen aber systematische und gleichwertige Beobachtungen von Erdbeben angestellt werden, die, von den nötigen Experimenten unterstützt, all die verwickelten Vorgänge klären können.

E. von Rebeur hat in Karlsruhe, Potsdam, Wilhelmshaven, Straßburg und auf Teneriffa, wo er zu seiner Erholung weilte, mit seinem Horizontalpendel Untersuchungen angestellt. Auf Grund dieser erfolgreichen Studien empfahl er bereits 1895 die Gründung eines die ganze Erde umspannenden internationalen Netzes von Erdbebenstationen, dessen Aufgabe es sein sollte, die Ausbreitung der von den großen Erdbebenzentren ausgehenden Bewegungen auf der Erdoberfläche und durch den Erdkörper in systematischer Weise zu beobachten. Er selbst konnte diesen Gedanken nicht mehr zur Ausführung bringen. Ein früher Tod entriß den jungen Gelehrten im Alter von vierunddreißig Jahren viel zu früh seiner Wissenschaft. Aber seine Anregung fiel auf guten Boden.

Digitized by Google

Professor G. Gerland in Straßburg griff nämlich diesen Plan auf und schuf zunächst für Deutschland einen Zentralpunkt, die „Kaiserliche Hauptstation für Erdbebenforschung". Im Jahre 1899 wurde dieses Institut aus Mitteln des Reiches und der Landesverwaltung von Elsaß-Lothringen eingerichtet und konnte bereits Ende 1900 seine wissenschaftliche Tätigkeit beginnen.

Die Leitung des Instituts führt Gerland, welchem zur sachverständigen Aufsicht über die wissenschaftliche und technische Tätigkeit ein von der Reichsregierung ernanntes Kuratorium zur Seite steht. Die Aufgabe des Observatoriums besteht aber nicht nur in der Aufzeichnung der Erdbeben allein, sondern es sollen da hauptsächlich auch die wichtigsten seismischen Instrumente geprüft und auf ihren Wert untersucht werden, um so die Technik der Instrumente immer mehr zu vervollkommnen. Deshalb ist auch das Institut sogleich mit den verschiedensten Systemen und Konstruktionen von Seismometern ausgestattet worden. Außerdem liegt ihm die Pflicht ob, alle Arten von Versuchen, die für das Studium der Erdbebenbewegungen förderlich sein können, auszuführen. Auch dient es als Sammelstelle aller in Deutschland beobachteten Erdbeben. Mit ihm ist überdies das Zentralbureau der „Internationalen Seismologischen Assoziation" verbunden und damit das Band um die ganze Erde geschlungen.

Deutschland selbst ist zum besseren Studium in elf Erdbebenbezirke geteilt, wovon jeder eine Hauptstation besitzt. Diese ist mit den nötigen Instrumenten ausgerüstet und bildet zugleich die Sammelstelle aller in ihrem Gebiet auftretenden Erdbeben. In dieser Beziehung ist sie natürlich auf die tätige Mitwirkung der weitesten Kreise angewiesen. Jeder, der selbst ein Erdbeben gefühlt, wird Mitarbeiter, wenn er seine Wahrnehmungen, womöglich direkt, an diese Institute einsendet. Über das, was besonders wichtig, geben Fragebogen, die man erhält, Auskunft.

Noch ist die beabsichtigte Organisation in Deutschland nicht ganz durchgeführt, aber bereits sind doch schon große Fortschritte gemacht. Neben Straßburg ist wohl zuerst Göttingen zu nennen, wo durch E. Wiechert ein besonderes geophysikalisches Institut bei der Universität eingerichtet worden ist, dessen Hauptaufgabe in der Erdbebenforschung besteht. Ihm verdankt die Erdbebenkunde nicht nur eingehende theoretische Untersuchungen, sondern auch ein neuartiges Seismometer, bei welchem ein schweres Pendel in verkehrter Lage, also im labilen Gleichgewicht stehend, benutzt wird, die Bodenerschütterungen zu registrieren, und das zu den empfindlichsten Apparaten gehört, die je konstruiert worden sind. Sein großes Instrument, das eine Masse von siebzehn Tonnen hat, ist imstande, die kleinsten Bodenerzitterungen, die weniger als ein tausendstel Millimeter betragen, noch sicher erkennbar aufzuzeichnen. Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß dort auch die durch die schreckliche Explosion vom 28. November 1906 in Witten erfolgte Erschütterung deutlich registriert wurde, obgleich die Entfernung über hundertundachtzig Kilometer beträgt und der Erregungsort doch nur ganz oberflächlich gewesen ist.

Sachsen besitzt in Leipzig seit 1902 ein Wiechertsches Pendelseismometer und seit 1905 auch noch ein kleineres Wiechertsches Pendel in Plauen. Diese von H. Credner eingerichteten und von F. Etzold überwachten Stationen haben bereits recht wichtige Resultate ergeben. Besonderes Interesse bieten auch die in Leipzig bemerkten Bodenbewegungen, welche durch das Leben und Treiben der Großstadt verursacht werden.

Im Bezirk Brandenburg besitzt das „Geodätische Institut" auf dem Telegraphenberg bei Potsdam eine vorzüglich eingerichtete und geleitete Erdbebenstation. Diese Stelle ist um so bemerkenswerter, als hier ein wissenschaftlicher Sammelpunkt geschaffen ist, wie es wohl nur wenige mehr auf der ganzen Welt gibt. Neben dem obengenannten Institut, das zugleich das Zentralbureau der „internationalen Erdmessung" birgt, befindet sich auf dem Telegraphenberg noch das großartig eingerichtete „Astrophysikalische Observatorium" mit dem größten Fernrohr in Deutschland, dessen Objektivdurchmesser achtzig Zentimeter mißt und zu seiner Aufstellung ein besonderes großes Haus bedarf. Auch das Magnetische Observatorium mit dem meteorologischen Institut befindet sich hier. Eine Anzahl Gelehrter ersten Ranges enthält diese wissenschaftliche Kolonie, die somit ein Brennpunkt der Naturwissenschaft in Deutschland genannt werden darf.

Ganz aus privaten Mitteln ist in Hamburg eine seismische Station schon im Jahre 1898 durch Dr. R. Schütt errichtet worden. Überzeugt von der Wichtigkeit der Erforschung der seismischen Vorgänge, und um die Fortdauer dieses Instituts zu sichern, hat dieser Gelehrte es jetzt dem Staate zum Geschenk gemacht, es zugleich erweitert und mit den besten und neusten Hilfsmitteln ausgestattet. Auch widmet er ihm, wie vorher, noch seine Zeit und Kräfte. Es ist dies mit der im letzten Jahre errichteten Nebenstation auf Helgoland die nördlichste in Deutschland gelegene Erdbebenstation. Im östlichen Deutschland ist bei dem geologischen Institut der Universität Breslau eine Erdbebenwarte seit kurzem in Tätigkeit. Die westlichste Station ist auf Veranlassung der Grubenbesitzer in Aachen eingerichtet worden.

In Süddeutschland ist in Bayern bei dem Erdmagnetischen Observatorium in München ein Wiechertscher Erdbebenapparat aufgestellt worden, so daß damit auch dieser Staat, der ja außer

Digitized by Google

in den Grenzgebieten nur sehr wenig von fühlbaren Erdbeben betroffen wird, an dem gemeinsamen Werke teilnimmt.

In Baden bestehen bereits drei Erdbebenstationen, nämlich bei der Sternwarte auf dem Königsstuhl bei Heidelberg, in Durlach bei Karlsruhe und in Freiburg im Breisgau, und zwar sind die letzten beiden Stationen aus einer privaten Stiftung der verstorbenen Frau Landgerichtsrat Böhm eingerichtet worden, während die Organisation und den Unterhalt jetzt der Staat übernommen hat.

Auch Württemberg besitzt in Hohenheim bei Stuttgart und in Biberich gut eingerichtete und geleitete Stationen, die zum Teil mit besondern von Prof. Aug. Schmidt in Stuttgart ersonnenen Apparaten ausgerüstet sind.

Aber nicht nur auf das Mutterland allein ist die Erdbebenforschung in Deutschland beschränkt, auch unsre Kolonien beteiligen sich bereits daran. Auf Samoa, das ja am weitesten von uns entfernt ist, steht ein Wiechertsches Instrument und gibt uns Aufschluß über die Erdbewegungen bei unsern Antipoden. Diese Station ist um so wichtiger, als gerade auf der südlichen Halbkugel und besonders in diesen weit entlegenen Gegenden es noch sehr an wissenschaftlichen Instituten und an Beobachtungspunkten fehlt. Sie ist von der Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen auf Anregung von Prof. E. Wiechert errichtet worden und diente zuerst den im Jahre 1900 ausgesandten Südpolarexpeditionen als Vergleichspunkt für meteorologische und magnetische Beobachtungen. Ihre günstige Lage im Verein mit den dort noch herrschenden vulkanischen Kräften lassen sie aber besonders auch für die Erdbebenforschung als wichtiges Glied in der Kette der seismischen Stationen erscheinen.

Wenn noch darauf hinzuweisen ist, daß auch noch andre Staaten inner- und außerhalb Europas jetzt mit großem Eifer und Erfolg unsern Wissenszweig hegen und pflegen, so ist doch nicht zu verkennen, daß Deutschland hier eine hervorragende Stellung einnimmt.

Abendschauer

Der Wandrer kam, vom weiten Wege matt,
In eine abendwarme, stille Stadt.
Rot schimmerten schon die Dächer.

Kein Glockenton mit singendem Gesumm.
Die alten Gassen standen still und stumm.
Am Marktplatz rauschte der Brunnen.

Da plötzlich hinter roten Blumen klang
Aus offnem Fenster leiser Nachtgesang,
Gesungen von jungen Lippen.

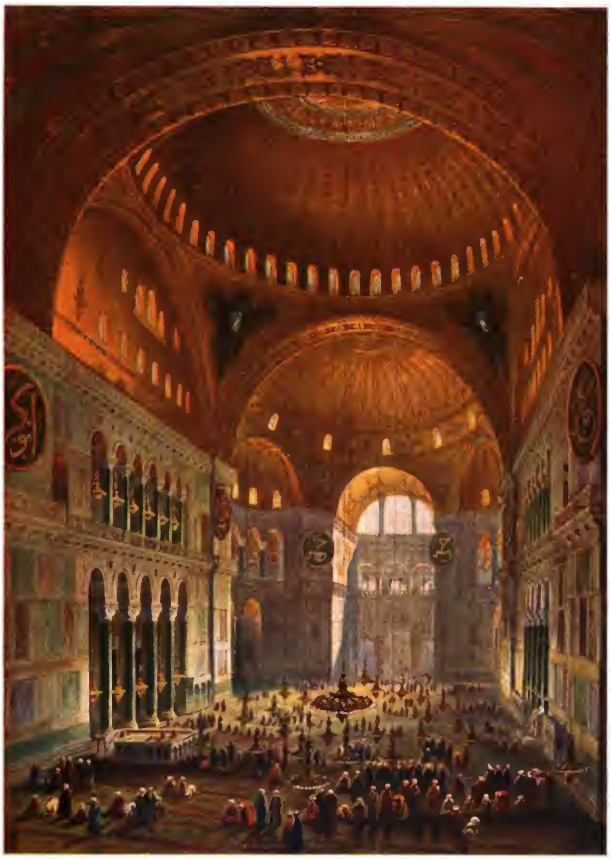
Der Brunnen sang dazu sein eigen Lied
Vom Wandern und vom Leben, wie es flieht
Wie Traum und fließendes Wasser.

Da ward dem Fremdling, ach! das Herz so schwer.
„Was soll mir noch dies Wandern hin und her?
Ich wollte, ich könnte sterben!

Du abendrote, sonnenmüde Welt,
Wo ist denn mir die letzte Rast bestellt?“ — —
Und dunkler rauschte der Brunnen.

Maurice von Stern

Digitized by Google



Aja-Sofia: Blick nach Westen. Nach einem Aquarell von Fossati. Im Besitz der Bibliothek weiland König Friedrich Augusts II. von Sachsen. ⊛ Zu Cornelius Gurlitt: Konstantinopel und türkische Kunst. ⊛

Digitized by Google

Digitized by Google

Moschee Sultan Suleimans des Großen. Außenansicht.

Konstantinopel und türkische Kunst*

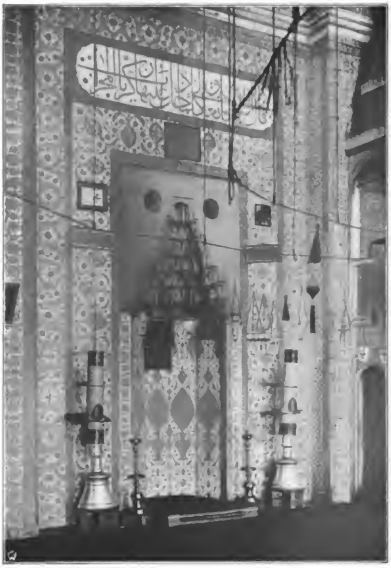
Von Cornelius Gurlitt

II

Die Moschee als die Kultstätte des Islam ist Gemeinderaum: das heißt, sie ist nicht ein Gotteshaus, Gott wohnt nicht in ihr. Sie ist nichts als der zum Gebet bestimmte und eingerichtete Ort. Daß ein solcher Ort zur Moschee werde, ist nicht von der Erfüllung baulicher oder sonstiger Vorschriften abhängig. Jeder reinliche Ort kann dem Gebet ebensogut dienen. Es ist wünschenswert, daß durch ein Zeichen die Richtung nach Mekka angegeben wird, da der Betende sich dorthin zu wenden hat. Dies Zeichen ist in der Regel eine in der Wand eingebrachte Nische, die den christlichen Beschauer an den nach Osten gewendeten Chor erinnert. Im achtzehnten Jahrhundert wurde die Nische (Mihrab) auch unter europäischem Einfluß vielfach chorartig ausgebildet. Aber sie stammt nicht vom christlichen Chor, sondern viel eher vom Schrein der Synagoge ab, dem Haraun arundasch, der die Gebetrolle, die Thora, beherbergt. Auch dieser Schrein zeigt die Gebetsrichtung, und zwar nach Jerusalem, an. Mohammedaner und Juden beten also in Konstantinopel ungefähr nach derselben südöstlichen Gegend gewendet, während die christlichen Kirchen der aufgehenden Sonne, dem Osten, zugewendet werden: so will es die liturgische Regel, und zwar überall. Ein Blick auf die Stadtpläne Indiens lehrt, daß es auch dort so gehalten wird, obgleich dort für die Christen das Wort ex oriente lux eben nicht gilt. Dort also stehen sich betende Juden und Mohammedaner einerseits und Christen anderseits direkt gegenüber. Der Sonnenkult hat unverkennbar als der herrschende vor dem Siege des Christentums auf dessen Kultformen auch hier wie auf die Wahl der christlichen Festtage Einfluß gehabt. Die Türken mußten daher in Konstantinopel, wenn sie eine Kirche zur Moschee umwandelten, ihre Gebetnischen südöstlich in die östlich gerichteten Bauten einstellen. Damit

* Die Unterlagen für die Abbildungen entstammen dem im Verlage von Ernst Wasmuth A.-G., Berlin, erscheinenden großen Werke von Prof. Cornelius Gurlitt: „Die Baukunst Konstantinopels".

Digitized by Google



Gebetnische in der Moschee des Rustem Pascha.

entstand oft eine heillose Verwirrung, namentlich in den engen spätbyzantinischen Bauten, die durch kühne Raumerweiterungen noch vermehrt wurde. Denn die Türken lieben die Enge und das mystische Dunkel nicht. Wie die Protestanten in gotische Kirchen ihre Emporen bauten, so gestalteten auch die Türken ältere Bauten rücksichtslos um. Daß sie aber auf die Dauer zum Beispiel in der Aja-Sofia eine solche Schädigung der Raumwirkung ertrugen, zeigt, daß ihr Religionseifer stärker war als das Kunstempfinden; daß vor allem das Gefühl obwaltete, der Bau habe sich den Lebensbedingungen der Benutzer, nicht die Benutzer denjenigen des Baues zu fügen. Wenn hierin eine Schwäche des türkischen Kunstsinnes liegen sollte, so haben wir doch allen Grund, für diese dankbar zu sein. Denn ohne sie wären uns nicht so viele byzantinische Kirchen erhalten geblieben. Von den Großbauten fehlt nur eine: die Apostelkirche So begnügten sich die Türken nach der Eroberung, Bilder und Kreuze zu entfernen, ohne dabei in die blöde Zerstörungswut etwa der Frühchristen oder der französischen Republikaner oder christlicher Bilderstürmer aller Konfessionen zu verfallen. Nicht der Haß leitete die den Hammer oder den übertünchenden Pinsel führenden Hände, sondern die Verachtung. Nicht als Teufelswerk erschien das Altgläubige, sondern als das Werk im Glauben Zurückgebliebener. Ein Freund von mir stellte sich in die verschlossene Tür eines türkischen Hauses, um von dort aus ungestört eine Skizze zu zeichnen. Plötzlich öffnete sich die Tür, und der Hausherr trat heraus. Er sah dem Fremden eine Weile zu, dann spuckte er ihm gelassen aufs Blatt und ging ruhig seiner Wege. Er verachtet den Menschen, der nicht weiß, daß es ein göttliches Verbot gibt, sich von den Dingen dieser Welt ein Bild zu machen.

Auch die Gebetnische ist kein Heiligtum. Wenn ich mit Bandmaß und Meterstab dort herumhantierte, wenn ich mich, um ein Detail zu zeichnen, in sie hineinsetzte, so hat das unverkennbar bei den Geistlichen keinerlei besonderes Ärgernis erweckt, so etwa, wie wenn ich im Chorraum einer griechischen Kirche arbeitete. Es geschehen auch von der Gebetnische aus keine liturgischen Handlungen. Oft steht ein Gestell darin, auf dem der Koran ruht, meist aber ist sie leer. Zu beiden Seiten stehen riesige Wachskerzen, die immer wieder nach der Benutzung aufgefüllt werden, also nie herabbrennen. Sie sind oft bis zu dreißig und vierzig Zentimeter stark, zwei und mehr Meter hoch.

Weiter rechts von der Nische steht zumeist die Kanzel, gewöhnlich einer der reichstgeschmückten Teile der Moschee. Sie hat andre Formen als die christliche: eine steile, gerade Treppe führt hoch hinauf zu einem baldachinartigen Stehplatz, der hoch erhaben an der Umfassungswand dicht an der Gebetnische

Digitized by Google

aufgestellt ist. Der Vorbeter steigt hinauf zu diesem Platz und wendet sich dann um, der Gemeinde zu, nicht um zu predigen, sondern um die Gesänge des Korans auszusprechen. Ungefähr in der Mitte der Moschee befindet sich dann eine erhöhte, durch Treppen zugängliche Bühne, von der andre Geistliche diese Gesänge wiederholen und in die Ferne tragen.

Hier und da findet man etwa einen halben Fuß hohe, mit einem niedern Gitter umgebene Podeste, die, gleich dem Fußboden mit Teppichen belegt, den im Koran lesenden Geistlichen zum Sitzen dienen. Dann wird ein Klappult aufgestellt, das oft mit dem kostbarsten Einband und Buchschmuck versehene heilige Buch herbeigebracht und laut in singendem, eigentümlich schnalzendem Ton daraus vorgelesen — nicht für andre, sondern in stillem Alleinsein, in einem unbeachteten Winkel oft sogar, statt auf einem Podest in den tiefen Fensternischen. Die Beine untergeschlagen, den Körper hin und her wiegend, singt der Fromme oft stundenlang unter lebhafter Bewegung der Arme aus dem Buche, dem er die innere Ruhe des Herzens dankt. Das ferne Wiegen und Schwingen des Tons, das vom Lesenden durch den weiten Raum zieht, gehört zur eigentlichen Stimmung in der Moschee.

Sonst ist es still! Lautlos ziehen die Schritte über die Teppiche. Hin und wieder liegen lange Bretter zum Aufstellen der ausgezogenen Schuhe. Fünfmal soll am Tage der Fromme sein Gebet verrichten; unter feststehenden Körperbewegungen, stehend, gebückt, auf den Knien liegend, sich auf den Boden werfend, murmelt er die erste Sure:

Preis sei Gott, dem Herrn der Welten,
Dem Erbarmenden, dem Barmherzigen,
Dem König am Tage des Gerichts!
Dir dienen wir und zu dir rufen wir um Hilfe!
Leite uns den rechten Pfad,
Den Pfad jener, denen du gnädig bist,
Nicht aber jener, denen du zürnst,
Und nicht den der Irrenden!

Moschee Sultan Suleimans des Großen. Innenansicht.

Und von der Kanzel herab klingt dann wohl aus der dritten Sure, Vers 78: „Wir glauben an Gott und was auf uns herabgesandt wurde, und was herabgesandt wurde auf Abraham und Ismael und auf Isaak und Jakob und die Stämme, und was gegeben ward Moses und Jesus und den Propheten von ihrem Herrn. Wir machen keinen Unterschied zwischen einem von ihnen, und ihm sind wir ergeben." Denn „Gott, es gibt keinen Gott außer dir, dem Lebendigen, dem Ewigen."

Als die Irrenden aber gelten jene, die nicht wissen, daß die Thora und das Neue Testament durch Mohammeds Offenbarungen überholt sind; daß durch ihn der Glaubenslehre der dogmatische Zug genommen wurde; daß Gott nicht der Herr eines auserlesenen Volkes, sondern der Herr der Welten sei; daß Gott nicht dreifache Gestalt habe: „Es ist kein Gott außer Gott, und Mohammed

Digitized by Google

Moschee Sultan Suleimans des Großen. Hof.

ist der Gesandte Gottes!" Wer recht hinhört, der vernimmt aus diesen Worten die lebhaft betonte Gegnerschaft wider Andersgläubige, das immer erneute Hervorheben des Fortschritts, den der Islam über das Judentum und das Christentum darstelle. Als eine Erlösung vom Priesterwerk zur Reinheit des Monotheismus, wie er sich in den jüdischen und christlichen Offenbarungen, nicht aber in der Glaubenslehre finde. Nicht einen andern Glauben wollte Mohammed bringen als den Abrahams, Moses' und Christi, sondern den diesen allen gemeinsamen an einen Gott, ohne Abhängigkeit von dem, was nach Mohammeds Meinung an Dogmatik in die Bücher und die Lehre der zu seiner Zeit sich so heftig befehdenden älteren Religionsgemeinschaften hineingefälscht worden ist.

Manche Moscheen sind zugleich Stätten der Lehre. Fromme Sultane bauten ganze Gebäudegruppen. So am großartigsten Mohammed II., der Eroberer Konstantinopels. Da galt es, dem Islam alsbald eine großartige Heimstätte zu schaffen, nicht nur der Lehre, sondern auch seinen wohltätigen Werken: und so wurde dieses Denkmal des Sieges zugleich zu einem Denkmal der Sendung der neuen Religion unter die Armen am Geist und am Leibe; sie wurde umgeben von weit ausgedehnten Nebenbauten, ein ganzes Stadtviertel von Schulen und Armenanstalten, Bädern und Wohnhäusern für die Studenten, Lehrsälen und Spielplätzen, Marktständen und Waschbrunnen erbaut mit wahrhaft kaiserlichem Sinn. Er gab damit das Beispiel zur Gründung von Schulen (Medresse), deren Konstantinopel voll ist, Bauten klösterlicher Art, deren stille Schönheit mit der der Florentiner Klosterhöfe wetteifert.

Wir treten am Vormittag in die Moschee Mohammeds. Wohl zwanzig bis dreißig Professoren der Hochschule lehren in dem einen weiten Raum. Das heulende Geräusch tritt uns entgegen, das uns etwa beim Betreten eines europäischen Börsensaals stutzen macht: der Zusammenklang so vieler laut sprechender Stimmen. Der Lehrer sitzt auf einem Wollsack mit untergeschlagenen Beinen. Vor ihm ein aus drei Brettern bestehender, oft reich verzierter Tisch, darauf das Lehrbuch, aus dem er mit einem in Ausdruck und Mienen deutlich erkennbarem Eifer lehrt: ruhig und kraftvoll perlen ihm die volltönenden Worte vom Munde. Auch wer sie nicht versteht, erkennt, daß diese Lehrer wirkliche Redner sind. Um sie im Halbkreis, mit untergeschlagenen Beinen auf den Teppichen sitzend, die Studenten. Hier zehn

Digitized by Google

Schule (Medresse) in Skutari.

oder zwanzig, dort hundert. Aufmerksam zuhörend, das Buch auf den Knien, in das sie ihre Anmerkungen niederschreiben — von rechts nach links — mit einer uns sonderbar erscheinenden, wie furchenden Bewegung der Hand.

Später, als ich die Erlaubnis dazu hatte, bin ich während der Zeit der Vorträge zwischen den einzelnen Gruppen hin und her gegangen, natürlich mit dem Bestreben, so wenig als möglich zu stören. Aber ich habe doch wenige Schritte vom Lehrer gemessen, gezeichnet, photographiert. Ich habe mit Staunen bemerkt, wie wenig die einzelnen Redner sich gegenseitig stören; wie leicht es ist, sich daran zu gewöhnen, nur einen zu hören; und wie wenig das Surren im Raum das Verstehen stört. Die Lehrer waren um die Aufmerksamkeit ihrer Hörer zu beneiden. Nur einer hat sich um mich und mein Tun gekümmert, nachdem der Vortrag geschlossen war. Er freute sich, sein Deutsch im Gespräch mit mir zu üben, denn er kam aus dem österreichischen Bosnien nach der Hochschule der Mohammedmoschee.

Bezeichnend für fast alle türkischen Moscheen ist die sonnige Klarheit in der Raumwirkung. War in den byzantinischen Kirchen das dämmerige Licht beliebt, so haben die Türken mit der Zeit immer mehr nach Helligkeit gestrebt. Auch sie machten die Zeit der Aufklärung im endenden achtzehnten Jahrhundert durch und mit dieser das Streben nach möglichst viel Licht. Die Fenster sind sehr verschieden: im Erdgeschoß dienen sie gewissermaßen als Nischen. Die Sohlbank erhebt sich dreißig bis vierzig Zentimeter über dem Boden, der Verschluß liegt an der Außenflucht der Umfassungsmauer, so daß man bei deren großer Stärke bequem im Fenster sitzen kann. Die Fenster der Emporen sind ebenso eingerichtet. Diejenigen, die nicht zugänglich sind, haben meist einen doppelten Verschluß. Außen sind die sie abschließenden Gipsplatten durch ein einfaches, weiß verglastes Muster durchbrochen, innen ist dies von einer reicheren, mehrfach gegliederten Gestalt, und sind Glasmalereien eingesetzt. Von diesen haben sich nicht allzuviel erhalten. Aber wo sie auftreten, zeigen sie eine sehr lebhafte Färbung des Glases, das zu Blumen zusammengestellt ist, und an einzelnen Stellen einen deckenden Anstrich mit Schwarzlot, der, durch Tupfen entfernt, den Grundton des Glases gebrochen erscheinen läßt. Beliebt sind auch Schriftzeichen in diesen bunten Fenstern. Vielfach hat man diese Glasmalereien in dem für das türkische

Digitized by Google

Bauwesen so nachteiligen achtzehnten Jahrhundert entfernt. So fanden sich in der Murad-Pascha-Moschee in Al-Serai bei einer vor einigen Jahren erfolgten Ausbesserung alte Fenster in Nebenräume versetzt, die jetzt sehr zum Vorteil des Ganzen wieder an ihre ursprüngliche Stelle gebracht wurden. Auch dort also der Versuch, alte Kunstwerke wieder aufleben zu lassen.

In mancher Moschee, so namentlich in der Mohammeds des Eroberers, stören die Einbauten und die von christlichen Malern in einem wüsten Barock ausgeführte Ausschmückung des achtzehnten Jahrhunderts. In den guten Zeiten türkischer Kunst werden die Wände hell im Grundton, freudig farbig im Schmuck. Die dunklen Steinarten, wie sie die Byzantiner liebten, verschwinden aus dem Bauwesen. Von dem wundervollen Schmuck, den die persischen Töpfer die Türken in die Moscheen einzuführen lehrten, von den farbigen Fliesen, sprechen wir später noch.

Vom Gewölbe herab hängen lange Eisenstäbe, die wagerechte Kränze aus ebensolchen etwa drei Meter über dem Boden halten. An die Kränze befestigt frommer Sinn Glaslämpchen, die, vom Moscheediener mit Öl gefüllt, zum abendlichen Gottesdienste leuchten. Noch ist Petroleum und Gas, Bogenlicht und Glühlicht in die Moscheen nicht eingedrungen.

Ein feierlicher Anblick, die erleuchtete Moschee! Dicht über den Köpfen der Andächtigen eine Schicht von Lampen durch den ganzen in der Dämmerung unermeßlich weit erscheinenden Saal. Darüber die gewaltige dunkle Leere. Denn oben brennt kein Licht. Nur der Rauch der Lampen kräuselt empor, beleuchtet von unten. Am Tage bilden die weißen Lämpchen in ihrer wagerechten Schicht einen überaus merkwürdigen Abschluß im Raum. Mich mahnte er an die Schicht von Zigarrenrauch, die beim Festessen in großen festlichen Speisesälen nach dem Käse sich hinzieht, ein weißer dünner Schleier, der über die Köpfe streicht: der aber hilft, die Größe des Raumes zu würdigen, jenen Maßstab des Menschlichen in die Halle zu bringen, durch den ihre Gewalt uns zum Bewußtsein kommt: die Lampenschicht, die über unserm Kopf schwebt, reicht bis an das Ende des Saales; sie macht mich empfinden, wie mächtig er sie überragt; sie lehrt eindringlich seine räumliche Gewalt.

Vorhalle der Moschee des Kilidsch Ali Pascha.

Zur Moschee gehören noch andre Dinge. So der Hof oder doch die Vorhalle. Zu seiten des Eingangstores ist ein Raum zu schaffen, der bei verschlossener Tür dem Gebete dient. Auch hier finden sich die auf Mekka weisenden Gebetnischen. Gleichviel ob die Halle nur an der Moschee sich hinzieht oder ob sie in vier Armen einen Hof umschließt, ist sie doch nie als Wandelbahn gedacht. Dagegen sprechen schon die Höhenunterschiede im Fußboden. Drei Tore führen meist in den Hof; sie liegen in gleicher

Digitized by Google

Schule (Medresse) in Skutari.

Höhe mit dem Pflaster der Innenfläche, in deren Mitte der Brunnen oft von Bäumen eingefaßt steht. Sonst ist der Fußboden der Hallen etwa vierzig bis sechzig Meter erhoben. Stufen machen sie zugänglich, unterbrechen also auch den Umgang. Auch die Hallen dienen als Gebetstätten. Der Hof ist also das umhegte Gebiet, wie die erste von Mohammed selbst erbaute Moschee in Medina eins war. Auch das große Heiligtum in Mekka ist ein solcher Hof, in dessen Mitte der Heilige Stein, der Mittelpunkt der islamitischen Welt, liegt.

Neben Moschee und Hof steht das Minarett. Mohammed kämpfte gegen das vielgestaltige Heidentum, das sich um jenen Stein gedrängt hatte. Jüdische und christliche Einflüsse wirkten auf ihn ein, sein arabisches Empfinden ließ ihn erkennen, daß die Einfachheit der Kultform das Ziel seiner Bestrebungen sein müsse. So verwarf er alles das, was die Heimat ihm nicht bot: die zum Gebet rufenden Hörner der Juden und die Klöppel und Glocken der Christen. Dafür bediente er sich dessen, was seine Anhänger besaßen: der kraftvollen Stimme des Mannes, der gewohnt war, in den Weiten der Wüste mit Fernstehenden durch den Ruf sich zu verständigen. Die Form, mit der der Scheich seinen Anhang zum Kriegszuge zusammenholte, wurde als Ruf für die Gemeinde angewendet. Seit sie in Städten wohnte, errichtete man Türme, welche ein Geistlicher erstieg, damit seine starke Stimme weithin gehört werde. Also ist das Minarett ein Gegenstück zum Turm; aber die starke Sachlichkeit, die dem Islam in seinen baulichen Unternehmen eigen ist, ließ auf schlichte Erfüllung des Zweckes hinwirken. Der Turm wird zur schlichten, zu einem Austritt führenden Wendeltreppe; ja, man engte diese künstlich so stark wie möglich ein, um zu den schlankesten Formen zu gelangen, selbst wenn an Hauptmoscheen zwei oder gar drei solcher Austritte angebracht wurden.

Dann gehört in den Hof der Brunnen. Das lebenspendende Wasser spielt im Koran eine große Rolle: Wasser darbieten ist eins der ersten Werke des Wohltuns. Brunnen überall: zu den Waschungen, die das Gesetz vor dem Gebet vorschreibt, wie zum Trinken; Brunnen von schlichtem Reiz unter gewaltigen Platanen und solche von höchster Pracht, durch alle Zeiten bis in unsre Tage, in denen Kaiser Wilhelm II. dem Sultan und seinem Volk einen solchen spendete.

Und weiter gehört zum heiligen Bauwerk das Grabmal des Stifters, der Kuppelbau

Digitized by Google

über seinem und seiner Angehörigen Sarg, die sogenannte Türbe. Es sind nicht düstere Bauten: heiter wölbt sich über der Stätte des Todes das luftige Gewölbe, die Wände schmücken gleiches Zierwerk wie das Heim des Lebens! Ein Festsaal umschließt den Frieden der Entseelten: ruhig liegen sie nebeneinander, die Männer und Frauen, die im irdischen Dasein der Kampf ums Dasein zu grausiger Tat entzweite: der kaiserliche Herr inmitten derer, die zu töten das Gesetz der Sultane ihn lehrte, jenes Gesetz, das vorschrieb, die Thronfolge durch Hinschlachten des Prätendenten zu sichern.

Der Schmuck der Moschee ist ein andrer als der der Kirchen. Das Gesetz der Juden, daß der Fromme sich kein Bild Gottes machen solle, wirkt im Islam nach — ein Beweis dafür, daß die vom Dogmatismus reinigende Absicht Mohammeds auch im Islam nicht zur siegreichen Durchführung kam.

Noch steht in Konstantinopel eine nicht geringe Zahl byzantinischer Kirchen. Die Türken unterdrückten nach der Eroberung nicht das Christentum, sondern sie drängten es nur in zweite Stelle; unverkennbar war es in jener Zeit nicht von einer überwiegenden geistigen Kraft, sondern es hielt sich hauptsächlich als der Glaube der ihrem Volkstum treu bleibenden Griechen und Armenier. Welch wunderbares Bild bietet die einzige Kirche, die dauernd, bis auf den heutigen Tag, den Christen blieb: das Mochlion. Ein winziges Geviert, kaum vier Meter weit, ist mit hoher Kuppel versehen. Daran schließen sich vier Halbkuppeln, und in jeder dieser besanden sich einst drei weitere Halbkuppeln. Der Bau war, ehe er auf die rücksichtsloseste Weise erweitert wurde, etwa von der Größe eines ansehnlichen Zimmers, stellte aber in seinen Grundformen eine wesentliche Steigung dessen dar, was das Riesenwerk der Aja-Sofia bot. Das ist ein typisches Zeichen der späteren Byzantiner. Sie verwenden die großen Gedanken ihrer Vorfahren im Winzigen, sie kommen zu einer wahren Puppenstubenkunst. Und sie füllen nun auch ihre Kleinkirchen mit allerhand Dingen, die zwar Bilder sind, aber keine Kunstwerke; mit einer Unmasse minderwertigen, aber in seinen Formen durch Herkommen geheiligten, durch Inhalt und Symbolik bedeutungsvollen Kram. Mit Staunen sieht man die schönen, langbärtigen, würdigen und außer Dienst so ernst gekleideten Geistlichen inmitten dieser wie vom Trödelmarkt aufgeputzten Umgebung, der auch die neueren, räumlich oft recht ansehnlichen Kirchen erfüllt. Bei genauem Hinsehen findet man vielleicht hier und da ein besseres Stück. Es ist dann wohl älteren Ursprungs. Aber man erkennt im Grundwesen dieser Falschkunst der griechischen Kirche, daß ihr

Brunnen einer Moschee in Skutari.

Digitized by Google

Brunnen Sultan Achmeds III.

der schöpferische Lebensnerv fehlt. Sie gestattete das Malen, nicht aber die Bildnerei. In der Kirche der Armenier im Fanar führte mich ein Geistlicher, der in Leipzig Theologie studiert hatte, vor ein Tor, dessen Flügel dort allgemeine Beachtung fanden durch die Reliefs. Auf ihnen stehen deutsche Inschriften und die Jahreszahl 1727. Man fragte mich, ob die erste 1 nicht einen Irrtum darstelle, das Tor also von 727 sei, wie dies ein berühmter griechischer Altertumsforscher, Paspates, behauptet hatte. Die Tür genießt daher einen gewissen Ruhm. „Georgius mit Heldenmut den giftig Drachen töden tut" steht unter anderm darauf. Tatsächlich handelt es sich um vier gußeiserne Ofenplatten, die, aus Süddeutschland oder Österreich eingeführt, von einem deutschen Schlosser zu einer Tür zusammengestellt wurden. Es sind durchaus mittelmäßige Arbeiten, aber unter dem, was sie umgibt, doch beachtenswert.

Die Malereien sind meist das Schlimmste, was ein Künstler sich vorzustellen vermag. In den Kirchen der späteren Zeit steckt doch noch der Gestaltungseifer ihrer großen Vergangenheit. Semiten ist es möglich, glattweg auf die Darstellung der Natur, auf die schöpferische Arbeit des Auges zu verzichten. Noch heute fehlt das Bild in der Synagoge, selbst im Lande und in der Zeit eines Liebermann oder Israels; noch heute ist es möglich, daß inmitten der europäischen Völker, in denen die Juden so eifrig mitarbeiten an dem großen Ziel der Errichtung einer künstlerischen Kultur, die jüdische Kirche allein auf diese Kultur teilweise und damit ganz verzichtet. Aber mir ist das Fehlen des Bildes in Moschee und Synagoge immer noch lieber als das Pflegen einer Unkunst in der griechischen Kirche, d. h. ein Malen nach „Idealen", ein Arbeiten nach einem über das eigne Können gestellten Vorbild, ein Schaffen unter der strengen Aufsicht der Kirche und ihrer theologischen, nicht künstlerischen Vertreter.

Als die Türken Konstantinopel eroberten, war die byzantinische Kunst schon längst im Entschlummern, malte und schnitzte man schon nach heiligen Vorschriften, immer dasselbe. Nur vereinzelt werden noch neue Formgedanken wach. Und seither ist ein halbes Jahrtausend dieser Betrieb fortgesetzt worden. Man kann wohl erkennen, daß hier und da ein Maler aus fremder Schule auch ein paar Anklänge an zeitgenössische Kunst und ein paar Äußerungen eignen Empfindens an-

Digitized by Google

brachte — gewiß nicht ohne den Tadel der nach erhabenen Vorbildern schielenden Kirchenmänner dafür zu ernten —, aber eine dauernde fortschreitende Entwicklung zeigt sich nirgends. Doch ist erreicht, was manche Theologen auch andrer Kirchen erstreben: daß das durch die Überlieferung gereifte Heilige allein herrscht. Der Individualismus ist völlig überwunden. Das wäre ja noch schöner, wenn die Maler in der Kirche malen dürften, wie sie wollen! Der Islam geht einen Schritt weiter: lieber auf alle Darstellungen der Natur verzichten, als ihr befehlen wollen. Denn die Künstler allein machen die Kunst!

Als die Türken eingerückt waren, verzichteten sie auf das Weiterbestehen dieses für sie völlig inhaltlosen Kunstbetriebes. Mohammed II. ließ sich zwar aus Venedig den Maler Gentile Bellini (1479) kommen. Pisanello schlug für ihn eine Münze, andre Italiener folgten diesem Beispiel. Es scheint fast, als wenn die Türken von Haus aus nicht auf höhere Kunst verzichteten. Ein Bericht des französischen Reisenden Tavernier aus dem siebzehnten Jahrhundert belehrt uns, daß im Alten Serail sich ein Gang befand —

Brunnen Kaiser Wilhelms II.

und vielleicht noch befindet —, der mit ausgezeichneten figürlichen Malereien in Mosaik verziert war, und der in einem Teile nach bisheriger Annahme von Mohammed II. erbaut wurde. Unter Selim I. wurde der neuerbaute Marmorkiosk mit Bildern, darunter dem Mohammeds II., geschmückt. Das war noch 1518! An die Moschee des Alik Ali Pascha, die vom Großwesir Hadim Ali Pascha (gest. 917 der Hedschra) gegründet wurde, legt sich eine Vorhalle, die unverkennbar italienische Steinmetzen herstellten. Es läßt sich auch sonst noch weiterer Anteil von Westen kommender Künstler nachweisen, so lange wenigstens, bis die Perser die Oberhand gewannen.

Aber die türkische Kunst wurde nicht etwa italienisch. In den Tagen, in denen die aus Konstantinopel auswandernden griechischen Gelehrten einen unverkennbaren Einfluß auf Italien gewannen, blieb eine entsprechende Rückströmung trotz der bleibenden Bedeutung der Genueser und Venezianer für den Handel aus; wenigstens eine Rückströmung italienischer Kunst. Konstantinopel entwickelte seine Baukunst in durchaus eigenartiger Weise. Es entstand die Mohammed-Moschee an Stelle der baufälligen Justinianischen Apostelkirche, ein Werk gewaltiger Kraft, eine der Großschöpfungen der Baukunst, deren Wirkung auch durch Umbauten und eine abscheuliche Ausmalung im achtzehnten Jahrhundert nicht vernichtet werden konnte. Der Architekt war ein Grieche, Christodulos. Es folgte darauf die mächtige Moschee des Sultans Bajesid als ein zweites Werk noch des fünfzehnten Jahrhunderts.

Da zeigt sich eine echte Renaissance. Wie in Rom die dortigen Ruinen zu neuen Taten anregten, so erfüllten die Bauten des alten Byzanz den Ruhmsinn der Sultane. Was sie schufen, entstand in Wiederaufnahme älterer Formen in unverkennbarer Nacheiferung nach den ihnen vor Augen stehenden Werken der römischen und griechischen Kaiser. So wenig wie diese seit den Tagen Konstantins scheuten sie sich, die Ruinen der Vergangenheit als bequeme Steinbrüche für ihre Pläne zu verwenden. Aber sie faßten ihre Werke mit großem Sinn und dem Geist gewaltiger Herrscherkraft an. Darin liegt der entscheidende Umschwung gegenüber der Kleinlichkeit byzantinischer Spätkunst.

Diesen Vorgang zu beobachten, scheint mir von höchstem geschichtlichem Wert. Es ist

Digitized by Google

derselbe, der im Orient sich so oft wiederholte, nämlich daß ein stillstehendes Volk plötzlich durch neue Herren zu einer gewaltigen künstlerischen Tatkraft entflammt wird, indem es neuen Herren und einem neuen Glauben dient. Es entsteht auf alter Grundlage ein neuer Stil, den nicht die neuen Herren, sondern die neue Herrschaft über das ortsgeborene Volk erweckte. Die Sieger bringen wenig eignes Können mit, aber sie befruchten mit ihrer stärkeren Manneskraft den unfruchtbar gewordenen, versumpften Boden.

Man lernt türkische Baukunst freilich nicht in Konstantinopel allein kennen. Es gehört dazu ein Blick nach Kleinasien, dem Land, das jetzt so vielfach genannt ist als einer Heimatstätte großer künstlerischer Gedanken des frühen Mittelalters. Man muß darüber hinaus nach Persien und Ägypten blicken, um Aufschlüsse zu erlangen. Die europäische Kunstgeschichte nützt wenig zum Verständnis dessen, was sich hier entwickelte. Einst war Griechenland und mit ihm Byzanz das Kernland westlicher, gegen Osten vordringender Bildung: die Türken machten es, wie alle von ihnen unterworfenen Gebiete, orientalisch. Sie vollendeten das, was das Mittelalter begonnen hatte, nämlich die Lösung des geistigen Bandes zwischen Ost und West, und zwar mit dem Erfolg, daß bis in die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts der Osten der gebende Teil, der Westen der empfangende war, wenn überhaupt ein Austausch sich vollzog. Die Venezianer hatten in Persien und in der Heimat Glasfabriken; aber sie fertigten hier wie dort persisches Glas. Man ahmte nicht in Konstantinopel italienische Majoliken nach, sondern in Italien die Erzeugnisse orientalischer Töpfereien; die Muster der Samt- und Brokatwebereien des fünfzehnten Jahrhunderts stammen alle aus dem Osten. Und wenn die Meister der italienischen Frührenaissance ihre Madonnen malten, liebten sie es, an die Gewandsäume Bänder mit eingewebten Inschriften darzustellen in jener ihnen unverständlichen kufischen Schrift, die auch sonst im Westen eine sonderbare dekorative Rolle spielte. Wie einst die klassische Ranke als Ornament ihren Siegeszug nach Osten, bis nach Indien und weiter, machte, ist seit dem fünfzehnten Jahrhundert die Arabeske auf dem unwiderstehlich fortschreitenden Wege nach dem Westen.

Grabmal (Türbe) der Jeni-Walide-Moschee.

In Konstantinopel war es ein kurzer Augenblick, in welchem Mohammed der Eroberer zu schwanken schien, ob er in seiner Hauptstadt den Italienern Einfluß gönnen solle. Bald siegte der Osten. Zwei geschichtliche Ereignisse hatten hierauf einen besondern Einfluß: die Eroberung von Kaffa in der Krim durch die Türken 1475 und die von Tabris in Persien 1514. Kaffa

Digitized by Google

Grabmal (Türbe) der Sultanin Roxalane

war ein Besitz der Genuesen. Sie nannten die Küste Gotia und standen mit dem Khan der Krim in vertragsmäßigen Beziehungen. Dorthin kamen indische Spezereihändler, persische Seiden- und Baumwollhändler. Das Schwert der Türken vernichtete den Überlandhandel an der Nordküste des Schwarzen Meeres und verlegte ihn an den Bosporus.

Tabris war ein Hauptsitz der persischen Töpferei. Die Türken zwangen tausend der kunstreichsten Handwerker, ihnen nach dem Westen zu folgen. Nun erst beginnt eine verfeinerte Teppich- und Stoffweberei und die Herstellung von farbigen Fliesen und Gefäßen unter türkischer Leitung. Die kunstgewerblichen Werkstätten, die unter den griechischen Kaisern geblüht hatten, erblühten aufs neue. Es entstanden die wundervollen Wandverkleidungen in Ton, die die byzantinischen Mosaiken aus Marmor und Glas verdrängen. Es begann die eigenartig naturalistische Verwendung einiger weniger Blumen, und zwar jener, die auch Europa den Türken verdankt: der Tulpe, der Hyazinthe und der Nelke.

Die Geschichte dieser Töpferkunst zu schreiben, ist nicht meine Absicht. Es gehört dazu eine Zusammenstellung der herrlichen Arbeiten, die namentlich Brussa und Adrianopel bieten, mit dem, was Konstantinopel noch bewahrt. Vieles ist auch in europäische Museen übergegangen. Die Abbildungen, die hier in unmittelbarer Aufnahme nach dem Besitz des Berliner Kunstgewerbemuseums in Dreifarbendruck gegeben sind, wären von den noch an ihrem Standort befindlichen Werken schwerlich herzustellen gewesen. Aber gleiches findet sich noch in reichster Fülle in den Moscheen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts.

Tschinili nennen die Türken die Töpfererzeugnisse; so etwa wie die Engländer das Porzellan, stamme es, woher es wolle, „China" nennen. Man war sich also wohl der Herkunft der keramischen Künste bewußt. Es wird an Einfuhr chinesischer Waren, die auf dem Überlandwege in die Basare Konstantinopels kamen, nie gefehlt haben. Die auf dem Seewege über Ägypten kommenden Erzeugnisse des fernen Ostens waren so zahlreich, daß ihr Handel zum Bau eines der größten Basare der Stadt führte, einem heute noch vielbewunderten Werk. Als 1683 die verbündeten Christen Wien entsetzten, fiel das Zelt des Großwesirs Kara Mustapha in ihre Hand. Die Beute teilten die Heerführer. Noch heute sind Reste dieser in Dresden erhalten: persische Stickereien und Lederarbeiten und wundervolle chinesische Goldstickereien auf Seide, die jetzt dort das königliche Schloß schmücken. Ein türkischer Feldherr vor Wien zierte sein Zelt also noch zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts mit Kunstwerken aus, die ihm der asiatische Fernhandel zugeführt hatte. Ein Menschenleben später waren türkische Händler die ersten Großabnehmer von Waren der Meißner Porzellanmanufaktur. Sie kauften Geschirr, die sogenannten Türkenköpfe, das sie billiger aus Dresden als von Südchina her erhalten haben mögen.

Digitized by Google

Und so begegnet man denn auch ausgesprochen innerasiatischen Gedanken im Bauwesen Konstantinopels. Der jetzt als Museum dienende Tschinili-Kiosk, der noch im fünfzehnten Jahrhundert entstand, ist in seiner wohlerwogenen Anlage wie in jeder Einzelheit persisch: ein Bau, der den Griechen völlig neu erscheinen mußte, selbst denen, die Brussa und Adrianopel kannten. Neu in der Raumanlage um ein lustiges Achteck in der Mitte; neu in der durch eigenartige Rippen gebildeten Einwölbung: neu im Schmuck teils mit Platten, teils mit farbig glasierten Ziegeln: der ganze Bau ein köstlicher Beweis dafür, daß das türkische Bauwesen das an Formen in sich aufnahm, was sich ihm bot, und in seiner Weise fortbildete. Während gleichzeitig die streng auf byzantinische Grundformen zurückgehenden Riesenwerke der Moschees Mohammeds II. und Suleimans des Großen entstanden, wuchs hier nahe dem Serail ein Bau empor, der in einer Hauptstadt eines indisch-islamitischen Fürsten ebensowenig wie in Ispahan oder Teheran anders auffallen würde als durch selbständige Behandlung einer auf gemeinsamem Boden gereiften Kunst.

Grabmal (Türbe) des Halil Pascha in Skutari.

Die Übereinstimmung in manchen Gebieten des Kunstgewerbes zwischen türkischem und innerasiatischem oder ägyptischem Schaffen will ich hier nicht weiter darzulegen versuchen. Man kann sehr wohl einen türkischen Teppich von einem persischen unterscheiden: türkischer Schmuck, türkische Gewebe, türkische Tischlereien haben einen Sonderzug, der sie von denjenigen andrer Länder bei gemeinsamer Grundform doch ebenso unterscheidet, wie sich deutsche von englischer oder französischer Gotik unterscheiden läßt.

Grabmal (Türbe) des Halil Pascha in Skutari.

Die Quellen dieser Kunst liegen kaum noch in den alten Griechenstädten. Die Formen, die dort erzeugt wurden, die wir gewohnt sind, byzantinisch zu nennen, verschwinden überraschend schnell aus dem Schaffen der Hauptstadt, wie von ganz Vorderasien. Das griechische Handwerk scheint vernichtet worden zu sein, indem man es durch persisches ersetzte. Nur der griechische Handel scheint sich erhalten zu haben. Aber aus den Trümmern, die das türkische Schwert schuf, erwuchs doch etwas Neues, das keinem der besiegten Völker angehört: die ungeahnte Tatkraft des jungen Türkentums entlockte dem Boden und den in diesen versetzten Völkerbrocken eine neue Kunst von hoher, leider nur zu lange übersehener Bedeutung.

Die türkische Geschichtschreibung nennt uns nur wenige Namen. Und zwar sind es meist Kunsthandwerker oder die Hersteller der reich verschnörkelten Inschriften in Farbe auf den Wänden und Fensterscheiben, in Flachrelief auf den eingemauerten Bauurkunden. Nur einer ragt hervor, der des Baumeisters Sinan, der in der großen Zeit des Sultans Suleiman II. (1520—1566) lebte, des gewaltigsten unter den Gewaltherren des Hauses Osman. Die Architekten werden sich

Digitized by Google

schon gewöhnen müssen, seinen Namen der Reihe der Größten ihres Faches einzureihen.

Dabei muß man sich freimachen vom Gedanken, daß es je eine arabische Kunst gegeben habe. Vielleicht eins ist dieser eigen, ein großer Baugedanke: das Verlegen des Gottesdienstes in den umhegten Hof. Einen solchen schuf Mohammed selbst, als er in Medina seinen Anhängern die Versammlungsstätte nahe bei seinem Hause und dem seiner Frauen errichtete. Er war etwa vierzig zu sechzig Meter im Geviert, von einer Mauer umgeben, die 1¾ Meter hoch in Bruchstein, darüber von Ziegeln erbaut war. Im Innern waren Palmstämme errichtet, die ein Dach von Palmzweigen trugen, d. h. wohl, es war der in der Mitte freie Platz mit überdeckten Hallen umgeben, ein umhegter Hof, bestimmt zur Heerschau über die im Gebet vereinte Schar kriegerischer Anhänger. In den frühsten Moscheen zu Konstantinopel und in dem aus dem neunten Jahrhundert stammenden merkwürdigen Bau zu Samarra am Euphrat, von dem uns ein junger Deutscher, Herzfeld, vor kurzem die erste Darstellung bot, zeigt sich dieselbe Form, nur mit dem Fortschritt, daß der mit einem Dach über schlichten Säulen überdeckte Raum zu wachsen beginnt. Immer aber bleibt er völlig offen gegen den Hof, bleibt er ein Stück von diesem selbst. In der anfänglichen Abhängigkeit Mohammeds vom Judentum richtete er seinen „Anbetungsort" (el-mésdschid, daher das spanische mesquita und das europäische Moschee) gegen Norden; erst 623, zwei Jahre nach der Flucht aus Mekka, wendete er dorthin sein und seiner Anhänger Gebet. Bestimmung blieb, daß die Richtungswand geschlossen bleibe, das Haupttor ihr gegenüberstehe, die Seitenwände aber auch Tore erhielten, also deren drei vorgesehen waren.

Die Beziehungen zu den syrischen Landen änderten die Ansprüche des Islam. Zwei Moscheen seien herausgegriffen: die zu Damaskus und die zu Ephesus. Die in der Gebetrichtung gelegene Halle ist gewachsen. Sie wird in der Mitte durchbrochen von einem besonders hervorgehobenen Raum, der durch seine mächtigen Formen sich loslöst von der Hofhalle; diese wird zum besondern Bau. Die Gebetrichtung erhält einen erhöhten künstlerischen Ausdruck. So in der altertümlichen Moschee zu Magnesia am Sypilus im vordern Kleinasien, der alten Türkenhauptstadt. Das benachbarte Volk der Seldschuken, über dessen hochentwickelte Kunst ein Deutscher, Friedrich Sarre, uns die überraschendsten Aufschlüsse gegeben hat, war zum Bau völlig eingedeckter Moscheen gelangt, anschließend an den christlichen Kirchenbau, der vor ihrem Eindringen schon zu hoher Vollendung

Tschinili-Kiosk im Serail.

Digitized by Google

gelangt war. Nicht die byzantinische Formensprache ist es, die die Türken für ihre Bauten anwendeten, so oft sie auch byzantinische Baureste für ihre Neuschöpfungen verwendeten, sondern jene seldschukischen.

In Kleinasien ist der offene Hof nicht mehr am Platz. Der Winter ist rauh, Schnee nicht selten. Ganz eigenartig ist es, wie die Türken die Moschee aus diesem Grunde umwandelten. Sie überwölbten die Hofhallen mit Kuppeln; die Pfeiler wurden stärker, die Halle im Verhältnis zum Bau breiter. Schließlich wird die Moschee zu einem in gleichmäßige Quadrate durch schwere Pfeiler geteilten Viereck. Nur ein Quadrat wird nicht eingewölbt: es ist der Rest des Hofes. Dort steht der Brunnen, der Ort der liturgischen Waschung. Diesen Zustand der Entwicklung zeigen die Hauptmoschee von Brussa und die von Adrianopel, beides Werke des vierzehnten Jahrhunderts. In Adrianopel ist nun auch noch das letzte Quadrat nachträglich überwölbt: die Moschee besteht nun aus Reihen gleichmäßig überdeckter Quadrate. Sie hat die Form der Kaufhallen erhalten, der Besestan: nur die Inschriften, die Gebetnische unterscheidet sie von diesen. In Sofia, in Philippopel sah ich solche dem vierzehnten Jahrhundert entstammende Bauten. In Konstantinopel fand ich nur eine, die Kara-Gömruk-Mesdschid. Und dann eine, die statt der Pfeiler antike Säulenschäfte verwendete, die herrlich gelegene Moschee des Piali Pascha.

Nuri-Osmanie-Moschee.

Die Türken scheinen aber bald die störende Wirkung der schweren quadratischen Pfeiler empfunden zu haben. Sultan Bajesid II. baute um 1500, unverkennbar unter byzantinischem Einfluß, ein mächtiges Werk in seiner Hauptstadt Adrianopel. Er schuf einen wuchtigen Würfel aus Stein, den er mit einer gewaltigen Kuppel überdeckte. So kommt aufs neue die Einheit der Betgemeinde zum Ausdruck — kein Bauglied stört den Zusammenhang. Und als Mohammed der Eroberer seinen Glauben bekunden wollte, mehr als das durch bloße Übernahme der Aja-Sofia möglich war, riß er die Apostelkirche in Konstantinopel nieder und schuf ein Bauwerk nicht nur von den größten Abmessungen, sondern auch von bewundernswerter künstlerischer Auffassung.

Ein paar Augenblicke möchte ich hier noch verweilen. Die Apostelkirche soll das Vorbild zweier im Bauwesen des Westens ganz vereinzelt stehender Kirchen gewesen sein: St. Frond in Perigeux im südlichen Frankreich und St. Markus in Venedig. Im Vergleich etwa zur Moschee in Brussa und Adrianopel lassen sich diese Bauten so schildern, daß aus der gleichmäßigen Folge kuppelbedeckter Räume deren fünf im Kreuz liegender herausgenommen sind. Alte Beschreibungen der Apostelkirche scheinen diese Angabe zu bestätigen. Der Baumeister Christodulos, der für den Sultan Mohammed baute, hat dieses System aber nicht aufgenommen. Er erweiterte dasjenige der Aja-Sofia. Dies besteht aus einem quadratischen, auf vier Bogen von einer Kuppel bedeckten Raum, an den sich zwei Halbkuppeln anschließen.

Digitized by Google

Tschinili-Moschee in Skutari.

Christodulos fügte vier Halbkuppeln an und überdeckte die Ecken zwischen diesen wieder mit einer Kuppel, das heißt: ein mächtiger quadratischer Bau, in den vier Pfeiler eingestellt sind, wurde mit einem völlig konzentrischen System kunstvollster Wölbungen überdeckt. Damit ist auf byzantinischer Grundlage etwas völlig Neues geschaffen: aus einer immerhin in einer Längsrichtung entwickelten Anlage, wie die Aja-Sofia ist, eine reine Zentralanlage entwickelt worden.

Den Zentralbau nennt Jakob Burkhardt die letzte Möglichkeit im Reich der absoluten Bauformen. Wir wissen, daß die großen Italiener des sechzehnten Jahrhunderts sich in Versuchen erschöpfen, alle Möglichkeiten dieser Form zu erproben: Bramante, Peruzzi, die Brüder San Gallo, Michelangelo haben in ihren Plänen zu St. Peter ungezählte Versuche gemacht. Im fünfzehnten Jahrhundert hatte ihnen Brunelleschi vorgearbeitet. Wir wollen nicht vergessen, daß die Moschee Mohammeds 1463 begonnen wurde, daß sie also unter den großen Zentralbauten die geschichtlich erste Stelle einnimmt.

Sinan, der Baumeister Suleimans, der sich an der Fülle der ihm im ganzen Reiche seines Großherrn zufallenden Bauaufträgen nur mit den meistbeschäftigten Architekten der Welt, etwa mit dem Engländer Wren, vergleichen läßt, war ein Mann, der auf dem Instrument des Kuppelbaues mit unvergleichlicher Leichtigkeit spielte. Über quadratischer, sechs- oder achteckiger Grundform entwickelt er seine Raumgestalten, immer hinstrebend auf eine feierlich große Saalwirkung, auf eine die betenden Herrscher und ihre Heerscharen umschließende einheitliche Architektur. Es ist vorwiegend Raumkunst, die ihn beschäftigt, und über die er leicht das Äußere vernachlässigt. Aber überall tritt die Eigenart türkischen Wesens hervor, überall schafft er Musterleistungen, die sowenig byzantinisch wie persisch, sowenig syrisch wie seldschukisch, die vielmehr türkisch sind: ein besonderes, national von den Werken islamitischer wie gar jenen christlicher Völker scharf getrenntes Wesen äußern.

Und der im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert erreichten Eigenart reiht sich die türkische Kunst im siebzehnten an. Die Moschee Sultan Achmeds ist ein glänzender Beweis hierfür. Erst das achtzehnte Jahrhundert brachte die Abhängigkeit von Europa und damit den Beginn des Verfalles.

Digitized by Google

Paneel in türkischen Tonfliesen. Aus dem Besitz des Kgl. Kunstgewerbemuseums zu Berlin. * Zu Cornelius Gurlitt: Konstantinopel und türkische Kunst.

Digitized by Google

Wie Truges seine Mutter suchte

Roman von Ottomar Enking

V

Truges setzte, daß ihm die Finger knackten. Wenn er so arbeitete, mußten sie sehen, daß er sonst an nichts dachte, daß er nichts Schlimmes vorhatte. Aber bleicher wurde er dabei, immer bleicher, bis er eines Tages vor seinem Pulte schwankte und beinahe umfiel. Er wurde wieder krank. Das alte Phantasieren kam. Er reimte.

Welt und Himmel ... hohe Flammen ...
Schlagen über dir zusammen ...

„Nein, nein!" rief Tante Franzisla. „Dichten tut er!"

„Denn is es aber schlimm," meinte Mutter Nordhorst. „Dichten is 'n unnatürlichen Zustand."

Linde kühlte ihm die Stirn. „Vernünftiges Mädchen," meinte der Doktor. Das Lob spornte sie an, und sie pflegte ihren Jugendfreund, wie der Arzt es haben wollte.

Truges kam wieder auf. Es zitterte nicht mehr in ihm, der Rausch zog aus seinen Gliedern. Er fühlte sich wundervoll müde und gleichmütig. Bodie? Wo war die? Was hatte er sich alles eingebildet? Er mußte sich besinnen auf das, was geschehen war, und was er alle die Wochen vor seiner Krankheit geträumt hatte.

Schön lag es sich im Bett, ohne das Herzklopfen, ohne die Atemnot. Ihm war, als söge er zum erstenmal wieder Luft ein. Vorher, das war Gewitterschwüle, die ihm die Brust erstickte. Kühl, frei, ruhig war es jetzt in ihm.

Bodie? Was war denn eigentlich mit ihr? Ein paar deutsche Stunden hatte er mit ihr gehabt. Ihr etwas von seiner Mutter erzählt. Dann war sie hochmütig geworden, nicht wahr? Und er warf eine Laterne entzwei. Darüber konnte ein Mensch krank werden? Lächerlich erschien ihm das. Linde hatte ihn gepflegt, ihm Gutes getan. Linde war die Veste.

„Die Allerbeste," sagte er und sah sie dankbar an.

„Gibt es denn noch eine Gute und Bessere?" scherzte sie und rückte ihm die Kissen, daß er sich aufrichten und den Pfannkuchen essen konnte, den sie ihm gebraten hatte.

„Die Allerbeste bist du," wiederholte er. Sein Kopf war noch schwer. Linde schnitt ihm den Pfannkuchen.

„Weißt du," erzählte sie dabei, „ich traf Lehrer Fischer. Das dänische Fräulein hat sich auch nach dir erkundigt, und es tut ihr leid, daß du krank bist. Sie läßt dich grüßen."

„Laß." Der Gruß bedeutete ihm nichts.

Als er aufsein konnte, war er viel oben bei Linde. Er versuchte sich in der Putzmacherei. Er lernte, wie man Blumen verfertigte. Viel schöner war es hier als bei den Setzern. Ihm graute vor dem Tag, wo er wieder fort von Linde mußte. Aber seine Gesundheit kam, kam mit Brausen. Hei, was war das eine Lust, die Treppe hinaufzuspringen, als hätte man Federn unter den Sohlen. Er genoß sein Genesen von Herzensgrunde. Er wünschte nichts, er hatte die Freude in sich selbst — jenes Wohlgefühl, das sich ganz selbst genügt.

Wenn er nur immer daheim bleiben könnte in seinem alten Zeug, in weichen Schuhen, nur ein wollenes Tuch um den Hals, Linde beim Putzmachen helfen und dann und wann unten sitzen bei Tante Franziska und die alten Bücher lesen! Wenn das Leben doch ewig so weiterginge! Alle Jugendspiele wachten in seiner Erinnerung auf, jetzt, wo er an nichts andres zu denken hatte, und er sehnte sich danach, sie zu wiederholen.

„Wollen wir mal wieder Kaspar spielen?"

„Meinetwegen," lachte die gutmütige Linde. Sie holte die Puppen hervor, die auf dem Boden lagen.

„Im Holzstall — und du bist die Zuschauerin."

Digitized by Google

Richtig, es wurde eine Vorstellung. Er saß hinter dem Verschlag, der halb so hoch war wie die Tür, Linde auf einer kleinen Bank im Hof. Klinglingling. Das Stück begann. Kasper Briwitt erschien, den Knüppel im Arm.

„All dor?"

„Ja, ja, ja!" rief Linde in verschiedenen Tonarten, um eine große Menschenmenge darzustellen.

„Tenu kann't losgahn."

Der Teufel kam: „Hui, hui! Kasper Briwitt, du bist verloren."

„Wat seggt de Kirl? He will een an 'ne Ohrn?" Bauz! der Teufel klappte unter den wuchtigen Hieben zusammen.

Nun kam der Richter: „Kasper, du mußt einen Eid ablegen."

„Wat schall ick? 'n Ei leggn? Dat kann'k nich."

Linde klatschte Beifall für zwanzig. Wie sie beide lachten: er hinter dem Verschlag, sie im Hof.

Der Spaß! So jung waren sie noch nie gewesen! Nur einmal erinnerte sich Linde, daß doch viel Zeit vergangen war, seitdem sie nichts andres zu tun hatten, als so zu spielen.

„Unser armer Heinejung."

Truges wurde ernst. Dann faßte er ihre Hand: „Ich bin doch dein Bruder."

Das Mädchen sah ihn an. Es huschte eine Zärtlichkeit über ihr Gesicht. Sie neigte sich gleich zu ihm hin, aber dann richtete sie sich ruhig wieder auf. „Gewiß, Truges — mein Bruder."

Linde, Linde, immer Linde. Bodie? Wer war das? Fort ...

Aber wie ihn die Gesundheit ganz wieder ausfüllte mit ihrer Freude, mit ihrem Stolz, da kam auch das Schmerzliche wieder, und er sehnte sich in die Ruhe zurück, die er eben gehabt hatte, als die Genesung ihre ersten Striche über sein Haupt tat. Wo war die Ruhe? Nirgends als bei einer Frau. Wenn er seine Mutter gehabt hätte, da bedurfte er nichts weiter. Denn die Mutter war für ihn der Begriff alles Ausgleichs, aller Zufriedenheit, aller Wunschlosigkeit aus erfüllten Wünschen.

Er hatte viel gelesen, auch von den Indern. Die glaubten, nach dem Tod in einen Himmel zu kommen, den nannten sie Nirwana. Das war sein und nicht sein zugleich, leben und nicht leben, atmen und nicht atmen. Nirwana! So mußte es sein, wenn man bei seiner Mutter war. Aber dies Nirwana gab es nicht für ihn — für ihn gab es noch die Seelenwanderung von einem Zustand in den andern, von einem Menschen zum andern. Nur immer höher, höher, wie die Flamme. Je höher sie lohte, desto heftiger verzehrte sie, was unter ihr war. Lösen, erlösen, Frieden haben.

Linde war und blieb die Güte selbst gegen ihn. Sie hatte gearbeitet und gearbeitet, jetzt pflückte sie schon die Früchte. Sie fühlte sich ihrer Kundschaft sicher, das Geld kam gut ein, eine Art von Wohlbehäbigkeit umgab sie. Und siehe da: ihre blauen hellen Augen schauten nun auch dann und wann von dem Putz auf mit einem suchenden Ausdruck. Sie ging ins Theater, auch wohl mal auf den Ballsaal mit ihrer Mutter. Sie mochte es gern, wenn die Herren höflich zu ihr waren. Die Studenten schwenkten mit ihr herum und flüsterten ihr zu, wie hübsch sie sei. Andre junge Leute promenierten in der Kehdenstraße auf und ab und lauerten, bis sie aus dem Geschäft kam. Sie grüßten und wollten sie begleiten, aber Linde wehrte ab.

Ein klein wenig Heuchelei war dabei. Warum spazierte sie nicht, wie es ihr gefallen hätte, Sonntagnachmittags mit einem schmucken Herrn Arm in Arm nach der Seebadeanstalt hinaus? Nicht doch! Die Kundschaft durfte sie nicht für ein leichtfertiges Mädchen halten. Linde ging nur Arm in Arm mit ihrer Mutter. Freilich, ein Vergnügen war das eben nicht. Arbeit, nur immer Arbeit. Das Herz wollte auch sein Recht.

Da war nun Truges. Er wußte immer neue Gelegenheiten ausfindig zu machen, um zu ihr zu kommen. Was er jetzt für Ausreden nötig zu haben glaubte. Früher stieg er einfach die Treppe hinauf und trat ohne anzuklopfen in die Stube. Jetzt? Niemals wäre er auf Holzpantoffeln vor ihr erschienen. Er pochte bescheiden an.

„Bloß mal fragen, ob du vielleicht dies Bild hier haben willst?" Irgendeinen alten Holzschnitt hatte er in der Hand und war rot dabei. Weshalb brauchte er Vorwände? Weshalb hielt er sich ängstlich draußen, wenn Linde noch nicht ganz fertig angezogen war? Er war doch ihr Bruder, für den sie nicht anders als schwesterlich fühlte, nicht wahr?

Digitized by Google

Das Nachdenken darüber machte sie selbst befangen. So war es: Truges suchte, ohne es zu wissen, nach einem Wesen, nach einer Frau, in deren Seele er all seines Herzens Drängen ausgießen konnte, und sie? Sie trieb es einfach und natürlich zum Manne hin, in aller Ehrsamkeit.

Sie begegneten einander. Ihr geschwisterliches Verhältnis zerrann. Eine Weile war es locker zwischen ihnen. Kleine Verstimmungen kamen, kleine Streitereien, kleine Bosheiten. Nun kannten sie einander beinahe nicht mehr. Plötzlich dann, schon in der nächsten Stunde, eine Versöhnung. Truges und Linde wurden sich fremd und lernten sich doch jetzt erst recht kennen. Linde sah sein Streben nach ihr. Das junge Weib schaute ihn innerlich nicht mehr ganz als Bruder an, schon seit dem Augenblick, da sie seinen Bart entdeckte. Aber die Scheu, ihn merken zu lassen, daß er etwas andres, daß er ein Mann für sie geworden war, hatte sie gezwungen, den alten Ton noch lange beizubehalten, selbst dann noch, als sie schon fühlte, daß sie den Bruder in ihm verlor. Nicht ohne Wehmut war dies Gefühl, denn das, was sie wünschte, der Mann, wurde er doch nicht für sie. Bis er selbst darauf kam, ihr mehr werden zu wollen. Bis er in ihr das Weib sah. Das Weib. Nicht etwa Linde Papius. Denn das war es, worin sich Linde irrte: sie glaubte, er denke nur an sie, als die Einzelne, Bestimmte, Fertige, er habe sie im Auge, wie man eine Pflanze völlig mit den Blicken umfaßt. In Wahrheit dachte er an sie als eine der unzähligen Blüten am Strauch, als die ihm erreichbare Verkörperung ihres Geschlechts.

Schmollen, Necken, Spielen, Haschen, überredetes Wesen, stummes Zusammendrängen, enger, enger. Ein Fliehen, ein Beschämtsein, ein Greifen, er nach dem Weib in ihr, sie nach ihm als dem Mann. Zuletzt aber ... an dem Nachmittag, wie er von Urgewalten gejagt und doch unendlich schwerfällig die Treppe heraufkam: „Linde, ich wollte bloß fragen, ob du mir vielleicht den Knopf hier annähen wolltest ...?"

„Komm, Truges."

„Ich will dich aber nicht aufhalten, Linde ..."

„Du kannst mir helfen, Truges, die Blumen hier ..." — An diesem Nachmittag ... war da ein Gewitter draußen? War es denn so schwül im Zimmer? ... saß und saß er bei ihr. Sein Arm zuckte nach ihr hin, seine Lippen schmerzten. Und als er die Papierblumen ansaßte, zerriß er sie. Er bekam einen tödlichen Schreck, aber Linde wurde nicht böse. Leise sagte sie: „Ich habe genug ebensolche da. Warum bist du heute so ungeschickt?"

Er sprang auf. Er scheuerte die Stirn am Fensterpfosten. Es keuchte aus seiner Brust. Sie saß und putzte. Aber wie sie es in ihm arbeiten hörte, wurden ihr die Hände lahm, der Putz kam falsch auf den Hut. Sie legte das Ganze beiseite. Er am Fenster, sie am Tisch — mit den Rücken einander zugewandt.

Da drehte sie sich halb um. Er fühlte ihren Blick, bog den Nacken ein, krümmte sich mit hochgezogenen Schultern. Sie ließ die Hände in den Schoß sinken, lehnte sich zurück. Ihre Augen schlossen sich halb. Kam bald Blitz, Donner, Hagel? Man erstickte ja. Was war das? Ein Windhauch? Nein. Linde hatte gesprochen.

„Truhs!"

Er blieb stehen, zog sich noch mehr in sich zusammen.

„Truhs!"

Ein Stöhnen aus seiner Brust; es riß ihn herum. Er wankte auf Linde zu, brach vor ihr nieder. Ihre Hände hoben sich, und sie legte sie schwer in sein blondes Haar. Dann umfaßte sie ihn bei den Schläfen, zog ihn sacht empor. Er hob den Kopf, streckte ihr mit geschlossenen Lidern die trocknen Lippen hin. Sie küßte ihn mit dürstendem Munde. —

An dem Abend aber, wo dies nachmittags geschah, als Truges da bei seinem Lehrer war, kam Fräulein Bodie Samsoe zum erstenmal wieder zur Stunde.

„Guten Abend, Herr Brammer. Wie schade, daß Sie krank waren. Fieber? Ja das hat wohl lange in Ihnen gesteckt, wie? Sie waren schon so aufgeregt vorher. Jetzt ist alles gut, nicht wahr? Schön."

„Ja, danke," sagte Truges, tastete noch einen Augenblick an der Tischkante herum und sank ohnmächtig zu Boden.

* * *

Truges Brammer war früher ein guter und gescheiter Setzerlehrling gewesen, aber jetzt war nichts mit ihm anzufangen. Wenn

Digitized by Google

er Borgis holen sollte, kam er mit der Korpus an. Den Blasebalg, womit die Kästen ausgestäubt wurden, hatte er mit Wasser gefüllt, und eines Tages ließ er sogar den Satz von einer ganzen Seite, die er in den Maschinensaal tragen sollte, aus den Händen gleiten. Hätte nicht Hannes Knalls Bruder zugegriffen, so wäre ein schönes Malheur fertig gewesen. In eine Schnapsflasche hatte er Maschinenöl gießen lassen. Faktor Bruhn, der nicht erst hinsah, als er seine Flasche bekam, nahm einen vollen Schluck. O Gott, o Gott, den Geschmack wurde er ja wohl auf Erden nicht wieder los!

Truhs Brammer hatte seine Ohrfeige dafür weg, und was antwortete der Bengel noch? „Ich lass' mich nicht schlagen." Ein Setzerlehrling, der sich nicht schlagen lassen wollte, so was war vor und nach Gutenbergs Zeiten nicht lebendig gewesen!

Truges zeigte seit jenem Schlag eine finstere Miene, und sein Satz war voll von Fehlern, als ob er die Buchstaben nicht finden wollte. Er sprach mit niemand. Auf einmal aber fing er an zu singen. Ein Lehrling, der sang! So was sollte doch im Buchdruckerhandwerk lieber gar nicht einreißen.

„Muul hollen!" rief Faktor Bruhn und spuckte aus: Twoi! Das galt aber nicht Truges, das kam nur von dem Maschinenölgeschmack. Faktor Bruhn hatte sein Lebtag nicht ausspucken müssen, jetzt immerzu, wenn er den Jungen bloß ansah. Truges warf ihm einen tückischen Blick zu und murmelte etwas wie: „Heff keen Muul."

Hannes Knalls Bruder gab ihm einen Rippenstoß. „Jung! wat fallt di in?"

Zum guten Glück hatte Faktor Bruhn das Widerwort nicht gehört, sonst wäre Truges am Ende mit Schimpf und Schande aus der Offizin geflogen. Truges brummte noch was Trotziges vor sich hin und klappte die Buchstaben so hart in den Winkelhaken, als ob er sie abbrechen wollte. Faktor Bruhn beklagte sich beim Prinzipal. Der ließ sich den Lehrjungen kommen.

„Was ist das denn mit dir?"

Truges sah zu Boden. „Gar nix."

„Warum tust du nicht, was du sollst?"

„Tu alles."

„Junge, mit Tonarten komm mir hier nicht! Verstanden?" Als der Prinzipal so auffuhr, sah er sich Truges genauer an. Der blasse Bengel und die hohle Brust. Ja, sein Vater, richtig — Schwindsucht. Herr Mohr wurde milde. „Bist wohl immer noch nicht gesund?"

„Doch, bin nich krank," entgegnete Truges mürrisch. Er hatte die Unterlippe vorgestreckt, die Augenbrauen zusammengekrauft, sein Haar hing ihm in die Stirn.

Der Prinzipal musterte ihn von oben bis unten. „Das macht dir wohl hier keinen Spaß mehr. Du hast es dir wohl anders gedacht?"

„Ich laß mich nicht schlagen. Und Schnaps kann er sich allein holen."

Der Prinzipal pfiff. „Mein Sohn, ich will dir mal was sagen, Grafen können wir hier nicht brauchen. Du tust, was jeder Lehrling tut, oder du kannst dir 'ne andre Lehrstelle suchen. Geh zum Doktor, Junge!" fügte er gütiger hinzu.

„Mir fehlt nix." Truges mußte immer widersprechen. Ihm wäre es jetzt einerlei gewesen, wenn Herr Mohr zu ihm gesagt hätte: Bündel nehmen und auswandern.

„Ist gut. Mach', daß du an dein Pult kommst."

„Na," fragte Faktor Bruhn, „hat er dir ordentlich was auf'n Kopf gegeben?"

Hannes Knalls Bruder stieß Truges wieder zwischen die Rippen. Das tat weh und lenkte die Gedanken ab, so kam der obstinate Lehrjunge diesmal nicht dazu, eine patzige Antwort zu geben.

Hannes Knalls Bruder wurde Truges Brammers guter Engel. Er half ihm beim Ausbinden, beim Korrigieren und zeigte ihm die Schriftkästen, die verlangt wurden.

Ja, wenn Truges nicht den freundlichen Buchdruckergehilfen an seiner Seite gehabt hätte, der in seiner Dienstfertigkeit weit von der Übermenschlichkeit seines Bruders entfernt war, er wäre längst nicht mehr Lehrling bei C. F. Mohr gewesen, und so viel überlegte er sich doch: was sollte er dann werden, wenn er nicht mehr in die Setzerei durfte? Der Schusterschemel winkte. Nie, nie!

Truges kam wieder ins Geleise. Borgis wurde für ihn Borgis, und wo Luft hineinsollte, das füllte er nicht mit Wasser. Köhmholen hatte er nicht mehr nötig, sie versteckten sogar alle ihre Flaschen vor ihm.

Auch zu Hause war er in diesen Wochen oft mürrisch. Linde hatte es sich mit ihm eigentlich netter und bequemer vorgestellt.

Digitized by Google

Heimlich ein bißchen Braut und Bräutigam spielen, ohne weiter an die Zukunft zu denken, ohne daß es zu tief ins Herz hineinging — warum sollten sie sich das nicht gönnen? Wenn er ausgelernt hatte, ging er auf die Wanderschaft. Nein, an die Zukunft brauchte man nicht zu denken. Es konnte ganz hübsch sein.

So stellte sich's Linde vor, als ihre erste weiche Anwandlung vorüber war. Aber Truges, was der verlangte! Sie sollte in ihrem besten Sonntagsstaat, mit Locken auf dem Stuhl sitzen, mitten in der Stube, einen Fächer in der Hand. Dann trat er ein, demütig, und verbeugte sich tief, tief vor seiner Königin. Sie winkte nur mit dem Fächer. Er, die Stirn halb erhebend, trat näher zu ihr und ließ sich Dienste auftragen: den Schemel zu bringen, das Glas zu holen. Am liebsten sollte sie gar nicht sprechen — er mußte ihre Wünsche erraten.

„Truges, dummer Junge!" Sie küßte ihn tüchtig. „Du mußt den Mund mehr spitzen," lachte sie, „du kannst ja überhaupt gar nicht küssen."

Ihn durchschauerte es. Wie man davon reden mochte. Er entzog ihr sein Gesicht.

Erklären konnte, wollte er es nicht. Er flehte und bettelte nur immer: „Sei meine Königin."

Aber es wurde nichts mit ihrem Königinnentum und mit seiner Knechtseligkeit. Er ermattete in der Anstrengung, Lindes Gefühle zu verfeinern, daß sie seinen eignen glichen. Linde war zu schwer, zu körperlich, zu gesund, zu natürlich. Da versuchte er, es ihr gleichzutun, wollte alle Phantasien abstreifen. Aber was blieb dann noch? Ihre Küsse berauschten ihn nicht so, als wenn er nur den Saum ihres Gewandes — das war ein Wort, das er oft flüsterte — mit den Lippen hätte berühren dürfen. Und außerdem, sie hatte recht: er konnte gar nicht küssen, er hielt ihr immer bloß den Mund hin.

Er wurde lahm, und auch sie war enttäuscht, denn sie hatte sich nach einem Stück Mann gesehnt, und nun war Truges trotz seines flaumigen Bartes doch nur der Junge, den sie schon immer gekannt hatte. Beide glitten ohne Streit und ohne Verstimmung nach und nach wieder fast in das geschwisterähnliche Verhältnis zurück, das sie alle die Jahre verband. Das war alles. Bruder und Schwester. Alle Phantasien Truges' und alle Lebenswärme in Linde halfen ihnen darüber nicht hinweg. Bruder und Schwester.

Sie konnten gar keine Heimlichkeiten zusammen haben. Daß sie sich ab und zu einen Kuß gaben, was war dabei? Truges aber ersehnte nichts glühender als ein großes, tiefes Geheimnis. Er hatte es ja in seinen Gedanken, in seinen Sehnsüchten; aber war das eigentlich ein Geheimnis, was er allein wußte? Gehörten nicht immer zwei zu einem Geheimnis? Zwei, die sich verstanden, die sich verstohlen zunickten: wir beide, und keiner, keiner sonst auf Erden! Dieses zweite Menschenkind, das er für sein Geheimnis nötig hatte — ihm barst oft schier die Brust davon —, wo sollte er es finden? Gab es das überhaupt? Das Menschenkind, das er mit allen Namen von der Welt nennen konnte. Mit allen? Ja, ihn dünkte sogar, mit dem Namen Mutter.

Vielleicht am liebsten mit dem allumfassenden Namen: Mutter!

— — — — — — — — — — —

Hatte er einmal in Düsternbrook an der Pfortenklinke gehangen und gewinselt? Er konnte sich das kaum noch denken. Das heißt, er dachte es sich wohl, aber nur als Traum, als Phantasie. Denn weil ihm seine Träume das Wichtige und Wirkliche waren, so schob er gern das Wirkliche in die Träume hinein, um es recht genießen zu können.

Um Bodie Samsoes willen? Wie war das möglich? Sie war so gleichmütig, so freundlich zu ihm. Sie brachte ihm von ihrer Mama — wie sie ausdrücklich sagte — Schokolade mit, daß er sich stärke. Sie fragte ihn: „Schlafen Sie ohne Fieber?" Sie war gut zu ihm, und diese Art — hatte sie nicht etwas Mütterliches? — überwand schnell seine Verlegenheit.

Was vor seiner Krankheit geschehen und gesprochen worden war, wurde nicht berührt. Fischer blieb jetzt auch immer in der Stube. Das Dienstmädchen war die Pünktlichkeit selber, es war so wie zu Anfang, und doch war es nicht so. Fräulein Samsoe tat nicht fremd, aber ihre sanfte Vertraulichkeit bezog sich nur auf sein körperliches Wohl.

Lehrer Fischer war besorgt. „Nicht zu lange aufsitzen, mein Junge. Vorsicht! Nicht zu fleißig. Du bist weit genug. Merke dir meine Methode: man mutt nich mit de Arbeit aafen."

Digitized by Google

„Sehen Sie mich an, Herr Brammer," herzte Fräulein Samsoe. „Ich überarbeite mich gewiß nicht."

Die guten Ratschläge fruchteten nichts. Truges in seiner Kammer mußte arbeiten, sonst verfiel er in die Phantasien, die ihn wie rasend machten.

„Verkehr suchen, Truges," mahnte Fischer.

Truges ging mit den Buchdruckergesellen aus, einen Sonntag. Die tranken Schnaps, führten derbe Reden und hatten Mädchen bei sich. Nie wieder! Einsam bleiben. Einsam am Setzerpult und bei den Büchern auf der Lederkiste.

Fräulein Samsoe kam nicht so ganz regelmäßig zum Unterricht. Truges war auch nicht so gespannt wie früher jedesmal, ob sie heute abend wohl da sei. Schlafsheit war in ihm nach aller Erregung. Sein Körper wollte keine Kraft mehr hergeben für die Schwärmerei seiner Seele, und die Seele allein konnte nicht schwärmen, wenn nicht der Körper den Antrieb gab.

Die Mattheit war für Truges schließlich noch das beste, sie lenkte ihn ab von dem unbestimmten Gleißenden, das er vorher angeschaut hatte, bis sich ihm die Brauen versengten. Er wurde wieder gesunder, gefälliger und umsichtiger, war folgsam, gab keine Widerworte mehr und nahm einen kleinen Puff nicht mehr für eine Beleidigung auf. Der richtige Lehrjunge war er und hatte es verdient, daß Hannes Knall ihn in seinem ersten Briefe, der vom Kap der Guten Hoffnung stammte, grüßen ließ.

Darauf war Truges stolz. Sonst hatte Hannes nämlich niemand dieser Ehre für würdig befunden, und das wollte doch überhaupt etwas sagen, in einem Brief gegrüßt zu werden, der so weit herkam und worin es von Seeschlangen, Piraters, Orkanen, Riffen nur so wimmelte.

Der Gruß war für Truhs Brammer ein Ereignis, er bat sich den Brief aus und zeigte ihn zu Hause. Mutter Mordhorst wußte schon: irgendwas kam aus der Ferne. Aber wenn sie sich nun damit begnügte, daß der Gruß es sei, den der Kaffeegrund gewahrsagt hatte, so war sie im Irrtum.

Es kam noch etwas ganz andres aus der Ferne. Man denke sich: eines Tages brachte der Postbote eine Kiste, die war aus Ulm, adressiert an Herrn Schuster Brammer in Kiel, in der Hafstraße.

Mit aller Ehrfurcht wurde die Kiste auf dem Korridor aufgemacht, daß ja nicht das Holz bei den Nägeln spaltete. Endlich ging der Deckel auf. Ernsthaft und gespannt standen sie alle herum. Zeitungspapier und darunter ein Brief.

„Lücht mal," sagte Schuster Brammer aufgeregt.

Tante Franziska hielt die Lampe hoch. Brammer mußte erst seine Brille holen. Es fiel ihnen nicht ein, mit dem Brief in die Stube zu gehen, wo es hell war und sie leicht lesen konnten. Nein, sie standen alle bei der Kiste auf dem dunklen Korridor und wichen nicht. Brammer kam mit der Brille, faltete das Blatt auseinander, rückte und rückte: zu lesen war das nicht — so schnörkelig.

Frau Papius wollte sich andrängen, aber Linde war schneller.

„Truges, denke dir," rief sie dann plötzlich, nachdem sie einen Blick auf den Brief geworfen hatte, „der ist von deiner Mutter."

Truges schrumpfte förmlich zusammen.

„Von deiner Mutter. Hör' bloß. ‚Weil ich noch nicht zu Dir kommen kann und doch so große Sehnsucht habe nach meinem lieben Bubi ...'"

„Wonah?" fragte Schuster Brammer.

„Das sagt sie bloß so, da meint sie Truges mit," erläuterte Tante Franziska.

„Bubi!" murmelte Brammer mit gelindem Hohn.

„‚... nach meinem lieben Bubi, so schicke ich ihm viel tausend innige Küsse.'"

„Gib mal her, Linde." Truges riß ihr das Blatt aus der Hand und wollte in seine Schlafkammer. „Laß mich mal durch." Er war ganz heiser.

„Nee! nee! Hier!" rief Mutter Mordhorst und stellte sich breit vor die Tür.

„Dat is min," kläfte Truges.

„Lies doch man, Truhs," bat Frau Papius. Ihre Haube zitterte vor Neugier.

Linde lehnte sich an ihn: „Lies."

„‚... Viel tausend innige Küsse.'" Truges wiederholte das drei-, viermal, wie träumend. „‚... viel tausend innige Küsse.'"

„Weiter, weiter," drängte es um ihn herum.

„‚... und dann schicke ich ihm noch,'" las Truges, „‚die Spielsachen. Dabei soll er an seine Mutter denken, und nicht böse von ihr denken. Und wenn ich auch erst noch weit weggehe, vielleicht übers Wasser —'"

Digitized by Google

„O Gott, o Gott!“ seufzte Mutter Mordhorst und wischte sich die Nase. Es zog so auf dem Wasser, sie fühlte ihre Beine, als sei sie acht Tage auf See gewesen.

„,... übers Wasser, wo ich an einem großen Theater spiele, so soll mein Bubi nicht glauben, daß ich ihn vergesse. Wenn ich zurückkomme, dann komme ich auch nach Kiel.‘“ — Nun schüttelte es Truges. Linde mußte ihn halten.

„Kummt se her?“ fragte Mutter Mordhorst.

Truges schleppte sich an die Kiste, er konnte nicht weiterlesen. Er wühlte in dem Papier umher. Tante Franziska leuchtete. Und was kam zum Vorschein? Was war das erste Lebens- und Liebeszeichen, das Truges von seiner Mutter bekam? Eine Schachtel mit Holzsoldaten, ein Päckchen mit Kuchen, ein Tuschkasten, ein Tintenfaß, ein kleiner Hampelmann, ein Bilderbuch, Bleistifte, ein Guckglas, ein Halstuch, Bonbons und noch ein paar Kleinigkeiten, wie sie ein zehnjähriges Kind erfreuen.

Sie schauten ernsthaft auf die Herrlichkeiten nieder, die Truges auswickelte. Mutter Mordhorst staunte. Truges war ein konfirmierter Junge, dem schickte man doch keine Holzsoldaten mehr.

„Treckt sick all ...“ Schuster Brammer kam vor Verwunderung mit seinem Lieblingsspruch nicht zu Ende. Frau Papius hatte Lust zu lachen. Linde achtete mehr auf Truges als auf die Geschenke. Sie ängstigte sich um ihn. Er kniete da und blickte immer um sich herum. Sein Körper wankte.

Keiner löste das Rätsel, warum Truges' Mutter ihrem Sohne Spielsachen schickte, bis zuletzt Tante Franziska das Wort sprach, das nötig war. Sie beugte sich zu Truges nieder: „Siehst du, mein Junge, für unsre Mutter bleiben wir immer Kinder, und wenn wir noch so alt werden. Deine Mutter hat sich sehr nach dir gesehnt, sie hat immer an dich gedacht als an ihren kleinen Jungen, deshalb bist du für sie gar nicht erwachsen geworden. Ihr kleiner Junge bist du.“

Truges, auf den Knien, begann zu weinen. Er ließ den Kopf tief auf die Brust sinken. Linde streichelte ihm das Haar, und Tante Franziska kam und stellte die Lampe aus der Hand: „Laß nur, wir packen ein, du nimmst es mit in deine Stube. Was man von seiner Mutter kriegt, das hat man immer lieb, ob es paßt oder nicht.“

Sie tat die Geschenke in den Kasten, und den wollte sie dann aufnehmen, aber da kam ihr Truges zuvor. Heftig umklammerte er die Kiste und schnellte damit empor. In seine Stube hinein und zugeriegelt. Nun saß er da und las: „Viel tausend innige Küsse.“ Und mit scheuer, zärtlicher Hand ging er daran, sich die Soldaten, das Tintenfaß und die übrigen Sachen aufzubauen. Seine Mutter hatte die angefaßt. Auch die Kiste, ja, die Kiste selbst war ihm heilig. Die durfte nicht vom Tisch.

Das Bild seiner Mutter holte er hervor und heftete es an die Kiste, zu beiden Seiten kamen die Geschenke. Er strich über die Kuchen, er liebkoste die Bleistifte, und in die Mitte legte er, sorgsam auseinandergefaltet, den Brief. Die Sonne stand hochsommerlich am Himmel, aber Truhs Brammer feierte Weihnacht mitten zwischen den Gaben von seiner Mutter.

„Ich bin Mutters kleiner Junge,“ flüsterte Truges Brammer, neigte sich auf den Tisch und küßte den Brief inbrünstig, schluchzend und glückselig zugleich.

* * *

Truges saß bei Lehrer Fischer. Er antwortete zerstreut, Bodie mußte es immer richtig sagen. Truges hatte seinen heißen Kopf, er rückte auf dem Stuhl hin und her, und plötzlich, mitten zwischen der starken Dellination, konnte er nicht länger schweigen. „Meine Mutter hat mir was geschrieben, und ich hab' auch eine ganze Kiste voll Sachen von ihr gekriegt.“

„So, darum also die verkehrten Antworten,“ meinte Fischer.

„Geschrieben?“ fragte Bodie.

„Aus Ulm.“

„Und Sachen, Herr Brammer? Was für Sachen?“

„Ach, alles, was man so brauchen kann.“ Er schämte sich erst, einzugestehen, daß er Holzsoldaten bekommen hatte, womit er jeden Abend spielte, aber dann bekam er Mut. Sollte er die Geschenke seiner Mutter verleugnen? Nein! „Sie meint wohl, ich bin noch nicht konfirmiert, sie denkt wohl gar nicht, daß es schon so viele Jahre her ist. Allerhand. Ich freu' mich.“

Digitized by Google

Seine Augen strahlten. Aus seinem Taschenbuch holte er den Brief hervor. Der hatte schon schwarze Flecken, denn Truges las ihn auch in der Setzerei bisweilen heimlich. Das ist die größte Lust: einen Brief lesen, den man auswendig kann. Fischer nahm den Brief, Bodie beugte sich zu ihm hin. Truges sah sie gespannt an. Mußten sie nicht mit ihm glückselig werden, wenn sie das lasen?

„Dann werden ja noch alle Ihre Wünsche erfüllt," sagte Bodie.

Wie kühl das klang. Truges begriff nicht, warum sie nicht aufjubelte. Fischer gab ihm den Brief ruhig zurück.

„Recht, daß sie sich besinnt."

Truges ärgerte sich. Wozu hatte er den beiden sein Herz geöffnet, wenn sie nicht mit ihm fühlten? Es war die Stunde über nichts mit ihm anzufangen. Als Bodie ging, sagte Fischer: „Augenblick, Truhs. Kannst eben noch bleiben. Sieh mal, mein Junge, das ist eine ernste Sache. Indem nämlich in dir gewisse Hoffnungen erweckt werden. Hast du ihr schon wiedergeschrieben?"

„Ich weiß ja nicht, wohin."

„Stimmt. Es ist nicht leicht, es ist auch nicht angenehm, einen Menschen vor Hoffnungen zu warnen, aber schließlich, du bist ein Jüngling und stehst bald auf eignen Füßen, da mußt du dir über alles, was dich angeht, klar werden." Paff! Paff! — „Du erkennst aus dem, was sie dir schenkt und wie sie dich nennt — Bubi, nicht wahr?" Truges nickte. „Ja, daraus erkennst du, wie wenig sie im Grunde mit dir im Zusammenhang geblieben ist."

Truges sperrte den Mund auf. Gerade das Gegenteil hatte er bis jetzt daraus erkannt.

„Du siehst noch mehr daraus," fuhr sein Lehrer unerbittlich fort. „Daß sie nämlich zu den Personen gehört, denen das Maß für die Zeit fehlt."

„Tante Franziska sagt ..."

„Laß man, mein Junge, Tante Franziska gehört auch dazu. Man braucht ihr das nicht übelzunehmen. Ich will auch, versteh mich ja recht, dir nicht im geringsten die Freude darüber verderben, daß du endlich mal was von deiner Mutter hörst. Nur das mußt du stark ins Auge fassen: Personen wie deine Mutter sind geneigt, ihren Regungen zu folgen. Es sind sozusagen sanguinische Temperamente. Sie vergessen diese Regungen auch schnell. Und wenn deshalb deine Mutter davon spricht, daß sie hierherkommen will, so bin ich der Ansicht, du solltest das nicht allzu wörtlich nehmen. Ob es auch ganz gut für dich sein würde? Fremd wäret ihr euch doch."

„Nein! Ich wollte sie vom ersten Augenblick an ..."

„Ja, ja, du mit deiner Seele, die sich immer irgendwo anschmiegen muß. Du kannst wohl zutraulich werden, aber ob die Frau das noch fertig brächte? Na, du bist ja bisher ohne sie durchgekommen, so schade es war, daß gerade du keine gute Mutter gehabt hast."

Da rückte Truges mit dem Stuhl näher zu Fischer hin. „Wenn ich nun mal was fragen darf?"

„O, du fragst ja immer sehr vernünftig."

„Wenn ich fragen darf ... Warum ist Mutter damals eigentlich weggegangen von mir und meinem Vater?"

„Dieses ist nun eine Frage, über die ich dich gewissermaßen schon aufgeklärt dachte."

„Sie sagen mir nichts zu Hause. Bloß Streit soll da gewesen sein."

„Soviel ich weiß, sehr viel Streit. Mehr als einem lungensüchtigen Mann gut war."

„Aber warum ...?"

Fischer ließ nun eine lange Explikation über die Liebe, die „physikalische", die „chemikalische", sowie über die von ihr ergriffenen Menschen folgen und kam zu dem Schluß: „Deine Mutter, mein lieber Junge, konnte sich in den bürgerlichen Verhältnissen nicht so zurechtfinden, wie es für sie und deines lieben Vaters Wohl gut war. Ja, ich gehe so weit, zu sagen: wie es ihre Pflicht gewesen wäre. Der Begriff Pflicht ist indessen schwierig zu definieren. Jeder Mensch, der in Konflikten steht, ist geneigt, das als seine Pflicht anzusehen, was ihm am besten gefällt, wozu ihn sein Trieb hinbewegt. So hat das deine Mutter auch gemacht. Ich habe sie auf dem Theater gesehen, da hatte sie blanke Augen, aber in der Haßstraße, da konnte sie nicht warm werden. Dann kam noch etwas hinzu. Und damit bin ich bei der Antwort auf deine Frage angelangt, bei der Antwort, die ich dir als erwachsenem Menschen nicht mehr versagen kann. Es kam noch hinzu ..." Fischer fuhr mit gedämpfter Stimme fort. „Es sind da Gerüchte ge-

Digitized by Google

wesen, denen dein Vater ... nicht fest genug entgegentrat. Vermutlich aus dem Grunde, weil er ein kranker Mann war. Du hast nie davon gehört?"

Truges schüttelte den Kopf.

„Nun, dann kannst es von mir hören. Von mir besonders gut, weil ich keinen Grund finde, den Gerüchten zu glauben. Man hat deine Mutter förmlich damit gequält und ihr meines Erachtens ein gut Teil der mütterlichen Liebe zu dir schon vor deiner Geburt getötet ... daß man ihr vorwarf oder andeutete ... daß du ... ja, eh-ja, vielleicht von jemand anders herstammst ... aber das ist natürlich unlogisch, es läßt sich nur schwer ausdrücken ... von jemand anders als von deinem Vater."

„Daß mein Vater nicht ..."

„Das ist natürlich logischer Unsinn, so zu sagen. Vater ist Vater. Wir wollen also nun schließen, mein Junge, und zwar schließen wir nicht etwa mit dem meist gebräuchlichen: quod erat demonstrandum, was sich sonst nett macht. Ja, ich sage nicht einmal quod est dubitandum, non dubito, ich bezweifle, in bezug auf deine Mutter, sondern ich schließe entschieden mit dem Wort: quod est negandum, du weißt ja: negare, verneinen! Denn deine Mutter, wenn anders sie ein böses Gewissen gehabt hätte, wäre nicht von Hause gegangen, sondern würde sich im Gegenteil, um einen freien Schein zu erwecken, nach solchen Gerüchten und Vorwürfen erst recht darin festgesetzt haben, aus dem Trotz der Schlechten heraus. Sie ging und ließ ihr Liebstes im Stich, weil sie es ihr verleidet hatten. So erkenne ich. Und weil es mich immer höher und besser gedünkt hat, vom Menschen das Gute zu glauben, und weil ich dich liebhabe, darum bleibe ich dabei, was das schlimme Gerücht betrifft, das deinen Eltern viel Kummer und dir eine mutterlose Jugend bereitet hat: quod est negandum. Gute Nacht, mein Junge."

* * *

„Sag' mal, Linde, hast du was gehört ...?" Linde horchte. „Von meiner Mutter, daß die ...?" Linde saß noch immer stumm. „Daß mein Vater eigentlich nicht ...?"

„O, pfui!" Linde sprang auf, ihre Mädchenhaftigkeit empörte sich. „Wie kannst du das bloß selber sagen? Ich bin einmal so bös geworden, als meine Mutter und Madame Mordhorst so was sprachen. Das gibt es überhaupt nicht. Schäm' dich!"

Quod est negandum, dachte Truges. Schämen, ja — aber das half ihm nichts. Er wollte der Sache auf den Grund gehen, jedoch sein Tauchen war nur zaghaft ... Bei Frau Papius? — Lieber nicht, das war zu nahe bei Linde. Mutter Mordhorst? Bei der hatte seine Mutter gewohnt.

Er brachte ihr einen Topf Astern mit. Mutter Mordhorst traten die Tränen in die Augen.

„Nee, so'n gooden Jung! Grad so 'ne hat mein Mann selig auf'm Grab."

Truges knüpfte kühn an: „Mein Vater hat auch Astern."

„Ach ja, dein Vater. All die guten Leute sterben viel zu früh hier in Kiel." Sie hatte ihrem Seligen und dem Bildhauer Brammer die Ehre erwiesen, jetzt trat ihre eigne Persönlichkeit wieder in den Vordergrund. „Wenn dein Großvater ins Kloster geht, denn sitz' ich da mit der großen Wohnung. Ich gewöhn' mich nicht mehr an fremde Leute. Da kommen vielleicht welche mit Kindern, die trampeln einem den ganzen Tag auf'm Kopf herum."

„Das hab' ich doch auch getan, als ich klein war."

„Von dir hat man nix gemerkt, du warst ja auch oben bei Madame Papius."

Es waren zu viele Leute genannt worden, auf die Art kam Truges nicht zum Ziel, er mußte den Kreis beschränken.

„Mein Vater hat wohl viel ausgehalten?"

„Dein Vater ... ja, wenn das mit deiner Mutter nicht gewesen wäre. Aber was sie auch von ihr gesagt haben, da glaub' ich doch nich an."

„Da drüben hat sie gewohnt?"

Mutter Mordhorst nickte. „Und hat sich gut aufgeführt all die Zeit. Nee, ick kann dat nich glöwen. So een weer se nich."

„Ich weiß wohl ..."

„Nee, nich glöwen. In min Huus passeert so wat nich. Aber genau weeten kann man dat ja doch immer nich, nich? Dor passeert ja so veel in de Welt. Blots — in min Huus? Ick kann dat nich glöwen."

Weiter ging es nicht. Sie hielt die Ehre ihres Hauses aufrecht, um ihres Hauses, nicht um Truges Mutter willen ...

Wo nun hin?

Digitized by Google

„Tante Franziska, warum hast du mir nie erzählt, was ihr hier erlebt habt?"

„Wir und erlebt, mein Junge!"

„Ja, als ich noch nicht da war."

„Da war ich immer traurig, da lag noch mein Unglück nicht so weit zurück. Da meinte ich morgens, wenn ich aufstand, oft erst, ich wäre noch auf Siemshagen."

„Aber als ich dann kam?"

„Ja, das gibt sich dann mit der Zeit. Man gewöhnt sich an die Armut."

„Du hattest damals auch was andres zu bedenken, Tante Franziska. Um mich."

„Ach Gott, ja, so niedlich, wie du warst. Und keine Eltern."

„Nein, natürlich. Wenn ihr auch das von meiner Mutter dachtet."

„Nun kommst du damit? Das solltest du gar nicht wissen."

„Sicher sollte ich das wissen. Es kann mir nicht einerlei sein, was die Menschen von meiner Mutter sagen."

„Ach, die sagen längst nichts mehr."

„Aber wofür ich gelte."

Tante Franziska blieb erschrocken mitten im Zimmer stehen. Was war das? Als ob es heller in ihren verdunkelten Augen wurde. Sah sie die Haßstraße in einem Schimmer, der in Wahrheit nie darüber gelegen hatte? Wer ging da? Der schlanke junge Mann, den sie immer Prinz Christian nannte. Gewiß, wer sollte es sonst auch sein? Und wer saß da am Fenster? Die schöne Gisela. Und wer grüßte und lächelte sich zu? Prinz Christian und die schöne Gisela. Tante Franziska mußte sich fassen. Der helle Schimmer verflog, und sie hatte wieder genug damit zu tun, mit ihren alten Augen durch das Dämmerlicht zu dringen, das in ihrer Stube lastete.

Truges näherte sich ihr. Warum schwieg Tante Franziska?

„Hältst du es denn für möglich?"

„Nein, nein, nein!" rief das Fräulein und wich in die Ecke bis zum Ofen zurück. Das Nein war nicht echt, das bewies ihre Hast.

„Weißt du denn 'wiß und wahrhaftig nichts?"

„Nein!" Das Nein war ruhiger, daraus sprach Wahrheit.

„Aber du hast doch alles mit angesehen. Siehst du, Tante Franziska, mir kann es niemand verdenken, daß ich gern Bescheid wissen will über meine Mutter. Mein Vater ... ihr Mann ... an den hab' ich ja nicht einmal einen Gedanken und ahne nicht, wie er ausgesehen hat, den kann ich also nicht liebhaben. Ich habe mich immer gewundert, daß andre Leute bei den Gräbern weinen konnten. Wenn ich an einem Grab steh', und da liegt mein Vater drin — das muß ich doch fühlen, nicht wahr? Aber das ist mir immer ganz gleichgültig. Ich habe mich noch nie nach ihm gesehnt. Großvater, das war mein Vater, und doch wieder nicht. Deshalb meine ich eben, das ist so ganz anders als mit meiner Mutter. Nach der sehne ich mich in einem fort, die habe ich schon überall gesucht. Ihr Mann, ob das mein Vater ist oder nicht, das kann mir gleich sein. Ist es schlecht, wenn ich so denke?" Er ließ sie nicht zur Antwort kommen. „Wenn es auch schlecht ist. Ich würde es ja sonst keinem Menschen sagen. Du hast mich aber immer am meisten verstanden. Und du weißt gar nichts?"

Das alte Fräulein zog schämig die Achseln. „Gekannt hat sie ja einen." Jetzt war Truges ganz dicht bei ihr. „Als sie noch nicht verheiratet war."

„Und dann?"

Tante Franziska drehte den Kopf weg, damit Truges ihr nicht ins Auge sehen sollte.

„Was war?" Truges ergriff sie bei der Hand.

Tante Franziska war unruhig. „Weil du manchmal so anders warst," flüsterte sie.

„Was denn?"

„Wenn man die andern Kinder ansah — ganz anders warst du."

„Und deshalb hast du geglaubt ...?"

Leise erwiderte das Fräulein: „Du warst viel feiner, und ich hatte bei mir zu Hause viel über so was gehört."

„Hast du das denn zuerst gesagt über meine Mutter?"

„Nein, Gott bewahr' mich! Dein Vater war so böse. Er hatte sie unten am Hafen getroffen, beide, und da setzte sich das bei ihm fest. Das war Krankheit." Jetzt redete sie geläufiger. Sie wollte ihr Gewissen entlasten, wollte ihm deutlich machen, wie sie zu ihren Gedanken gekommen war. „Krankheit war das. Was ist denn dabei? Gisela sprach mit vielen Herren. Das muß man beim Theater. Nur gerade der, den sie vorher gekannt hatte — das hätte sie am Ende nicht tun sollen. Du weißt ja, ich sinne

Digitized by Google

mir gern allerhand aus. Das sind Dinge, die gar nicht existieren, die niemand beleidigen. Und als Gisela fortging und dein Vater starb, da konnte ich mir doch auch gern freie Gedanken machen. Wie ein kleiner Prinz lagst du immer da und schriest beinahe gar nicht. Da habe ich nun gesponnen, du weißt ja, wie im Märchen vom Kaiser und der Goldschmiedstochter. Wie ein kleiner Prinz ...“

„Warum denn?“ fragte Truges. „Prinz?“

„Ja, weil der andre, den sie vorher gekannt hat ...“

„War das ein Prinz?“ drängte Truges.

Tante Franziska wandte wieder den Kopf weg. „Ich spinne ja bloß. Er hat bloß Prinz Christian so ähnlich gesehen. Aber das ist alles Märchen, Märchen, Truges,“ setzte sie angstvoll hinzu. „Wir wollen nicht schlecht von ihr denken.“ —

In seiner Kammer saß Truges. Das war eine Welt für sich. Die Luft war hier so ganz anders. Er brauchte nur über die Schwelle zu treten. Da draußen war sie dumpfig, hier hatte sie einen Duft von irgend etwas, was ihn benahm, was ihn anders machte als die übrigen Menschen.

War er nicht eigentlich immer fremd im Hause gewesen? Hatte er jemals gedacht: mein Vaterhaus? Nie! Zu wem gehörte er? — Die da unten, die Dicke mit der Kaffeetasse? — Weg! — Die da oben? Die gute Linde ... aber sonst ... sein genug war sie ihm auch nicht. Sein Großvater? Sie beide kannten sich nur dem Namen nach. Tante Franziska? — Ja, in der war etwas, womit er sich verwandt fühlte. Er konnte sich gut denken, wie man auf Siemshagen lebte. Er würde schon mit der Reitpeitsche durch die Luft sausen können, und der rote Rock stände ihm schmuck. Das Adlige bei Tante Franziska hatte sein lebelang zu ihm gepaßt.

Draußen auf dem Kirchhof lag irgend jemand, das sollte sein Vater sein. Aber der Mann ging ihn nie etwas an.

In der Welt flatterte eine Frau herum, die konnte tun und lassen, was sie wollte, aber Böses konnte sie nicht begehen — sie war ja seine Mutter. Er war ihr Sohn. Was sollte er sich Skrupel machen, ob der, der sein Vater war, nach Menschengesetzen sein Vater sein durfte? Das Haus war ihm immer zu eng und zu einfach gewesen. Die Armut hatte ihn immer gedrückt, während die übrigen im Hause zufrieden dahinlebten.

Und woher kam es, daß seine Seele gleich zu Bodie hinflog?

Ja gewiß, zu den Vornehmen gehörte er. Es war ein Prinz, den seine Mutter vorher gekannt hatte. Und er hatte immer gern Prinzen gespielt. War das nicht ein Zeichen? Seine Hände, so schmal! Was hatten die andern in der Setzerei für breite Finger. Er selbst so lang und schlank, viel größer als sein Großvater. Und wie er es verstand, Bilder aufzuhängen und die Geschenke von seiner Mutter aufzubauen! Das konnte nicht einmal Linde.

Und wie er in den Büchern zu lesen wußte! Kam das nur von Lehrer Fischers Unterricht?

Und dann endlich: er dichtete. Hatte in diesem Hause schon jemals einer gedichtet? War das nur mütterliches Erbgut? Konnte es nicht auch väterliches sein? Aber Väterliches von einem aus diesem Haus? Nie! So empfindsam, wie er war — so einsam. So wenig, wie er all den andern hier von dem erzählte, was er dachte und erlebte. So oft, wie er krank war. Ist es nicht vornehm, viel krank zu sein?

Er stand über ihnen allen hier. Es war mit ihm etwa wie mit dem Königssohn im Märchen: verzaubert, eingekerkert, in Armut und Niedrigkeit, aber ein Königssohn blieb der im Märchen doch.

Da richtete er sich langsam, feierlich auf und trat vor seinen Spiegel. Seine Augen blitzten, seine Unterlippe zog sich herab. Hochmütig war seine Miene, erhaben über die ganze Haßstraße.

* * *

„Als ich Mama erzählte von dem Brief, den Sie bekommen haben, da fragte sie wieder, ob Sie nicht zu uns herauskämen?“ sagte Bodie eines Abends. Ihr lag daran, wieder alle Unbefangenheit zwischen sich und Truges walten zu lassen. Er hatte sie so töricht gestört.

„Tu das, mein Sohn,“ meinte Lehrer Fischer. „Du kannst nicht genug kennen lernen.“

Truges war ruhig, wohl verlegen, aber nicht bestürzt. Es erschien ihm nicht mehr

Digitized by Google

als etwas Ungeheuerliches, zu Samsoes zu gehen, die Pfortenklinke niederdrücken zu dürfen. Er hatte sich in der letzten Zeit noch eifriger als sonst mit sich selbst beschäftigt, mit seiner geheimnisvollen Abstammung, wie er es nannte, er hatte sich hineingeredet, daß irgendwas Bedeutendes in ihm stecke, eben seiner Abstammung wegen. Er war sich deshalb so wichtig geworden, daß er seine Schüchternheit überwand, ja, er war stolz auf sich geworden. Noch nie hatte er so viel an sich herumgeputzt und gebürstet. Eine neue Mütze kaufte er sich, die sah aus wie von schwarzer Seide. Er trug nur noch feine Sonntagsstiefel, und auch die waren ihm viel zu plump. Am liebsten hätte er seinem Großvater die Kundschaft gekündigt.

Und seine Stube! Was man mit einem Topf Ölfarbe alles erreichen konnte! Er pinselte über, was nur Farbe halten wollte. Hellgrün. Das machte sich fein auf dem Weiß der Wände. Er konnte drei Tage nicht sitzen, denn die Lederkiste und der Dreifuß trockneten schwer. Er konnte nichts auf den Tisch legen, denn der glänzte vom nassen Öl. Er durfte sich im Bett nicht umwälzen, sonst scheuerte er den Anstrich von den Kanten. Tat alles nichts. Schöner war es gewiß nirgends als bei ihm. Samsoes — was konnten die mehr haben? Für den Brief seiner Mutter machte er sich eine eigne Mappe: zwei Pappdeckel wurden mit Goldpapier beklebt, und dann zog er zwei rote Bänder hindurch zum Zusammenhalten. Dahinein sollten alle Briefe von seiner Mutter gelegt werden. Alle. Vorläufig also nur der eine.

Und als sein Saal ausgetrocknet war ... das Ordnen! Ehe die Mappe genau rechtwinklig in der Mitte des Tisches lag, ehe das Tintenfaß in der richtigen Entfernung zwischen Mappe und Kiste stand, ehe die Feder ihren Platz vor dem Tintenfaß gefunden hatte — was war das für ein Stück Arbeit.

„Truges, wenn du heiratest — du mußt die Madame sein," meinte Linde. „So viel Ordnung wie du brächte ich mein Leben nicht fertig. Man mag sich hier ja gar nicht rühren vor lauter Angst." Sie wollte ihn in ihrer fröhlichen Weise küssen.

„Stoß bloß nichts um," warnte Truges. Der Kuß war ihm Nebensache. Nur keine Unordnung.

Er konnte in seinem Saal schön alles tun und lassen, was er Lust hatte; sein Großvater störte ihn nicht, der sah überhaupt nicht in die Kammer hinein und ließ ihm die paar Groschen, die er verdiente.

Dann das allerschönste: sich rasieren! Großvater gab ihm ein altes Messer, das war schon arg weggeschliffen, aber dafür um so schärfer. Die Verschalung war von Perlmutter, und Truges legte das Messer so, daß sie recht glänzte. Alles mußte ihm zum Schmuck dienen.

„Rasieren — warum bloß?" fragte Linde schmollend. „Gerade ein Bart, den muß ein Mann haben. Nun siehst du wieder so jung aus. Wenn ich dir einen Kuß gebe — als wenn ich ein Mädchen küsse."

Truges lächelte. Sollte sie das doch denken. Das war ja gerade fein, geheimnisvoll, reizvoll. Verstand Linde das nicht? So mochte sie es lieber lassen, ihn zu küssen.

Dem seltsamen Gingkoblatt glich die Seele des jungen Menschen:

Ist es ein lebendig Wesen,
Das sich in sich selbst getrennt?
Sind es zwei, die sich erlesen,
Daß man sie als eines kennt? — —

„Es würde uns gut passen am Sonnabend," sagte Fräulein Samsoe in jener Privatstunde weiter. „Wenn das Wetter klar ist."

„Dann komme ich." — —

Am nächsten Tage bat er seinen Faktor: „Wenn ich Sonnabendnachmittag wegbleiben könnte? Ich bin eingeladen, nach Düsternbrook."

„Tor hatt he'n Bruut!" rief ein Setzer.

Wär' noch nicht das Schlechteste, dachte Truges eitel.

„Gah los, Jung," antwortete der Faktor.

Die Erlaubnis hatte Truges.

„Tante Franziska, biud mir mal den Schlips zu. Ich soll zu Besuch bei Samsoes."

„Das ist eine Ehre, mein Junge."

Linde hielt ihm ein paar Resedablumen hin: „Willst du nicht einen Strauß einstecken, hier oben im Knopfloch?"

Truges nahm die Blumen. Das sah nach was aus und roch schön. Es war ihm, als wäre der Rock jetzt breiter geworden, denn er saß von Natur ziemlich schmalbrüstig, weil er ja noch von der Konfirmation herstammte.

„Eet nich to veel!" mahnte Schuster Brammer.

Digitized by Google

Darauf hatte Truges gar keine Antwort. Als ob er nicht von selbst wüßte, was sich schickte.

Truges zog ab. Die Haare klebten an den Schläfen, das Kinn glänzte. Der Schoßrock flatterte, und die Hosen krumpften sich auf, so daß man das braune flockige Schaftleder der Stiefel sah. Macht alles nichts. Truges schwang seinen Spazierstock und ging diesmal auch erst über den Markt, aber nicht aus Verlegenheit, sondern in dem erhabenen Bewußtsein: Was sagen die Leute nun? Ich bin nach Düsternbrook eingeladen zu den reichen Samsoedamen. Er grüßte die entferntesten Bekannten und hielt sie auf. „Ich muß noch weit," berichtete er ungefragt. „Ganz hinaus, beinahe bis Bellevue."

„Was da denn?"

„O, da bin ich manchmal eingeladen. Da sind zwei Damen, schrecklich reich, die essen bloß von Kopenhagener Porzellan."

Bis zum Dänischen Tor hatte er das zehn Leuten anvertraut, und zwar so laut, daß die Vorübergehenden auch was abbekamen. Er dachte daran, ob er nicht noch einmal umkehren und sich lieber ein blaues Schnupftuch statt des roten holen sollte, dann traf er wohl noch etliche, die er in seine Düsternbrooker Fahrt einweihen könnte. Aber es schlug halb. Jetzt sputen! Um vier mußte er draußen sein. Seine Ordnungsliebe hätte furchtbar gelitten, wenn er zu spät kam. Er konnte auch ruhig sein — halb Kiel wußte Bescheid: Truhs Brammer war heute nachmittag bei den reichen dänischen Damen und aß von Kopenhagener Porzellan.

Unterwegs überlegte er sich, wie er die Damen begrüßen wollte. Er zog probeweise die Mütze und dienerte im Gehen immerzu. Jetzt war er an der Pforte. Gerade schlug im Hause, oben im Giebel, eine Uhr mit feiner Glocke: bing, bing, bing, bing. Bodie stand auf der Veranda, und als er die Tür aufschob, kam sie durch den Vorgarten.

„Wie pünktlich Sie sind, Herr Brammer! Das ist schön."

„Ja ... ich ..." stammelte der Weltmann Prinz Truges. Das Dienern vergaß er, so viel er es geübt hatte.

Bodie hielt ihn an der Hand: „Wollen wir erst noch unten durch den Garten gehen? Mama kommt gleich."

„Bitte."

Sie gingen um den Rasen des Vorgartens herum. Die Rosen waren verblüht. Dann am Hause vorbei. Dichtes Gebüsch von Syringen, Jasmin und andern Sträuchern drängte sich heran, darüber ragten Birken, Goldregen, Akazien. Weiter schritten sie auf dem geraden Steig hinter dem Hause abwärts. Da dehnte sich zu ihrer Linken die große Fläche des Grasplatzes, aus dem üppige Bündel von Georginen herauswuchsen.

Sonnenblumen schwankten mit schweren, fast aufgebrochenen Knospen. Eine Rotbuche spreizte sich. Alte Ulmen, Eschen, Pappeln beschatteten den Boden. Eine mächtige Linde, grüner Zwillingsfrüchte voll, pflanzte sich breit hin. Kastanien warfen schon ihre Morgensternknollen zu Boden. Tannen gaben den dunklen Hintergrund für das hellere Laub her.

Wellig war das Gelände, aber im ganzen fiel es doch rasch zum gelben Strand hin ab. Auf dem Ufersand lagen ein paar mächtige Findlinge, und zwischen ihnen war eine Brücke ins Wasser hineingebaut, ein weißes Boot schaukelte sich an seiner Kette.

Bodie und Truges wandten sich und gingen nun neben dem Strande her. Da sah Truges eine Ecke voll Zinnien, Astern, Nelken — Blumen über Blumen, in allen Farben. Ein ganz schmaler, gewundener Pfad führte durch dieses Beet zu einem kleinen Gartenhaus mit einem Steinsitz an der einen Seite. Das Haus war aus Stämmen aufgerichtet, die Baumrinde saß noch daran. Nicht allzu hoch ein viereckiges Fenster, dahinter, halb gerafft, eine blaue Gardine. Das Schloß in der Tür, die kaum von der übrigen Wand zu unterscheiden war, blinkte.

„Das ist mein kleines Reich," versetzte Bodie. Sie hatte den Arm erhoben und wies auf das Gartenhaus. Leise klirrte die Münze an ihrem goldenen Armband. „Sonst darf niemand hinein."

„So? Jawohl."

Langsam stiegen sie nun wieder aufwärts, dem Hause zu. Der Weg war eben und glatt, und nur hier und da lag ein Steinchen. Aber Truges stolperte über das geringste Regenrinnsal, und ein Kiesel war für ihn schon ein Hindernis. Er wollte es umgehen, aber dann gelang es gerade nicht, er stieß daran, und es war, als ob der Kiesel hundert Pfund wog. Er hatte Mühe, daß er nicht darüber stürzte.

Digitized by Google

Bodie hielt noch einmal an und drehte sich um: „Hier ist die schönste Aussicht über das Wasser. Setzen wir uns einen Augenblick?“

Die hochlehnige Holzbank stand bequem, frei sah man von da bis über Friedrichsort hinweg. Truges dachte an den Morgen, als er zum erstenmal dichtete. Das Wasser schimmerte blau, mit goldenen, ewig wechselnden Pünktchen. Dahinter erhoben sich die waldigen Ufer bei Kitzeberg. Das Korn drüben auf den Hügeln bei Neumühlen wogte. Ein norwegischer Segler steuerte herein, die blau-rote Flagge hing schlaff am Mast.

Truges hatte wenig von der Schönheit. Er achtete immer nur auf sich, wie er dasaß, wie er antwortete, ob Bodie auch aufstehen wollte, ob er wohl ungefährdet und ohne weitere Stolperei ins Haus gelangte. Und was da nun geschehen sollte. Ob er nicht doch lieber sagte: Nun habe ich Sie schon so lange aufgehalten. Ich habe auch keine Zeit mehr.

Bodie plauderte nicht viel. Sie genoß das Bild vor sich und erwartete von ihrem Gast dasselbe. Was konnte sie ihm Besseres bieten? Ein Fenster wurde aufgestellt und eingehakt.

„Bodie!“

„Ja, Mama.“

Das junge Mädchen erhob sich. Sie schüttelte das Kleid nach dem Sitzen und nickte Truges zu. Der holperte neben ihr. Hinter dem Hause führte eine Holztreppe in den Garten hinein, darunter war von Mauersteinen der Kellereingang. Truges wollte nach vorn um das Haus herum.

„Wir können hier herein, Herr Brammer.“

„So? Jawohl.“

Truges faßte das Geländer und zog sich aufwärts. Bodie folgte ihm leicht und rasch. Sie hob zierlich das Kleid und huschte über die Stufen. Die Löckchen an ihren Schläfen schwankten wie goldbraune Glöcklein. Truges stand oben an der Glastür, bis Bodie kam.

„Bitte.“ Sie ließ den Gast vorausgehen.

Es war ihm erst, als ob er in dem Raum, wo er nun eintrat, gar nichts sähe — so dämmerig. Da kam eine schlanke Dame auf ihn zu, die sich in Schwarz trug. Eine schwere silberne Kette hing ihr um den Hals, das Medaillon saß gerade in der Ecke des Kleidausschnittes. „Es ist recht, daß Sie kommen und besuchen uns. Meine Tochter hat mir viel Nettes von Ihnen gesagt.“

„Ja, ich ...“

„Zu Kaffee!“

Sie setzten sich um den runden Tisch in der Mitte des großen Zimmers. Eine weiße Kanne wurde gebracht; das Flämmchen glühte unter einem Messingkessel. Die Zuckerdose, der Kuchenkorb und was sonst noch auf dem Tisch stand, alles Geschirr war weiß mit einem schmalen Goldrand oben.

Truges saß nur halb auf seinem Stuhl. Das war unbequem, aber er fand nicht den Mut, sich vollends hinaufzuschieben. Wer wußte, ob der Stuhl nicht ausrutschte? Seine Mütze hielt er zwischen den Knien, er hatte sie mit hereingenommen, ohne daß die Damen es merkten. Er quetschte die Mütze. Wenn die nun auf die Diele fiel! So schwierig hatte er sich's nicht vorgestellt, bei reichen Damen zu Besuch zu sein.

Frau Samsoe sprach mit ihrer Tochter dänisch. Heute verstand Truges nichts davon. Aber dann sorgten beide für ihn, mit einer selbstverständlichen Liebenswürdigkeit, die so tat, als ob sie seine Verlegenheit gar nicht bemerkte. Bodie goß ihm Kaffee ein, Frau Samsoe häufte ihm Kuchen auf. Ein Messer lag da. Ob man die Kuchen mit dem Messer aß? Er paßte auf. Bodie zerschnitt ihren Kuchen mit dem Löffel. Das versuchte er auch. Glitsch! sagte es, da lag der Kuchen auf dem Tischtuch. Er griff zu und brachte das Stück schnell wieder auf den Teller.

„Nun wollen wir uns hier nicht genieren, nicht wahr?“ bat Frau Samsoe. „Kommen Sie, Herr Brammer, Ihre Tasse.“ Sie redete auf ihn ein, er solle sich wie zu Hause fühlen, und Truges antwortete immer nur: „Ja ... gern ... danke.“

Das Dienstmädchen brachte Pudding und Likör. Der Pudding war eine Qual für Truges, denn er konnte nichts mehr essen, weil er vorher in seiner Angst immer einen Kuchen nach dem andern heruntergestopft hatte, nur um irgendwas zu tun und sein Schweigen damit zu begründen. Aber der Likör, o — das war ein süßer Schluck, den fühlte er die ganze Brust herunter, der gab Courage. Er sah zum erstenmal umher, enttäuscht. Er hatte geglaubt, bei den reichen Leuten müßte alles Gold und knallrot sein, und die Edelsteine hingen nur so von den Decken herab in ganzen Trauben, dicke Teppiche wären auf allen Dielen, Spring-

Digitized by Google

brunnen spritzten ihr duftiges Wasser in die Höhe. Kurzum, er hatte gemeint, bei reichen Leuten wäre es wie in Tausendundeiner Nacht.

Und hier? Braune Möbel, ganz einfach, mit dünnen Beinen und niedrigen Polstern, hier und da nur ein kleiner, bescheidener Goldbeschlag. Auf den Konsolen ein paar Vasen, an den Wänden hier und da ein Bild, der Fußboden blank. So hatte sich Truges solch einen Saal nicht vorgestellt. Seine Phantasie, die Phantasie des Armen, wollte Märchenhaftes, Protziges. Das Schlichte galt ihm nichts. Er konnte nicht unterscheiden zwischen der Einfachheit bei ihm zu Hause und dem strengen Stil hier. Seine ungeübten Sinne konnten nicht das Wertvolle schätzen, das er sah. Darum achtete er das auch gering.

Vasen hatten sie zu Hause auch. Und auf den alten Bildern war beinahe nichts zu sehen. Keine Teppiche! Da war es bei Tante Franziska hübscher. So dünne Möbel. Die zu Hause waren viel dicker im Holz. Und nirgends gediegenes Gold, nirgends Körbe mit großen Edelsteinen, nirgends Vorhänge aus lauter Perlen. Die Damen konnten unmöglich so reich sein. Das gab ihm im Verein mit dem Likör einige Sicherheit.

„Gehen wir nun auf die Veranda?" fragte Frau Samsoe.

Er stand forsch auf. Dabei fiel die Mütze herab.

„Die hängen wir draußen hin, Herr Brammer," riet Bodie und nahm sie ihm ab.

Über einen großen Flur ging es, der war mit Steinfliesen belegt. Ein mächtiges Schiffsmodell schwebte an der Decke, ein hoher Spiegel stand an der Seite. Hinten lief die Treppe empor.

„Wir wollen uns was erzählen. Kommen Sie. Wir machen es uns bequem." Frau Samsoe ließ sich in ihren Stuhl nieder. Truges bekam auch einen breiten Korbsitz, wo man beim besten Willen nicht auf der Kante bleiben konnte, sondern sich hintenüber lehnen mußte.

Bodie häkelte und nippte ab und zu von einem Glase Wasser. Es lag sich schön in dem Stuhl. Warum war er eigentlich befangen? Er blickte hinauf. Unter dem Dach der Veranda huschten Schwalben entlang, zirpend flogen sie hin und wieder durch das Weingerank. Das war gemütlich, und Truges wagte die erste freie Frage, während er bisher immer nur geantwortet hatte: „Kommen die Schwalben jedes Jahr wieder?"

„Die kleinen Dinger! Ja," erwiderte Frau Samsoe mit einer mütterlichen Zärtlichkeit. „Es wird mir weh tun, daß ich ihnen nicht mehr zusehen kann, wenn wir wegziehen."

„Warum wegziehen, Mama?" Bodie warf ihr einen vorwurfsvollen Blick zu.

Frau Samsoe neigte den Kopf, schmerzlich, lächelnd: „Wenn es nicht anders sein kann! Wozu soll ich das große Gewese behalten?"

„Dann behalt' ich es." Die kleine Falte auf Bodies Stirn war trotzig. Sie riß an dem Faden ihrer Häkelei.

Frau Samsoe richtete sich ein wenig empor, und es lag etwas Schärfe in ihrer Stimme: „Du kannst nicht verlangen, daß ich nur an dein Vergnügen denke, Kind."

„Nein, aber bitte auch nicht nur an deins, Mama, nicht wahr?"

Ein schönes, glattes Wasser. Man denkt, es ist still bis zum Grunde. Da plötzlich! ein leichter Wirbel, so daß die Ruhe der Lichtstrahlen, die auf der Fläche glänzten, zerstört wird.

Bodie war aufgestanden und verließ die Veranda.

„Meine Tochter ist mir beinahe böse." Frau Samsoe wurde lebhafter, sie mußte sich aussprechen, einerlei zu wem, und war es nur ein Setzerlehrling. „Denn es ist möglich, daß ich mich wieder verändere."

Bodie war noch nicht außer Hörweite, sie wandte sich um: „Mama, das ist doch nur Scherz?"

„Weiß ich das? Weißt du das?" Jetzt war Frau Samsoes Ton verweisend.

Truges hatte kein Gefühl für den schlichten Luxus, der ihn umgab, und er fühlte auch nicht, daß ihm die beiden Damen mit diesem kleinen Auftritt schon viel von ihrem Leben verraten hatten.

„Erwachsene Töchter lieben es nicht, wenn die Mütter sich wieder verheiraten," fuhr Frau Samsoe fort. „Aber die Mütter sind manchmal noch zu jung, um daß sie ganz hinter den Töchtern zurücktreten könnten."

Truges bekam einen Blick. Der gute Junge ahnte nicht, was kokettieren war, aber der Blick ging ihm doch tief ins Herz. Er erwachte unter diesem Blick.

„Man kann sich nicht in ein Kloster sperren, nicht wahr, Herr Brammer?"

Digitized by Google

„Natürlich nicht! Bewahre!“ rief Truges. Er war begeistert dafür, daß die Mütter sich wieder verheiraten mußten. Was sich die Töchter wohl einbildeten!

Frau Samsoe war mit ihm zufrieden. Sie hatte einen Bundesgenossen gefunden. Deshalb wurde sie selbst regsamer: „Ein Kloster ist schrecklich. Ihre Mutter hätte es da auch nicht ausgehalten, wie?“

Der Übergang von Frau Samsoe zu seiner eignen Mutter war so plötzlich, daß Truges erschrak. „Nein,“ entgegnete er.

„Und gerade Ihr Schicksal,“ — Frau Samsoe blieb jetzt bei Truges, denn zuviel anvertrauen wollte sie ihm doch nicht, dem Setzerlehrling — „deswegen wollte ich Sie gern kennen lernen. Wenn Sie nun in der Setzerei bleiben, was werden Sie dann?“

„Ich will Faktor werden.“

„Das ist viel? Ich meine: hoch?“

„Ja, der hat alles zu sagen.“ Truges begann lauter zu sprechen. Jetzt, wo seine Person in Betracht kam, wurde er unbefangener. Das war ein Gebiet, auf dem er bewandert war, er tat ja nichts andres, als über sich nachgrübeln. Und in seiner Unbefangenheit wagte er es, Frau Samsoe genauer anzuschauen. Das feine, schmale Gesicht mit den dunklen Locken. So schwarze Augen. Was für einen kleinen Mund sie hatte! Jung war sie noch. Truges wurde zutraulich.

„Bei Herrn Fischer lern' ich viel. Das ist ebensogut, als wenn ich in die Schule gehe, und ich lese alles und behalt' auch alles. Und manchmal ...“ Es war nicht so sehr Mut als vielmehr Eitelkeit, was ihn trieb, sein Herz auszuschütten. Und dann war Frau Samsoe eine so schöne Frau, und Truges mußte immer jemand haben, an den er sich anschmiegte. „Manchmal hab' ich auch schon gedichtet.“

„O, haben Sie Ihre Gedichte bei sich?“

„Nein, aber mehrere kann ich auswendig.“

Frau Samsoe tat ihm den Gefallen. „Sagen Sie mir eins her, bitte.“

Zum erstenmal in seinem Leben sprach Truges Brammer seine eignen Verse:

„Morgenahnend lüften sich die Nebel ...“

Frau Samsoe hatte die Hände in den Schoß gefaltet. Sie prüfte das Gesicht des jungen Menschen, der immer eifriger wurde.

„... hoffe, hoffe, Herz, du auch!“ ...

Frau Samsoe war ernst geworden.

Bodie kam von der andern Seite wieder. Sie hatte eine heitere Miene. „Hier, deine Lieblingsblume, Mama.“ Damit reichte sie der Mutter über das Geländer der Veranda hinweg einen Strauß zu.

„Mange Tak, lille Bodie.“

Beide lächelten, aber ihre Augen begegneten sich nur flüchtig. Es war zwischen ihnen so: sie fühlten, was sie trennte, aber sie wußten auch, daß sie sich nicht entbehren konnten. Noch nicht. So mußten sie zusammen bleiben. Streit war beiden peinlich. Brach ihr Gefühl dennoch durch, so gingen sie schnell auseinander. Dann glättete sich der Wirbel, und irgend etwas Äußerliches gab den Anlaß, daß sie wieder ruhig miteinander redeten: eine Blume, ein Bonbon. Das war gezwungene Ruhe, aber sie war notwendig.

„Du hättest hier sein sollen, Kind. Wir haben einen großen Dichter im Haus.“

„Ach nein!“

„Ein wunderschönes Gedicht hat mir Herr Brammer vorgetragen, ganz von ihm selbst.“

Truges, bei aller Beschämung, strahlte. Das war was für ihn.

Auch Bodie tat ihm den Gefallen. „Wird Herr Brammer es noch einmal hersagen?“

Und von neuem deklamierte der große Dichter: Morgenahnend ... „Das hab' ich oben auf Bellevue gedichtet. Ganz auf einmal.“

„Nein! Nein!“ Er wurde bewundert. Seine Verlegenheit war verschwunden. Ja, er sollte nur erst warm werden, dann wußte er sich schon zu benehmen. Noch um ein zweites Gedicht wurde er gebeten. Wie leicht er sich erbitten ließ!

An meine Mutter

Nie hab' ich dich gesehen,
Und bist doch stets bei mir.
Wenn Stürme mich umwehen,
So drängt es mich zu dir.
Zu dir in Traum und Denken,
Da ist es still und rein;
O, seliges Versenken:
Bei meiner Mutter sein.

Frau Samsoe tupfte mit dem Tuch am obern Augenlid. Bodie schaute mitleidig auf Truges.

„Das ist eine Begabung,“ meinte Frau Samsoe. Truges war auf der Höhe. „Sie sollten Ihr Talent pflegen, ausbilden.“

Digitized by Google

Valentin Kraus (München): Unsre Erlösung. Marmor.

WESTERMANNS MONATSHEFTE

Digitized by Google

„Ich will auch noch mal alles drucken lassen," versicherte er.

Aber wer da stehet, der sehe zu, daß er nicht falle. Durch die Gartenpforte kam ein junger Herr, fein angezogen, eine bunte Mütze auf dem Kopf.

„Nur einen Augenblick, schöne gnädige Frau! Mein gnädiges Fräulein —"

„O bitte, Herr Doktor."

Die jungen Männer wurden einander vorgestellt. „Dies ist unser lieber Gast, Herr Brammer," sagte Frau Samsoe freundlich.

„von Holstein," fiel der Student ihr in die Rede und machte eine steife Verbeugung zu Truges hin. Die Mütze hatte er vor sich an die Brust gedrückt.

„Nun? Platz nehmen, Herr Doktor?"

Der Student wählte einen kleinen Sessel, der neben Frau Samsoe stand. „Papa läßt sich der schönen Frau Bergithe ... so hat er gesagt, ich kann nichts dafür." Herr von Holstein hob dabei die Hand und machte einen Ring aus Zeigefinger und Daumen, fächerförmig saßen die andern Finger darüber. „Und dem ..." Er besann sich. Wie sollte er das gnädige Fräulein nur nennen?

„Lassen Sie, bitte, Herr Doktor," versetzte Bodie, „ich weiß schon."

„Excusez. Läßt sich den Damen auf das ehrerbietigste empfehlen, und wenn er für die Partie zum nächsten Freitag bitten dürfte ..."

Nun folgte die Einladung. Die wurde viel besprochen. Auf Truges achtete niemand. Zuletzt aber fühlte der Student doch die Pflicht, sich auch mit ihm zu unterhalten. Höflich fragte er: „Der Herr Kommilitone ist bei der theologischen Fakultät?" Simpler konnte der Herr Studiosus juris von Holstein den jungen Mann mit den angekämmten Haaren nicht einschätzen.

„Nein, ich ..."

„Philosophus?"

„Ich ..."

O weh, Truges! Eben noch als Dichter hoch gefeiert, und was bist du jetzt?

Frau Samsoe kam ihm zu Hilfe: „Herr Brammer hat die Universität noch nicht bezogen."

Noch nicht? Darin lag eine Lüge, eine Feigheit. Truges hätte sie sich in diesem Augenblick gefallen lassen, aber Bodie war zu stolz dazu und meinte schlichtweg: „Das wird Herr Brammer überhaupt wohl kaum. Er hat einen schönen Beruf auch so. Er will die Buchdruckerei lernen. Und außerdem dichtet er."

„Ah, exeusez!" entgegnete der Student und scheuerte sich mit der Spitze des Zeigefingers zwischen Unterlippe und Kinn. Dabei machte er ein verdutztes Gesicht. Buchdrucker? Dichter? Und so was saß bei der schönen Frau Bergithe und dem anmutigen Fräulein Bodie! Ja, noch schlimmer, mit so was saß er hier zusammen? Das war zu viel verlangt. Er wartete auf eine Gelegenheit, daß er sich empfehlen konnte. Das ging nur nicht so leicht. Jedenfalls war Truges nicht mehr für ihn vorhanden.

Bodie empfand die Mißachtung. Es empörte sie. „Ich muß Ihnen noch unsern afrikanischen Baum zeigen, Herr Brammer."

Truges sprang auf. Schnell war er aus der Veranda heraus. Da nahm Bodie seinen Arm und ging langsam an der Veranda vorüber. Herr von Holstein schaute ihr mit großen Augen nach. Arm in Arm mit dem?!

Frau Samsoe gab ihrer Tochter recht. Truges hatte seine Genugtuung.

„Mußte ich es nicht offen sagen?" fragte Bodie.

„Ja, warum soll ich mich genieren?" erwiderte Truges, der trotzmütig war, weil Bodie für ihn gekämpft hatte.

Er hielt den Arm steif an sich, denn er wußte nicht, was er mit Bodies Arm machen sollte. An sich drücken durfte er ihn doch wohl nicht, und wenn er den Ellbogen noch weiter in die Luft streckte, stieß er an Bodies Taille. Es war wieder einmal ein schweres Stück Arbeit. Aber eins war gut dabei: der Student hatte sie beide so gesehen.

„Mama verstehe ich," begann Bodie von neuem. „Man weiß, wie diese jungen Herren sind. Aber Sie sind so feinfühlig, daß es Sie nur gekränkt haben würde, wenn wir Ihren Beruf verleugneten."

Sie nahm jetzt, da sie sich zu einer Blume herabbeugte, den Arm aus dem seinen. Truges war erlöst und betrübt zugleich. Sie kamen an die afrikanische Pflanze, Truges bewunderte sie laut, und doch waren ihm die Blätter und die Blüten so gleichgültig.

„Nun soll es nicht aussehen, als wären Sie geflüchtet. Treten Sie ihm nur tüchtig entgegen."

Es half Truges nichts, er mußte wieder mit in die Veranda. Der Student war schon bei den Abschiedskomplimenten. Tru-

Digitized by Google

ges bekam so gut wie gar nichts von den Verbeugungen ab. Dann waren sie wieder allein. Frau Samsoe hatte das Gefühl, sie müsse Herrn von Holstein und sich selbst entschuldigen. „Die Studenten haben keinen andern Umgang als mit sich. Und kann man es denn wissen, ob Sie nicht auch noch einmal studieren! Möchten Sie es?"

„Jeden Tag," antwortete Truges.

Bodie winkte der Mutter: Mach' ihm doch das Herz nicht schwer.

Frau Samsoe blickte nachdenklich auf Truges und sprach für sich: „Hm, ja."

Der Nachmittag ging hin. Truges wollte alle Viertelstunde aufbrechen, aber die Damen behielten ihn zum Abendbrot. Bodie sang nachher noch, es klang aber wirklich nicht so schön wie das erstemal, als er ihre Stimme vernahm. Endlich durfte er fort.

Merkwürdig leer war es in ihm, als er heimging. Hatte er überhaupt etwas gesehen, gehört und gesprochen? Er erinnerte sich nur dunkel dessen, was in den Stuben stand. Er wußte kaum, was er gegessen hatte. Der Garten — das war eine grüne Masse mit roten und blauen Flecken. Er hatte die ganze Zeit über so viel mit sich zu tun gehabt, hatte so viel an sich herum zwingen müssen, daß er auf das um ihn beinahe nicht achten konnte. Aber drei Empfindungen waren doch stark in ihm; drei Erinnerungspunkte brannten: zuerst sein Triumph als Dichter. Er murmelte das Gedicht vor sich hin. Dann das Peinliche: Herr Kommilitone ist bei der theologischen Fakultät? Philosophus? Und das dritte: er hatte Bodie am Arm geführt. Das fühlte er noch. Im übrigen: seltsam leer. Ganz anders hatte er sich's gedacht. Und jetzt erst, wo alles vorüber war, machte mein Truges in seiner Wirklichkeit, also in der Phantasie, Besuch bei Samsoes.

Ei, wie fein und ungezwungen er sich bewegte! Wie er Möbel und Bilder schön fand, wie er es wagte, ebensogut wie dieser Student, Frau Bergithe zu sagen! Wie elegant er Fräulein Samsoe die Schüssel hinhielt! Wie er scherzte! Wie leicht ihm die Worte herunterperlten! Bald konnten die Damen sich nicht helfen vor Lachen, bald waren sie über seine Erzählungen zu Tränen gerührt.

Und der Student, der andre? Ach, er selber war ja ein viel feinerer Student! Gut stand ihm die bunte Mütze. Und lange, lange führte er Bodie am Arm herum, sie ließ ihn gar nicht los. Das war auch kein Wunder; sie ging nicht alle Tage mit Prinz Truges. Prinz und Dichter! Ja, das war ein Leben!

Ein Leben, Truges? Ja, nach deiner Art — im Traum.

— — — — — — — — — — — — —

Der Traum, mit dem Truges wieder einmal die Wirklichkeit übertäubt hatte, war verflogen. Die Bleilettern drückten ihm ihre Kanten in die Finger und machten ihn schwarz. Elend! Truges war traurig in seiner Unzufriedenheit.

„Weshalb lerne ich das alles?" fragte er seinen Lehrer. „Ich brauch' es ja nicht. Die andern in der Setzerei lachen mich aus, wenn ich ihnen sage, wie irgendwas auf Latein heißt." Sein störrisches Wesen brach wieder hervor.

Fischer ahnte wohl, woher das rührte. „Mein Junge, du hast in andre Verhältnisse hineingeblickt, nun mußt du aber auch Manns genug sein, um die Eindrücke zu überwinden. Alle können wir nicht das gleiche haben."

„Warum nicht?"

„Ja, das sieht eigentlich niemand ein, da hast du ganz recht. Aber wir müssen uns damit abfinden. Gebrauchen kannst du immer, was du hier gelernt hast."

„Ich mag nicht mehr." Sein Gesicht verzog sich, als ob er weinen wollte.

Fischer blieb milde: „Kommt wieder, mein Junge. Heute abend pack' nur deine Bücher und geh nach Haus."

Es war ihm lieb, daß Truges heute nicht mit Bodie zusammentraf. Erst mußte das in dem Jungen abebben, was aufgeregt worden war. Schnell war Truges fort.

„Wie hat er sich denn benommen?" fragte Fischer, als Bodie kam und verwundert auf Truges' leeren Stuhl sah.

„Ein artiger junger Mensch," war die Antwort. „Und er hat Talent. Es macht nicht leicht einer solche Verse in seinem Alter."

„Verse? So? — Na ja! So sieht er aus. Aber so ist es, Fräulein Samsoe: Sie dachten ihm etwas Gutes zu tun, indem Sie ihn einluden, und nun sitzt er voller Verstimmung. Sich mit andern, die es in einer Weise vielleicht besser haben, zu vergleichen und doch seiner selbst froh zu bleiben, so reif ist er nicht. Ob überhaupt

Digitized by Google

jemand so reif ist? Lassen Sie ihn denn lieber in der Haßstraße."

„Mama hat gerade gesagt, er könnte öfters herauskommen."

„Sie sehen es ja. Nun passen Sie auf. Wenn Sie ihn wieder einladen, schlägt er es Ihnen vielleicht rundweg ab. Er ärgert sich über seinen Ärger, und das gibt Trotz."

„Schwer zu behandeln."

„Weil man solchen Menschen nicht immer um den kleinen Finger wickeln mag."

„Aber wenn er doch trotzig ist?"

„Fräulein Samsoe, sein Trotz ist Notwehr. Er ist vergnügt, wenn er die Waffen nicht gebraucht. Man muß nur zu ihm sagen: Nicht weh tun, Truges! Dann wirft er sie schon fort. Besser freilich ist es, Sie lassen ihm das Gewehr. Er wird strammer damit."

„Ich möchte, daß er Selbstbewußtsein hätte."

„Der? Nie!" Fischer schwenkte die Pfeife, daß sie qualmte.

„Es ist ein Zwiespalt in ihm," sagte Bodie nachdenklich. „Es kommt mir nicht so vor, als wenn er ein gewöhnlicher Lehrling wäre." Der alte Lehrer wurde aufmerksamer. „Er hat Manieren, die nicht danach aussehen, daß sein Großvater ein einfacher Schuster ist."

Fischer zog die Augenbrauen hoch. „Das ist Ihnen aufgefallen? Na ja, die Mutter ... beim Theater ... die haben alle Manieren, und ..." Er sann nach; dann machte er eine energische Bewegung, als wiese er einen Gedanken zurück. „Ja, wie gesagt, die Mutter war beim Theater."

„Nun drückt es ihn, daß er immer bloß Buchstaben setzen muß."

„Er hat mächtig zugegriffen, als er das durfte."

„Ja, besser als Schuster ..."

„Man hat vielleicht selbst schuld," dozierte Fischer. „Paff! — Paff! — „Warum läßt man so einen Menschen nicht gehen? Das bißchen in der Schule lernen und damit gut. Sieh zu, wie du durchkommst. Aber da meint man, der Junge kann was, der wär' es wert, daß er sich fortbildet. Da liest man Schiller mit solchem Bengel, und selbstverständlich, wer erst gelernt hat, geistige Ansprüche zu machen, der hat auch keine leibliche Anspruchslosigkeit mehr. Aber soll man einen begabten Menschen links liegen lassen, bloß weil er kein Geld hat? Das ist ein schweres Problem, Fräulein Samsoe."

„Ich denke oft daran, ob sich nicht für Herrn Brammer etwas tun ließe." Dabei sah Bodie fragend zu dem Lehrer auf.

„Schwer, schwer. Der Mensch muß seinen Weg gehen." —

Bodie Samsoe scheute das Leid. Hübsch angezogen durchs Leben gehen, sich von allen Menschen Höflichkeiten und Dienste erweisen lassen und alle dafür mit einem freundlichen, beglückenden Lächeln belohnen — nachgeben, damit es nicht zum Streit kam, damit sie nicht die unangenehme Empfindung zu haben brauchte: jemand denkt nicht gut von dir — andern Menschen helfen, damit sie nicht nötig hatte, Mitleid zu fühlen, Mitleid, das doch auch Leid ist: das war so Fräulein Bodie Samsoes Wesen.

Sie räumte die kleinen Leiden, die ihr trotz ihres huldreichen Lächelns in den Weg traten, einfach beiseite. Sie schaute immer nur schrittweis voraus: war der Weg da glatt, so ging sie ihn. Wie er nach zehn Schritten aussah, das kümmerte sie nicht. Nur immer ein Stück eben vorwärts, einen Hauch seinen Parfüms auf dem Tuch, ein paar Akkorde von der letzten Sonate in der Seele — davor wich das Leid. Kühl bei aller Freundlichkeit, bei aller Huld.

Hier und da wurde die Huld nicht verstanden, aber dann verstand Bodie es um so besser, merken zu lassen, daß ihre Huld eben nur eine Gnade und noch lange keine Gunst gewesen sei. Der Setzerlehrling, wie der zu ihr geflogen war! Aber da fand sie schon das richtige Wort: Wissen Sie nicht, daß es unversch...? Er duckte sich und war mäuschenstill. Ob sein Schwärmen aus war?

Fräulein Bodie sah zur Seite, als sie auf dem Heimweg durch Düsternbrook schritt. Heute abend hätte sie ihn gern wieder einmal hier gehabt. Dann redete sie von seiner Mutter, und er wollte immer durchschlüpfen und von ihr selbst reden. Von ihr? — Nein, lieber noch von sich. Ein Spiel. Es war kein großer Triumph, diesen jungen Mann in Flammen gesetzt zu haben. Sie hatte nicht daran gedacht, ihm mit ihren feinen Handschuhen das Herz zu streicheln, aber als er mit seinen Augen, die immer etwas wie Tränen hatten, und mit halboffenem Munde zu ihr hersah: eine ganz kleine, freudige Überraschung war es doch

Digitized by Google

für sie, denn niemand konnte Bodie Samsoe huldigen, der ihr nicht zugleich wohltat. Er hob die Freude an ihrer — ganz bei sich durfte sie es sagen — an ihrer Schönheit.

Das Tröpfchen Eitelkeit, das ihr im Blut saß, kreiste schneller, und war es auch nur ein Setzerlehrling, der es in Bewegung brachte. Der Junge: ein Jahr älter als sie und doch ein Junge. Alles so unfertig, unvollkommen an ihm. Und sie? An ihr fehlte nichts. Sie schaute an sich herunter. Das Samtkleid gab ein leises Geräusch, das war ein diskretes Murmeln: Dame, Dame Dame.

Rührend war der Junge gewesen. Die Liebe ohne Lohn. Ja, an Lohn denken, das wäre freilich lächerlich gewesen. Aber jetzt? — Nein, lächerlich war er nicht, bei all seiner Unbeholfenheit, seinem Schlenkern mit Armen und Beinen, seinen Schnitten im Gesicht vom schlechten Rasieren. Und unten an der Kehle krauste sich das Haar, denn so weit kam er nicht ganz mit dem Messer. Jetzt lächelte Bodie doch. Aber dabei schalt sie sich gleich: der arme Junge! Sie brauchte ihn seit damals nie wieder zu tadeln. Er hielt an sich.

Hatte er aber wirklich noch etwas an sich zu halten? Nun, sie wollte es hoffen. Ob er noch in dem Gebüsch stand und zuhörte, wenn sie sang? Wenigstens ließ sie jetzt Gardine und Fenster auf. Sie hatte versucht, ihn zu überraschen, und war schnell durch den Vorgarten auf die Straße getreten. Nichts. Ein wenig schamrot war sie zurückgekehrt. An den Jungen zu denken! Es war ja nur aus Mitleid mit dem Ganzen — mit seiner Gestalt, mit seiner Anlage und mit seinem Leben. Wenn er noch ein Student gewesen wäre — aber Setzerlehrling!

Nun wäre es ja ganz eigenartig gewesen, einen Setzerlehrling unter ihren Anbetern zu haben. Studenten und Herren aus andern Ständen besaß sie genug in ihrer Gefolgschaft, aber welche Dame rühmte sich wohl der Verehrung eines Setzerlehrlings? Und so selbstlos war auf einmal Fräulein Bodie: sie spürte Lust, sich dieser Eigenart und Einzigartigkeit zu berauben und Truges mit den andern Herren in eine Reihe zu stellen. Ganz aus Selbstlosigkeit, nicht wahr? So wollte sie denken. In Wahrheit aber wuchs es anders in ihrer Seele. Kein Mitleid mit ihm mehr nötig haben — das war der Hauptstamm, und dann noch ein ganz kleiner Trieb daneben, Dame Bodie: ihm etwas gönnen, weil er ihr gehuldigt hatte, nicht wahr?

Für jede Kniebeugung ist das Frauenherz dankbar, auch wenn es hat sprechen müssen: ich leide sie nicht. Sie hatte ihn wohl begriffen an jenem Abend, als er so ungebärdig, ja, so wütend geworden war. Alles, was nicht frei von ihm zu ihr strömen durfte, zerstörte ihn, und er schrie irgend etwas heraus, das törichtste Zeug. Der arme Junge! Arm — das war das Häßliche. Und immer würde er arm bleiben. Schade. Der gute, arme Junge! Und doch wäre es eigentlich eine Kleinigkeit ...

Bodie Samsoe war sehr klug, klüger als ihre Mutter. Die hegte stets allerlei Heimlichkeiten, auch vor der Tochter. Aber Fräulein Bodie schaute leicht hindurch, dann wurde die Mutter befangen, und die Tochter wußte irgendeinen Vorteil für sich aus dieser Befangenheit zu ziehen. Nur wenn diese kleinen Heimlichkeiten nicht da waren, hatte die Mutter Mut gegen ihre Tochter, ja, dann gab sie sich sogar bisweilen unnahbar. Auch an solchen Tagen war Fräulein Bodie klug, sie ging leise um die Mutter herum und brachte ihr Blumen zur scheinbaren Versöhnung.

Ein Kampf mit wehenden Seidenbändern oder ein spielerisches Ringen: man faßt sich gegenseitig nur an den Fingerspitzen und will einer den andern sanft auf den Teppich niederdrücken. Die Bänder tun nicht weh, die Fingerspitzen haben keine Kraft — aber ein Kampf, ein Ringen ist es trotzdem. Feindlich sind sich kaum die Parteien, aber — auch nicht freundlich, lange nicht freundlich.

Fräulein Bodie hatte Glück. Ihre Mutter saß und las einen Brief. Als Bodie eintrat, faltete Frau Bergithe den Brief und legte ihn auf den Tisch. Ein Buch darauf. Nicht gerade hastig, aber doch mit ein ganz klein wenig mehr Eile, als Frau Bergithe sonst anzuwenden liebte.

Bodie wäre zu einer andern Stunde unwillig geworden und hätte gesagt: Stör' ich? Gute Nacht! Heute aber blitzte es in ihren Augen. „Der Herr Etatsrat hat wieder geschrieben? Wie aufmerksam er ist. So oft." Die kleine Bosheit lächelte ihr von den Wangen.

Digitized by Google

Frau Bergithe strich über das Buch: „Ja, Geschäfte. Ich muß wohl bald nach Kopenhagen ...“

„Gewiß,“ sagte Bodie liebenswürdig, „und gerade du weißt mit Geschäften so gut Bescheid.“

Genug davon. Mütterlein war in die Befangenheit gedrängt worden. Bodie ließ sich bei ihr im Sessel nieder. „Heute hab' ich allein Stunde gehabt. Herr Brammer war traurig.“

Frau Bergithe faßte mit ihren weißen Zähnen leicht ihre Unterlippe und neigte den Kopf zu Bodie hin, das hieß: So, warum denn?

„Er ist unzufrieden, und man kann es ihm nicht verdenken. In der Setzerei ...“

Frau Bergithe bewegte leicht die Schultern. Das war so etwas wie ein gelinder Schauder. Wenn sie noch an den Fußboden da dachte!

„Er hätte was Besseres verdient,“ fuhr Bodie fort.

Frau Bergithe war nicht recht bei der Sache. Die Geschäfte in dem Brief vom Herrn Etatsrat waren ihr viel wichtiger. Bodie tat, als ob sie aufstehen wollte. Das geschah nur, um eine Hoffnung in der Mutter zu erwecken und sie dadurch gesprächiger zu machen. „Du willst weiterlesen?“

Die Hoffnung kam und damit auch die Gesprächigkeit. Frau Bergithe brauchte nicht zu fürchten, daß der Brief lange unter dem Buch liegen mußte, darum wurde sie freundlicher. „O, nachher,“ meinte sie. „Ja — was du von dem jungen Mann sagst ...“

„Dem hilft niemand.“

„Wozu auch?“

„Nun, ich kann es mir ganz gut denken. Wenn er noch auf die Schule ginge — so begabt, wie er ist — und Student würde. Du sagtest ja selbst zu Herrn von Holstein, er ist noch nicht auf der Universität.“ Das war wieder ein Vorstoß.

Frau Bergithe fühlte sich beschämt ob ihrer Notlüge, denn mehr als eine Notlüge war es doch nicht gewesen. „Das sagt man so.“ Sie klappte in ihrer Unruhe den Deckel des Buches auf.

Bodie blickte schnell hin: „Clauren! I gitt!“

Der Deckel fiel rasch wieder zu. Frau Bergithes Beschämung war jetzt so groß, wie sie nur werden konnte. Sie fühlte sich gefangen und überlegte schnell: wo war das Lösegeld, das Bodie verlangte? Denn ohne Zweck, das wußte die Mutter, gab sich die Tochter nicht die Mühe, sie zu beschämen. Wo nur? Da — der junge Mann? Versuchen. „Es können nicht alle jungen Leute studieren.“

„Alle?“ fragte Bodie wegwerfend. „Was gehen uns alle an?“

Frau Bergithe wurde hellhörig. Alle nicht? Aber vielleicht einer? „Es gibt nur so viel Undank,“ versetzte sie zögernd. „Weißt du noch, wie ich dem Sohn von Doktor Peterssen ...“

Bodie fiel ihr ins Wort. „Die tausend Banktaler tun dir weher, als wert ist. Das war ein leichtsinniger Mensch.“

Die beiden Frauen waren, ohne den Namen Truges Brammer weiter auszusprechen, mitten in der Unterhaltung über ihn. Bodie hatte den ganzen Abend an ihn gedacht, unbestimmte Pläne gefaßt, und nun kam sie mit diesen Gedanken zu ihrer Mutter, und die war nachgiebig, damit ihr Bodie nur die kleinen Heimlichkeiten verzieh. Die Wahrheitsliebe der Tochter war es, die ihr das Übergewicht über die Mutter verlieh; Bodies Strenge: ganz klar war es nicht, weswegen ihr Vater so ohne weiteres in die Scheidung gewilligt hatte — Bodies leise, aber desto quälender raunende Vorwürfe: bloß weil es dir nicht mehr paßte, hast du mir meinen Vater genommen. Bodies wacher Sinn: die Briefe vom Etatsrat kamen so häufig.

„Tausend Banktaler,“ sagte Bodie noch einmal. „Schlimm genug. Aber um vier Jahre darüber nachzudenken ...“

„Wenn sie schlecht angelegt sind?“ Frau Bergithe hatte ihr Geld lieb.

Bodie machte ihr einen Vorschlag: „Dann muß man andre tausend Banktaler um so besser anlegen, Mama, das gleicht sich aus.“

„O, du bist praktisch!“ lachte Frau Bergithe.

Das Lachen tat beiden wohl. Die Kampfstimmung war im Abnehmen.

„Wirklich, Mama, der junge Brammer tut mir leid. Wenn du doch was für ihn übrighättest. Ich will ja selbst mein Teil dazu geben.“

„Aber das würde endlos. Auf die Schule und nachher ...“

„Er ist fleißig, er weiß schon eine ganze Menge. Sieh mal, Mama,“ — sie schob das Buch beiseite, da lag das Schreiben —

Digitized by Google

„wenn man so einen Brief vom Herrn Etatsrat bekommt," — jetzt wurde sie schelmisch — „natürlich nur mit geschäftlichen Dingen, und wenn man notwendig bald einmal nach Kopenhagen muß, weil der Herr Etatsrat vielerlei mit einem zu bereden hat ..."

Frau Bergithe horchte. Der schelmische Ton, war der echt? Es schien beinahe. Ob die Tochter nicht mehr hart über den Herrn Etatsrat urteilte? Sie urteilte ja überhaupt nur deshalb hart, weil sie keinen Stiefvater haben wollte. Das törichte Mädchen! Wenn sie nun milder dachte — ob da vielleicht ihre Abneigung gegen den Stiefvater geschwunden war? Ob sie vernünftiger wurde? Eiligst benutzen — ein wenig weich werden.

„Ich vergeß dich doch nicht dabei, mein Kind. Ich habe ja so schwer daran zu tragen, weil du mich nicht verstehst."

„Doch, Mama." Bodie kam und küßte sie auf die Stirn. „Dich zu verstehen, ist nicht unmöglich. Aber das schwere Tragen ...?" Sie faßte ihre Mutter unters Kinn. „Man sieht es dir nicht an. Eine schöne Frau bist du, jünger als ich."

Das tändelte zwischen beiden hin und her, wie ein Faden mit einem Ring. Bodie aber war die Stärkere, die hielt plötzlich den Faden an.

„Wenn es einem gut gehen soll, muß man Gutes tun, nicht wahr?"

„Wir geben so viel."

„Das ist so im allgemeinen, aber nun im besondern, würde Herr Fischer sagen. Groß A, klein b, zwei c." Wieder lachten die Frauen. „Siehst du! Ich habe schon deutschen Aufsatz gelernt." Der Faden hatte wieder angefangen zu schwingen, aber von neuem griff Bodie zu, und still hingen Faden und Ring. „Im Ernst, Mama, tu mir den Gefallen, bespricht dich mit Herrn Fischer. Du sollst sehen, es tut dir nicht leid. Geld! Überhaupt! Brauchst du denn darauf zu sehen? Und auch der Herr Etatsrat ..."

„O, o, o, nein!" rief Frau Bergithe. Jetzt ging ihre Tochter doch gar zu entschieden auf das los, was nur ganz allmählich entschleiert werden sollte. „Schrecklich bist du!"

Bodie dachte: ich tu viel für den Jungen. Aber sie tat es in Wahrheit jetzt schon nicht mehr für Truges, sondern für sich selbst. Sie wollte ihren Willen durchsetzen. Darum warf sie einen friedlichen Blick auf ihren zukünftigen Stiefvater, dem sie — das fühlte sie wohl, und deshalb war es auch im Grunde gar kein Opfer, wenn sie sich den Wünschen ihrer Mutter geneigt zeigte — ja schließlich doch nicht entrinnen würde.

„Wer weiß," sagte sie und machte ein wehmütiges Gesicht, „wie oft ich dich noch um etwas bitten kann. Nachher bestimmt das doch der Herr ..."

„O nein, nein, nein!" Frau Bergithe stand auf, sie atmete ordentlich mühsam. Nun auf einmal war Bodie so willfährig. Das kam zu rasch. „Überlegen, mein Kind."

„Ja." Bodie lenkte ein, damit ihre Mutter nicht irgendwie erzürnt würde.

Die Damen küßten einander.

„Gute Nacht!"

(Fortsetzung folgt.)

Es weht im leisen Frühlingshauch ...

Es weht im leisen Frühlingshauch
Ihr seidenweiches Haar.
Ich küßte sie am Rotdornstrauch,
Da war sie sechzehn Jahr.

Ein süßes, junges, tolles Ding —
Liebe bringt zuckend Weh,
Daß ich sie heiß und oft umfing ...
Arme kleine Dorothee.

Das waren Tage, schwer in Pein,
Und Nächte, heiß in Glut.
Herze, laß dein Weinen sein,
Schweige, singend Blut. —

Weht irgendwo im Frühlingswind
Ein seidenweiches Haar,
Dann denk' ich an ein blondes Kind,
Das einst die Meine war.

Rolf Brandt

Digitized by Google

John Constable: Landschaft. (Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Die bildenden Künste

Rück- und Ausblicke auf das Kunstleben der Gegenwart von Dr. Walter Friedländer

Die Ausstellung älterer englischer Kunst in der Akademie der Künste zu Berlin

Scharf umrissene Kunst als Ausdruck der Gefühlswerte einer bestimmten Epoche, eines bestimmten Volkes in bequemer Übersicht in den berühmtesten Exemplaren vor sich zu sehen, wird immer dankbar stimmen. Zum mindesten vom rückblickenden, kulturhistorischen Standpunkt aus. Besonders wenn diese Kunst eine so spezifische, mit nichts anderm zu verwechselnde ist wie die englische des achtzehnten Jahrhunderts, die nirgends auf dem Kontinent ihresgleichen hat, kaum Verwandtes, und die doch — vielleicht gerade dadurch — einen starken Einschlag in dem Gewebe der modernen europäischen Kunst darstellt und einen bedeutenden Einfluß auf sie ausübt — guten und schlimmen.

Im Gegensatz zu der zugespitzten, verfeinerten, formalistischen, im wesentlichen höfischen französischen Kultur jener Zeit, die Europa beherrschte, geht in England der Trieb nach dem Verstandesgemäßen, gut Bürgerlichen, Natürlichen. Und Deutschland schaut seit Lessing mit immer wachsendem Interesse darauf hin. „Natürlich" ist nicht mit Natur zu verwechseln, denn es ist ein gut Stück Sentiment dabei, Überlegtes, Theorie, wie später etwas anders gewendet bei Rousseau. Nicht das selbstverständliche Zugreifen eines Frans Hals oder Brouwer, keine Prügel- und Bauernszenen. Die Landschaft ist nicht die freie Natur, Wiese und Heide und Wald, sondern Kultur, Park, Garten; erst mit Constable beginnt ein neues Kapitel und ein bedeutendes. Die Damen

Digitized by Google

Joshua Reynolds: Nelly O'Brien. (Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

und Herren zeigen ihre Vorliebe für die freie Luft in ähnlicher Weise wie die französische Rokokogesellschaft für die pseudoländlichen Schäferszenen. So werden vielfach die Hintergründe der Porträte nicht mehr mit einem indifferenten Ton zugestrichen oder die Figuren in geschlossene Räume gestellt. Die notwendige Kulisse, die in der gravitätischen festländischen Kunst der faltige Teppich, die Säule vertraten, bilden nun schwere Wolken, der Himmel. Eine Wiese öffnet sich dem Blick, schwer schattende Bäume bilden die wirksame Folie. Die Füße stehen im Gras. Aber doch bleibt alles noch starre Kulisse — nur in der Idee anders gewendet. Es weht kein wirklich frischer Luftzug, Personen und Landschaft haben im Grunde nichts miteinander zu tun. Auch bei dem spätesten Nachkömmling, bei Lawrence (in dem bekannten Bild der Miß Farren), riecht man die Atelermalerei. Noch keine Spur der Verbindung

Digitized by Google

Joshua Reynolds: Mrs. Payne Gallwey mit Kind. (Pick-a-back.) (Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

von Luft und Mensch. Noch kein freies Licht, keine freie Luft.

Zu dieser speziellen Art von sentimentaler Naturanschauung gehört auch die Vorliebe für die Darstellung des Kindes.* Zwar sind auch in der früheren kontinentalen Malerei Kinder gemalt worden, aber sie treten in dem Gesamtbild nicht so auffällig hervor wie in der englischen Kunst. Auch sind es meist Prinzen oder Prinzessinnen, und die Last ihrer Stellung prägt sich in Kleid und Miene aus und verdrängt das Kindliche, wie bei den köstlichen Infantenbildern des Velasquez, wo die kleinen Prinzessinnen in ihren uniformlichen Hofkrachten so rührend altklug und vornehm in die Welt hineinschauen. Hier aber handelt es sich um das Porträt von kindlichen Kindern,

* Vgl. zu den folgenden Ausführungen den Aufsatz von Jarno Jessen „Das Kind in der bildenden Kunst" (Juli- und Augustheft 1905). Die Red.

Digitized by Google

jener englischen Kinder, die in ihrer Wohlgepflegtheit und dabei doch Ungebundenheit auch heute noch die erste Stelle in Europa einnehmen. Das Drollige und unbewußt Rührende, das im Kinde liegt, oder das der Erwachsene gern in das Kind hineinlegt, wird hier zum erstenmal in dieser Betonung malerisch ausgedrückt. Daß dabei, wie in dem Gefühlsverkehr mit Kindern überhaupt, leicht ein Zuviel eintritt, eine gewisse Verweichlichung und Veräußerlichung, ist klar, und dieser Gefahr erliegt auch zu einem beträchtlichen Teile die englische Kunst jener Zeit. Auf das Wohlgepflegte des Anzugs, der blonden Locken, auf das Zierliche der behandschuhten Hände und der wohlchaussierten Füßchen, auf das Niedliche der Stellung, auf das anekdotisch Rührende, soweit das innerhalb der Porträtdarstellung möglich ist, wird ein wenig zuviel Gewicht gelegt, und die englische Sprache hat, wie keine andre, eine Menge Ausdrücke, wie lovely, charming u. a., um die Gefühle, die vor derartigen Bildern aufsteigen, zu bezeichnen, Gefühle, die von der reinen Kunstanschauung immerhin ablenken. Doch handelt es sich ja um die Kinder aristokratischer und reicher Familien, und es muß zugegeben werden, daß, wenn auch die erstrebte Natürlichkeit uns heute etwas in anderm Licht erscheinen mag, so doch eine ganz spezielle und charakteristische Eleganz auch in jenen Kinderbildern erreicht worden ist. Insofern stellt die englische Kindermalerei eine Bereicherung des inhaltlichen Kunstbezirks überhaupt dar. Auch noch in einer andern Weise. Das Mütterliche, die Beziehung der Mutter zum Kind wurde in der älteren Kunst vorzugsweise der religiösen Darstellung der Madonna überlassen — allerdings häufig genug in anmutiger und weltlicher Weise. In der englischen Kunst wird nun dieses liebenswürdige Verhältnis von Mutter und Kind im Zusammenhang mit der ganzen Zeitanschauung auch auf das Porträt übertragen. Die Mutter spielt mit dem Kind auf dem bekannten Bilde der Herzogin von Devonshire von Reynolds genau wie eine Raffaelische Madonna. Nur daß sie reiche Kleidung und wundervoll gekräuselte Haare hat und man den Eindruck gewinnt, daß das Kind nach dieser koketten und der Mutter gut stehenden Pose schleunigst wieder der Nurse zu weiterer Behütung übergeben wird. Salonkunst und Salonmütter.

Diese Eleganz ist etwas ganz Charakteristisches für die englische Porträtkunst. Es ist nicht die schwere Vornehmheit des spanischen Porträts, nicht die massige Wucht der Barockdarstellung, nicht die Zierlichkeit des Rokoko — auch über van Dyck, an den das englische Porträt vielfach am ehesten denken läßt, geht sie hinaus durch eine größere Auflockerung sowohl der Haltung wie des Ausdrucks. Die Mode kommt dem entgegen, besonders bei den Frauen. Es ist alles leichter geworden, die Kleider sind aus dünnerem Stoff, die Falten nicht mehr schwer, der berühmte breitrandige Hut gibt einen feinen und nicht zu schweren Schatten. Die Kleidung ist dem feinen gesellschaftlichen Landleben angepaßt. Deshalb auch malerisch — malerisch in dem Sinne des Kontrastes von Hell und Dunkel. Über das Schattenproblem wird von dem Haupttheoretiker der Schule Reynolds viel und nachdrücklich gesprochen, und die älteren kontinentalen Meister werden daraufhin studiert. Darin liegt auch eine hauptsächliche Verbindung mit der niederländischen und italienischen Barockkunst.

Ebenso wird auch der Ausdruck freier — er hat ebenfalls gewissermaßen das Staatskleid abgelegt. Freilich nicht immer zum Zwecke der Charakteristik und einer psychischen Ehrlichkeit im Sinne eines Frans Hals, sondern mehr im sentimentalen Sinne. Eine vorgebliche Seele, eine schmachtende Empfindung in den Augen, im Mienenspiel, im Lächeln wird auch da hervorgeholt, wo sie vielleicht gar nicht vorhanden, und so erscheint sie dem Beschauer nicht immer als echt. Es ist wohl kein Zufall, daß es vielfach Schauspielerinnen sind, die auf den berühmtesten Porträtdarstellungen figurieren. Daher kommt es, daß uns bei vielen dieser Bilder — nicht bei allen — die innere Ehrlichkeit fehlt, daß sie uns leicht zu schön, zu elegant vorkommen und wir den Eindruck einer gewissen Leere nur schwer überwinden können. Immerhin ist mit dieser Hervorhebung des Gefühls, dem auf Männerporträten auch häufig ein freier und offener Blick, ein mannhaftes Geradeaussehen entspricht, etwas Neues und Freieres gewonnen, das auch auf dem Festlande besonders in Deutschland seine Wirkung ausüben sollte.

* * *

Digitized by Google

Thomas Gainsborough: Madame Bacelli. (Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Vor dem achtzehnten Jahrhundert ist von einer nationalen englischen Malerei überhaupt nicht die Rede. Nur in der Baukunst wurde ein origineller Stil geschaffen — die englische Gotik —, auch in der Gartenkunst sind schon frühe und bedeutende Ansätze. Auf dem malerischen Gebiete aber mußte man sich mit fremden Importen begnügen — von einigen unbedeutenderen Lokalmalern abgesehen. Die großen Namen des jüngeren Holbein und des van Dyck bezeichnen die beiden Höhepunkte der fremdländischen Malerei in England. Daneben waren auch Männer, wie der Italiener Zucchero, in England tätig,

Digitized by Google

von dem ein sehr feines Porträt der Königin Elisabeth in dem Vorsaal der Ausstellung hängt. Es ist merkwürdig, daß auch diese importierte Kunst im wesentlichen sich auf das Porträt bezog: Holbein, wie van Dyck sind ja eigentlich Bildnismaler oder sind es in England geworden. Man kann nicht sagen, daß diese Beschränkung auf den Kunstsinn des englischen Volkes ein sehr günstiges Licht wirft. Ohne die Porträtkunst als solche herabzusetzen — sie kann gut oder schlecht sein —, es mischen sich doch häufig genug persönliche Eitelkeitsmotive in die Vorliebe für diese Art der Darstellung. Man könnte sie vom heutigen Standpunkt aus „photographisch" nennen. Motive, die bei einer himmlischen und irdischen Liebe, bei einem Watteauschen Pierrot, bei einem holländischen Stilleben wegfallen — die rein artistische Phantasie, das künstlerische Gefallen an derartigen Dingen scheint den Engländern der damaligen Zeit gefehlt zu haben —, jedenfalls haben sie, abgesehen vom Porträt, nichts Bemerkenswertes hervorgebracht. Denn auch die Glanzperiode der englischen Malerei des achtzehnten Jahrhunderts sollte

George Romney: Mrs. Long. (Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Digitized by Google

John Hoppner: Die Kinder Godsal. (The setting sun.) (Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

im wesentlichen der Porträtmalerei überlassen bleiben, wenn daneben freilich auch große Historien gemalt wurden, die aber bedeutungslos sind. Erst die Wende des neunzehnten Jahrhunderts bringt ein Neues, die Landschaft.

Dieses starke, fast unerhörte Aufblühen der Porträtkunst im achtzehnten Jahrhundert, das die früheren Zeiten mindestens der Fülle nach weit zurückließ, hängt natürlich auch mit der ganzen sozialen Lage Englands in jener Zeit zusammen. Es war ein Aufstreben in jeder Beziehung. Die Weltherrschaft, die Seemacht wurde immer fester gegründet, nach innen schloß sich das widerstrebende Schottland enger an England an, einsichtige Minister, wie die beiden Pitts, trieben eine große Politik, die Literatur nahm einen tüchtigen und eigenartigen Aufschwung, Moralphilosophie, ästhetische und theoretische Erörterungen waren an der Tagesordnung. Ein reges Leben, an dem die Aristokratie teilnahm, ohne das kräftige und bewußte Bürgertum zu unterdrücken. Reichtum in weiten Kreisen. Eine solche Zeit konnte wohl zur Lust am Individuum, an der Persönlichkeit führen und somit in der Kunst zu dieser Vorliebe für das Porträt.

Nach oder neben einer Reihe wenig bekannter Lokalmaler, die immerhin die Tradition aufrechterhielten, ist es der Name Hogarth, der als erster den Ruhm der englischen, einheimischen Malerei über die Grenzen des Reichs verbreiten sollte. Bekannt zwar sind im wesentlichen seine satirischen Schilderungen, doch zeigen auch seine Porträte wirklich malerisches Können. Leider war er auf der Berliner Ausstellung nicht vertreten. Freilich wird sein Name verdunkelt durch die glänzenden Gestirne eines

Digitized by Google

Reynolds, eines Gainsborough, die denn auch in Berlin das Hauptinteresse auf sich zogen, neben denen Sterne zweiten und dritten Ranges, wie der etwas jüngere Romney, die um eine Generation später liegenden Hoppner und Raeburn und am Ausgang der Epoche Lawrence, stark zurücktreten, von noch kleineren Meistern zu schweigen.

Sir Joshua Reynolds und Thomas Gainsborough, beide in den zwanziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts geboren, beherrschen durch ihre Produktion fast das ganze achtzehnte Jahrhundert in England. Sie sind die anerkannten und verhätschelten Lieblinge des damaligen Publikums geworden und sind es noch heute. Ihre Bilder — es gibt deren eine große Anzahl, und nicht immer gleichwertige — wurden schon für die damalige Zeit außerordentlich hoch bezahlt und erzielen mitunter ganz erstaunliche Preise. Viele ihrer berühmtesten Porträtdarstellungen sind im Privatbesitz der hohen englischen Aristokratie, und es ist um so dankenswerter, daß durch diese Ausstellung der Königlichen Akademie Gelegenheit gegeben wurde, eine Anzahl davon, darunter die durch Reproduktionen sehr populär gewordene Herzogin von Devonshire von Reynolds (die noch im Besitz derselben Familie) und den Blue boy des Herzogs von Westminster von Gainsborough, im Original zu sehen.

Reynolds und Gainsborough sind trotz vieler Beziehungen doch durchaus verschiedene Individualitäten, und ihre Bilder sind nicht leicht miteinander zu verwechseln. Gainsborough ist als Temperament, im Wollen, im Sentiment vielleicht der Feinere, Vergeistigtere; im Malen, im Technischen ist der Bedeutendere Reynolds.

Auch äußerlich markiert sich dieser Unterschied. Reynolds ist der Robustere, der das Leben packt, Reisen unternimmt, alles beobachtet, kritisiert, theoretisiert, der mitten in der Gesellschaft steht, organisiert, zu allen Ehren aufsteigt, der gegebene Präsident der 1769 gegründeten Akademie. Er bekommt den Baronettitel, und als Sir Joshua ist er noch heute den auf diese Dinge ziemlich viel Gewicht legenden Engländern bekannt. Er reiste zur See nach Italien, blieb da drei Jahre und studierte die großen Meister, vor allen Dingen Michelangelo, den er sehr rühmt, kopierte Tizian nicht auf die Form hin, sondern um die spezielle Art der Schattengebung dieses Meisters zu ergründen; aber auch Tintoretto scheint einen ziemlich starken Einfluß auf ihn ausgeübt zu haben, wie man an manchem durchleuchteten Rot seiner Porträte erkennen kann. In der Komposition hält er sich an Raffael und Correggio. So sind die Personen auf dem großen Porträt der Lady Delmé und ihrer Kinder zusammen mit dem Hund genau in ein gleichseitiges Dreieck hineinkomponiert, aus dessen Spitze der Baumstamm aufsteigt. Nach guter klassisch italienischer Tradition. Natürlich wollte er auch gern große Historienbilder malen, Kompositionen, und die Literaten, die ihn in London umgaben, bestärkten ihn noch darin. Doch traten Aufträge über Aufträge an ihn, den gefeierten Porträtmaler, heran, und so blieb ihm zum Glück wenig Zeit für andres. Seine Historienbilder haben nur geringe Bedeutung erlangt. Er hilft sich mitunter, indem er die Dargestellten „poetisch" verklärt, Schauspielerinnen als Musen usw. darstellt mit klassisch-ruhigen, aber gezwungenen Gebärden. Es entstehen dann meist recht steife und wenig anmutende Bilder, die hier und da schon eine Ähnlichkeit mit dem späteren neoklassizistischen Ideal besonders in Deutschland aufweisen. Ganz einfache Porträte gelingen ihm, dem frischen und klaren Kopf, viel besser, und man merkt, daß ihn nur Theorie und Spekulation, verbunden mit dem Nachgeben an den Zeitgeschmack, auf solche Abwege führen.

Natürlich sind es bei einem Maler, der so sehr wie er das Technische praktisch und theoretisch betont, nicht nur die Italiener, sondern vor allem die Niederländer, von denen er in seiner Farbengebung viel gelernt hat, während das Formale seiner Kunst mehr im Italienischen wurzelt. Er selbst hat sich viel Mühe mit diesen Problemen der Farbe gegeben. In seinen fünfzehn Reden über die Kunst, seinen in jener Zeit sehr berühmten Discours on art, werden nicht nur ästhetische Fragen über Ursache und Wirkung abgehandelt, sondern auch rein technische über Farbenmischung usw. Aber man sieht es seinen Bildern an, daß er auch praktisch herumexperimentiert, und daher kommt es, daß viele seiner Bilder sich nicht sehr gut erhalten haben. Man sieht aber auch daraus, daß er ein Mensch war, der

Digitized by Google

Henry Raeburn: Lady Maitland, Gattin des Admirals Maitland. (Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

immer weiter strebte, sich nicht mit einer Manier begnügte, wenn auch manches Manierierte, wie z. B. die steilige Betonung des Schlagschattens der Nase, vorkommt. Das ist um so anerkennenswerter, als ein so begehrter Porträtist leicht zu einer gewissen Routine, einer Schablone gelangen kann, wie in unsrer Zeit etwa Lenbach.

Daher — und auch infolge der Massenproduktion — sind seine Bilder sehr ungleichmäßig an Wert und verschieden in der Behandlung. Es gibt neben fast Wertlosem Bilder von ganz besonderer Feinheit der Farbgebung, wie das Mädchen mit der Puppe, wo die Farben eine fast pastellartige Zartheit zeigen und dabei keine Glätte, sondern in ganz diskreten Tönen gelblich und bläulich nebeneinandergesetzt sind, fast wie bei einem Modernen. Und als Gegensatz das ebenso vortreffliche Porträt der Lady Price, wo

Digitized by Google

ein knallroter Hintergrund unmittelbar neben dem Grau des aufgetürmten Haares steht. Man verlangt vielleicht ein Überschimmern des Rots auf den Rand des helleren Tons nach modernen Begriffen, aber es geht auch so, ein wenig brutal — aber es geht. Und wie vornehm sind die verschiedenen grauen Töne des Haares! Man sieht es an manchen Beispielen, wie gut Reynolds es versteht, die Oberfläche zu behandeln, wie kräftig und gesund und doch fein er das Lebendige, Porige, Aufgelockerte der Gesichtshaut wiederzugeben vermag. So z. B. in dem anmutigen Bild der Mrs. Gallwey, wo die junge Mutter das Kind „huckepack" trägt. Sehr fein steht da übrigens das lichtblonde Haar zu dem dunkleren Gelb des Strohhuts und dem Braunrot des Gewandes. Auch das Stoffliche der Zutaten behandelt Reynolds gut, ohne in das virtuose Zuviel der Späteren hineinzugeraten.

Gainsborough ist der Sensiblere, Empfindsamere, Musikalischere, aber er ist auch der Kokettere, Weiblichere, Schwächere. Er gilt deshalb als der Feinere, ist aber nach meiner Meinung als malerische Potenz sowohl in der Kraft der Zeichnung wie in dem Problem der Farbenstellung Reynolds unterlegen. Er ist nie aus England herausgekommen, hat auch nicht, wie Reynolds, im hauptstädtischen literarischen und ästhetischen Getriebe gesteckt, nicht theoretisiert und Reden gehalten, sondern jung geheiratet — Reynolds blieb Junggeselle — und dann seinen ständigen Wohnsitz in Bath, dem bekanntesten Modebad jener Zeit, genommen. Reynolds ist vierschrötiger, derber, zugreifender, Gainsborough bleibt immer elegant, etwas müde, fast kränklich. Reynolds strebt weit mehr ins Freie, Gainsborough in die Gesellschaft, in den Salon, ins Aristokratische. Er ist vielmehr Rokoko. Und als Engländer sentimental. Er ist es, der recht eigentlich dieses verzärtelte Gefühl auf die Gesichter gebracht hat. Seine Porträte haben manchmal schon etwas von Wertherstimmung; es sind Leute, die Ossian lesen oder lesen könnten. Man sehe daraufhin den Master Burton an mit dem stark betonten Kontrast des roten Rockes, und noch mehr sein Selbstporträt: diese verfeinerten, melancholischen, etwas müden Züge. Selbst die Madame Bacelli hat trotz ihrer tänzelnden Rokokostellung etwas Mattes, Nachdenkliches, Sentimentales. Dazu paßt die Landschaft, die nur ganz zart und weich den Hintergrund andeutet. Seine beiden großen Landschaften haben ebenfalls noch Rokokoempfindung. Auch seine Farbe hat etwas Müdes, Ungesundes, wenn er auch häufig stark leuchtende bevorzugt. Aber er legt mehr Wert auf den besondern und eigentümlichen Ton als solchen, als auf die Differenzierung der Töne und ihre Beziehung untereinander. Der Ton fällt daher häufig heraus, und das Ganze wirkt bunt, statt farbig. Um so mehr, als seine Malart eine ziemlich glatte, glasartige ist und man somit mitunter den Eindruck von vergrößerter Miniatur- oder Emailmalerei gewinnt. Doch gelingt es ihm auch, über sich selbst hinaus zu einer gewissen eleganten Größe zu kommen. So in dem „Blue boy", einem in Haltung (die freilich stark an van Dyck erinnert) und Ausdruck durchaus vornehm und groß wirkenden Bilde. Es soll einer bekannten Anekdote zufolge auf Grund einer Behauptung Reynolds entstanden sein, daß es unmöglich wäre, Blau zur Hauptfarbe eines Bildes zu machen. Gainsborough hätte daraufhin gerade dieses Problem in Angriff genommen und gelöst. Ob das zutrifft, läßt sich heute schwer entscheiden, da das Bild unter Glas ist und die braunroten Töne der Büsche vermutlich verändert sind, so daß die farbige Wirkung einst wahrscheinlich anders war.

Beinahe ebenso geschätzt wie diese beiden Großmeister des englischen Porträts ist in England der etwa um zehn Jahre jüngere George Romney. Wie mir scheint, mit Unrecht. Bei ihm zeigt sich die Gefahr, die in einer ständigen und ausschließlichen Porträtkunst liegt, am deutlichsten. Es gibt ein paar ganz wirksame und gut gemalte Porträte von ihm, wie das Bild eines kleinen Mädchens mit rundem Hut und dem struppigen Hund im Schoß, aber im allgemeinen tritt die Veräußerlichung, die Hohlheit und Verlogenheit in Ausdruck, Stellung und Farbe deutlich hervor. Besonders da, wo er diese Porträte in höhere Sphären erhebt, den Damen Harfen usw. in die Hand gibt, sind sie wirklich unerträglich. Er ist der eigentliche Maler sogenannter Frauenschönheiten, und die bekannte und berüchtigte Lady Hamilton ist unzähligemal von ihm gemalt worden. Ja, man darf sagen: er ist der ausgesprochenste Salon- und Modemaler.

Digitized by Google

Wilhelm Seib (Wien): Der Auferstandene. Marmor.

WESTERMANNS MONATSHEFTE

Digitized by Google

Digitized by Google

Von der nachfolgenden Generation ist John Hoppner zu erwähnen, von dem man neben manchem Süßlichen auch einige recht tüchtige und charaktervolle Köpfe sehen konnte. Bedeutender aber als er ist der Schotte Sir Henry Raeburn. Er ist am wenigsten abhängig von den alten Meistern, er strebt mehr nach dem Großen, Zusammengehaltenen, Dekorativen. Allerdings auch in gut bürgerlichem Sinn trotz mancher großen Pose und Haltung. Man wird dadurch an deutsche Bilder aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts erinnert. Kraft im Sinn eines Frans Hals, dessen breitgesetzte schwarze und graue Töne er mitunter nachahmt, mangelt ihm, aber man steht doch mit Wohlwollen vielen seiner Bilder gegenüber, wie dem großen Porträt einer alten Dame mit frischen Backen in freier Landschaft. Ebenfalls Sentimentalität, wenn auch anders gewendet wie bei den andern, aber so unbefangen und liebenswürdig dargestellt, daß man fast gegen seinen Willen davon bestrickt wird.

Thomas Lawrence: Miß Elizabeth Farren, spätere Countess of Derby. (Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Ein Ausläufer dieser Schule ist Sir Thomas Lawrence, der wie Reynolds Präsident der Akademie war und vielleicht noch mehr als Modemaler geschätzt und beliebt war denn jener. Ein geschickter Virtuose und Techniker, ein Fürsten- und Königsmaler mit allem Pomp des Aufbaues und der Zutaten. Ein Maler des Zuviel, der Seidenstoffe. Von seinen etwas freieren Bildern ist eins der bekanntesten das Porträt der Miß Elizabeth Farren in ganzer Figur in weißem pelzbesetztem Mantel. Eine Landschaft, dunkle Bäume und See bilden den dekorativ wirksamen Hintergrund. Noch immer oder stärker als je die theatralische Pose. Ein Puppengesicht und viel Kleiderstoff.

Als eine erfreuliche Zugabe zu der Englischen Ausstellung waren einige Landschaften von John Constable zu betrachten, obgleich sie nicht mehr recht in den Rahmen der englischen Kunst des achtzehnten Jahrhunderts gehören. Denn Constables Haupttätigkeit fällt in den Beginn des neunzehnten, und sein Werk ist auch ein Neues, neue Luft und neuer Geist. Man brauchte nur die beiden Landschaften von Gainsborough mit den gegenüberhängenden von Constable zu vergleichen, um den Unterschied deutlich zu empfinden. Bei Gainsborough noch die drei Pläne, vorn grün, in der Mitte bräunlich, im Hintergrund blau — das alte Schema —, bei Constable eine Fülle verschiedener Grün, eine Abstufung der Nuancen, eine Einhüllung mit Luft. Dort Atelier, hier starke, freie, befruchtende Natur. Noch reiner als vor diesen Bildern, die ein wenig

Digitized by Google

unruhig wirken, die noch im alten Sinn eines Ruisdael zuviel Einzelheiten auf engem Raum enthalten und dadurch verwirren, ist der Genuß vor einer kleinen Skizze. Ganz abgesehen von der prachtvoll und frei gemalten Luft — wie hier die grünblauen Bäume als Flecken auf das hellere Grün und Oliv gesetzt sind, das ist unerhört für diese frühe Zeit. Man begreift, daß Delacroix in hellem Entzücken vor Constable stand, ja sein eignes Bild danach ummalte — man glaubt auch deutlich einen Einfluß auf den jungen Menzel zu spüren, der freilich immer noch geleugnet wird.

Doch Constable gehört, wie gesagt, eigentlich nicht mehr in diese Ausstellung. Eine ebenso passende wie angenehme Ergänzung bietet dagegen die reichhaltige Ausstellung von Stichen, hauptsächlich Schabkunstblättern aus dem achtzehnten Jahrhundert, vielfach nach Reynolds und den andern Meistern der englischen Porträtkunst. Denn die Schabkunst (eigentlich eine deutsche Erfindung), eine Art Stich von der aufgerauhten Platte, kam der englischen Kunst und der Wiedergabe ihrer Kunstwerke sehr entgegen, da sie erlaubte, in nuancierten Flächen zu arbeiten, vom samtigen Tiefschwarz bis zum Hellen, und somit das Helldunkel, das Malerische besonders der Reynoldsschen Porträte in ausgezeichnetem Maße wiederzugeben vermochte. So sind denn diese Blätter (die zu einem großen Teil dem Berliner Königl. Kupferstichkabinett gehören) vielfach feiner und erfreulicher als die Originale.

Der Einfluß der englischen Kunst auf die kontinentale, besonders die deutsche, ist langsam, aber beständig wachsend gewesen und hat um die Wende des neunzehnten Jahrhunderts seinen Höhepunkt erreicht. Wer die Jahrhundertausstellung aufmerksam durchwandert hat, dem wird es nicht entgangen sein, und er wird seinen Eindruck von dieser Ausstellung wieder neu bestätigt finden, wieviel die deutsche Kunst am Beginn des vorigen Jahrhunderts, von den Hamburgern angefangen, der englischen Kunst, auch selbst kleineren Meistern wie Raeburn, verdankt. Selbst ein Meister wie Anton Graff ist schwer ohne sie zu denken, wenn er auch an einfacher und eindringlicher Kraft über die meisten der englischen Künstler hinausgeht. Anderseits hat diese Kunst auch viele Flach- und Hohlheiten unsrer eleganten Mode- und Porträtmaler auf dem Gewissen. So wird für jeden, der sich historisch für die Gesamtkunst eines Volkes interessiert, diese Ausstellung in hohem Grade wertvoll gewesen sein. Aber der moderne Künstler wird nicht, wie vielfach gemeint wurde, von Englands Kunst lernen können. Denn die Technik ist nicht so, daß man sie nicht an andern, größeren Künstlern besser lernen könnte, sie führt nicht ins Freie; und das Gefühl — diese spezielle Art der Eleganz — hat dort drüben doch oft recht bedenkliche Konsequenzen gezeitigt. Diese Art ist jedenfalls nur für die bestimmte Epoche und das bestimmte Land anzuerkennen und nicht gut zu übertragen.

Vorfrühling

Im Wintergras ein Keimen schon,
Eisfrei der Strom und lau die Lüfte,
Ein Zagen noch, dann scheue Düfte,
Und aus dem Baum ein Vogelton.
Und endlich auch ein warmer Strahl,
So zärtlich wie ein Kuß am Herde,
O, frühlingsklare Ostererde,
Wie schön bist du mit einem Mal,
Wie schön entsteigt dir nun ein neues Werde.

J. J. Horschick

Digitized by Google

Musikalische Rundschau

Von Dr. Karl Storck

II

Wenden wir uns von der Betrachtung der gerade nicht erfreulichen Gesamtzustände unsers Opernlebens den einzelnen Leistungen zu, so bedeutete mir doch weitaus das Wertvollste, was dieser Winter brachte, das erneute Auftreten Enrico Carusos. Ich verkenne natürlich keineswegs, wieviel Sensation bei diesen Dingen unterläuft. Es war übrigens bezeichnend, daß bei unserm Publikum dieses Jahr eine gewisse Enttäuschung unverkennbar war. Wohl hatte sich bereits bei den Vorbestellungen zu den vier Vorstellungen eine sechsmal größere Zahl von Besuchern angemeldet, als überhaupt Platz finden konnte. Aber nachher mochte man eher von einer schier feindlichen Stellung gegen den Sänger sprechen. Eine gewisse Ermüdung der Stimme war vielleicht nicht zu leugnen, auch eine leichte Erkältung nicht; aber das wollte man doch wohl besonders heraushören. Jedenfalls war, was noch geboten wurde, so unendlich viel mehr, als was wir zu erhalten gewohnt sind; einzelnes war schlechthin von solcher Vollendung, daß mir nur das Gefühl freudiger Dankbarkeit verblieben ist. Um ein gewöhnliches Gastspielpublikum immer wieder hinzureißen, ist Caruso viel zu sehr Künstler, der sich nirgends vordrängt. Anders ist es mit der Wahl der Rollen, in denen er hier auftritt, die noch immer so getroffen war, daß er Gestalten nachzuschaffen hatte, die entweder überhaupt nicht die psychologisch interessantesten der betreffenden Werke sind oder wenigstens immer für längere Zeit nur in geringem Maße an der Entwicklung teilnehmen. Der Herzog in „Rigoletto" ist überhaupt eine Opernpuppe; Radames in „Aida" kann gegen die Bedeutung der Titelheldin nicht aufkommen; Edgardo in Donizettis „Lucia von Lammermoor" ist vom Textdichter und vom Komponisten als ödeste Schablone angelegt und kann überhaupt nur in einer solchen Meisterleistung zu seelischer Bedeutung gesteigert werden. Wir verlangen alle einmal von Caruso eine Gestalt wie Othello zu sehen, in der er ein wirklich großes Charaktergebilde entrollen könnte. Seltsam, daß unsre Hofoper, die gerade dieses Werk ausgezeichnet besetzen könnte, auch dieses Mal darauf verzichtet hat.

Jene aber, die die Begeisterung für einen Kunstsänger als Mode, meinetwegen als Verrücktheit bezeichnen, mögen bedenken, daß diese Hingabe an den Sinneszauber einer Stimme die einzige Mode in der Musik ist, die seit dreihundert Jahren so standhält. Das hat natürlich tiefere Gründe. Es liegt im tiefsten Wesen der Musik, daß sie nicht nur Ausdruckskunst des seelischen Lebens ist, sondern auch der höchste Ausdruck künstlerischer Verfeinerung der sinnlichen Materie. An sich ist der Ton schon das am wenigsten mit Erdenschwere belastete sinnliche Material: flüchtig, nicht faßbar vorübereilend; überhaupt nur dadurch von uns festzuhalten, daß wir den vom Ohr empfangenen Sinneseindruck sofort in innere Werte umsetzen. Wenn nun zu diesem Ton, dem Ton zumal der Menschenstimme, zur höchsten Schönheit des Materials eine solche Beherrschung desselben kommt, daß der Mensch in unbeschränkter Freiheit damit schalten kann — wie sollte sich dann nicht jenes Glücksgefühl des Genusses einstellen, das doch im Grunde Ziel aller Kunst ist?! Gewiß, hier vor allem Genuß der Sinne. Aber doch auch Genuß des Geistes, der den Triumph menschlicher Arbeit sieht über das widerstrebende Material. Auch Genuß der Empfindung; denn die so gebildete Menschenstimme ist das denkbar vollendetste Instrument, um Empfindungen ausdrücken zu können. Aber selbst wenn es ein rein sinnlicher Genuß wäre! Sind die Sinne denn nicht eins unsrer kostbarsten Güter?! So laßt doch diese Sinne genießen! Arm derjenige, der nicht genußfähig ist; dumm jener, der durch irgendwelche Voreingenommenheit sich seine Freudefähigkeit schmälert! Diese italienische Gesangskunst ist ein Höchstausdruck der Musik als formaler Kultur, ein Gipfel in der Verklärung und Verschönerung des Irdischen durch die Musik.

Um das einzusehen, muß man freilich einmal einen Caruso hören. Die meisten italienischen Tenöre und Primadonnen sind im Gegensatz zu den Baritonisten und Bassen lediglich Sänger.

Digitized by Google

Bei den tiefen Männerstimmen ist das Gesamtniveau als Künstler höher, weil sie gleichzeitig in der Opera buffa viel zu tun haben, weil sie eigentlich in dieser komischen Oper groß geworden sind. In dieser aber ist auch für den Italiener Musik Lebensausdruck, darum innerlich dramatisch wahrhaft und nicht nur lyrisch. Caruso nimmt unter den Tenören seiner Heimat die Sonderstellung ein, daß er im echtesten Wagnersinne Schauspielsänger ist oder Gesangsschauspieler, jenachdem gerade der Nachdruck vom Werke verlangt wird. So ist Caruso echter Menschendarsteller für eine Menschheit, deren natürlicher Ausdruck nicht das gesprochene Wort, sondern die Melodie an sich ist. Wer will angesichts der Instrumentalmusik leugnen, daß die Melodie an sich zu dieser Darstellung des Lebensinhalts werden kann? In der Schlußszene der „Lucia von Lammermoor" konnte man erleben, was man so nie recht glauben will: nämlich daß aus diesen Schablonenopern, aus dieser ganz nach formalen Regeln, niemals nach den Gesetzen des Ausdrucks geschaffenen Musik blutvolles dramatisches Leben erblühen kann. Dazu muß ein Künstler erstehen mit solcher Herrschaft über alles Formale, daß die Linienführung der Melodie nur schöne Form ist, die erst durch den Ausdruck, mit dem sie der Sänger vorträgt, Inhalt bekommt. Ich hätte es niemals für möglich gehalten, daß diese Musik Donizettis so ganz als erschütternder Ausdruck der Trauer und Verzweiflung zu verwenden sei, wie es Caruso vollbrachte. Angesichts dieser Leistung begreife ich es, wenn die Komponisten ganzer Zeitalter ihr Genüge daran fanden, einem Sänger die Arie so zu schreiben, daß sie ihm „paßte, wie ein gut sitzendes Kleid" (Mozart).

Enrico Caruso. (Nach einer Aufnahme des Ateliers [©] „Elite", Kommandit-Gesellschaft in Berlin)

Welch hohe künstlerische Kultur eine derartige Gesangsleistung darstellt, zeigt der Vergleich mit andern Leistungen, die in gewohntem Rahmen ganz hervorragend dastehen: so etwa mit der Lucia des Fräulein Hempel, die ihre Koloraturen in außerordentlich sauberer Weise wiedergab und durch den glockenreinen Klang ihrer Stimme entzückte. Aber das alles ist immer noch Technik, noch nicht wirkliche Form und vor allen Dingen nicht beseelte Form. Fräulein Destinn feierte als Aïda Triumphe, wie sie seit langem in unserm Königlichen Opernhaus nicht gehört wurden. Und diese Künstlerin besitzt eine Stimme von so eigenartigem Zauber, daß in gewissen Rollen ihr augenblicklich wohl kaum Gleichwertiges an die Seite gestellt werden kann. Trotzdem steht auch das noch nicht auf der durch einen Caruso besetzten Höhe, wenigstens nicht in dieser romanischen Musik, bei der die künstlerische Überlegenheit der Persönlichkeit des Sängers Vorbedingung ist, bei der ihm und uns das Bewußtsein des Spiels stets lebendig bleiben muß.

Im übrigen wirken in der „Aïda"-Aufführung der Königlichen Oper eine Reihe von Stimmen mit, die den herrlichen Zauber der glutvollen Musiksprache Verdis zu höchstem sinnlichem Reiz bringen können. Die beiden Bassisten Griswold und Knüpfer, der volle Alt der Frau Götze, die dämonische Wildheit Baptist Hoffmanns sind alles Leistungen von höchster Charakteristik und prächtiger Schönheit.

Unter den übrigen Neueinstudierungen der Königlichen Oper bot die des köstlichen „Barbier von Bagdad" des liebenswürdigen Peter Cornelius den höchsten Genuß. Unter den vielen Seltsamkeiten in der Schicksalsgeschichte von Bühnenwerken ist mir die vollkommene Ablehnung, ja die Verhöhnung dieses Werkes bei der ersten Aufführung in Weimar vor nunmehr fünfzig Jahren am unbegreiflichsten. Das war doch wohl eine der wüstesten Kabalen, von der die Theatergeschichte zu erzählen hat. Und daß man, um Liszt, der es aushalten konnte, zu treffen, auf den bescheidenen Cornelius losschlug, ist nicht nur aus menschlichen Gründen zu bedauern, sondern hat die Entwicklung unserer deutschen komischen Oper um Jahrzehnte verzögert. Ja, wir haben überhaupt in diesen fünfzig Jahren nichts bekommen, was auch nur annähernd auf der Höhe dieses Werkes stände, was auch nur annähernd ein so sicheres Gefühl für das Wesen der komischen Oper zeigt. Es ist bekannt, daß leider auch Peter Cornelius selber

Digitized by Google

Szene aus Smetanas „Verkaufter Braut" in der Komischen Oper in Berlin

durch diesen furchtbaren Schlag irregemacht wurde, so daß er diesen Weg, auf den ihn seine bei aller Bescheidenheit durchaus charakteristische Persönlichkeit hinwies, verließ. Bekannt ist auch, daß dann wohlmeinende Freunde unter der Zustimmung des so bescheidenen Meisters sein Werk „bearbeiteten", um es für die Bühne „brauchbar" zu machen. Trotz aller Bemühung aber immer noch nicht bekannt genug ist es, daß diese Bearbeitung eine Vergewaltigung bedeutet. Wir dürfen zugeben, daß das Werk vielleicht ohne diese neue Einkleidung jahrzehntelang ganz von der deutschen Bühne verschwunden wäre, müssen aber darauf bestehen, daß, wie die Verhältnisse heute liegen, die ursprüngliche Gestalt des Werkes geradezu eine Mission zu erfüllen hat und wie kein andres Opernwerk klärend wirken müßte für die Erkenntnis der Stilbedingungen der komischen Oper. Und darum ist es unverantwortlich, wenn nun wieder bei dieser Neueinstudierung der Königlichen Oper die Bearbeitung von Mottl, statt der Urform, uns vorgesetzt wurde. Da rühmt man dann die glänzende Dirigierkunst unsers Richard Strauß, dem es gelang, die dickflüssige Orchesterpartitur so zu beleben, daß das Ganze leicht und graziös vor

Digitized by Google

uns erstand. Ich hege die höchste Achtung vor dieser Meisterleistung von Richard Strauß, aber sie war wirklich nach dieser Richtung nicht nötig. Wenn man die ursprüngliche Form der Partitur aufgeführt hätte, so konnte der Dirigent seine prachtvolle Fähigkeit der Belebung jeder einzelnen Instrumentalstimme noch viel wundervoller zeigen, weil ja in der Bearbeitung diese herrliche Individualisierung jedes Instrumentes, die die durchsichtige Originalfassung auszeichnet, immer verdeckt worden ist durch ein Aufgebot von Massigkeit und Kraft, die dem Charakter des ganzen Werkes widersprechen.

Cornelius' „Barbier" nimmt in der ganz kleinen Reihe jener Werke, die zu einer feinkomischen Oper führen, noch eine besondere Stellung ein, weil hier aus einer bei uns sehr seltenen Kultur der Form heraus, über den Humor der Situation und der Charaktere hinaus das feinste Behagen an der Formgebung ein belebender Faktor ist. Schon das Textbuch ist dessen Zeuge. Man erlebt es immer wieder, daß diese Dichtung, die neben den so ganz anders gearteten Dichtungen Wagners mit die erste Stelle unter sämtlichen Operntextbüchern behauptet, als kindisch und läppisch bezeichnet wird, weil diese köstliche Komik der überkunstreichen Form nicht gefühlt wird. Ebensowenig wird empfunden, wie der tief-lyrische Empfindungsgehalt einzelner Szenen durch die eigenartige Linienkunst der Formgebung in die Sphäre eines bewußt heitern Spiels gehoben wird: so in dem prachtvollen Liebesduett zwischen Margiana und Nureddin. Die Befruchtung des rheinischen Lebens mit romanischem Geist hat auf dem Gebiete der Musik keine schönere Frucht hervorgebracht als dieses Werk, dem man in dieser Hinsicht höchstens noch jene Entwicklung des Wiener Walzers an die Seite stellen könnte, die wir Johann Strauß dem Jüngeren verdanken. Wobei es dann bezeichnend ist, daß der Rheinländer von dem Franzosen mehr die Kultur des Rhythmus übernommen hat, während auf Wien naturgemäß die italienische Melodik stärker einwirkte.

Szene aus Eugen d'Alberts „Tiefland" in der Komischen Oper in Berlin.

Digitized by Google

Szene aus Eugen d'Alberts „Tiefland" in der Komischen Oper in Berlin.

Die Aufführung dieses Werkes an der Königlichen Oper gehört zum besten, was auf der deutschen Opernbühne zurzeit zu sehen ist. Von Richard Strauß' Dirigentenleistung sprach ich schon. Man kann hier den Ausdruck der Bewunderung nicht zu hoch greifen, und die sichtliche Lust, mit der das Orchester die fein verästelte Partitur offenlegte, wirkte auf die Zuhörerschaft mit elektrisierender Kraft. Dann aber steht auf der Bühne in Paul Knüpfer als Barbier einer der herrlichsten Vertreter dramatischer Gesangskunst überhaupt. Gegen früher war mir, als ob Knüpfer noch mehr diesen Grundton des überlegenen Spiels habe herausfühlen lassen, dieses Kulturbewußtsein des Behagens in schöner Lebensform, die diese Art von Komik allein zum Humor zu adeln vermag. Aber auch Jörns Nureddin, Fräulein Hempel als Margiana, Berger als Kalif sind Leistungen ersten Ranges. Und auch die Inszenierung störte wenigstens nirgends.

Auch die Komische Oper gewann mit der Neueinstudierung eines echt komischen Werkes einen starken Erfolg. Als Smetanas „Verkaufte Braut" 1893 gelegentlich der Musikausstellung in Wien aufgeführt wurde, entzündete sie helle Begeisterung. Die Wiener Musikkritik — Hanslick und Kalbeck an der Spitze — war aus innern und äußern Gründen eine so schroffe Feindin Wagners, daß von ihr alles jubelnd begrüßt wurde, was Wagner Abbruch tun konnte. Der Mascagnitaumel ging von Wien aus. Aus Wagners versiegener Welt sollte diese echte „Volkstümlichkeit" — für viele Leute beginnt das eigentliche Volk, wie's scheint, mit dem Pöbel — uns erlösen. Gegenüber Wagners aus dramatischen Gesetzen geschaffener Sprachmusik mußte nun Smetanas „echt musikalische" Melodiebildung aufmarschieren. Wie wenig eifrig waren doch die Wiener Herren bei ihren Rettungsbemühungen gewesen! Hätten sie ihre Aufgabe weniger in der Beschimpfung des gewaltigen Gegners, mehr in lebendigen Leistungen gesehen, so hätten sie diese Smetanasche Oper schier dreißig Jahre früher nach Wien bringen können. Der Weg nach Prag war doch nicht weit, und dort floß dieser Melodienquell bereits seit 1866. Aber die Sorge für den tschechischen Meister Smetana hatte man ruhig den „Neudeutschen" überlassen, zu denen er durch seine symphonischen Dichtungen sich auch künstlerisch bekannte.

Es war Smetanas überzeugtes Tschechentum, was ihn der symphonischen Dichtung zuführte; denn nur so konnte er die Instrumentalmusik mit charakteristischem Nationalgehalt erfüllen. Es war dieses gleiche Tschechentum, das ihn in der Oper so weitab vom Musikdrama enden ließ. Er hat ja Anläufe dazu genommen. Aber sein „Dalibor" blieb in der „großen" Oper stecken. Das Tschechentum hat nicht genug nationalen Kulturgehalt für ein Musikdrama. Was in und an diesem Nationalleben charakteristisch ist, entbehrt der Größe. Das Verlangen und der Besitzstand seines Volkes führten Smetana zur komischen Oper. Ja, streuggenommen zum Singspiel, für welches Lied und Tanz an musikalischen Gebilden ausreichten. Das Singspiel muß voran-

Digitized by Google

Szene aus Puccinis „Madame Butterfly" in der Königlichen Oper in Berlin.

gehen, wenn sich eine wahrhaft dramatische komische Oper entwickeln soll. Das zeigt die Geschichte der italienischen, der französischen und der deutschen Oper, wo Mozart deutlich aus dem Singspiel herauswächst. Smetana ist in manchen seiner Werke („Zwei Witwen", „Der Kuß") im Rahmen des Singspiels geblieben; wo er darüber hinauswächst, ist er getreuer Schüler Mozarts. Das Vorbild Mozarts leuchtet nicht nur durch die ganze Satztechnik, sondern zeigt sich überall in der Melodiebildung, wo Smetana nicht aus dem tschechischen Volkslied und Volkstanze schöpfen kann. So wenig man dort von bloßer Nachahmung oder gar Entlehnung sprechen mag — obwohl es auch an solchen nicht fehlt —, wirklich bodenständig ist nur das ausgesprochen Tschechische. Darum kommen die Leute aus dem Tanzen nicht heraus. Zum Humor reicht's nicht; es bleibt Komik oder im besten Falle Lustigkeit, und so spüren wir immer ein innerliches Tanzen. Das hat sein Köstliches, und ich bin der letzte, mich nicht daran zu ergötzen. Aber es ist doch notwendig, hier deutlich die Abstände zu betonen. Wenn die Tschechen Smetana ihren Mozart nennen, gut: ein tschechischer Mozart; der Mozart, der aus einer tschechischen Kultur herauswachsen kann. Unserm Mozart — und wenn ich dabei nur des Dramatikers, nicht des Allkünstlers denke — reicht das nicht an die Knie.

„Die verkaufte Braut" ist in Berlin auf verschiedenen Bühnen gespielt worden. Zu Lebzeiten Krolops war sie eine Glanzleistung der Königlichen Oper. In der Komischen Oper wurde das Ganze viel derber, schier operettenhaft angefaßt. Das Werk verträgt das sehr gut, wenn auch der treffliche Baßbuffo Mantler als Heiratsvermittler Kezal gern etwas weniger zappelig sein könnte. Mit guter Mäßigung wurde die zweite derbkomische Rolle, der stotternde Wenzel, von Herrn Kreuder gegeben. Das Liebespaar war mit Naval und Lola d'Artot schon äußerlich sehr sympathisch besetzt. Fräulein d'Artot muß sich sehr hüten, ihre Stimme zu überanstrengen, sonst wird es mit ihrer Mittellage schlimm. Voll ausgelassener Lustigkeit war alles Massenspiel, zumal die Zirkusszene. Das Orchester spielte reichlich derb, was bei den akustischen Verhältnissen des Hauses doppelt unangenehm wirkte.

Die Komische Oper hat auch den einzigen Treffer unter den neuen Werken gezogen, die in diesem Winter bisher zur Aufführung gekommen sind. Es ist leider durchaus stilgerecht, beim „Tiefland" Eugen d'Alberts in der Theatersprache zu bleiben. Ich habe einst sehr große Hoffnungen auf d'Albert als Musikdramatiker gesetzt. Er schien mir das zu besitzen, was allen andern mangelt: Gefühl dafür, daß der musikalische Stil aus der Dichtung heraus zu erwachsen habe. Man konnte ja nie verkennen, daß die eigentliche Erfindungskraft d'Alberts nicht sehr stark und vor allem nicht gerade eigenartig sei. Aber er hatte eine gewisse Natürlichkeit, eine hohe Leichtigkeit der Melodiebildung und

Digitized by Google

Szene aus Puccinis „Madame Butterfly" in der Königlichen Oper in Berlin.

jene Schwungkraft, ohne die nun einmal eine Oper nicht auskommen kann. Die Oper ist überhaupt in so hohem Maße ein von äußern Gelegenheiten mitbestimmtes Werk, daß, soweit die Versorgung des Theaters im Auge behalten wird der kluge Praktiker, der der Bühne dient, mehr Aussichten hat als ein starker Eigner, der sich die Bühne dienstbar machen will, um sich auszuleben. Ich muß bekennen, daß ich heute in d'Albert eigentlich nur noch diesen Praktiker sehe, dessen Ehrgeiz darauf geht, den Bühnenspielplan zu bereichern. Diese Bereicherung täte uns ja sehr not; und wer sie uns mit Werken, die nach Gehalt und Form die Bezeichnung künstlerisch verdienen, bringt, sei uns darum hoch willkommen. Gerade für solche Musiker ist nun die Wahl des Textbuches ausschlaggebend. d'Albert hat diesen ihm gemäßen Textdichter noch nicht gefunden. Vielleicht, daß ihn die Niederlage, die er jüngst mit der in Hamburg aufgeführten komischen Oper „Tragaldabas" erlitten hat, zur Einsicht bringt, daß Rudolf Lothar dieser Textdichter nicht ist, trotzdem er auch der Verfasser des Buches zu „Tiefland" ist. In „Tragaldabas" wird gegenüber dem Original die Vergröberung, in der sich Lothar überall gefällt, so offenkundig, daß danach der Komponist sich doch auch den „Tiefland"text näher daraufhin ansehen dürfte, ob denn hier wirklich Grundlage für Musik geboten sei. Ihm wird dann zur Erkenntnis kommen müssen, daß hier ein psychologisch interessantes Geschehnis, in das einige fesselnde Charaktere verwickelt sind, doch durchaus nach den Rezepten einer denkbar abgebrauchten Theatermache bearbeitet ist. Freilich ist dieses Geschehen mehr novellistischer Art.

Don Pedro ist ein Hirt hoch in der Einsamkeit der Pyrenäen. In seinem reinen einfältigen Sinn ist die Sehnsucht nach der Frau erwacht, die für ihn das höhere Wesen darstellt. Seine „tumbheit" wird verbrecherisch mißbraucht. Des Hirten Herr, Sebastiano, steckt in so traurigen wirtschaftlichen Verhältnissen, daß er reich heiraten muß. Deshalb will er seine bisherige Geliebte Martha verheiraten. Pedro scheint ihm in seiner Einfalt dazu der Rechte, und der Bursche strömt auch über vor Glück, daß er mit diesem schönen Weibe in die Mühle einziehen kann. So ist er ins Tiefland hinuntergekommen. Martha verachtet den Burschen, den sie gekauft wähnt. Bald wird ihm auch seine Schmach durch den Spott der Dörfler offenkundig. Es ist nun eine eigenartige, aber durchaus nicht unwahrscheinliche Gefühlsentwicklung, wie Martha, als sie entdeckt, daß dieser Mann mit ihr getäuscht worden ist, als sie seinen treuen, braven und bei aller Einfalt heldenhaften Sinn erkennt, in immer stärkerer Liebe zu Pedro entbrennt, während in diesem der Stolz und das Trotzbewußtsein des Mannes erwacht ist. So stellt er sich denn auch Sebastiano trotzig entgegen, als dieser in seine Hütte dringt und auf Martha seine alte dämonische Macht auszuüben beginnt. Schließlich kommt es zum Kampf zwischen den beiden Geg-

Digitized by Google

nern. Pedro erwürgt Sebastiano, wie er einst einen Wolf erwürgte, der in die Herde eingebrochen war. Mit seinem Weibe aber flieht er hinauf ins Hochland der Berge.

Statt diese psychologisch reiche Handlung sich ruhig entwickeln zu lassen, hat der Verfasser des Textes nach Bereicherung der Handlung im gewöhnlichsten Theatersinne gestrebt. Um das zu erreichen, hat er eine Reihe von Nebenfiguren eingeschoben, die, an sich ohne alles Interesse, nur dazu da sind, möglichst viele Episoden zu schaffen, und die eigentlich immer wieder von der Aufmerksamkeit auf die wichtigen seelischen Vorgänge ablenken. Dabei glaube ich, daß der Musiker d'Albert auch als Schilderer solcher seelischen Zustände sehr Schönes geben würde, während die Art seiner Steigerung in den hohen dramatischen Augenblicken durch eine etwas äußerliche Verschiebung und Beschleunigung des Rhythmus bewirkt wird. Aber da d'Albert auch jetzt eigentlich das Feinste in Naturstimmungsbildern gibt (das Erwachen der großen einsamen Natur zu Beginn des Vorspiels, die Abendstimmung am Ende des zweiten Aktes), so müßte er auch wohl imstande sein, diese stillern und doch gerade hier außerordentlich wichtigen Seelenzustände überzeugend zu verkünden. Das wäre aber doch wenigstens dann eine ausgesprochen musikalische Aufgabe, während alles andre in diesem Textbuch im Grunde so naturalistisch ist, daß es nach der Aussprache in Tönen zum wenigsten nicht verlangt.

Immerhin, die Handlung spannt, ist packend; die Musik arbeitet mit so elementaren Mitteln, daß sie unmittelbar anspricht, und so ist der Publikumserfolg des Werkes bei einer ausreichenden Aufführung sicher. Die Aufführung in der Komischen Oper aber war eine sehr gute Leistung, vor allem dank der in Spiel und Gesang ergreifenden Verkörperung der Martha durch Maria Labia. Neben allem anderm ist es erstaunlich, wie diese Italienerin nach kurzer Zeit so die deutsche Sprache meistert. Neben ihr zeichneten sich durch sympathische Frische Herr Merkel als Pedro und Desider Zador in einer wuchtigen, von aller Theaterbösewichterei freien Darstellung des Sebastiano aus.

Über die andern Neuheiten kann ich mich kurz fassen. Auch über Puccinis „Madame Butterfly", trotzdem dieses Werk in der Königlichen Oper eine beträchtliche Zahl von Aufführungen erlebt hat, was einerseits auf die Darstellung der Titelrolle durch Geraldine Farrar, anderseits auf die wirklich prächtige Ausstattung zurückzuführen ist. Ich habe an dieser Stelle gelegentlich der Aufführung der „Tosca" meine Meinung über Giacomo Puccini ausgesprochen. Diese letzte seiner Opern — sie wurde zuerst 1904 in Mailand aufgeführt — bestätigt den damals gewonnenen Eindruck, daß Puccini durchaus ein Mann der kleinen Mittel ist, dem jede Fähigkeit des großen symphonischen Aufbaues, den das eigentliche Musikdrama erheischt, durchaus abgeht. An „Tosca" gemessen, steht diese japanische Tragödie tief, weil hier, auch durch die Schuld der Textdichter, die Einheitlichkeit der Handlung dauernd unterbrochen wird, so daß diese zwischen karikierender Operette und Schauertragik hin und her schwankt. Und auch hier ist die einzige Gelegenheit, ein Seelendrama vor uns zu entwickeln, preisgegeben. Statt dessen erhalten wir äußerliche Schilderungsmusik äußerer Geschehnisse.

Auch über Massenet habe ich in früheren Rundschauen wiederholt gesprochen. Man ist sich heute in Deutschland wohl darüber einig, daß uns dieser in Frankreich hochgeschätzte Komponist nichts zu geben hat. Massenet ist geradezu die Verkörperung des Theatermannes, der immer das macht, was durch die allgemeine Strömung gerade Aussicht hat, dem Theater einen Erfolg zu bringen. So ganz ohne alle innere Notwendigkeit wie bei ihm erscheint kaum eines einzigen vielgenannten Künstlers Schaffen. Eine Aufzählung seiner Werke bedeutet die Aufzählung aller Opernmoden der letzten Jahrzehnte. Trotzdem wundre ich mich nicht darüber, daß er in Frankreich zwar nicht als starke musikalische Persönlichkeit, wohl aber als ganz hervorragende Theaterkraft geschätzt ist. Mit seiner Einstellung gegenüber der Bühne als bewußtem Spiel muß der Franzose in Massenet den vollkommenen Beherrscher seiner theatralischen Kultur anerkennen. Außerdem verfügt Massenet über die große Geste und über jene ganz merkwürdig gefärbte französische Empfindsamkeit, die mit unsrer deutschen Sentimentalität fast gar nichts gemein hat, vielmehr eine Mischung aus bewußtem Pathos und Galanterie ist. Das alles ist ausgesprochenstes Theater, wird auch vom Franzosen niemals als wirkliche Spiegelung des Lebens aufgenommen. Aber der Franzose ist in formaler Kultur eben so geschult, daß er am bewußten Theaterspiel, an dieser ausgesprochenen Theatermache Gefallen finden kann. Wir Deutsche dagegen sehen in solchen Stücken immer bloß die Unnatur. Und da wir dann auch in der Betrachtung der Form an sich nicht so geschult sind wie die Franzosen, ist unsre Einschätzung der außerordentlich saubern, mit zahlreichen kleinen Feinheiten übersäten Arbeit, wie sie Massenet immer bietet, viel geringer.

Freilich, wenn man den 1886 komponierten, allerdings erst 1892 zuerst in Wien aufgeführten „Werther", den uns die Komische Oper vorführte, mit seiner erst vor einem Jahre herausgekommenen Revolutionsoper „Therese" vergleicht, so wird man doch eine arge Verwässerung des Gesamtempfindens und eine immer äußerlicher werdende Mache feststellen müssen. Der „Werther" hat trotz allem eine eigenartige Linienführung und eine, wenn auch nicht tiefschürfende,

Digitized by Google

Szene aus Massenets „Therese" in der Königlichen Oper in Berlin. (Nach einer Aufnahme von Zander u. Labisch in Berlin.)

so doch stets erregte Leidenschaftlichkeit. Die Melodik ist nicht kräftig, aber üppig und bei allem Festhalten an der Grundstimmung des Werkes schlagfertig. In der „Therese", mit deren Aufnahme die Königliche Oper hoffentlich den letzten Akt der übertriebenen Gastfreundschaft an den Genossen des Monte-Carlo-Gastspiels schlechten Andenkens geübt hat, herrscht ödeste Langeweile. Die musikalische Ausbeute des Abends beschränkt sich auf ein den alten Stil ausgezeichnet treffendes Menuett, das denn auch dem Komponisten so gut gefällt, daß er es immer wiederholt.

Für die Aufführung dieser beiden Werke hatte die Komische Oper in Franz Naval den besten Werther, den die deutsche Bühne wohl überhaupt je gehabt hat, ins Feld zu stellen. Die gesangliche und darstellerische Leistung in dieser nach beiden Richtungen hin außerordentlich anstrengenden Partie verdiente die höchste Bewunderung, die denn auch dem Werke zu einer beträchtlichen Zahl von Aufführungen verholfen hat. In der Königlichen Oper bot die Neuheit Gelegenheit, eine junge Altistin, Fräulein Ober, vorzustellen, die mit einem bei aller Anfängerschaft unverkennbaren darstellerischen Geschick schönes Stimmaterial verbindet, das nur einer sorgsamen Ausgleichung bedarf, um die Sängerin zu einer wertvollen Kraft zu machen.

So ist die Ernte der bisherigen Spielzeit recht dürftig ausgefallen. Möge sie wenigstens die eine Frucht tragen, daß man an den leitenden Stellen zur Erkenntnis gelangt, daß im Auslande, so wie die Verhältnisse heute stehen, das Heil nicht zu suchen ist! Bei gutem Willen wären leicht einige Werke einheimischer Komponisten zu finden, die nicht nur an musikalischem und geistigem Wert hoch über den zuletzt uns zugeführten ausländischen Werken stehen, sondern auch wenigstens ebensoviel rein theatralische Eigenschaften aufweisen wie jene.

Digitized by Google

Dramatische Rundschau

Von Dr. Friedrich Düsel

„Erde" von Karl Schönherr — „Der Dummkopf" von Ludwig Fulda — „Der Teufel" von Franz Molnár — Drei Einakter von August Strindberg — Die Japanerin Hanako

Weitaus das bedeutendste Werk dramatischer Kunst hat uns in dieser über allen Vergleich armen Spielzeit Jungösterreich beschert. Merkwürdigerweise aber wird es uns in Berlin, wo ein Dutzend Schauspielbühnen ihre Netze nach „Novitäten" ausspannen, bisher vorenthalten. Dies Werk war für den Grillparzerpreis vorgeschlagen und konnte satzungsgemäß nur deshalb nicht damit gekrönt werden, weil es zur Stunde der Preisverteilung noch nicht auf die Bühne gekommen war; es wurde ihm dann aus der Bauernfeld-Stiftung eine Ehrengabe von viertausend Kronen zuerkannt, es übte im Wiener Hofburgtheater eine tiefe, im Düsseldorfer Schauspielhause eine „reine und starke Wirkung" aus — das Heer der Berliner Direktoren und Dramaturgen ließ es sich entgehen ...

Von welchem Stück ich spreche? Von Karl Schönherrs Drama „Erde" (Buchverlag bei S. Fischer, Berlin). Der junge Tiroler Dichter ist kein dramatischer Neuling mehr, weder auf seinen heimischen österreichischen Bühnen noch in Berlin. Vor acht Jahren haben wir seine „Bildschnitzer" auf der inzwischen selig entschlafenen Sezessionsbühne erlebt, vor fünf Jahren hat Brahm im damals noch von ihm geleiteten Deutschen Theater Schönherrs „Sonnwendtag" aufgeführt. Gleich diesen beiden älteren Stücken bleibt auch Schönherrs neues Drama in den bäuerlichen Kreisen seiner Tiroler Alpenheimat, diesmal sogar in einem weltfernen Bergtal. Und ein uralter, eingeborner Konflikt des Bauernlebens ist es, den er mit dem Tiefblick tragikomischen Humors und mit erdwüchsiger, knorriger Wirklichkeitstreue zu gestalten weiß.

Der alte Grutzhofbauer ist zweiundsiebzig, aber noch immer denkt er nicht an Ruhe und Ausgeding. Wie er vor zehn Jahren zu seinem einzigen, damals sechsunddreißigjährigen Sohn Hannes und der Großmagd Trina gesprochen hat, als die beiden vor ihn hingetreten sind, so denkt er auch heute noch: „Mein' Segen gib i enk, aber Haus und Hof b'halt i selber." Die Magd hat damals ihr bißchen Hab und Gut zusammenpacken, Hof Hof sein lassen und mit dem Hannes auf- und davongehen wollen, aber der Bauernsohn war zu tief gewurzelt in der Erde, zu fest gebunden an die Scholle — keine sechs Paar Rosse hätten ihn von da weggebracht. „Von Grund und Boden gehn ... bös kann man nit und tut man nit." Gerade so wie er in seiner langsamen, schwerwuchtigen Beharrlichkeit denkt jetzt auch die Mena, die stattliche, derbkräftige, etwas vierschrötige Haushälterin, die inzwischen auf den Hof gekommen ist und sich an Stelle der verblühten und verkümmerten, doch immer noch auf „ihren Festtag" hoffenden Trina in Hannes' Herzen einzunisten sucht: „An' Fleck Erd' sollt' i hab'n, der mir g'hört ... möcht' sehn, wer mi davon wegbrächt'!" Aber bei Lichte besehen liegt die Hoffnung darauf heute noch in genau so weitem Felde wie damals. Was ist denn der Hannes? Ein alter Knecht bei seinem Vater, nur daß er keinen Lohn bekommt. Er selbst, für sein eigen Teil, möchte sich kaum drum kränken. Wenn er nur sein Essen und seine Arbeit hat und mit den Hennen ins Bett kriechen kann — mehr braucht der Mensch nicht! Doch die Mena denkt anders. Warum hockt der Alte noch immerfort auf dem Hof wie ein Lindwurm und tut andern Leuten das Glück versitzen? Könnte er nicht mittlerweile zwei jüngeren, die sich so sehnen nach einem Stück eigner Erde und einem Kind in der Wiege, den Platz räumen? Ist ein Zweiundsiebzigjähriger, der zeit seines Lebens so hart gearbeitet hat bei jedem Wetter draußen in Feld und Wald und Acker, nicht reif für das verschrumpelte Totenweibele, das von Haus zu Haus humpelt und bei den Leuten herumhorcht, ob ihr Geschäft nicht mal wieder blühen will?

Digitized by Google

Doch nein, der alte Gruß mit seiner zähen Gesundheit und seinem boshaft pfiffigen Humor läßt sich auch von ihr nicht übertölpeln. Er steht so fest und gesund und kreuzlebendig auf seinem angestammten Boden, er ist so eng mit der Saat auf dem Felde und den Bäumen im Walde verwachsen, daß er wie die Natur eine stets sich erneuernde Verjüngungskraft in sich fühlt. Er sollte beiseite treten oder den Hannes auch nur mitschalten lassen? Nein! „Ein Hahn auf'n Hof und ein Bauer im Haus!" Und ist es nicht ein Staat, wie er Knecht und Magd, Gaul und Wagen mit ein paar kurzen sichern Worten zur Arbeit anstellt, jeden an seine richtige Stelle? Vieh und Feld, Hof und Haus, es ist, als wäre jedes einzelne Stück darin ein Stück von ihm selber, so lieb und weh läßt er sich's drum sein. Und immer wieder bricht durch den herben Ernst die grimme Lustigkeit dieser „vieteckigen Seele" durch, deren Besitzer sein diebisches Vergnügen hat, zu sehen, wie sich Trina und Mena, Habicht und Mausgeier, auf sein Ausfahren spitzen: „Verzeiht's mir halt, daß i no' lebfrisch auf der Welt bin, daß da drin no' jed's Aderle spritzt ... I bin no' nit schlafrig! Und 'vor i nit ins Bett geh', ziech i mi nit aus!"

Da plötzlich scheint es, als solle dem Alten sein Glückl doch früher schlagen, als er glaubte und die andern zu hoffen wagten. Ein störrischer Gaul, der dem betrunkenen Schmied nicht stillhalten will, versetzt ihm einen Hufschlag vor die Brust, daß er Blut speit und hinfort nur noch halb ist. Doch was ihm an Lebensfrische abgeht, ersetzt er durch desto größere Geistesfrische, zumal durch jenen wundervollen, derbgesunden Bauernhumor, der auch mit dem Tode auf du und du steht und nichts von der Sentimentalität des Sterbens wissen will. Der alte Gruß sucht sich nicht nur völlig gelassen seinen Platz auf dem Friedhof aus, er läßt auch den Meister Tischler kommen, damit der Maß zum Reisefutteral für den Leichnam nehme und ja auch die alten lärchenen Bretter benutze. Er feilscht mit dem Totengräber um den Grabplatz und ersteht schließlich ihrer zwei, auf daß er nur ja nicht neben dem Gauner von Koblmüller zu liegen komme, der ihn vor zwanzig Jahren beim Kuhhandel angeschmiert hat.

Nach dieser Szene und da der Bauer sich nun doch zu Bett bequemen muß, fassen die Jungen neue Hoffnung. Wer wird die künftige Bäuerin sein, Trina oder Mena? Keine andre als die, von der sich Hannes, der leidenschaftliche Kinderfreund, am sichersten die Erfüllung der Sehnsucht seines Lebens versprechen darf: Kinder in die Wiege, auf daß seine Art und sein Blut nicht aussterbe! Das war's, was ihn im Sommer zu dem „Kontridtradl mit die dick'n Wadl", dem Jüngsten des Eishofbäuerleins, zog, daß der Schwerfällige im Haschen mit dem Bürschlein schier selber wieder jung geworden schien; das war's, was ihn in den graufrostigen Tagen des Spätherbstes trieb, heimlich ein Schaukelpferd zu schnitzen; das ist's, weshalb er die Trina mit den grauen Haarbüscheln gelassen beiseite schiebt, um nach der um zehn Jahr jüngeren Mena zu greifen.

Aber die Rechnung ist wiederum ohne den Wirt gemacht. Als der Frühling ins Land kommt, die Lawinen abgehen und der alte Birnbaum hinterm Haus zu aller Erstaunen wahrhaftig noch einmal grün ansetzt, da, nachdem er drei Wochen lang wie ein Dachs im Winterschlaf neben seiner lärchenen Totentruhe gelegen hat, da erhebt sich der Alte tiefatmend von seinem Bett, das doch schon so gut wie ein Schragen war, und gewahrt mit grimmigem Frohlocken, daß der Boden ihn noch trägt, daß er neues Fleisch angesetzt hat und neues Blut ihn durchpulst. „Wenn halt die Natur ja sagt, da können hunderttausend Salbenschmierer na sagen." Und gleich wieder hat der neu zum Leben Zurückgekehrte die Hand am Pflugsterz. Die erste, die vor ihm das Weite sucht, ist die Mena. Wie kann ihre heiße Sehnsucht, nach all dem zigeunernden Dienstbotenelend endlich einmal ein eigen Stück Erde zu gewinnen, hier jemals erfüllt werden! Droben zimmert zwar der Hannes eine Wiege für das Kind, das sie von ihm unterm Herzen trägt — mag er, das verwitwete Eishofbäuerlein in seiner Einöde da droben an der jähen Wand nimmt sie auch mit der Zuwag'. Zwar hat er zehn Kühe weniger und drei Kinder mehr als der Hannes; aber einen eignen Fleck Erden, ein Stück eigen Grund und Boden, drauf man als Herrin schalten und walten kann, gibt's am Ende auch da oben auf den abschüssigen, steinigen Berglehnen. Für Hannes aber bleibt's dabei: „Kinder und Weiberleut ist nix für a Knecht." Indes der Alte mit wiedergewonnener Kraft sich anschickt, seinen Sarg, das alte „G'lumpert", zu zerhacken, also auch dem Sensenmann noch im letzten Augenblick ein Schnippchen zu schlagen, geht der Junge aufschluchzend, aber genau so demütig, hilflos und ergeben wie früher an seine Arbeit, wie der Bauer sie ihm angestellt hat.

In solchen gleichsam symbolisch wie in einem Spiegel den Sinn des Ganzen zusammenfassenden Schlußszenen von knappster dramatischer Wucht hat Schönherr auch zuvor schon seine Meisterschaft bewiesen. Wer kann je die stumme Schlußszene im „Sonnwendtag" vergessen, wo die alte Rosnerbäuerin (Amalie Schönchens letzte Rolle), um ihr Bestes und Innerstes, ihren Glauben, betrogen, kopfschüttelnd den kleinen Hausaltar abräumt, ein Stück nach dem andern in die Truhe schließend. So geht dem Leser und noch mehr dem Zuschauer auch die Schluß- und Gipfelszene dieser „Komödie des Lebens" nach, und etwas von jenem still in sich hineinlächelnden Frommsein kommt dann wohl über ihn, das uns

Digitized by Google

Karl Schönherr. (Nach einer Aufnahme von W. Weis in Wien.)

alle anrührt, wenn wir durch eines Dichters Beschwörungskraft etwas von dem gelassenen Dahinschreiten der Natur und des Schicksals spüren, das sich keinen Pfifferling um das Wünschen und Rechnen von uns „Hauswürsten" schiert, das die Jungen lahm macht und den Alten noch eine Spanne vor dem Grabe neue Flügel schenkt, und das doch bei aller „Ungerechtigkeit" groß und erhaben und verehrungswürdig bleibt. Das ist die allgemein menschliche, nicht tragisch-bittre, nein humorverklärte Melodie, die aus dem Stück klingt; stärker noch greift die spezifisch bäuerliche ans Herz: dieses schlichte, selbstverständliche Sicheinsfühlen mit Erde und Scholle, das so gar nichts Gefühlsseliges hat, sondern geradezu elementar wirkt. Man hat Schönherr früh mit Anzengruber verglichen und auch dieses Stück wieder ein echtes Erbe des österreichischen Volksdramatikers genannt. Aber der Vergleich hinkt. Sittliche und erzieherische Tendenzen liegen dem jungen Tiroler Dichter gänzlich fern; er will nur darstellen und gestalten, nicht lehren, mahnen und warnen. So kümmert er sich denn auch nicht viel um Fülle der Handlung, um Verwicklung, Spannung und große dramatische Geste. Seine höchsten Ziele sind Menschenechtheit und Lebenswahrheit, Folgerichtigkeit des bäuerlichen Fühlens, Tuns und Denkens und restlosen Umschaffen aller Vorstellungen, Einsichten und Erkenntnisse in runde Gestalten von Fleisch und Blut. Manchmal, wie bei der Mena, die nicht „als Dienstbot' verwähr'n und verdörr'n" will, sondern mit verbissener Sachlichkeit ihr „Fußbreit eigner Erd'" begehrt, wird men an Hauptmanns Anfänge, noch mehr an seine starke mittlere Periode, etwa an die Hanne Schäl im „Fuhrmann Henschel" erinnert — nur daß hier alles um so viel urwüchsiger und in sich geschlossener ist, als der Tiroler Bauernschlag den schlesischen an Einfachheit und Ursprünglichkeit übertrifft.

Und doch: so eng der Kreis des Geschehens — über den Hof des Grutzbauern greift die Handlung kaum hinaus —, so reich und mannigfaltig sind die Charaktere untereinander abgestuft. Das geht hinunter bis auf das Ingesinde: da ist außer den schon gekennzeichneten Mägden Trina und Mena der kurz angebundene, aufgeweckte Oberknecht, der praktisch nüchterne Menschenkenner, der deshalb auch nicht zum Hannes, dem „Weiberleutslapp", sondern zum alten Bauern hält, weil der sein Geschäft versteht wie kein andrer; da ist der grittige, mißgünstige und geizige Roßknecht, der phlegmatische Freßsack und Tagedieb; da ist der gutmütig-humoristische mittlere Knecht, der immer zum „Schrauben" aufgelegt. Und endlich der siebzehnjährige Jungknecht, das „Knechtl", ein verträumtes und versonnenes Bürschlein, das, weil es mitten im Sommer auf dem Viehmarktplatz einen Kirschbaum blühen sieht und im Spätherbstnebel über sich die Lerche tirilieren hört, von den andern Knechten für einen Narren gehalten wird, aus dem der Herrgott aber vielleicht einen jener namenlosen Bauernsinnierer und Dichter gemacht hätte, an denen das Alpenland so reich, wenn ihn nicht im Frühjahr beim ersten Gang auf den Berg, den ihm niemand geheißen, eine Lawine begraben hätte — den Tirili. Ein ganzes kleines Menschenschicksal in drei kurzen durch das Stück verstreuten Szenen. Und dabei haben wir in diesem Zuge doch nur einen von Dutzenden gleich echten und dichterischen, die diese drei Alte durchranken. Wie greifbar steht das Totenweibele vor uns, das davon lebt, daß andre sterben; wie deutlich sehen wir den biedern, etwas ungeschlachten und immer halb mürrischen Landarzt vor uns, der über sein Handwerk und den dalketen Bauerntrotz raunzt; wie freundlich zovial bantiert vor unsern Augen der Meister Schreiner mit dem Zollstab, als er dem Grutznerbauern die letzte Wohnung zumißt und zu dem richtigen Maß noch a bissel zugibt, damit der Alte auch ja „kommod und lescher" liege. Nicht zu vergessen das verwitterte, schüchtern freundliche Eishofbäuerlein mit den pfiffigen, klug blinzelnden Äuglein und seine drei untereinander so gänzlich verschiedenen Buben, für die er eine neue handfeste Mutter sucht wie für den Hof eine rüstige Schaffnerin und für sich selbst eine warmbettgenossin im langen, langen Winter.

Digitized by Google

Wie das alles lebt und leibt und sich seines Daseins freut und doch nicht seiner selbst willen protzt, sondern sich als dienendes Glied dem Ganzen einschmiegt! Denn das Bewundernswerteste an diesem Stück ist sein Bau, der in seiner sichern Knappheit und sachlichen Zweckmäßigkeit das Gefüge Anzengruberscher Dramen weit hinter sich läßt. Jedes Wort steht da an seinem Platz, jeder Zug ist bedeutsam und vielsagend, ohne daß man die gesuchte Absicht spürte. Hier erlebt die Wirklichkeitsdramatik mitten in dem leisen Sprossen und Keimen des neuen Stildramas noch eine Nachblüte, auf die wir nicht gefaßt waren. Ein veredelnder Schein und Schimmer fällt davon auf jede gerade jetzt über Gebühr gescholtene Periode unsers Theaters. Aber zugleich kündet sich bei einem Dramatiker wie Schönherr doch auch etwas Neues an: die Tragikomik so ganz und gar ins Gemüt zu verlegen, wie er es tut, hat zur Zeit der Natürlichkeitsherrschaft niemand gewagt, und niemand hat so wie dieser Tiroler die technische Kunst verstanden, mit weisester und doch ungekünstelter Ökonomie des Ausdrucks nur das zu sagen, was durchaus zur Sache gehört und einen unentbehrlichen Stein im dramatischen Gesamtbau abgibt.

Muß man Schönherrs „Erde" als eine durch und durch echte Tragikomödie des Bauerntums schlechthin gelten lassen, so ist Ludwig Fuldas neues Lustspiel „Der Dummkopf" — bald nach dem Wiener Burgtheater auch vom Berliner Neuen Schauspielhaus am Nollendorfplatz aufgeführt — von dem Ideal einer nationaldeutschen Charakterkomödie, das dem Dichter offenbar vorgeschwebt hat, weit entfernt geblieben. In Justus Haeberlin, der als ausgemachter „Dummkopf" von dem steinreichen Onkel, einem schrulligen Sonderling, zum Universalerben ernannt worden ist, sich dadurch aber so gekränkt fühlt, daß es den pfiffigen Vettern ein leichtes wird, ihm das ganze Vermögen auf Heller und Pfennig alsbald wieder abzunehmen, bis er dann schließlich doch derjenige ist, der zuletzt lacht — in diesem Narren und zugleich Schoßkinde des Glücks sollte offenbar ein Stück deutschen Michel tums lebendig werden, jenes Michel tums der Dichter und Denker, das sich im Rate der Völker auch lange mit der Schattenseite begnügen muß, ehe es der Götter Oberster gleich dem Poeten in Schillers „Teilung der Erde" zum Genossen seiner himmlischen Herrlichkeit macht.

Auf die Charakterzeichnung dieses merkwürdigen Kostgängers Gottes hat Fulda augenscheinlich viel Mühe verwendet. Kindlich unbefangen, immer genügsam, immer zufrieden lebt der bescheiden besoldete Bankbuchhalter vor sich hin, in gläubigem Vertrauen zu aller Welt und in glühender Bewunderung für alles das, was er andre, zumal die großmäuligen Herren Vetter, tun sieht. Er selbst rühmt sich weder hervorragender Talente noch großer Ziele, findet es nur riesig angenehm, lebendig zu sein, so angenehm, daß er nur den einen Wunsch hegt, es noch recht lange zu bleiben. In seiner uneigennützigen Bescheidenheit merkt er nicht einmal, daß die Muse ihn geküßt hat, daß er ein geborner Dichter ist, wenn auch zunächst einer mit ungeborenen Werken. So spinnt er sich heimlich alle möglichen glanzvollen Lebensläufe aus: bald ist er ein Kaiser, bald ein Reformator, bald ein Nordpolfahrer, bald ein großer Künstler. Was ihm da so durch den Kopf quirlt, das vertraut er allenfalls nur seinem sorglam vor jedem fremden Blick behüteten Tagebuch an. Was soll ein solcher Tropf und Träumer mit ererbten Neunmalhunderttausend anfangen? Er fühlt sich nur wohl als Habenichts und glaubt deshalb erst mit dem Augenblick seine alte Glückseligkeit wiedergewonnen zu haben, als die drei „genialen" Vettern, Willibald, der Lyriker und Lebenskünstler, Gerhard, der Erfinder eines lenkbaren Luftschiffes, und Kurt, der Finanz- und Sozialreformator, in seinen Augen allesamt „Wohltäter der Menschheit", sein Erbteil an Bord ihrer

Josef Kainz als der „alte Grutz" in Karl Schönherrs Drama „Erde". (Nach der Aufführung am Wiener Hofburgtheater aufgenommen von Adolf Bernhard in Klosterneuburg.)

Digitized by Google

Szene aus Strindbergs Komödie „Mit dem Feuer spielen". In der Mitte Ida Roland als Christine. (Nach der Aufführung am Berliner Hebbeltheater aufgenommen von Sander u. Labisch in Berlin)

Hoffnungsschiffe genommen haben, die nur auf den günstigen Wind harren, um mit köstlicher Ladung aufs hohe Meer hinauszusegeln. Aber da muß er erfahren, daß Verwandtenliebe, wenn sie satt ist, noch satter werden will, daß Dankbarkeit ein Kraut, das nur auf dem Monde zu Hause ist, und daß der Mensch nichts so haßt als das Gefühl der Verpflichtung. Was tun die lieben Vettern, als Justus, ausgepowert bis aufs Hemd, glücklich so weit ist, daß er mit seinem Zeisig bei Mutter Grün logieren muß, ohne daß ihm auch jetzt ein Licht über die wahre Gesinnung seiner zärtlichen Verwandten aufgegangen wäre? Sie lassen ihn aus Furcht, er könne seine Schenkung rückgängig machen, auf seinen Geisteszustand untersuchen und bereiten ihm sein Nest in einer Irrenanstalt. Doch wenn die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten. Der Arzt, dessen Obhut der „arme Kranke" anvertraut wird, ist keiner von den gefälligen Psychiatern, die von gewissen Verwandten so geliebt werden, sondern einer jener echten Menschenfreunde, die den Stand vor vielen andern zieren, und wie er den heimlichen Dichter in seinem Pflegling entdeckt und mit leiser, seiner Hand neue Lebenslust und unerhörte Frische ans ihm erweckt, so springt im entscheidenden Moment die resolute Deutsch-Amerikanerin, Doris Wiegand, die längst den tüchtigen Kern in Justus' Kindergemüt entdeckt hat, mit ihren Millionen zu Hilfe und heiratet den vom Fleck weg, dessen poetisches Tagebuch, wie ihr der Arzt so ganz zufällig verrät, überfließt von zarten Huldigungen an „Doris". So fassen unsern Justus denn die menschenfreundliche Wissenschaft und die beherzte Entschlußkraft des Tatmenschen beim Schopf und ziehen ihn aus dem Sumpf, in den seine weltfremde, täppisch gutmütige Verträumtheit ihn geritten hat. „Es gibt Männer, die müssen heiraten", erklärt die Amerikanerin, „und es gibt andre, die müssen geheiratet werden". — „Er gehört zu den Phantasiemenschen", diagnostiziert der Arzt, „denen die reale Welt von ihrer eignen, selbstgeschaffenen verdunkelt wird. Sie können die erlesensten Gaben, den feinsten Geist, das reichste Gemüt besitzen; aber der harten Wirklichkeit gegenüber versagen sie. Der gewöhnlichste Philister wird sie da immer als minderwertig ansehen, auch wenn ihr innerer Wert den seinigen turmhoch überragt. Sie werden durch Schaden niemals klug, und bis in ihr spätestes Alter hinein bleiben sie große Kinder, die jeder Laune des Zufalls preisgegeben sind, wenn man sie nicht beschützt." So meinte es eigentlich auch schon der alte Onkel mit seinem Testament, das den Dümmsten zum Universalerben einsetzte: weil er seinen Justus kannte und schätzte, drum wollte er ihn hinausheben über die Katzbalgereien um den Futtertrog, drum wollte er's ihm ersparen, in der staubigen Rennbahn mitzulaufen, in der jeder Handlanger ihn überholt. Die Begründung, mit der er ihm, gerade ihm sein Vermögen vermachte, war keine Injurie, sondern ein Kompliment. Denn in

Digitized by Google

dieser Welt, wie sie nun einmal ist, kann es unter Umständen eine hohe Ehre bedeuten, ein „Dummkopf" zu sein (Buchausgabe des Stückes bei Cotta, Stuttgart.)

Man sieht, die Idee, so rund herausgeschält, steht einem Lustspiel, in dem sich doch immer auch ein Stück von diesem närrischen Erdentreiben widerspiegeln soll, gar nicht so übel an. Leider aber verpfuscht sich Fulda selbst alle komisch-symbolische Wirkung durch die Maßlosigkeit, mit der er Justus Haeberlins „Dummheit" zeichnet. Das ist keine kindlich holde, heilige Einfalt mehr, das ist schon vollendete Trotteligkeit, Stroh- und Hohlköpfigkeit, die allenfalls Mitleid, nicht aber Sympathie oder gar heimliche Bewunderung verdient. Mit einem Tagebuch, aus dem es nicht einmal Proben zu schmecken gibt, wird die verborgene Größe und dichterische Begabung eines solchen Tölpels nicht bewiesen. Wie ganz anders und mit wieviel knapperen Mitteln versteht es Schönherr, uns von der eingebornen Poesie seines Knechtls zu überzeugen! Auch sonst gereicht die zufällige Nachbarschaft dieses Dramas dem Fuldaschen nicht zum Vorteil. Wo Schönherr mit fester und doch diffiziler Hand zu unterscheiden weiß — z. B. in der Charakteristik der vier Knechte —, da fließen unserm Lustspieldichter — z. B. in der Zeichnung der drei windigen, habgierigen Vettern — alle Farben in- und durcheinander. Dabei strotzt es im einzelnen von Überflüssigkeiten, Unmöglichkeiten und Ungeschicklichkeiten; Derbheiten werden zu Geschmacklosigkeiten, Naivitäten zu Albernheiten, Scherzhaftigkeiten zu Grimassen. Mit ein wenig Begabung für die Schilderung krauser, verträumter Sonderlinge — Justus Haeberlins Gestalt ist trotz ihrer Maßlosigkeit weitaus die gelungenste im Stück — schafft man noch kein Charakterlustspiel. Auch hierzu gehört ein seelischer Gehalt und ein innerer Künstlerernst, der aus eignem Werden schöpft und gestaltet. Daran aber fehlt es dem Talismandichter durchaus. Er kann witzige Einfälle oder sinnige Stoffe der Weltliteratur mit einer gewissen formalistischen Anmut umkleiden, daß sie einen Augenblick wie frische Früchte aussehen, unmittelbar vom eignen Boden ernten kann er nicht.

Ein unserm Fulda verwandtes Talent ist der junge Ungar Franz Molnár, mit dem uns jüngst das Lessingtheater bekannt machte, nachdem auch er sich schon im Wiener Burgtheater die dramatischen Sporen verdienen durfte. Es gibt Dichter, die stete Gemeinschaft halten mit der Natur, der Welt, den Menschen und ihrem eignen Herzen und von diesen unerschöpflichen Gebärern neuen Lebens ihre Werke empfangen; es gibt andre, die allein ihren Geist als melkende Kuh im Stall stehen haben und immer wieder deren Produkte bald rein, bald verdünnt in vielerlei Gestalt auf den Markt bringen. Zu diesem zweiten Genre gehört auch Molnár, der Verfasser des „Spiels" vom „Teufel". Nicht umsonst wird das Spielerische und Konstruierte dieses Dreiakters schon im Titel betont. Es brauchen ja nicht immer Teller und Filzhüte zu sein, man kann auch mit Worten und dramatischen Figuren jonglieren. Vorausgesetzt, daß diese „Gestalten" eben nur Puppen sind, die am Draht des „Meisters" zappeln. Molnár ist solch ein „Puppenspieler", und er besitzt außerdem noch die Schlauheit, einen alter ego in Gestalt des Teufels leibhaftig als agierende Person mitten in sein Stück zu setzen. Wie Mephistos Urururenkel kommt der Junker Pferdefuß als eleganter, nach der neusten Mode gekleideter Kavalier: mit einer himbeerroten Seidenweste, einem Chrysanthemum im Knopfloch und Lackschuhen an den ungleichen Füßen. Dieser Herr erhebt sich plötzlich aus dem Kaminstuhl, als die junge schöne Frau Jolantha eben Anstalten trifft, sich für den Maler, der im Atelier ihrer harrt, zu dekolletieren. Nicht weil sie, sondern weil ihr Herr Gemahl es so will. Denn seit sechs Jahren kämpfen sie und ihr junger Hausfreund, der Maler, einen verzweifelten Kampf, um ihrem heißen Blute nicht zu erliegen. Vielleicht wäre das beiden auch auf die Dauer gelungen, denn ihr strebendes Bemühen ist redlich — wenn nicht ihre heimlichen Gedanken und Begierden Gestalt und Wort gefunden hätten eben in diesem Monsieur Diable. Der zischelt und bläst und schürt und kitzelt und spornt und hetzt so lange, bis das Dach richtig in lichterlohen Flammen steht. Erst bei ihr, dann bei ihm. Schließlich kettet der Gottseibeiuns die Eifersucht los; er gibt dem kleinen Mädchen, das dem Maler als Braut bestimmt ist, Kennerlehren, wie sie den Lauen entflammen könne, während sich Ihro Gnaden selbst herablassen, Frau Jolantha in höchteigner Person den Hof zu machen. Als auch das noch nicht zum letzten Ziele führen will, diktiert die höllische Majestät der armen gequälten Frau statt des Absagebriefes, den die auf der Zunge trägt, den glühenden, leidenschaftbrausenden Geständnis- und Liebesbrief, den sie auf dem Grunde ihres Herzens hegt. Denn „Frauen schreiben nicht immer, was sie wollen, aber sie wollen immer, was sie schreiben". Jetzt schnappt die Falle zu: das Werk ist vollendet. Die so tapfer kämpfen, sind überwunden und ergeben sich einander. Aber wie überwunden? Durch ihre eignen Leidenschaften? Oder durch die Kunstgriffe eines Prestidigitateurs, dem der allmächtige Herr Theatermacher Gewalt gegeben hat über Ja und Nein, Tun und Lassen seiner „Menschen"? Ein unbezahlbares Faktotum für einen Dramatiker, so ein Satanskerl! Alles sieht er, alles hört er, alles weiß er. Er schlüpft durch alle Wände und braucht nur zu pfeifen, so hüpft alles nach seiner Flöte. Da braucht sich der „Dichter"

Digitized by Google

Die japanische Schauspielerin Hanako.

nicht erst lange um Seelenkunde, Charakteristik, Motivierungen und derlei Erdenkram aus der Rumpelkammer der Poetik zu bemühen. Es ist eben der Teufel, müßt ihr wissen, des Herrgotts Affe, aber der Menschen Tanzmeister ...

Im Ernst: mit dramatischer Literatur, geschweige denn mit seelischer Dramatik hat dies „Spiel", ein Spiel des Kopfes und der Finger, herzlich wenig zu schaffen. Mag man sich für den Augenblick an dem prasselnden Feuerwerk mit seinen tausendundein Aphorismen, Aperçus und Bonmots ergötzen, zumal wenn Albert Bassermann mit weltmännisch-diabolischer Eleganz und Bonhommie, der fast ein Tropfen überlegen humoristischer Menschlichkeit beigemischt ist, den Teufel spielt — was davon bleibt, ist eben nicht mehr, als man dort zu finden pflegt, wo eben zischend und knatternd die Raketen, Schwärmer und Frösche verpufft sind. Deshalb soll dieser „Teufel" noch nicht in den Orkus verstoßen werden. Das Theater braucht nun einmal ab und an solche Not- und Brotstücke, und es zeugt von einer theaterpolitischen Kurzsichtigkeit sondergleichen, wenn eine „literarische" Bühne gleich zu Sack und Asche verdammt wird, sobald sie ihrem Publikum einmal zwischen Ibsen und Hauptmann ein solches Stück „Kommißbrot", wie Laube sagen würde, verabreicht. Nur große Hoffnungen für unsre dramatische Entwicklung soll man an solche geschickte Machwerke nicht gleich knüpfen; sie sind vielmehr ein Rückfall in die französischen Fieberkrankheiten, die unser Theater von Zeit zu Zeit immer wieder heimsuchen, und die vielleicht erst dann überwunden sein werden, wenn wir die schwere Kunst gelernt haben, ihre Giftstoffe in unserm Organismus zu Heilsäften umzuwandeln.

Einstweilen sind sie uns nur vorwurfsvolle Mahner, daß sich das Theater mit leidenschaftslosen und wirkungsarmen Zustandsschilderungen, die wir lange „Drama" nannten, auf die Dauer nicht abspeisen läßt. Wir brauchen, scheint's, auch in unsrer dramatischen Kunst einen Pfahl im Fleisch, der uns nicht einschlafen läßt und uns erst recht an unsre eigenste Art erinnert.

Solche Dienste mag uns auch der Schwede August Strindberg leisten; mehr von einem zu erwarten, der durch so viele Feuer gegangen ist, aber selbst nie eins entzündet hat, wäre vom Übel. Diesem ewigen Proteus fehlt ganz und gar die Gabe künstlerischer Objektivierung. Was er zu Markte trägt, sind meist nur autobiographische Scheite. Es ist ein locker, aber törichtes Unterfangen, für diese Persönlichkeit Wärme zu verlangen, da doch alle ihre Werke auch von ihren Anhängern zum mindesten als „fragmentarisch" bezeichnet werden müssen. Vielleicht kommt es daher, daß Strindbergs Einakter auf unsern Bühnen noch am häufigsten Fuß fassen. Aber auch für sie muß man meistens ein gewisses biographisches Interesse mitbringen, sollen sie uns etwas sagen. Da ist z. B. die lange Reihe von Einaktern aus den achtziger und neunziger Jahren — „Fräulein Julie", „Das Band", „Die Stärkere", die früher schon bei uns aufgeführten, gehören dazu —, wie sollen die uns fesseln, wenn wir nichts von der durchaus persönlichen Krankheitsgeschichte des Strindbergischen Weiberhasses wissen? Gewiß, dies Aufdecken noch unverharschter Wunden ist ein Zeugnis fanatischer Ehrlichkeit gegen sich selbst, und hinter dieser schmerzlichen Selbstentblößung lauert, was noch erstaunlicher, keine heimliche Koketterie. Leider aber gebiert sich daraus auch keine künstlerische Erlösung. Weder für ihn noch für uns. Es bleibt bei dem ewigen Lecken gegen die eigne Natur, bei dem krampfhaften Verneinen rein menschlicher Naivität. Nur der natürlichen Stimme nicht trauen! Sie trügt dich, sie gaukelt dir etwas vor. Eine Frau ist ein holder Schmuck, ein Schatz dieses Daseins? Es sieht so aus, und weil es so aussieht, ist es nicht wahr! Wühlen und bohren und stochern wir in diesem Schatz so lange herum, bis er uns seine Schwären und Fäulnisse zeigt. Auf diese Weise

Digitized by Google

wird der Künstler Strindberg immer wieder vom Kritiker und Skeptiker Strindberg aufgefressen.

Verhältnismäßig noch am reinsten wirkt Strindbergs Dramatik aus dieser seiner antifeministischen Epoche, wenn sie sich das Pierrotkostüm der Komik anzieht. Deshalb hatte es an dem Strindberg-Abend des Berliner Hebbeltheaters die Komödie „Mit dem Feuer spielen" so leicht, ihre beiden Gefährten auszustechen, das rohe Qual- und Schauerstück „Vor dem Tode" und „Samum", den von exotischer Fieberglut erfüllten Racheakt aus der arabischen Wüste. Einzig und allein die Komödie lohnt eine nähere Betrachtung. Da wird das Thema vom Sichtirren und -zermürben der Geschlechter gleichsam humoristisch parodiert. Da lockert der Witz einmal die Rutenbündel des Hasses, und ein Stündchen lang machen wir das Vergnügen des Verstandes und Witzes mit, die über dem Schaumgerieselt, über diesem glitzernden Gischt kleiner Gefühle ihren Dreizack schwingen. Einen „Teufel" drum zu bemühen, ist Strindberg zu geschickt und zu geschmackvoll, wenn er einen „Freund" mit der Frau seines Freundes so lange tändeln läßt, bis diese — aus Beschäftigungslosigkeit, nicht etwa aus unwiderstehlicher Leidenschaft — Appetit auf ein bißchen Liederlichkeit bekommt. Beide, der „Freund" und die „Frau", sind originell genug, mit dem Bekenntnis ihrer „Liebe" offen vor den „Gatten" hinzutreten. Und der wieder ist so originell, seinen Segen zu verheißen, sobald er nur die Gewißheit habe, daß der „Freund" die „Frau" auch gewiß und wahrhaft heiraten werde. „Ihr habt fünf Minuten, um das abzumachen." Also Ernst? Blutiger Ernst! Kaum hat der dritte den Rücken gewendet, da beginnt auch schon wieder das Beißen und Sichzerfleischen der beiden „Liebenden", der Geschlechter untereinander. „Sie waren der Verführer!" — „Nein, Sie sind die Verdorbene!" — „Sie waren der Fäulniserreger!" — „Nein, Sie sind das wilde Tier!" Und was dergleichen Wutausbrüche und hysterische Explosionen eines uranfänglichen Geschlechterhasses mehr sind. Wie Liebe sich in Haß verwandelt, hat Strindberg aus dem Effeff studiert. Und da der „Freund" ein gleiches bittres Eheschicksal hinter sich hat wie der Dichter selbst, da er also weiß, wie nach solchen Offenheiten kein Heil mehr zu erwarten, so macht er sich eiligst aus dem Staube. Die andern schreiten, da der Gong gerade ruft, zum vollbesetzten Frühstückstisch, Frau Christine am Arm ihres „Gatten", der seinerseits doch lieber mit der Cousine des Hauses ginge, anstatt sie dem lüsternen alten Gecken von Vater zu überlassen ... Man wäre versucht, zu diesem frivolen Ausgang des Geländels gesittet Pfui zu sagen, wenn nicht das ganze von Anfang bis zu Ende in die Sphäre der Komik getaucht wäre und ein wunderbar fein geschliffener, in tausend Lichtern spielender Dialog den Schleier des Imaginären darüber breitete. Die Leichtigkeit des Produzierens ist hier bei Strindberg auf der Höhe. Wenn solche Leichtigkeit für ihn dauernde Folge und eine konsequentere Entwicklung gehabt hätte, man könnte den Augenblick, wo dieser Einakter entsprungen, für den Beginn einer Selbstbefreiung und also auch einer künstlerischen Genesung halten. Leider aber ist das, wie zahlreiche andre Stücke gezeigt haben, nicht der Fall gewesen, und so bleibt das Bild August Strindbergs als eines ruhe- und befriedigungslosen Ahasvers der modernen Literatur auch ferner bestehen. —

Eine Probe japanischer Schauspielkunst vermittelte uns ein paar Wochen lang im Berliner Passagetheater die „kleine" Hanako, die Rivalin der Sada Yakko. Die Stücke, die von der nur aus wenigen, noch dazu nicht durchweg japanischen Darstellern bestehenden Truppe gespielt wurden, hatten nach den Erläuterungen des Impresarios fast alle eine eigenartige Mischung von Humor und Tragik. In der „Kleinen Japanerin" klingt das Geishamotiv stark an; den Schluß des Werkes bildet die herkömmliche Sterbeszene, in der die Kunst der Hanako wie die der Sada Yakko am meisten brilliert. Ein andres Stück nennt sich „Ein Drama in Joshiwara" und bringt die dramatisierte Liebesaffäre eines Samourai, eines japanischen Ritters, mit der berühmten Courtisane Murasaki aus Joshiwara. Die Eifersucht eines andern Liebhabers gibt den tragischen Unterton und führt die Katastrophe herbei. Echt japanisch mutet auch die Fabel eines dritten Stückes: „Die japanische Puppe", an: ein Fabrikant von Puppen, die sich durch einen Mechanismus bewegen, belebt gleich einem zweiten Pygmalion durch seine Liebe die von ihm geschaffene Figur einer Geisha ... Was von diesen Stücken und dieser Darstellung zu uns spricht, ist vor allem die fremde, gleichsam eben erst aus der ostasiatischen Barbarei zu einer notdürftigen Kunstform emporgewachsene Bildheit einer Sterbeleidenschaft, die in äußerstem Naturalismus schwelgt. Den seelischen Vorgängen dieser Darstellung zu folgen, ist uns trotz der Textbücher unmöglich (wenn wir nicht etwa Japanisch verstehen), so bleibt als Objekt unsrer Kritik und unsers Genusses fast allein der Rhythmus der Bewegungen übrig. Dieser ist zumal in allen Mord-, Kampf- und Sterbeszenen von einer hinreißenden Gewalt und rücksichtslosen Wirklichkeitstreue — uns aber kann das wenig geben, und es heißt denn doch den Snobismus auf die Spitze treiben, wenn einige Geschmäckler sich den Anschein geben, als sähen sie schon von Ostasien herüber auch für unser deutsches Theater das Morgenrot einer neuen unerhörten mimischen Ausdruckskunst dämmern.

Digitized by Google

Allerlei Lyrisches

„Wollen Sie Lyrisches besprechen," hat mir einmal ein gewiegter Kenner des büchertaufenden deutschen Publikums gesagt, „so tun Sie's zur Vorfrühlingszeit, wenn der Krokus blüht und die Amsel singt. Jedes literarische Genre, glauben Sie mir, hat genau so gut seine Jahreszeit wie jeder Vogel und jede Blume. Da sind sie ja auch zu andern Zeiten, ihr eigentlichstes und tiefstes Leben betätigt sich aber doch nur periodisch, das eine jetzt, das andre später. Sie wissen doch, zwischen Oduli und Palmarum sind weitaus die meisten Lyriker geboren." Das nachzuprüfen, möcht' ich mir nun lieber ersparen; den praktischen Rat des literarischen Kalendermanns aber will ich beherzigen, indem ich die Leser just im Maiheft ein wenig durch die Beete und Rabatten der Lyrik spazieren führe. Wenn uns dabei auf Schritt und Tritt liebe alte Bekannte aus den „Monatsheften" grüßen, so wird uns das, denk' ich, weder überraschen noch stören.

Wir schlagen Gustav Falkes neues Gedichtbuch „Frohe Fracht" auf (Hamburg, Janssen; geb. 3 M.), und gleich auf den ersten Seiten begegnet uns das von süßer Reife gesättigte Septembergedicht („Der Dornbusch prangt im Schmuck der roten Beeren"), mit dem sich unser Oktoberheft von 1906 schmücken durfte, und jenes wehmütig gedämpfte Lied auf die ewig erneute Auferstehung der Mutterliebe in der Natur („Die tote Mutter"), daran sich unsre Leser im vergangenen Frühling erbauten. Braucht es zur Empfehlung des ganzen Bändchens mehr als die Erinnerung an solche Gaben, selbst wenn nicht alle Stücke der „Frohen Fracht" jenen ersten beiden gleichwertig sind? Durch das Ganze geht ein ernstheitrer Lebensmut, eine herzhaftfröhliche Bejahung dieser Welt und doch eine stillselige Andacht zu etwas Höherem, Ungesagtem, nur Geahntem, das über all den schönen Dingen dieser Erde schwebt. Stärker als sonst tritt in dieser Sammlung, namentlich in ihren balladenartigen und erzählenden Gedichten, der behagliche, volkstümlich derbe Hanseatenhumor hervor, gewiß ein Gast, der willkommen sein soll, auch wenn er seine Beine manchmal etwas breitspurig unter den Tisch streckt. — Ausgewählte Gedichte von Falke sind jetzt in einer billigen, aber gediegenen Ausgabe in der „Hamburgischen Hausbibliothek" zu haben (ebenda; geb. 1 M.).

Ewald Gerhard Seeligers Lyrikerruhm ist durch sein heimatliches Balladenbuch „Hamburg" nicht erst begründet worden, wohl aber erst recht in die Weite gedrungen. Die Hamburger haben ihm dafür den goldenen Portugaleser verehrt, und diese Auszeichnung verdient das ebenso kernige wie kunstvolle Buch gewiß. Um mehr als tausend Jahre heimatlicher Geschichte voller Sturz und Sieg, Wagemut und Not schlingt sich dieser Balladenkranz, von der Zerstörung der Stadt durch den Normannenkönig Erik (840) an über Störtebecker, Klaus Knipshof, Hans Ohlde, Kapitän Karpfanger, den großen Brand von 1842 und die Pest von 1892 bis zur „Primus"-Katastrophe desselben Jahres. Dabei werden auch die geistigen Kapazitäten wie Hagedorn, Charlotte Ackermann, Klopstock, Heine u. a. nicht vergessen. Manchmal möchte man diesen Balladen statt des nur allzu flüssigen Wortreichtums mehr gedrungene Kraft des Ausdrucks und ein saftigeres Kolorit der Bilder wünschen; doch zeugt es von Geschmack und Stilsinn, wie jeder Zeit ihr eigner Ton gesucht und meistens auch gefunden wird, und wie sich dem Ernst des Wirkens und Strebens, Erlistens und Erraffens der Humor herzhaft zupackenden Lebensgenusses zugesellt. Der Verlag von Alfred Janssen in Hamburg hat das Balladenbuch jetzt in einer billigen Volksausgabe erscheinen lassen.

In der zweiten Auflage der Balladen von Börries Freiherrn von Münchhausen (mit Buchschmuck und farbigen Illustrationen von Robert Engels; Goslar, Lattmann; geb. 10 M.) finden wir als gute, unvergessene Bekannte den Zyklus „Die drei Hemden" und den „Wahlspruch der Beaumanoirs" wieder. Aber auch sonst noch hat die erste Sammlung, die schon so kräftig für den Beruf und Ruhm des Balladendichters Münchhausen zeugte, in dieser zweiten höchst wertvolle Bereicherungen erfahren. Der Grundklang ist geblieben: eine ritterlich stolze Männlichkeit, eine schwertklangfrohe Tapferkeit,

ein hochgemutes Persönlichkeitsbewußtsein, das alles gekleidet in ein blitzendes Gewand lebensmutiger Sinnlichkeit. Fontane ist reifer und geklärter als Münchhausen, dafür aber hat dieser das jugendlichere Feuer und die verwegenere Faust. Seine Erscheinung mitten in der schwächlich vibrierenden Lyrik der Jungen wirkte fast wie die reinigende Kraft eines Gewitters. Man dachte an Liliencrons erstes Auftreten, mit dem er auch jene unverfrorne Kühnheit gemein hat, unmittelbar neben ein altes historisches Bild ein ganz modernes, der lebendigen Gegenwart entnommenes zu setzen und doch immer das „Aristokratische" zu wahren. — Dem Balladenbuch sind in demselben Verlage die biblischen Gesänge „Juda" (Buchschmuck und Illustrationen von E. M. Lilien; geb. 8 M.) vorangegangen, nicht zu vergessen das „Ritterliche Liederbuch" (geb. 4 M.), in dem es sich zeigt, daß Münchhausen auch weiche Saiten auf seiner Leier hat. Wir finden dort eine reiche Symphonie ausgesprochen subjektiver Lyrik, ohne daß bei diesen leiseren Klängen die Männlichkeit der Empfindung und Phantasie verloren ginge.

Im Balladenreich bleiben wir auch noch in Willrath Dreesens „Eala Freya fresena!" (Heil dir, freier Friese! Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung; geb. 3 M.). Die Chroniken seiner ostfriesischen Heimat haben dem jungen Dichter die Stoffe geliefert: wir hören vom leidenschaftlichen Kampf des freien Bauerntums gegen den fremden Eroberer und die Herrschsucht der Kirche, von Adelsstolz und Geschlechterhaß, aber auch von treuer Liebe, frommer Demut und selbstloser Opferfreudigkeit. Ein fast herber Drang zur Gestaltung menschlicher Charaktere und Leidenschaften hält (im Gegensatz zu Seeligers Balladen) die Lust zum Fabulieren im Zaume, so daß sich oft geradezu dramatische Bilder von markiger Knappheit und Geschlossenheit ergeben. Subjektiver und musikalischer ist der ältere Gedichtband „Meer, Marsch und Leben" (Stuttgart, Cotta).

Zum Teil dieselben Stoffe (Otto ten Broke u. a.) wie Dreesen verwendet Lulu von Strauß und Torney, und zwar gleichfalls in Balladenform. Will man einen Unterschied zwischen beiden suchen, so darf man sagen, daß die Bückeburgerin kunstvoller erzählt, der Friese kräftiger gestaltet. Den großen Stil gesunder Frische haben beide, wie beide aus dem Boden ihrer Heimat und der Geschichte ihres Stammes ihre Stoffe gewinnen. Lulu von Strauß, sagt Münchhausen mit treffenden Worten von der ihm in mehr als einer Beziehung verwandten Dichterin der roten Erde, ist von den Sagen unsrer niedersächsischen Heimat umklungen, sie hat die Chroniken der kleinen Weserstädte durchforscht, sie hat das Volk am grauen Meer erzählen hören und aus dem allem ihre Stoffe gehoben. Ihre Lyrik tritt hinter ihrem balladischen Werk zurück, was die Mannigfaltigkeit anlangt. Es sind wenige Saiten, die sie da anschlägt, und doch geben sie den vollen Akkord eines jungen sehnsüchtigen Menschenherzens. Das beste ihrer Gefühls- wie der Balladenlyrik hat sie neuerdings in einem schmalen Bande als „Neue Balladen und Lieder" gesammelt (Berlin, Fleischel u. Ko.; 3 M.). Wie bei Lulu von Strauß Ballade und Novelle Hand in Hand gehen, zeigt ihre „Jungfer von Haarlem", worin wir augenscheinlich den Keim der zuerst in den „Monatsheften" veröffentlichten historischen Novelle „Das Meerminneke" vor uns haben, wie wir denn auch das Prachtstück echter Balladendichtung „Die wilde Jagd" aus dem Oktoberheft 1905 wiederfinden. — Ist Lulu von Strauß schon zu einer gewissen Objektivität ruhiger, künstlerisch bewußter Gestaltung durchgedrungen, so schöpft ihre westfälische Landsmännin L. Rafael (Hedwig Kiesekamp) noch fast ganz aus den brausenden Tiefen des Gefühls und der Empfindung. Auch in dem Abschnitt „Episch-Lyrisches", den Reisebildern und den Sprüchen herrschen die empfindsamen Töne vor. So ist es denn ein bezeichnender Titel, den sie ihrer neuen Gedichtsammlung „Tiefen der Sehnsucht" gibt (Leipzig, Amelang), und ein beredter Vorklang für das Ganze, wenn sie anhebt:

Ich höre die Sehnsucht im Rauschen des Sturmes,
Der wild den herbstlichen Wald durchweht!
Ich sehe die Sehnsucht im Schmelz der Blume,
Die duftend im Kuß der Sonne vergeht!

Ich fühle die Sehnsucht im Flug der Sekunde,
In meines Herzens zitterndem Schlag!
Hier schwinden Geschlechter, es stürzen die Welten:
Die Sehnsucht, sie überdauert den Tag!

Religiöse Fragen bewegen sie ebenso tief wie die kleinen, unscheinbaren Dinge des Alltags, namentlich des Kinderlebens, daraus sie allerliebste, innig beseelte Bildchen festhält. — Ihr verwandt in der weichen Stimmung und musikalischen Form ist das zartere Talent der Käte Cajetan-Milner, deren Gedichte „Hinter dem Leben" (Stuttgart, Axel Juncker; geb. 3 M.) einen wehmütig schmerzlichen, aber tapfer gefaßten Grundzug tragen, ohne ins Spielerische zu sinken. Auch hier ist es das seelische Leben, das die Form adelt und vertieft. — Aus ähnlichen Lebensstimmungen ist Alberta von Puttkamers lyrische Sammlung „Jenseits des Lärms" geboren (Berlin, Schuster u. Löffler). Schon der Titel soll wohl ausdrücken, daß die Dichterin über Sturm und Drang hinaus sei und nun „in der Stille die Früchte ihres Gartens pflücke". In dieser Sammlung überwiegt daher das Abgeklärte und Gedankenvolle, wenn auch durch die sanften Töne immer noch der Wellenschlag eines ungestümen, brausenden Temperaments hindurchtönt. — Eine sorgsam und fein ausge-

Digitized by Google

wählte Sammlung „Neuer Gedichte" und einen Band Aphorismen „Im Zeichen des Steinbocks" empfingen wir vor einiger Zeit von Isolde Kurz (Stuttgart, Cotta; geb. M. 2.50), zwei Bücher, in denen wieder das klassische Stilgefühl und die wunderbar beseelte Sprache der Dichterin im reinsten Lichte erscheinen. Dieselbe Dichterin, bekanntlich eine Tochter des schwäbischen Dichters Hermann Kurz, bietet uns aus den Gedichten ihres Bruders Edgar eine Auswahl (ebenda), die uns in die Tiefen einer ernsten und reinen Menschlichkeit sehen läßt.

In die Landschaftslyrik führen uns A. K. T. (eine Abkürzung der Vornamen, die ich bei einem Lyriker als schier unerträglich empfinde) Tielos „Klänge aus Litauen" zurück (München, Callwey; geb. 5 M.), eine leider viel zu umfangreiche und deshalb zum Teil auch recht kritiklose Sammlung. Gewiß strömt uns aus manchem dieser ostpreußischen Heimatsklänge mit ihren sagenhaften, geschichtlichen und vorgeschichtlichen Erinnerungen aus dem Reiche der Laima der ganze schwermütig düstre Reiz der merkwürdigen Landschaft am Memelstrom und an der Kurischen Nehrung entgegen, wie er auch in den von Herder gepriesenen Dainos, den altlitauischen Volksliedern, lebt — aber durch dritthalbhundert Seiten immer dieselben Farben — denn auch die Großstadtbilder haben ostpreußischen Himmel über sich —, das läßt sich noch schwerer ertragen als eine Reihe von guten Tagen. Mich dünkt, Tielo wäre besser beraten gewesen, hätte er seine Auswahl auf ein Drittel des Umfangs beschränkt: sein Bild würde lebendiger vor uns stehen und fester in uns haften. Eine gewisse Maßlosigkeit in Rhythmus, Melodie und Bilderfülle herrscht auch in Tielos erzählenden Gedichten, die er „dem Despoten mit lechzenden Hunden, dem Heiland in Kerker und Nacht, dem Erlöser von Weh und Wunden" zu Ehren „Thanatos" getauft hat (Stuttgart, Junker; geb. 3 M.). Aber auch hier steht man vor einer Persönlichkeit, der man auch dann lauschen darf, wenn sie sich auf ihrem Instrument vergreift.

In Karl Ernst Knodts Lyrik spielt die Odenwaldheimat nur eine bescheidene Rolle, so gern sich der Dichter den „Waldpfarrer" nennt. Die eigentliche Heimat seiner Dichtung liegt jenseits dieses Lebens, über den Wolken: dort sucht nicht bloß seine weltabgewandte Seele, dort sucht auch seine Schönheitssehnsucht und seine „Edelkraft" ihr Ideal:

> Leise, ganz leise! —
> Schon ist das Herz auf der Reise
> In andres Land.
> Leis löst sich das Band,
> Das mich mit dieser Erde verkettet.

So musikalisch Knodt sein kann, er wird sich nie mit dem bloßen schönen Klang begnügen; irgendwo wird immer ein erbaulicher oder erziehlicher Gedanke hervorlugen, obgleich ihm Gott sei Dank alles dogmatische Eifern fernliegt. Nach seinen älteren Sammlungen „Ein Ton vom Tode und ein Lied vom Leben" (Gießen, Roth), „Fontes Melusinae", „Aus meiner Waldecke" (Altenburg, Geibel) sind jetzt, bald nach seinem fünfzigsten Geburtstage, zwei neue Bändchen herausgekommen: „Von Sehnsucht, Schönheit, Wahrheit", ein reichbewegtes lyrisches Andachtsbuch voll religiösem Ernst, und „Allerleirauh" (beide bei Fritz Eckardt, Leipzig), ethische, ästhetische und religiöse Dichtungen und Umdichtungen in Spruchform, die leider nur allzuviel flüchtige Spreu zwischen dem Korn leiden, wie sich Knodts Dichtung auch sonst oft an kleine Dinge verliert, für die ihm die Unmittelbarkeit des Gefühls und die Schlagkraft des sinnlichen Ausdrucks fehlt.

Ein gleich ernster, aber ungleich lebensfreudigerer Lyriker als jener „Gottsucher" von der Bergstraße ist der Rheinländer Martin Boelitz. Die „Frohe Ernte", die er in einem schmalen Bändchen von den Feldern seiner Lyrik heimbringt (Minden, J. C. C. Bruns; geb. M. 2.75), mutet so schlicht und ungekünstelt an wie die Natur selber, und doch birgt sich darin der Reichtum einer reifen und eigenwüchsigen Persönlichkeit. Ein Meister der Stimmungsmalerei und der Melodik, ringt Boelitz zugleich um hohe Ewigkeitsgedanken und tiefe Lebensprobleme; ein tapfrer Bejaher des Daseins, schickt er auch vor dem Dunkel der Abgründe nicht zurück. Mit dieser schlichten, wie selbstverständlichen Mischung von Lust und Schmerz, Glück und Weh kommt er nicht selten dem Volkslied ganz nahe, wie etwa in folgendem:

> Wie ist die Nacht
> Voll holder Heimlichkeiten!
> Eine Linde blüht, ein Stern erwacht
> Über blauen Weiten.
>
> Ich zieh' an einem Dorf vorbei,
> Schläft hinter dunklen Bäumen —
> Nur tief im Garten gehen zwei
> Und träumen ...

Oder das entzückende Frühlingsgedicht:

> Über den bunten Teppich, den die Nacht gewirkt,
> Eilt lächelnd der Frühling. Eine Schar von Kindern,
> Goldlockige Jungen mit Pferdezügel und Peitsche,
> Zerzauste Mädchen, die Puppe im Arm,
> Mutterselig, ein Lied auf den Lippen,
> Jubeln ihm zu. Und der große König
> Nimmt einen Krauskopf an sein reines Herz
> Und weint vor Glück ...

Vor der „gehefteten" Ausgabe des innerlich so dauerhaften Buches sei gewarnt: der Verlag liefert es in so lockern Drahtgräten, daß es einem beim ersten Lesen unter den Händen zerfällt.

Der junge hannoversche Lyriker Albert Sergel ist wohl in diesen Heften zuallererst hervor-

Digitized by Google

getreten. Inzwischen hat er für sein erstes Gedichtbuch „Sehnen und Suchen" (Rostock, Boldmann) von der Deutschen Schillerstiftung eine Ehrengabe erhalten und auch sonst mancherlei Anerkennung geerntet. Sein erstes Gedichtbuch begrüßten wir als eine lyrische Gabe, die die höchste Beachtung verdient. „Seine Gedichte", hieß es, „haben fast alle volksliedmäßigen Klang und sind voller lebendiger, bildmäßiger Anschauungskraft." Dieses Lob verdient auch seine zweite Sammlung „Jenseits der Straße" noch (ebenda; geb. M. 3.20), obwohl sein Phantasiekreis weiter, seine Form reifer geworden ist. Auch jetzt noch wurzelt er mit Anschauung und Ausdruck fest in seinem niederdeutschen Heimatsboden, durch seine Zweige aber wehen die Winde aus fremden Zonen, und sein Wipfel wächst allmählich in die Höhen weltweiter Gedanken („Aus Morgennebeln"). Selten hat ein junger Lyriker den Schritt von der reinen Gefühls- und Empfindungslyrik so sicher zur Gedankendichtung hinübergetan. Dabei paßt das ihm einst gespendete Lob eines deutsch-bürgerlichen Haus- und Heimpoeten noch heute so gut wie vor vier Jahren: von seiner knabenhaften Reinheit hat der Mann kaum etwas eingebüßt. Wie Boelitz, ist deshalb auch Sergel ein berufener Kinderliederdichter; sein „Ringelreihen", eine Gabe der letzten Weihnacht, gilt schon jetzt als ein Liebling aller Kinderstuben und Spielplätze (ebenda; geb. 2 M.).

Von weiteren lyrischen Sammlungen unsrer jüngeren Mitarbeiter seien genannt: Georg Busse-Palmas „Zwei Bücher Liebe" (Stuttgart, Cotta) und „Brückenlieder" (München, Langen; geb. 3 M.), in denen sich namentlich eine Anzahl glühender, in Empfindung und Ausdruck eigne Wege gehender Liebesgedichte finden. — Nicht vergessen wollen wir die erste Gedichtsammlung „Ausfahrt" des jungen Elberfelder Friedrich Wiegershaus (Bremen, Schünemann; geb. 2 M.), in der sich das Glück einer jungen Liebe, aber auch der heilige Ernst eines tiefen, dem Leben und seinen Schönheiten weit geöffneten Menschenherzens spiegelt. — Dem Prinzen Schoenaich-Carolath, den er hier verständnisvoll gewürdigt hat, sind Paul Friedrichs „Tiefe Feuer" gewidmet (Berlin, Gose u. Tetzlaff), und in der Tat erweisen sich diese Gedichte in dem Adel ihrer hochstrebenden Weltanschauung wie ihrer manchmal etwas mühsamen Form jenes Vorbildes wohl würdig. Leichte Weisen darf man von Friedrich sowenig erwarten wie von Schoenaich-Carolath; sein Bestes wird immer nur aus einem fast schmerzlich ernsten Ringen geboren. — Aus gleichen Tiefen persönlichster Erlebnisse kommen offenbar die Gedichte des Schweizers Paul Ilg (Berlin, Wiegandt u. Grieben), obwohl sie wesentlich optimistischer sind als die Friedrichs. Auch er bevorzugt die Gedankendichtung, doch es mischen sich unversehens auch Volksliedmelodien in das Konzert, und seine Liebeslieder haben jenes höhere Einssein des „Himmelhochjauchzend" und des „Zum Tode betrübt", das sie mit einem Schlage über den Durchschnitt ihrer unzähligen Rivalen hinaushebt. Das Satirische scheint mir nicht „geschliffen" genug. — Die zweite lyrische Gedichtsammlung von Carl Bulcke, gleich den „Töchtern der Salome" bei Cotta erschienen, trägt den anspruchsloseren Titel „Gedichte", ist aber in Stoffen und Formen ungleich reicher als die erste, wenn sie auch manchmal der Versuchung zur legeren Breite nicht genug widersteht. Was Bulcke am besten liegt, ist nicht das Liedmäßige, sondern das Bildartige, Empfindungslyrik mit einem epischen Untergrund, sei's des Märchens, der Sage, der Legende, der historischen Anekdote oder sonst einer literarischen Überlieferung, wofür auch das eigne äußere Erlebnis eintreten mag. Der Ausputz ist meistens besser als die Architektur, manchmal macht er statt Gedichte nur Konversation und ist weniger Lyriker als Schwerenöter. Doch mittlerweile wird der Herr Referendarius ja wohl Assessor oder gar schon Amtsrichter geworden sein, und mit der Würde wird auch seine Poesie gereift sein.

Unter den jüngeren österreichischen Lyrikern bleibt der Prager Hugo Salus auch in seinen neueren Gedichtsammlungen „Ernte", „Neue Garben" (beide bei Langen, München) und „Chefrühling" (Jena, Diederichs) der weiche, empfindungszarte, manchmal mit bloßen Einfällen aber nur tändelnde Gefühlspoet, so erfolgreich er jetzt nach reiner Formenschönheit strebt, und so sehr sich die Glut seines Herzens inzwischen zu menschlicher Güte und Milde geläutert hat. — Ein schmales, äußerst streng gesichtetes Bändchen Ausgewählter Gedichte, die besten Proben seiner impressionistischen, vorwiegend malerischen und plastischen Lyrik hat der Wiener Richard Schaukal zusammengestellt (Leipzig, Inselverlag; geb. 3 M.), während J. J. Horschick und Franz Himmelbauer ihre lyrischen Erstlinge darbringen, jener in den „Liedern des Wanderers" (Leipzig, Amelang), dieser schlechtweg in „Gedichten" (München, Georg Müller), jener ein stimmungsvoller Landschaftsmaler und ernster Grübler über geistige und ewige Fragen dieses Daseins, dieser, der sich früh zur Schlichtheit und Knappheit erzogen, ein Poet der Verträumtheit, der Innigkeit, der Andacht und der Wehmut, ein Idylliker der Seele, ein Miniaturmaler des Herzens. Nehmen wir die erste Hälfte seines „Dichterfrühlings" als ein gutes Omen für ihn selbst:

> Bei dem die Muse gern zu Gast,
> Der pflückt ein Reis im Frühlingsglast,
> Der andre, daß sich Gott erbarme,
> Schleppt dürres Holz mit vollem Arme —

Digitized by Google

Ein glücklicher Gedanke war es, aus Martin Greifs Gedichten eine Auswahl für die Jugend zusammenzustellen. Das kleine wohlfeile Bändchen (Leipzig, C. F. Amelangs Verlag) gönnt dem Poeten bei aller Beschränkung auf das Schlichte und Beste doch Raum genug, daß er sich als kraftvollen, für alle hohen sittlichen und vaterländischen Güter begeisterten Dichter zeige, zugleich aber auch als einen so tief in unserm Volkstum wurzelnden Mann, daß manches, was er geschrieben, geradezu wie ein Volkslied anmutet. Die Sammlung sei für Schule und Haus warm empfohlen. Gleichzeitig ist in demselben Verlag eine literarhistorische Würdigung Greifs von Prof. W. Kosch erschienen („Martin Greif in seinen Werken"; geh. M. 2.50).

Wenn wir an den Schluß dieser lyrischen Revue den Hinweis auf ein paar neu erschienene „Blütenlesen" stellen, so bleiben wir auch hier noch, wenigstens in Wolffs Poetischem Hausschatz (Leipzig, Otto Wiegand; geb. M. 4.80), in der Gesellschaft guter Bekannter. Unter den neueren und jüngsten Gedichten wenigstens finden sich auffallend viele, die zuerst in diesen „Monatsheften" gestanden haben. Möglich, daß die um Beiträge gebetenen Lyriker selbst die abgedruckten Gedichte als die kennzeichnendsten Proben ihrer Art eingesandt oder empfohlen haben, möglich aber auch, daß sich die umsichtigen Bearbeiter bei völlig erneuten Ausgabe (31. Auflage) von unsern lyrischen Beiträgen haben leiten lassen. Jedenfalls begrüßen wir die Bereicherungen mit Freude und Genugtuung. Das Buch hat seine alte tüchtige Gediegenheit bewahrt, aber sich doch auch frisch genug bewiesen, Überholtes (namentlich in den Stücken der älteren Übersetzungen) abzustoßen und vom guten Neuen volles Maß in seine Scheuern zu sammeln. Denn, erklärt Geheimrat Wilh. Münch im Geleitwort, „es ist keineswegs eine Zeit der poetischen Dürre oder Ebbe, in der wir leben". Wolffs „Poetischer Hausschatz" hat bereits seine eigne kleine Geschichte. Er bildete ursprünglich die Verwirklichung eines Planes, über den Goethe im Jahre 1808 mit der Bayrischen Unterrichtsverwaltung verhandelte, dessen Ausführung aber wegen der entgegenstehenden Schwierigkeiten und der Ungunst der Zeit unterbleiben mußte. Viele Jahrzehnte hindurch war das Wolffsche Werk dann als ein „klassisches Buch für Schule und Haus" allgemein anerkannt. Ja, es ist sogar selbst „bedichtet" worden. In dem „Liederbuch dreier Freunde" scherzt Theodor Mommsen:

> Bedenken Sie, mein werter Storm!
> Wir kommen in Wolffs poetischen Hausschatz,
> Das Unglück wäre doch enorm.

Das ist fünfundsechzig Jahre her — wer sich so lange die Tugend der Jugend, die Entwicklungsfähigkeit, bewahrt hat, ist wohl auch weiter vor dem Altern sicher.

Eine gute Auswahl aus den Werken lebender Dichter findet der Leser in dem „Spiegel neudeutscher Dichtung", den Rektor Johannes Meyer bei Türr in Leipzig herausgegeben hat (geb. M. 3.60). Nach einer knappen geschichtlichen Einleitung, die die Bewegung der deutschen Literatur in den letzten dreißig Jahren schildert, bringt das Buch eine kritische Auswahl aus den Werken von zweiundvierzig hervorragenden Dichtern der Gegenwart (Liliencron, Wildenbruch, Falke, Avenarius, Sudermann, Hauptmann, Holz, Schlaf, Frenssen, Halbe, Stefan George usw.), nicht bloß Gedichte, sondern auch einzelne dramatische Szenen und Stücke prägnanter Prosa. Die Auswahl ist möglichst so getroffen, daß sie ein getreues Bild der künstlerischen Eigenart jedes Dichters gibt, und ist in ihrer gewählten Reichhaltigkeit wohl imstande, Verständnis und Liebe für die moderne Dichtung zu erwecken. Ohne in Prüderie zu verfallen, hat der Herausgeber doch nur solche Schöpfungen aufgenommen, die „nach keiner Seite hin Anstoß erregen können".

Wie eine Anthologie selbst wieder in sich zum Kunstwerk gestaltet werden kann, mag das von Ferdinand Avenarius zusammengestellte Balladenbuch lehren, ein episches oder, besser gesagt: ein lyrisch-dramatisches Gegenstück zu dem „Lyrischen Hausbuch" desselben Herausgebers (München, Callwey; mit Kunstblättern nach Schwind, Böcklin, Thoma, Klinger u. a.; geb. M. 3.50). „Zusammengestellt" ist ein plumpes Wort für die hier geleistete Arbeit, man muß uns schon einmal erlauben, zu dem musikalischen Fremdwort zu greifen und zu sagen: komponiert. Denn woher kommt es, daß so viele alte Bekannte in diesem Gefüge schier wie neue, zum erstenmal entdeckte Herrlichkeiten erscheinen? Doch wohl daher, daß sie auf ihre Umgebung und daß ihre Nachbarn auf sie abgestimmt sind. Das gibt jedem einzelnen dieser Gedichte einen weiteren Hintergrund, eine sattere Klangfülle, einen tieferen Zusammenhang mit der verwandten Gefühlswelt. Spittelers „Blütenfee" zwischen Strachwitzens „Elfenroß" und Mörikes „Geistern am Mummelsee" zu lesen, ist etwas andres als — sagen wir zwischen Schillers „Schlacht" und Uhlands „Gutem Kameraden". Schritt für Schritt ergeben sich da teils wirksame, teils nachdenkliche, teils geistreiche, teils rührende Begegnungen und Gruppen. Es ist nicht gleichgültig, wann, aber es ist auch nicht gleichgültig, wo und in welcher Gesellschaft ein Gedicht gelesen wird ... Da wären wir denn wieder bei dem Krokus und der Amsel, womit wir begannen. Der Vergißmeinnichtkranz ist geschlossen; mögen sich viele daran erinnern, daß in dem Namen der kleinen bescheidenen Frühlingsblümchen ein leise mahnender Imperativ steckt. F. T.

Digitized by Google

Literarische Notizen

In dem kürzlich dahingegangenen Direktor des Berliner Königl. Kunstgewerbemuseums Geh.-Rat Prof. Dr. Julius Lessing haben auch unsre „Monatshefte" einen treuen Freund und früheren eifrigen Mitarbeiter verloren. Seine Verdienste um die großartige Berliner Sammlung, ihre Mehrung und Ordnung, sowie auch seine eignen fachwissenschaftlichen Arbeiten, zumal die, in denen er sein Lieblingsgebiet, die Gewebekunde, behandelt hat, sind schon an andern Stellen nach Gebühr gewürdigt worden; hier möchten wir deshalb nur in dankbarer Gesinnung für den Verstorbenen und im Interesse manches älteren Lesers auf die wichtigsten Aufsätze hinweisen, mit denen seine Feder diese Zeitschrift beschenkt hat. Es sind dies „Friedrich Wilhelms IV. Handzeichnungen" (Bd. 23), „Ein neuentdeckter Großmeister des deutschen Kunstgewerbes" (Anton Eisenhoit; Bd. 47), „Japan und China im europäischen Kunstleben" (Bd. 49), „Westöstliche Kunstformen" (Bd. 51), „Das Kunstgewerbemuseum in Berlin" (Bd. 52), „Menzel" (Bd. 53), „Chodowieckis Reise von Berlin nach Danzig" (Bd. 55), „Wunderliches Trinkgerät" (Bd. 63), „Elektrische Beleuchtungskörper" (Bd. 77) usw. Man sieht, Lessings Blick und Wissen hatte weite Horizonte, seine Hauptbedeutung lag aber doch in der Wiedererweckung des Renaissancegeschmacks, die sich in den siebziger und achtziger Jahren unter der Ägide des Kronprinzenpaares vollzog. Lessing war Historiker und gehörte auch als Kunstgelehrter zeitlebens der ausgesprochen historischen Schule an. So kam es wohl, daß er den modernen Bewegungen, die sich nirgend lebhafter hervortaten als im Kunstgewerbe und sich nicht selten von der geschichtlichen Entwicklung eigenmächtig zu emanzipieren suchten, im ganzen kühl und skeptisch gegenüberstand, obwohl er sich mit ihren Absichten und Zielen, wie noch seine 1898 erschienene Schrift „Das Moderne in der Kunst" beweist, gründlich vertraut gemacht hatte.

Julius Lessing, geb. 1843, gest. 1908. (Nach einer Aufnahme von Otto Becker u. Maaß in Berlin.)

Über die künstlerische Gestaltung des Gartens, ein in letzter Zeit wieder außerordentlich lebhaft erörtertes Thema, trägt in diesem Heft ein berufener Fachmann, der Städtische Gartendirektor Karl Heicke in Frankfurt a. M., seine Ansichten vor, die bei aller Selbständigkeit doch beiden im Streit der Meinungen oft feindlich aneinandergeratenen Richtungen gerecht zu werden wissen: den ästhetisch-künstlerischen wie den praktisch-gärtnerischen. Heicke selbst führt mehrfach Schultze-Naumburgs einschlägige Arbeiten an, auf die denn auch hier nochmals empfehlend hingewiesen werden soll. In Betracht kommen hauptsächlich zwei Bände seiner „Kulturarbeiten", die vom Kunstwart bei Callwey in München herausgegeben werden. Der zweite Band (geb. 5 M.) ist ausschließlich dieser neuzeitlichen Kulturaufgabe gewidmet; Text und Bilder (171 Abbildungen) greifen dabei wieder so eng und einander fördernd ineinander, wie es ja aus dem Verfahren des Verfassers zur Genüge bekannt ist. Doch gibt es zu dem Thema auch einen besondern Illustrationsband: „Ergänzende Bilder", 100 Abbildungen mit einführendem kurzem Text (geb. 4 M.). Ein auf ähnlicher Grundlage ruhendes Buch über den „Hausgarten" hat Fritz Encke kürzlich bei Diederichs in Jena herausgegeben (mit 115 Abbildungen). Da regnet es keine schönklingenden Phrasen, keine „Weltanschauungsgedanken, verkörpert in Gartenbeeten", sondern ein Mann von lebendigem Gefühl für das Mögliche, ein geschmackvoller Künstler und ein erfahrener Praktiker gibt in schlichter, natürlicher Form unmittelbar in Taten umzusetzende Ratschläge und Anleitungen. An Beispielen zeigt er seinen Lesern, wie Hausgärten einfach, schön und nutzbringend gestaltet werden können, ohne sich in fachmännische Kritik andersgearteter Meinungen oder in gar zu spezialistische Unterweisungen zu verlieren, die man ja — ist nur erst der leitende Plan einmal aufgestellt — getrost dem Gartenarbeiter überlassen darf. Will man solche gärtnerischen Unterweisungen im Anlegen, Bepflanzen und Pflegen des Hausgartens, in Obst- und Gemüsebau wie in der Blumenzucht aber für sich, so erinnere man sich an Johannes Böttners „Gartenbuch für Anfänger" (mit 592 Abbildungen und 15 Plänen; Frankfurt a. O., Trowitzsch u. Sohn; geb. 6 M.).

Digitized by Google

Von der Veröffentlichung, die die Photographische Gesellschaft zum Gedächtnis der englischen Kunstausstellung vom Februar 1908 veranstaltet, sprechen wir an andrer Stelle. Aus Dr. Walther Friedländers Aufsatz wird jeder Leser die Überzeugung gewinnen, daß der Hauptwert dieser Ausstellung auf den Bildnissen beruhte. Dies bringt uns zwei Mappen des von Hugo von Tschudi herausgegebenen Sammelwerkes „Das Porträt" in Erinnerung, in denen Cornelius Gurlitt einige hervorragende Stücke des „Englischen Porträts im 18. Jahrhundert" einführt und erläutert (Berlin, Julius Bard u. Bruno Cassirer). Auf zehn Kupferdrucktafeln erhalten wir da u. a. in Großfolioformat die Porträte des Kolonel St. Leger, der Georgiana, Herzogin von Devonshire und der Mrs. Robinson (Perdita) von Gainsborough, sowie der „Pfarrerstochter" von Romney und der Lady Dudgern von Raeburn — technisch vollendete Reproduktionen einer Geschmacks- und Kulturkunst, für deren Verständnis Gurlitt als einer der ersten in Deutschland eingetreten ist, und deren künstlerische Tradition wie soziale Bedingungen er, wie sich in der Einführung zeigt, mit souveräner Kenntnis beherrscht. Das ganze Porträtwerk soll in etwa 20 Lieferungen (einzeln je 4 M.) eine Geschichte der Bildnismalerei in ihren hervorragendsten Schöpfungen umfassen.

Das beste von Johann Hinrich Fehrs, dem niederdeutschen Epiker und Lyriker, führt Prof. Adolf Bartels in seinem Aufsatz selbst an. Wir möchten nur noch auf Fehrs' jüngstes Buch „Maren" (Garding, Lührs u. Dircks; geb. 5 M.) hinweisen, in dem der Siebzigjährige das schwierige Instrument des plattdeutschen Romans mit einer erstaunlichen Frische und Beweglichkeit handhabt. Soweit wir sehen, hat Bartels das Verdienst, zuerst auf Fehrs aufmerksam gemacht zu haben. Sowohl Richard M. Meyer wie vor ihm Koch, Gottschall u. a. waren achtlos an ihm vorbeigegangen. Bartels leitet hier offenbar eine Stimme mehr noch vielleicht der Geschmacksverwandtschaft als der stammhaften Heimatsgemeinschaft, wie er denn überhaupt weitaus am glücklichsten dann ist, wenn er erdwüchsige, im Boden ihrer Heimat wurzelnde Dichter zu würdigen unternimmt. Sein dickes Buch über Heine mitsamt dem nichts weniger denn notgedrungenen Nachläufer (beide bei Koch, Dresden) werden von seinen ungleich schmaleren und sachlicheren Büchlein über Klaus Groth (Leipzig, Avenarius), Fritz Stavenhagen (Dresden, Koch) und über Jeremias Gotthelf (neuerdings bei Hesse in Leipzig; Preis M. 1.50), dessen ausgewählte Werke er auch herausgegeben hat, doppelt und dreifach aufgewogen. Wir denken, die Zeit wird ihn lehren, das selbst einzusehen und zugleich zu erkennen, wo die Quellen und wo die Grenzen seiner Begabung zu finden sind. — Bartels' jüngste Arbeit ist die „Chronik des Weimarischen Hoftheaters 1817—1907" (Weimar, Böhlau; Preis 4 M.), dargebracht als Festschrift zur Einweihung des neuen Hauses am 11. Januar dieses Jahres. Über die Zeit der Goethischen Theaterleitung haben wir ja in Wahles Buch (Schriften der Goethe-Gesellschaft, Bd. 6) eine gute, einstweilen ausreichende Geschichtsdarstellung; für die spätere Zeit, die auch nach Bartels' Urteil keineswegs so trostlos war, wie sie gewöhnlich verschrien ist, fehlt bisher eine wissenschaftliche historische Würdigung. Auch diese „Chronik" füllt die Lücke natürlich nicht aus, doch liefert sie eine notwendige und, wie es scheint, sorgfältige Vorarbeit dafür. Da Bartels in seiner Einleitung eine kritisch abwägende Übersicht über die nachgoethische Zeit gibt, so wird das Buch nicht nur von den theaterfreudigen Weimarern, sondern auch von Literatur- und Theaterfreunden außerhalb der Schiller-Goethe-Stadt mit Freuden begrüßt werden.

Herman Bangs „Elna", die unsre Leser, soweit sie ihn nicht etwa schon aus seinen Büchern kennen, zum erstenmal mit dem dänischen Romanschriftsteller und Novellisten bekannt macht, mag ihm selbst, der jetzt seinen Wohnsitz in Berlin aufgeschlagen hat, zugleich einen bescheidenen Gruß zu seinem fünfzigsten Geburtstag (20. April) bringen. Was diesem Dichter, dem Verfasser der „Hoffnungslosen Geschlechter", des „Weißen Hauses", der „Tine" und neuerdings der „Ludwigshöhe", den Eingang bei uns so leicht gemacht hat, ist vornehmlich die ritterliche, von einem lyrischen Hauch der Romantik umwobene Huldigung, die fast alle seine Werke offen oder stillschweigend der Frau und ihrem Wirken darbringen. Im „Weißen Hause" ist es die bald still verträumte, bald jubelnd heitere Erscheinung der Mutter, der diese Verehrung entgegenblüht; in „Tine" ist es die bis zum Tod getreue, demütig leidenschaftliche Mädchenseele, der aus Leid und Tragik der Glorienschein ums Haupt gewunden wird; in „Ludwigshöhe" erstrahlt die Aufopferungsfähigkeit und tätige Hingebung der Krankenschwester in verklärendem Lichte ... Dies mag einstweilen genügen, um dem Dichter, dessen Werke bei S. Fischer in Berlin in guten deutschen Übersetzungen erschienen sind, neue Leser zuzuführen; im übrigen gedenken wir, schon recht bald ausführlicher auf ihn zurückzukommen.

* * *

Zu unserm eignen schmerzlichen Bedauern sehen wir uns im letzten Augenblick gezwungen, den Schlußteil des Beitrags von D. Georg Rietschel, „Das Goethe-Schiller-Denkmal in Weimar", der u. a. die letzten Entwürfe Rietschels und die vollendeten Figuren und Einzelabbildungen des Doppelstandbildes zeigen soll, in das nächste Heft (Juniheft) zu verschieben.

Digitized by Google

Zu unsern Kunstblättern

Der Maler des Aquarells „Das Schloß zu Heringen in der Goldenen Aue", das wir als Kunstblatt darbieten, ist der Berliner Landschafter Professor Hermann Schnee. Ein Schüler Andreas Achenbachs, ist er der guten, ehrlichen Technik und den bewährten Kompositionsgesetzen des Meisters treu geblieben. Er begnügt sich nicht damit, Impressionen zu geben, interessante Lichteffekte, flüchtige Stimmungen, wie sie über das Antlitz der Natur hinhuschen, nein, mit gewissenhaftem Fleiß sucht er das malerische Motiv, welches ihn sein künstlerischer Instinkt hat finden lassen, in allen Einzelheiten, sauber in Form und Farbe, nachzubilden. Vor allem ist es aber die schöne bildmäßige Wirkung aller seiner Schöpfungen, die ihn zu einem beliebten Schilderer deutscher Landschaft, besonders deutscher Architektur gemacht hat.

Das Pathos seines berühmten Lehrers hat sich allerdings bei Schnee in eine friedlichere Tonart umgesetzt. Wir sehen auf seinen Bildern nicht mehr die Achenbachschen felsigen Schluchten, den gespenstisch zerrissenen Nachthimmel, die wild brandende See, sondern blauer Himmel spannt sich über dem frischen Grün idyllischer Szenerien, über Mühlen am Waldbach, über kleinen altfränkischen Städtchen mit den altersmüden Fachwerkhäusern und den krummen Gäßchen, in welche die Waldberge der Umgebung hereinschauen. Oder den stillen See schildert er uns, wo die schlanken Erlenstämme sich spiegeln, oder das Försterhaus, wo ein paar Grünröcke unter der breitästigen Linde plaudernd sitzen.

Mit jugendlicher Rüstigkeit zieht unser Künstler noch jedes Jahr ins Land der Franken oder nach den Bergen des Harzes, wo er im lieblichen Stolberg sein Hauptquartier aufschlägt. Eine treffliche Ansicht dieses Städtchens erwarb die Berliner Nationalgalerie. Schnee hat die Liebe zu den Bergen, obgleich er selbst kein Sohn der Berge ist. Er wurde 1840 in Treuenbrietzen in der Mark als Sohn eines Juristen geboren, verlebte seine Jugendzeit in Potsdam und bezog dann die Akademien von Düsseldorf und Karlsruhe. Später ließ er sich dauernd in Berlin nieder, wo auch der greise Kaiser Wilhelm auf ihn aufmerksam wurde und mehrere Bilder Schnees für seine Privatgalerie erwarb. Aber nicht bloß äußere Erfolge stellten sich ein, noch in andrer Weise ist sein Leben reich geworden: durch die beglückende Freundschaft großer und guter Männer. Vor allem ist ihm Theodor Storm ein väterlicher Freund gewesen, und man kann wohl mit Recht vermuten, daß unsers Malers romantische Neigungen, sein liebevolles Versenken in den Zauber der kleinen Stadt ein Patengeschenk des herrlichen Dichters gewesen ist. In den „Heimatsbriefen" Storms wird Hermann Schnee mehrmals erwähnt, so bei der köstlichen Feier seines siebzehnten Geburtstages „mit Kaffee- und Kartoffelkochen im Walde".

Der altertümliche Bau auf unserm Bilde, der hinter den sonnigen Gärten und den braunen Ziegeldächern der kleinen Bauernhäuser hoch aufragt, ist eigentlich eine echte Raubritterburg, eine Art Zitadelle, welche die rauflustigen Grafen von Hohnstein im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts hier an dem Westrand ihrer getreuen Stadt Heringen errichtet haben. Und zwar galt es, sich gegen die Rachezüge der Walkenrieder Mönche zu verteidigen, welchen diese ritterlichen Herren das Vieh wegzutreiben und die Felder zu verwüsten pflegten. Einmal soll sogar ein kaiserliches Strafexekutionsheer die kleine Stadt, aber vergeblich, belagert haben. Seit 1417 ist dann Schloß und Stadt, durch Kauf oder Verpfändung, abwechselnd im Besitz der fürstlichen Häuser von Schwarzburg und Stolberg gewesen. So residierte während der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts in Heringen die Gräfin Klara von Schwarzburg, eine geborene Herzogin von Braunschweig-Lüneburg, die „gute Gräfin Klare", die noch heute bei den Bürgern in freundlichem Andenken steht, und auf die manche milde Stiftung zurückgeführt wird. Nach ihrem Tode sind wohl die glanzvollen Tage für unser Schloß für immer vorbei gewesen. Auch architektonisch ist unsre Burg nicht uninteressant. Die beiden rechtwinklig zueinander gestellten Hauptteile — heute das alte und das neue Schloß genannt — waren ursprünglich von gleicher Höhe, eine Feuersbrunst zerstörte das obere Stockwerk des neuen Schlosses. Das alte Schloß, ein trutziger, graubrauner, finsterer Bau mit Ecktürmen und hohem Schieferdach, reicht noch in die gotische Bauzeit hinein, mit Kreuzgewölben im Erdgeschoß und einem unterirdischen Burgverlies. Für die Gräfin Klara wurde dann das Schloß im Renaissancestil umgebaut. Es erhielt eine imponierende, außerordentlich feingegliederte Fassade mit rundbogigem Portal und paarweise gekuppelten Fenstern; im Innern führt durch alle vier Stockwerke eine Wendeltreppe, an deren Spindel alte geheimnisvolle Steinmetzzeichen eingegraben sind. Das erste und dritte Stockwerk enthalten je einen großen Saal mit schwarz gestrichenen Deckenbalken, im zweiten aber liegt der große Banketsaal, an den verblichenen roten Wandmalereien und den Stützen in Form von dorischen Säulen leicht als solcher erkennbar.

Wer die Mühe nicht scheut, bis unter das hohe Schieferdach hinaufzusteigen, wird durch die herrlichste Aussicht belohnt. Besonders im Spätsommer, im Monat des Erntesegens, schweift das Auge mit Entzücken über die fruchtbaren Gefilde der „güldenen Aue" bis hinüber nach dem blauen Höhenzug des Kyffhäusergebirges. Prof. Dr. H. Krause.

Digitized by Google

Die Frühlingslandschaft von Prof. Max Uth führt uns nach Pichelsdorf an der Havel, dem Dörfchen südlich von Spandau, das auf der nordwestlichen Landzunge des großen Havelsees der anmutigen Insel Pichelswerder gegenüber liegt und über diese hinweg in den dort beginnenden Grunewald hinübergrüßt. Vortrefflich hat Uth jene bei aller Karghheit innige Heiterkeit getroffen, die dieses märkische Landschaftsbild im ersten jungen Frühling zu entfalten pflegt, wenn wir auch in den Wolken, noch mehr in dem eigentümlichen Glast, der Wasser und Land wie mit feinen Schleiern umspinnt, etwas von der Schwermut ahnen, die auch der strahlendste Sommertag aus einer echten märkischen Landschaft nicht ganz vertreiben kann. Der Künstler hat das Ölgemälde, das unserm farbigen Kunstblatt zugrunde liegt, vor der Natur gemalt und offenbar besondere Mühe darauf gewendet, durch fleckiges Nebeneinandersetzen der Farben das Zittern und Flimmern der Luft herauszubringen. Natürlich läßt gerade für solche malerischen Feinheiten der Vierfarbendruck, so sehr er sich müht, dem Original nahezukommen, recht viel zu wünschen übrig; dennoch scheint es uns, als lasse auch unsre Wiedergabe diese künstlerische Absicht wohl erkennen. Auch können wir uns sehr gut denken, was den Künstler zu diesem Bilde verlockt hat: die weißen Dämpfer, die durchsichtige Luft, das helle Land und die eben zart begrünten Silberpappeln im Lenzwinde — dies alles zusammen gibt eine äußerst reizvolle, besondere Frühlingsmelodie. Uth hat ähnliche Motive zahlreich gemalt, aber bisher immer nur in Aquarell, weil er glaubte, das feine Grau sei nur mit den matten Wasserfarben zu bringen; um so interessanter ist dieser vereinzelte, aber gewiß gelungene Versuch, dieselbe Naturwahrheit und Wirkung auch mit der Ölfarbe zu erzielen.

Unsre übrigen Einschaltbilder, soweit sie nicht als Illustrationen zu Aufsätzen dieses Heftes gehören und dort besprochen werden, bringen Bildwerke, und zwar solche, die in ihrer Darstellung auf die Passions- und Osterzeit Bezug nehmen. So zeigt uns Valentin Kraus, der Münchner Bildhauer, in seinem Marmorwerk „Unsre Erlösung", das vom bayrischen Staat als Altarschmuck für die Schloßkirche in Würzburg angekauft worden ist, den Karfreitagschristus, den Schmerzensmann mit der Dornenkrone, der unter der Bürde seiner Leiden einen Augenblick zusammenbricht, dem das müde Haupt auf die Brust sinkt und die schlaffen Arme auf die Knie fallen.

Dagegen steht in Wilhelm Seibs Christus, ebenfalls einem Marmorwerk, „Der Auferstandene" vor uns, umflossen von der ganzen Reinheit, Lichtheit und Friedlichkeit der österlichen Verklärung. Doch ist in dieser Erscheinung mit dem schönen Fluß der Gewandlinien, den feingeäderten Händen und den weichen, schmerzlich geschlossenen Lippen nichts überirdisch Triumphierendes, vielmehr eher etwas Demutvolles und Ergebenes, als wollte dies milde, leis gesenkte Haupt sprechen: „Siehe, ich habe den Willen meines Vaters im Himmel getan. Jetzt sind wir eins." — Seib ist am 15. Mai 1854 in Stockerei bei Wien geboren, besuchte als Schüler Kundmanns die Wiener Akademie und schuf für die dortige Hofburg, das Parlamentsgebäude und die Arkaden der Universität zahlreiche Plastiken.

Die von der Königlichen Akademie der Künste zu Berlin veranstaltete Ausstellung älterer englischer Kunst ist allgemein als ein Kulturereignis empfunden worden, dessen Gedächtnis in Wort und Bild festgehalten zu werden verdient. Wird es doch schwerlich je wieder möglich sein, so viele und so wertvolle Werke der englischen Klassik an einem Orte zu vereinigen. Diese Erwägung war auch bei uns maßgebend, als wir beschlossen, der Ausstellung einen eignen Aufsatz zu widmen, in dem sich eine Anzahl der schönsten und kennzeichnendsten Gemälde wiedergegeben finden. Ein monumentales Sammelwerk der in der Ausstellung gezeigten Schätze bereitet im Auftrage der Berliner Akademie der Künste die Photographische Gesellschaft in Berlin vor. Es wird fünfundsiebzig Photogravüren, nur Drucke vor der Schrift (in der Bildgröße von durchschnittlich 18:24 cm) enthalten, für die sämtlich neue Aufnahmen nach den Originalgemälden gemacht worden sind. Im ganzen sollen nur fünfhundert numerierte Exemplare zum Verkauf gelangen, davon hundertfünfzig als „Luxusausgabe" auf handgefertigtem Japanpapier in Pergament gebunden (Preis 420 M.), dreihundertfünfzig Exemplare auf englischem Radierungspapier in Goudronnsmappe mit Pergamentrücken (Preis 210 M.).

Bei dem lebhaften Interesse, dem der im Märzheft erschienene Aufsatz von Robert Breuer: „Die Kunst und die neudeutsche Gesinnung", begegnet, wird unsern Lesern die Notiz willkommen sein, daß die auf den Seiten 835, 836 und 844 wiedergegebenen Abbildungen Verlagswerken der Firma Ernst Wasmuth A.-G. in Berlin entnommen sind. Die Nennung des bekannten Architekturverlages ist dort leider versehentlich unterblieben. Für Prof. Gurlitts Aufsätze über Konstantinopel bemerken wir gleichzeitig, daß den dazugehörigen farbigen Kunstblättern von uns selbst bewerkstelligte Aufnahmen nach den Originalen zugrunde liegen, während uns für die Textbilder die von Wasmuth durch eigne Photographen an Ort und Stelle bewirkten Originalaufnahmen vorlagen. F. D.

Verantwortlich redigiert von Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau unter Mitwirkung von Dr. Adolf Glaser (zurzeit in Rom). — Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH

Kgl. Sächs. u. Kgl. Rumän. Hoflieferanten

LEIPZIG-PLAGWITZ.

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt.

Nichtgefallende Waren werden bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.

Abteilung Uhren.

Nr. 63431. Hängeuhr. Nußbaumfurniertes Gehäuse, 75 cm hoch, vergoldetes Zifferblatt und Pendel, 14-Tage-Geh- und Schlagwerk, kräftiger Gongtonschlag. M. 30.—.
Nr. 63432. Diese Uhr mit eichenfurniertem Gehäuse. M. 32.—.

Nr. 63434. Moderne Hängeuhr, Mahagoni poliert, mit Goldgravierung, versilbert. Zifferblatt u. Pendel, 14-Tage-Schlagwerk, Gongfeder, 74 cm hoch. M. 43.—.

Nr. 63433. Moderne Hängeuhr. Eiche hell (auf Wunsch auch in dunkel oder grün) 92 cm hoch, vergoldetes, stilgerechtes Zifferblatt u. Pendel, 14-Tage-Geh- u. Schlagwerk. Domgong. M. 48.—.

Nr. 63426. Mod. Hängeuhr. Nußbaumfurniertes Gehäuse, 100 cm hoch, kupferfarb. Metall-Zifferblatt und Pendel stilgerecht, 14-Tage-Geh- und Schlagwerk, Gongfeder M. 50.—.

Nr. 63444. Hängeuhr. Nußbaumfurniertes Gehäuse, 93 cm hoch, versilbert. Zifferblatt, 8-Tage-Geh- und 4/4 (sog. Westminster) Schlagwerk, mit 5 Gongfedern, M. 70.—.
Nr. 63445. Dieselbe Uhr in Eichengehäuse. M. 70.—.
Die Viertelstunden werden durch Glockengeläute auf harmonisch abgestimmten Gongtonfedern angezeigt.

Nr. 63437 Hängeuhr. Nußbaumfurn. Geh., 115 cm h., 48 cm breit, kupferfarbig. Zifferblatt u. Pendel. 8-Tage-Geh- und Viertelschlagwerk mit Domgong (3 Gongfedern). M. 65.—.

Man verlange unseren reich illustrierten Hauptkatalog, den wir unberechnet u. portofrei versenden.

Von allergrößter Wichtigkeit

ist die aus der letztveröffentlichten Reichs-Statistik hervorgehende Tatsache, dass die Vorräte an fertiggestelltem

Henkell Trocken

fast gleich sind den fertigen Reserven aller übrigen 211 Sektkellereien von Deutschland und Luxemburg zusammengenommen.

Die nach Millionen zählenden Gönner der führenden deutschen Marke haben hierdurch in offizieller Form die Gewißheit, daß ihre bevorzugte Marke auch hinsichtlich der Ablagerung auf höchster Stufe steht.

Henkell & Co.

Graphisch dargestellt:

Steueramtlich festgestellte Vorräte an fertigem Henkell Trocken

Steueramtlich festgestellte Vorräte an fertigen Weinen bei den übrigen 211 Sektkellereien von Deutschland und Luxemburg zusammengenommen

Druck von George Westermann in Braunschweig.

WESTERMANNS MONATSHEFTE

ILLUSTRIERTE DEUTSCHE ZEITSCHRIFT
FÜR DAS GEISTIGE LEBEN DER GEGENWART

52. JAHRG.
* HEFT 9 *

JUNI
1908

GEORGE WESTERMANN · BRAUNSCHWEIG

Digitized by Google

Versand-Geschäft MEY & EDLICH

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt.

Kgl. Sächs. u. Kgl. Rumän. Hoflieferanten

LEIPZIG-PLAGWITZ.

Nichtgefallende Waren werden bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.

Schuhwaren.

Unser ausführlicher, mit über 5000 Illustrationen ausgestatteter Hauptkatalog enthält eine weit größere Auswahl in allen hier aufgeführten Schuhwarensorten; wir versenden ihn unberechnet und portofrei.

Damen-Schnürstiefel.

Nr. 55124. Feines schwarzes Boxkalbleder. Moderne spitze Form mit halbhohem Absatz. Sehr elegant. Goodyear Weltarbeit . . . . . Das Paar **M. 13.50.**

Nr. 55126. Feinstes schwarzes Chevreauxleder, hochelegante halbspitze Form mit modernem Absatz. Rahmenarbeit. Das Paar **M. 14.50.**

Nr. 55127. Feinstes schwarzes Chevreauxleder, elegante spitze Form mit hohem Absatz. Rahmenarbeit. Das Paar **M. 13.25.**

Nr. 55128. Feinstes schwarzes Boxkalbleder. Hochelegante halbbreite Form mit Lackkappe und hohem Absatz Das Paar **M. 11.80.**

Nr. 55129. Feinstes schwarzes Chevreauxleder. Hochelegante volle Form mit Lackkappe und modernem Absatz. Rahmenarbeit . . . . . Das Paar **M. 14.75.**

Nr. 55131. Feines schwarzes Chevreauxleder mit Kalblackbesatz. Elegante halbspitze Form mit hohem Absatz. Goodyear Weltarbeit . . . . . Das Paar **M. 16.—.**

Nr. 55132. Feinstes braunes Chevreauxleder. Hochelegante halbspitze Form mit großen Schnürlöchern und breitem Schnürband, moderner Absatz. Rahmenarbeit Das Paar **M. 15.75.**

Nr. 55133. Feines braunes Chevreauxleder, halbspitze Form mit hohem Absatz . . . . . Das Paar **M. 12.—.**

Nr. 55134. Bestes weißes Glacéleder, elegante spitze Form, hoher Absatz. Hochelegant und leicht Das Paar **M. 10.75.**

Damen-Halbschuhe.

Nr. 55137. Feine Chevreaux-Imitation, schwarz. Hochelegante halbspitze Form mit Lackkappe, breiten Schnürbändern und hohen Absätzen. Außergewöhnlich leicht und preiswert . . . . . Das Paar **M. 10.—.**

Nr. 55138. Feines schwarzes Chevreauxleder, elegante halbbreite Form mit Lackkappe, breiten Schnürbändern und modernem Absatz. Sehr preiswert Das Paar **M. 9.75.**

Nr. 55139. Feinstes schwarzes Chevreauxleder. Hochelegante halbbreite Form mit Lackkappe, breiten Schnürbändern und modernem Absatz . . Das Paar **M. 12.50.**

Nr. 55140. Hocheleganter extraleichter Salon- und Promenadenschuh aus feinstem schwarzem Chevreauxleder, halbspitze Form mit hohem Absatz und breitem seidenem Schnürband . . . . . Das Paar **M. 13.25.**

Nr. 55141. Feinstes braunes Chevreauxleder, elegante halbbreite Form mit modernem Absatz und breitem Schnürband. Rahmenarbeit . . . . . Das Paar **M. 11.75.**

Nr. 55142. Hocheleganter extraleichter Salon- und Promenadenschuh aus feinstem braunem Chevreauxleder mit Lackkappe, breitem seidenem Schnürband und hohem Absatz . . . . . Das Paar **M. 14.—.**

Große Auswahl in Schuhwaren für Herren und Kinder.

Ernst Gentzel: Frühling.

WESTERMANNS MONATSHEFTE

Digitized by Google

WESTERMANNS MONATSHEFTE
Redigiert von Dr. Friedrich Düsel
Bd. 104, I Juni 1908 Heft 621

Hermione

Novelle von Wilhelm Arminius

Vor zwei Jahren noch hatte ich meinen Jugendfreund Erwin Friesen jugendfrisch und munter, ja sogar mit klingendem Golde in der Tasche angetroffen. Im Verein mit zwei andern Freunden hatten wir einen seltsam fest in der Erinnerung haftenden Tag verlebt.

Nun war er tot aufgefunden im Wildkar, einer der Bergeinöden des Traunstein.

Obgleich er als Kunstjünger allgemach in das reifste Alter gelangt war und im Kunstleben noch nichts bedeutet hatte, berichteten die Zeitungen dennoch ausführlich über die Auffindung der Leiche, die seit Jahr und Tag in jener Felsschrunde gelegen haben sollte, denn der Finder war der einstmals vielbesprochene, in den letzten Jahren zurückgezogen lebende Bildhauer Pierre Cardigan gewesen. Anerkennend wurde hervorgehoben, mit welchem Heldenmut er, ein einzelner Mann, den toten Freund vom Berge heruntergeschafft und sogar über die steile sogenannte „Lindenstiege" an das Seeufer gebracht habe. Auch wurde angedeutet, es ginge die Sage, er halte eine Marmorstatue des Toten in seinem Häuschen am Strande verborgen, und wenn dies Werk eines Unbekannten auch nur ein geringwertiges Stück sein könne, so behüte er es doch als treues Vermächtnis seines abgeschiedenen Freundes.

Die gelesene Kunde erregte mich sogleich außerordentlich. Nur einmal hatte ich den Namen Pierre Cardigan nennen hören, und zwar aus Erwins eignem Munde — eben an jenem seltsamen, zusammen verlebten Nachmittag. Jener Mann sollte sein Freund geworden sein? Gewisse Umstände ließen mich daran zweifeln. Und das Werk? Geringwertig? Für die Welt verloren?

Ich hatte immer auf Erwins künstlerische Kraft geschworen. Seinen Groll über die zweifelsüchtige oder stumpfe Welt hatte ich aus gewissen Gründen, die meinen eignen dichterischen Versuchen entsprangen, immer geteilt. Nun war mir, als stände der Freund mit seiner gertenschlanken Gestalt, seinem weißblonden Haarschopf, seinen so häufig sprühenden dunkelblauen Augen vor mir und riefe mir zu, wie so oft im Jugendverkehr, wenn er allein nicht fertig zu werden vermochte: „William," — dies war mein nom de guerre unter den Freunden — „du bist der Nächste dazu! Hier mußt du einspringen!"

Da ließ mir's keine Ruhe. Zwei Tage nach Lesung jener Zeitungsnachricht war ich bereits unterwegs. An einem köstlichen Maimorgen entstieg ich der Bahn in Traunkirchen, stand an dem Hügel, der Erwins Überreste barg, mietete mir ein Boot und ließ mich von dem weißhaarigen wortkargen Fährmann über den See rudern, dem Traunstein entgegen, gerade an der Stelle, wo die in der Zeitung erwähnten paar hundert weißlichen Lindenholzstufen sichtbar wurden. Den mächtigen Bergrecken mit diesen senkrecht ansteigenden Treppchen zu besiegen, erschien mir, je näher ich kam, kindlich und lächerlich, denn von der Stelle ab, wo sie oben in einer dickbewaldeten Senkung endeten, hob sich erst die massige graubraune Felswand kahl und schwindelhoch, nur von einigen schnee-

Digitized by Google

erfüllten Runsen gestreift, in ihrer ganzen gewaltigen Mächtigkeit.

In jener Senkung befände sich die letzte bewohnte Stätte, die Moos-Alm, murmelte mein Fährmann, darüber hinaus gäbe es nur Felsklare und Schrofen.

Aus diesen hatte man Erwin als Leiche geholt.

In der jungen Frühlingssonne erschauerte ich bei dem Gedanken. Und dort drüben, am Fuße des mächtigen Gebirgsstockes, in einem der beiden winzig erscheinenden Häuschen unter den nackten Felsenbruchstellen, die wie Marmor weißlich herüberschimmerten, hauste jener Pierre Cardigan, der sein Freund genannt war? Und an derselben weltabgeschiedenen Stelle befand sich Erwins Werk seit Jahr und Tag?

Warum war nicht eher davon gesprochen? War der Tod Erwins erst jetzt bestätigt? Hatte Cardigan die Leiche zufällig gefunden? Den „Freund" ein Jahr lang in Fels und Firnschnee gesucht?

Jähe Ungeduld, diese Fragen zu beantworten, packte mich — und der Nachen schien nicht vorwärts zu kommen.

„Halten Sie auf das Ufer zu!" rief ich dem Fährmann zu.

Aber der Takt der Ruder verstummte.

„Wollen Sie nicht?"

„Herr — ä hat nit gern Visiten — der dort!" Der Alte wies mit dem Haupte zu den Häuschen hinüber.

„Was können Sie wissen, Mann!"

„Was man so hört, Herr. Ich hab' die Leich' mit über den See geschafft. Das Mädchen ist noch immer nit gefunden."

„Welches Mädchen?"

„Ich hab's nit gekannt, Herr." Mit scharfen Augen spähte der Alte nach dem schmalen Uferstreifen, der deutlicher geworden war, dann hielt er den Nachen weit nach links ab. „Es ist besser so!" murmelte er.

Ich ließ ihn gewähren, hatte ich mir doch eine vorläufige ungestörte Beobachtung der fremden Wohnstätte vorgenommen. Beim Ausbooten bestellte ich ihn zum Abend wieder an den Strand, dann schlich ich mich auf schmalem Uferpfade durch Gestrüpp und über Felsgeröll unauffällig meinem Ziele zu.

Gerade, als ich glaubte, völlig gedeckt ausspähen zu können, krachte über meinem Kopf ein Schuß, und ein silbergrauer Stößer fiel dicht zu meinen Füßen nieder. Beim raschen Aufblicken sah ich das von dicken grauen Haarbüscheln überwallte Haupt eines verwetterten grobknochigen Mannes, der sich abkehrend langsam die rauchende Büchse lud und mich von seiner Höhe her nicht zu beachten schien. Auch die Beute war ihm augenscheinlich gleichgültig. Als ich mich von der Betrachtung des blutenden Tieres erhob, war er verschwunden.

Mit dem unangenehmen Gefühl, überlistet zu sein, schritt ich weiter. Es war sicher, daß der Schütze meine Überfahrt sowohl wie die Landung von seinem Aufenthaltsort aus genau hatte beobachten können. Bald auch stieg der Zorn in mir auf. Mein Pfad am See hörte plötzlich auf — wie es schien, künstlich vertieft und daher vom Wasser überschwemmt. Neben mir aber erhob sich unersteigbar die glatte Felswand. Wollte ich mein Ziel erreichen, mußte ich ein ganzes Stück zurückgehen und in einiger Höhe am Hange nach einem Weg suchen. Warum hatte mir der Schütze das nicht gesagt? Oder hatte er mich durch den Schuß aufmerksam machen wollen?

Mit den Bewohnern der beiden Häuschen schien er in keiner Beziehung zu stehen. Jedenfalls war weit und breit keine Menschenseele zu erblicken, als ich mich der untern Wohnstätte näherte. In schweigender Einsamkeit lag sie umweht dem verlassenen Marmorbruch. Es war ein stattliches Blockhaus in Tiroler Art mit umlaufender Galerie. Eine Treppe, die von der Südseite zu den obern Zimmern führte, war heraufgezogen.

Langsam umschritt ich das Gebäude. Die offene Pforte eines östlich am Hause äußerlich angebrachten hohen Bretterverschlages lockte mich zum Eintreten. Zwei Schritt vorwärts durch den engen dunklen Vorraum — und ich stand vor einer mehrere Meter hohen und breiten Öffnung, die in einen hohen dämmerigen Raum führte.

Überrascht prallte ich zurück. Mädchenhaft zarte Glieder in weißer Nacktheit waren vor mir aufgeleuchtet. Aber im nächsten Augenblick trat ich dennoch wieder vor, wollte meine eigenartige Verwirrung belächeln und — vergaß dies, vergaß alles über dem einen, was ich sah. Erwin Friesens Werk! Des abgeschiedenen Freundes Hinterlassenschaft an das Leben!

Digitized by Google

Wilhelm Arminius. (Nach einer Aufnahme von Louis Held in Weimar.)

Ich wußte bestimmt, daß ich es vor mir hatte — war im ersten Augenblick davon felsenfest überzeugt.

Feiervoll in seiner künstlerischen Vollendung ragte es zwischen den Geräteschaften des weiten Raumes auf. Wo hinter verhüllten Nordfenstern alles in grünlichem Dämmer lag, wurde es allein von einer goldenen Garbe der durch ein offenes Seitenfenster einfallenden Morgensonne getroffen und flimmernd umspielt. Regten sich nicht die weißen Glieder der schönen Gestalt, die mich so bekannt, so vertraut in ihrer sehnsüchtigen Haltung anschaute? Hatte ich nicht dieselben zarten Glieder, in zierlichem Spiel bewegt und doch in Stein gefesselt, schon einmal gesehen? Wie kamen sie jetzt zum Ausdruck dieses herbkeuschen Emporstrebens, dieser alles durchdringenden, sich ausströmenden Sehnsucht?

Ein Zwitscherton erscholl vor dem offenen Fenster, ein leiser Laut klang im Raume selbst. Kam er von den halbgeöffneten Lippen jenes Mädchens her?

Mich überlief ein leises Zittern unsagbarer Empfindungen. Träumte ich denn? Oder war da im starren Stein eine lebendige Seele zur Sprache gekommen?

Ich riß den Hut vom Kopfe, ich griff an die Stirn. „Erwin Friesen!" stieß ich heraus. Da schlichen Schritte an meine Seite. Da griff mich eine harte Hand am Arm. Ein bärtiges, verfallenes Antlitz — das des Schützen vom Berge — sah mir ins Gesicht, ganz nahe, ganz starr, mit funkelnden Augen. Eine Stimme flüsterte vor meinem Ohr: „Er ist hier — wie? Auch Sie sehen ihn? Auch Sie! Wissen Sie — aber es ist doch nicht wahr! Er ist ein Heimlicher! Es ist nicht wahr! Sicher nicht! Ich — Pierre Cardigan, ich sage das! Und warum ist es nicht? Wissen Sie, er hat gewußt, daß sie über das Kar wollte — die da — wissen Sie! Da ist er ihr nach!" Er lachte heiser auf. „Er hat sie nicht eingeholt — natürlich! — sie war immer so, sie hat sich nicht finden lassen — von ihm nicht, wissen Sie! Aber da, sehen Sie, ich habe sie hier, ich! Hermione! Hermione!" Er stieß mit dem Finger immerzu nach der Figur, lachte heiser und rieb sich die Hände. „Und da ist er lange fortgeblieben — lange, denken Sie! Die Lawinen sind gegangen, das Wasser im See hat hier durchs Fenster gesehen, hier durchs Fenster! Endlich hab' ich ihn geholt. Im Schnee hat er auf sie gewartet — er hat sie nicht gefunden. Darum, wissen Sie, ist er auch gleich wieder fort — ihr nach

Digitized by Google

— immer ihr nach — ihr nach — Und ich hab' sie doch! Ich hab' sie!"

Heiser lachte er, seine Stimme verlor sich in unverständliches Geflüster, langsam ließ seine Hand von mir ab, seine Gestalt sank zusammen, sein Gesicht, das eben noch List und Schadenfreude erregt hatte, verschrumpfte. Mit ungewissem Blick suchte ich das Marmorgebilde auf. Welches Geheimnis lag da im Hintergrunde? Welche Macht hatte zwei Künstler zu diesem Mädchen gezogen? sie beide unglücklich gemacht?

Hermione —

In göttlicher Reinheit blickte sie durch das Dunkel zum Licht empor. Aus den schönen Augen rief eine Seele, die erlöst werden wollte. Rief sie mich an? — Ich schwor mir zu, wiederzukommen, Hilfe mitzubringen, ich sah das Werk bereits aus den Händen dieses armen Narren befreit, erhöht, umfeiert — sah Erwins, des Freundes Namen durch alle Welt gehen — Da stieß ein Falke im sonnigen Äther draußen seinen scharfen Schrei aus, Cardigan lachte heiser auf und drohte mit der Faust, in der jetzt die Büchse glänzte, hinauf — ich schrak zusammen. Ich befand mich in gefährlichen Gedanken bei solcher Gesellschaft. Rasch trat ich ins Freie.

Ich sah mich nicht um. Seltsam befangen schritt ich vorwärts, immer vorwärts. Da war die Matte zu Ende, da leuchtete links auf freundlichem Hügel ein zweites Häuschen mit verschlossenen Läden — vor mir aber lag die erste Stufe der steilen Lindenstiege.

Im hellen Sonnenflimmer erklomm ich sie. Dann auf einmal war die Sonne verschwunden. Ich weiß, daß ich ihre Wärme sogleich vermißte. Es war mir, als hätte ich sie überhaupt verloren, als sollte ich sie nie wieder empfinden. Ein Frösteln überlief mich.

Wie lange ich dann durch den feuchten, grabesstummen Wald gewandert bin, ich weiß es nicht. Hier oben ist sie gegangen, hier hat er sie gesucht — das war das einzige, was ich zu denken vermochte. Die Marmorgestalt hatte Leben bekommen, Hermione schritt neben mir her.

Und sie selbst war noch nicht gefunden? Sie nicht? Ich vermochte es nicht zu fassen! Hatte die Sehnsucht in ihren Zügen wahrgesprochen? Hatte das Unerfüllte sie fortgezogen? Das Unerfüllbare? — Ich mußte den Fels vor mir haben, den starren, unbarmherzigen Felsen, der sie, die Atmende, gegriffen, sie festgehalten hatte — und ich klomm empor, immer empor.

Da war der Wald zu Ende, da lag in tiefem blauem Schatten, wie ihn sonst nur der sinkende Abend erzeugt, auf steil ansteigender Matte ein dürftiges Hüttchen vor mir, die Moos-Alm. Ich sah auf die Uhr. Noch nicht Mittag. Hoch oben wogende Wipfel und zackige Höhen köstlich warm vergoldet und umzittert — hier im Rücken des senkrecht aufsteigenden Felskolosses diese tiefe, schaurige, lichtferne Kühle!

Ein Senn trat aus dem Häuschen, die Butte auf dem Rücken, mit dem festen Bergstock zu anstrengender weiter Wanderung gerüstet. Aus meinen Gedankengängen heraus fragte ich ihn sogleich nach dem, was mich beschäftigte, was hier oben tragischen Abschluß gefunden hatte.

Anfangs sah er blöde drein. Er käme nicht oft zur Moos-Alm herunter, träfe selten auf Menschen. Als ich den Namen Erwin Friesen nannte, stellte er die Butte ab, kehrte schweigend in das Haus zurück und trat bald mit einem hellgrauen Buch in den Händen wieder heraus. Er studierte aufmerksam den Deckel. „Wie sagten's, Herr?" fragte er.

„Erwin Friesen!"

„Schon recht! Das muß säll g'hört haben!"

Ich nahm das Buch, ein Skizzenbuch, starrte die Aufschrift an. Wahrhaftig, ich hielt des Freundes Besitz in Händen. Schwer setzte ich mich auf einen Baumstamm. Lange blieb ich wortlos.

„Danmal in't Früh, wie ich herkommen bin, hat's daherin gelegen!" sagte der Senn, nahm still die Butte auf, ruckte an der Kappe und ging.

Voller Unrast, etwas zu finden, begann ich zu blättern.

Flüchtige Umrißzeichnungen, wie sie der Bildhauer hinwirft, fand ich zuerst. Dann kam eine Mädchenfigur: Hals und Brust in herben jungfräulichen Linien — Linien, die ich kannte. Ich blätterte weiter. Dieselbe! Wieder sie! Dann plötzlich Schriftzeichen — ungleich — eng — die ganze Seite damit erfüllt, das ganze dicke Buch! Und da: ein Name, eine Anrede — — William!

Das war ich! Das galt mir!

Meine zitternden Finger schlugen die Blätter zurück. Da war der Anfang!

* * *

Digitized by Google

Den „Undurchdringlichen", den „Schweiger" habt ihr mich oft unwillig genannt in jenen goldenen Jahren, wo der Mund übergeht, wenn das Herz voll ist. Ich pflegte unter dem Erlebnis zu verstummen. Wir aber sollten durchaus die vier Haimonskinder sein, die in einen Sattel paßten. Du wolltest das so, du, Wilhelm, den wir deines zurückhaltenden selbstsichern Wesens den Amerikaner nannten, oder kurz: William! Du mit deiner regen, stets gestaltenden Dichterphantasie! — Und nun, da ich euch wiedergesehen? Du — einschmeichelnder Lyriker — zum wohlbestallten Mathematiklehrer am Gymnasium warst du ausgewachsen! Durch überfüllte dumpfe Klassen schallt das Kommando deiner streng gewordenen Stimme, und der Lehrsatz des alten Pythagoras ist deine jährlich neue Weisheit! — Den wir Werinher, den Zarten, getauft, weil er vor jedem Menschenbild errötete, er regiert hundert Leute in einer lärmerfüllten Industriehalle und schwingt in politischen Versammlungen das große Wort. Und unser goldäugiger Eigensinn Saulus, der uns gern nach seiner Pfeife tanzen ließ, er ist weich geworden, spottetet ihr, butterweich vor den Augen und dem Mundwerk einer kränklichen Frau, der er Sitzkissen und Riechfläschchen nachtragen muß.

Absonderlich geht es her in dieser Welt, das ist gewiß! Es wird so viel achtlos beiseite geworfen, verunstaltet! So viel Gutes! Und so viel Kraft wird im Entfalten gehemmt! Wir sind so abhängig — so furchtbar abhängig! —

Was ich im Sinne habe? Von wem ich spreche?

William, als ich euch vor einem Jahre in den Bahnhof der Kleinstadt, die ich eben fliehen wollte, einfahren sah, als ich vernahm, daß es ein Wunder sein müsse, das mich ebenfalls dahin geführt hätte, denn ihr drei hättet euch ein regelrechtes Ständchen gegeben, um zu sehen, wozu ihr, die Männer, es seit der Jünglingszeit gebracht — — mich aber hielt ihr für verschollen — damals habe ich es tief empfunden, o, so schmerzlich tief —, ja, für euch, die ihr so viel in der Welt zu gelten begannt, war ich einfach versunken, ich, der „Undurchdringliche", der „Schweiger", der so wenig zu verbergen hatte, der Kunstjünger nun schon fast zwölf Jahre lang, der euch selbst damals nicht erklären wollte, wie er zu dem Gelde gekommen, das er zeigte, der nur in einer gewissen Galgenstimmung damit protzte und klimperte und es rollen lassen wollte, gleichviel wohin — in den Schmutz, in die Gossen — nur um das Gefühl des Elends zu ersticken, des jammervollsten Elends —

Ach, William, Junge du, Verständnisvollster unter den dreien, du deutsche Seele trotz des fremden Namens — ich bin kein Schweiger mehr, meine Starrheit ist gebrochen! Du spürst es, nicht wahr? Du ahnst, du merkst, daß ich reden muß! — Hätt' ich dich vor mir! Hätt' ich einen Menschen vor mir! Aber in grauester Felseneinöde sitz' ich hier. Vor mir die Wand des Felsenkolosses, der den Traunsee überblickt — die Welt um mich liegt in seinem Schatten — Ach, so liegt meine Welt überhaupt im Schatten eines übergewaltig aufgestiegenen Gefühls seit Tagen, seit Wochen, seit jenem zufälligen Zusammentreffen mit euch auf dem Kleinstadtbahnhof.

Warum ist denn die Sonne nicht auch für mich da, der ich sie brauche wie mein Herzblut? — Ich muß sprechen, ich muß schreiben, William! Ich würde sonst schreien! Hörst du? laut vor mich hinschreien in diese Öde hinein, in die sie gegangen, die ich suche wie mein Glück, mein Herz, meinen Nerv, meine Erlösung!

Du kannst es nicht verstehen — aber wenn du liest, folge mir mit dem Herzen, mit deinem weichen, empfangenden Verständnis! Denk, ich stände vor dir, wie so oft, wenn es in mir stürmte, ich dir die Hand zerquetschte vorm Übermaß, und du leise sprachst: „Laß die andern, Erwin — ein Schweiger bist du, aber ein zu verstehender. Höher ist zu werten, was unsre Seele zurückhält, als was sie über die Lippen läßt!"

Heut' aber, in dieser Seelennot, heut' kann ich's nicht zurückhalten — heut' nicht, William! Sie ist ja von mir gegangen mit dem Wunsch, dem Willen, nicht wiederzukehren — nie, nie wieder diese meine Augen zu sehen, die sie scheut — — fürchtet, wie nur ein keusches Mädchenherz die Schamlosigkeit fürchten kann, oder Schlimmeres — fürchtet wie den Zwang, dem sie verfallen war, seit sie mich kennen gelernt hat!

Wie schwer wird es mir, jetzt einzuhalten mit dem Wort! Jetzt, wo die Sätze nur so fließen, überfließen von meines Herzens

Digitized by Google

Aufschrei! Um mich herum die rohe Zimmerausstattung einer ärmlichen Alplerhaufung, die Zirbelholzschemel, der hängende Christus, der Buschen Alpenrosen, darüberhin der Schein des trüben Lämpchens. Durch das offene Schiebfenster kommt und geht die schwere herbe Luft, die Feuchtigkeit aus jenen Felsengründen bringt, dahin kein Sonnenstrahl gelangt; die zu den wilden Karen aufsteigt, von wo es keine Wiederkehr gibt, wenn der Fuß sich einmal verstiegen hat — und zu wissen, sie muß da irgendwo sein, und ich kann sie nicht suchen, weil es Nacht ist — sie nicht mehr suchen!! Man hat sie hier gesehen, teilnahmlos, stumm mit sich selbst beschäftigt, sie dann in die Schrofen hineingehen sehen — und man hat sie gelassen!!

Hat sie es nicht ertragen können, in der Welt zu leben nach dem, was sie betroffen? Und wohin hat sie gewollt? — William, William, wenn es morgen zu spät wäre zur Suche! Ich will nicht daran denken! Stunden sind es noch bis dahin, und ich will nicht allzufrüh schwach werden, der neue Tag braucht meine Kräfte!

Laß dir sagen — laß mich aussprechen —

Ach, wo anfangen? Wie dir rasch klarmachen, was alles geschehen ist?

Denk zurück, denk an jenes seltsame Zusammentreffen der Haimonskinder! Wie wir aufgeregt dahinfuhren mit dem rein übermütig lächerlichen Vorsatz, beim ersten Aufenthalt, der länger als zehn Minuten dauere, auszusteigen. Wie von einem Bahnsteig die Plakate schimmerten: „Heute Schluß der Museumsausstellung!" Und wie wir dahinstürmten, als müßten wir gerade diese Ausstellung noch sehen! — Und dann standen wir alle stumm vor einem Stück — vor dieser Mädchenfigur, vor diesem weißen weichen Marmor. „Mädchen mit Katzen spielend" nannte ihn der Katalog in seiner Weise.

„Sprich, Sachverständiger!" raunte mir einer von euch zu, der sich dunkel meines jugendlichen Strebens erinnerte. „Du hattest doch früher einmal die Neigung, glatte Steine mit dem Meißel zu verunstalten!" Hinter uns aber das vorüberziehende Pensionat wisperte atemlos: „Wie süß! Wie himmlisch!" Und errötend eilten die Backfischlein von dannen, als der Blonde sich wandte, sie zu mustern.

Ihr hattet mich drei Stunden zuvor auf jenem Bahnhof aufgegriffen, und ich war mit euch gefahren — willenlos. Doch, was schreibe ich! Nicht doch! Nicht willenlos! Vielmehr in dem festen Vorhaben, hinzustreuen auf einen Schlag alles, was mir so bitterbös leicht in den Schoß gefallen war. Bare fünftausend Mark! Man denke! Von einem Manne, der halber Millionär gewesen! Fünftausend ganze Mark nach einem kärglichen Leben, zu dem sein Unverstand mich gezwungen; nach so viel Entbehrungen, die sein Haß gegen die Kunst mir auferlegt — nicht äußerlichen Entbehrungen, nein, jenen, die die wunde Seele nicht anzudeuten vermag, weil sie nicht über die Zunge können! Entbehrungen, die unser Auge weltfeindlich, unsre freie Stirn furchenvoll und unsern erhobenen Gang schwer machen! Bare fünftausend Mark von dem Manne, der sich mein Vater nannte und meiner sterbenden Mutter feierlich in die Hand geschworen hatte, mir das Talent nicht zu unterdrücken, mir beizustehen in der Not meines sehnenden Herzens, meiner nach dem Schönen tastenden Finger!

Ich — Bildhauer werden, wozu alles in mir drängte? Nicht doch! Hinter den Ladentisch! Ins Kontor! Aber nicht zum Steinmetzen! Allzu entwürdigend wäre das für den Hausbesitzer, für ein Gemeinderatsmitglied gewesen!

Und nun, da es ans Sterben gegangen war und sich die ganze Fülle seines Besitzes entdeckte, da: dem Enterbten, dem Flüchtling aus dem bürgerlich soliden Dasein — fünftausend Mark! Was hätte ich mit zehntausend, was mit zwanzig beginnen können, wo meine Augen sich nach der Sonne Italiens sehnten, meine Finger fast im Krampf nach dem Marmor Griechenlands zuckten! Jene fünftausend waren ein Lumpengeld, daran ich krepieren mußte, wenn ich noch nicht umgebracht war!

Daß es anders gekommen — jenes Mädchen mit den Katzen war daran schuld — sie — Hermine oder Hermione, wie sie jener getauft, der entscheidend in ihr stilles Leben getreten war vor mir.

Doch du sollst alles hören! Ich muß die Nacht von ihr sprechen, von ihr und von mir — die ganze lange Nacht, bis es tagt und ich Seil und Bergstock aufnehmen kann, ihr nach ins Gewände zu steigen, sie — vielleicht — doch noch — wiederzuholen —

Jenes Mädchen mit den Katzen — jenes Mädchen —

Digitized by Google

Wie reizvoll der Oberkörper gebogen, Rücken und Nacken gesenkt und das Haupt erhoben war! In der Kopfhaltung welche Abwehr, welche Herbheit! In dem nach oben gerichteten Blick welche Sehnsucht und welch Fragen! Auch ihr stimmtet ein in das allgemeine Lob. Du allein warst es, William, der sehr bald bemerkte: „Irgend etwas stört mich empfindlich! Was will dies Mädchen? Was soll es? Es ruht nicht in Schönheit, es ist Genre geworden, und doch zeigt es Ansätze zum Höchsten. Da ist ein großer Anfang, aber ein schwaches Ende. Der Mann hat zu sehen geglaubt, aber er hat nicht gesehen!"

Ich aber packte deine Hand — mich fror es vor diesem weißen Marmor im Übermaß der eignen Empfindungen. Mit einem Blick hatte ich es erschaut: das Werk sollte vorstellen, was ich seit den Jünglingsjahren gewollt hatte, als erstes gewollt! — Das, was da oben an der Flechtenkrone so herb begann, über Kopf, Schulter, Busen und den rechten Arm sich herniederzog, versprach Schönheit, konnte Schönheit werden — diese Linie, diese köstlich reine Linie! — wenn sie wurde, wie ich sie im Geiste vor mir sah! Aber sie war nicht durchgeführt! Ein wenig tiefer, da, wo die herbe Haltung sich allzu plötzlich in schmeichlerische Bewegung zu lösen begann, wo Arme und Hände des knienden Mädchens sich mit den jungen Kätzlein beschäftigten, da trafen die Augen den Bruch des Könnens. Da war die Kraft von dem Manne gewichen, der den Meißel geführt hatte. Da hatte er nichts mit dem Begonnenen anzufangen gewußt, es in Verzweiflung oder Satyrlaune sogar zerstört. Nun rief es mich an: „Vollende du es! Dir liegt's in der Seele! Du kannst es!" Und gleich darauf warf der Teufel dazwischen: „Elender du! Mach's mit deinem Kredit bei den Leuten, mach's mit deinem Gelde besser! Knet' deine Phantasien wieder in Ton, bis das Werk zerfällt, weil der Stein fehlt, der edle Stein!" Und der Bettel an Geld, der zu nichts dienen konnte, brannte mir in den Fingern.

Aber die Lust an der Tat kam über mich. „Ich kaufe das Ding!" schrie ich, und ihr lachtet.

Als ich den Museumssekretär rufen ließ, wurdet ihr still. Nach zehn Minuten umständlichen Berichts des plauderhaften Männchens mit der Zwirnsfadenstimme und dem langen Rohrfederhalter über ein „Nichtverkaufenwollen anfangs", dann aber „plötzlich veränderter Laune des Schöpfers", hatte ich das Werk für viertausend Mark.

Wart ihr voll Hochachtung? Voll Verwunderung? Saht ihr nicht merkwürdig mitleidig auf den Gefährten, dessen Kleider wahrlich nicht nach der neuesten Mode, nicht einmal nach der vom vorletzten Jahr, geschnitten schienen? Ich spürte es nicht. Ich wußte nur auf einmal, ich hatte mir etwas aufgeladen, was ich nicht so rasch los wurde. Ein von einem andern Aufgegebenes, eine Enttäuschung, ein Problem, das fertigzumachen oder zu lösen in meiner Macht nicht liegen konnte. War die Galgenstimmung vorbei, mußte das Elend anklopfen, das verstärkte Elend!

Die Klingel scholl durch den feierlichen Raum. Die Stunde des Ausstellungsschlusses war da. Ihr standet in Verlegenheit. Keiner wollte den Kauf, das schöne Kunstgebilde, das Mädchen mit der herben Haltung und dem sehnsüchtigen Blick so rasch lassen.

Was tun?

Ich erklärte, in der Stadt bleiben zu wollen, als Bildhauer hier meine Kunst auszuüben.

„Dem Schweiger beim Einzug helfen! Ihm eine Wohnung suchen!" hieß es bei euch voll Eifer, und im Hurra wurde mir eine angeboten. Lief doch mein Ruhm sogleich von Mund zu Mund: „Der da ist's, der die Krone der Ausstellung gekauft hat — ohne zu handeln gekauft hat! — Cardigans „Mädchen mit den Katzen!'"

Seltsam fiel mir der Name, so ausgesprochen, auf die Nerven. Wie ein Alp lastete er plötzlich. Pierre Cardigan — aus irgendeinem Jugendmärchen klang er mich an. Mir war's, als hätte ich den Kauf mit meiner Seele bezahlt, als wäre zwischen Bildhauer und Statue eine klaffende Lücke gewesen, die nur durch Menschenblut geschlossen werden konnte, und ich hätte mich arglos hineinbegeben. Als wäre da ein unausgetragener Zwist gewesen, als schlummere eine Herzensangelegenheit, ein tragisches Schicksal — oder, was weiß ich! Jedenfalls begann schon in jener Stunde der Zwiespalt, in dem die Figur entstanden sein mußte, mit dem Zwiespalt in meiner Brust sich zu einen —

Digitized by Google

Ja, ich war verfallen — damals schon — jetzt weiß ich's, jetzt, wo ich hinter den Schleier geschaut habe —

„Der Schweiger will eine Wohnung suchen!" Laut genug wurde es ja geschrien, und der alte Sekretär hatte es leicht, zu hören. Mit einem unerklärbaren, fast listig zu nennenden versteckten Lächeln trat er heran: „Mir scheint, Sie stehen der Steinkunst nicht fern, Herr!" — Weißt du noch, William, wie er das sprach, wie ihm dabei die Löckchen über den versteckten Ohren zitterten und die Hakennase sich nach unten bog. Und seine Augen! Wie die Blicke zwischen der Statue und mir hin und her wanderten — wie sie eine Art teuflischen Behagens, diabolischer Freundschaft erwärmte! „So viele haben dies Werk umstanden, die Liste eingesehen, die Geldtasche schon in der Hand gehabt — sie sind schließlich doch ergebnislos gegangen. Warum gegangen, mein Herr, was meinen Sie? Der eine tat geärgert; der andre bekam heiße Augen. Ja, einer hat sich geschüttelt: ‚Mir graut jetzt davor!' hat er gemurmelt. Begreifen Sie das? — Sie sind anders. Sie haben verstanden, was aus diesem Stein spricht — das Ahnungsvolle, Herbe, das nur spielerisch in Laune aufgelöst werden kann, wenn nicht die Tragik dazwischenkommen soll. Die Tragik! — Hören Sie, mein Herr? Sie haben's verstanden — Sie! Nun wohl — Sie würden dem Mädchen die Heimat wiedergeben, wenn Sie Sternstraße Nr. 9 ziehen würden. Dort ist es entstanden, unterm Künstlerblick entstanden. Dort war das Atelier Pierre Cardigans — soll ich sagen: des ‚großen' Cardigan? Er hat diese Stadt verlassen — seit einigen Monaten. Ich darf sagen, das Licht fehlt diesen Mauern, seit er geschieden ist."

Ihr wart stumm geworden unter diesem Geschwätz. Ihr blicktet plötzlich so sonderbar auf das weiße Gebilde. Euch war so, als hätt' es plötzlich Leben und Stimme bekommen. Nun konnte es ja gar nicht anders sein: es mußte dahin, wohin die Weisung es lenkte!

Wie ihr alle halfet bei dem Werk der Überführung! Wie ihr sorglich wachtet über die weißen Glieder, über die Sicherheit der Tragbahre! Wahrlich, für euch war es ein Erlebnis, wie ihr es verwunderlicher wohl kaum je genossen hattet, ihr Realmenschen mit dem Blute, das der greifbaren lebendigen Gegenwart entgegenpulst und die Kunst nur erschauernd in unbewußter Abwehr empfindet! Arm in Arm zogt ihr durch die Straßen der Stadt — vorauf die sorgfältig verpackte, feierlich getragene Statue — ein Totes und doch ein Lebendiges! In der Mitte mich, den reichen Erben, der mit einem Schlage aus einem kümmerlichen Kunstjünger ein üppiger Kunstmäcen geworden war. Das konnte euch nicht alle Tage zukommen! Denkst du noch manchmal daran, William, Freund?

Und nun das große, kahle Atelier des weggezogenen Meisters, der durch die Phantasie ausgeschmückte Arbeitsraum in fahlem Nordlicht, dazu das merkwürdig häßliche, alternde stumme Mädchen — Wera, die Wahre, die Strenge, mit Namen — die uns, die übermütigen reichen Jungen, in die ärmliche Wohnung einließ, den Raum unter sichtlichem Widerstreben vermietete und erst zu Lebensfarben kam, als plötzlich die Figur hereingeschafft und enthüllt wurde mit der Frage: „Wo hat sie gestanden?"

Wie sie da aufschrie, wie sie zitternd mit dem Finger auf die Stelle wies: „Da! da!" atemlos, fast keuchend hin und her rannte, die Unterlage in Ordnung brachte, dieselbe, die dem Werk früher gedient hatte. „O, so! O, hier!" Alles in grenzenloser glücklicher, verwirrender Aufregung, mit Augen, denen ich solch verschönenden Glanz immer abgesprochen hätte, und dann zu den streichelnden Blicken die Entschuldigungen: „Meine Herren, Sie werden begreifen! Ich habe das Werk entstehen sehen — ich hab' es mit erstehen lassen, gewissermaßen. Es war mir genommen, als der Meister es hingab — wer hätte auch daran gedacht, daß er es tun würde! Aber damals, wie er so plötzlich verschwand — o, es war traurig und furchtbar! Und dann kamen die Leute, holten es — sie holten mein Liebstes. Wir dachten nicht an die Ausstellung, nicht an einen möglichen Verkauf — das konnte ja gar nicht sein —" Sie brach ab. Sie strich sich über die Augen. „Nun ist es wieder da! Es wird bleiben? Sagen Sie, daß es hierbleibt!"

Das ging so minutenlang, und dann kam der plötzliche Ausbruch: „Mein Gott, was wird Hermione sagen!" Und auf einmal bei dem hastig ausgestoßenen Namen der Umschwung, das auffallende Schweigen, das

Digitized by Google

fast feindselige Umherblicken! Konnte einer das Wort, den Namen gehört haben?

Ihr lachtet, scherztet; euer aufgeregtes Gebaren sprach davon, wie wunderlich euch zumute war. Mir allein fiel der Name in die Seele — Hermione — ein Stück lodernder Brand, an jenem Tage noch rasch unterdrückt durch die Galgenhumorstimmung: Lebt ihr Jungen und laßt mich leben! Aber später, bald — in der Einsamkeit — da kam er wieder — immer wieder —

Wir zogen von Kneipe zu Kneipe. In einer Weinwirtschaft am Bahnhof schieden wir, nach vier Richtungen bald auseinandergesprengt. So würde es nie wieder werden, und ob wir uns hundertmal im Leben wiedersahen, das wußten wir! Da war etwas gewesen, das hatte uns, die Getrennten, seltsam verbindend berührt, zusammengeschlossen. Nun standen wir im Augenblick des Scheidens stumm voreinander, alle dasselbe in Gedanken — jenes Mädchen mit den Katzen, meine Erwerbung. Ihr flogt hinaus, ich allein kehrte zu ihr zurück. Beschlich euch Neid? Eifersucht? — Vielleicht. Aber als der Zug pfiff, atmetet ihr doch auf, und ich sah etwas wie Mitleid in eurem Blick.

Nun hatte ich sie zu dulden und zu tragen — dieser Gedanke lähmte mich drei Tage. Dann griff mich das Fieber des Schaffens. Bald war ich für die Welt verloren. Die Statue verhängte ich. Was ich aus ihr hatte herausholen können, war mein; nach dem ersten Blick: mein! Jetzt mußte der Quell in mir springen!

Ich vergaß Essen und Trinken; ich sah die Gestalt vor mir, und ich formte drauflos. Aber da verging keine Woche, daß ich nicht wieder zerstörte, was gefertigt war. Das erstemal tat ich's stumm, mit dem Bewußtsein: Bald machst du's besser. Das zweitemal lachte ich auf im ahnenden Unvermögen, diesen unsagbaren Fluß der Linie, die mich lockte, zur Ausführung zu bringen. Ich fragte in grimmiger Laune Wera nach weiblichen Modellen. Unfreundlich genug bekam ich Antwort. Mich störte diese Art nicht; ein Modell war bald geworben. Viermal wechselte ich in kurzer Zeit. Eines Abends schickte ich auch das fünfte nach Haus. Als ich mit ein paar Griffen zerdrücken wollte, was dem Mädchen zur Marter geworden sein mußte, und was mich sieben Tage lang gefesselt gehalten hatte, stand plötzlich Wera hinter mir, Verwirrung im Blick, wachsbleich, die Hände erhoben: „Herr Cardigan!"

„Was gibt's?"

Sie sah mich fast blöde an. Sie fuhr sich über die Augen. „Wo ist er?" Ratlos stierte sie um sich. Dann stieß sie mühsam heraus: „Da war doch sein Schrei! — Er war's — gewiß, er war's!" Und dann nach einer Pause: „Oder hab' ich's im Schlaf gehört —?"

Ich starrte sie an. „Hab' ich geschrien?"

„Ich weiß nicht. Der Vorige schrie einmal so — dann ging er und kam nicht wieder."

„Cardigan?"

Sie nickte, warf einen raschen Blick auf die zerstörte Figur und erschrak. Da fühlte ich, daß dieses Mädchen tiefer sah als ich, daß sie schon erblickte, was mir noch verborgen war. Warum sprach sie es nicht aus? — Ich stand und wartete. Stumm schlich sie fort.

Von Stund' an hatte ich eine Späherin um mich, eine Sklavin, eine — Feindin.

Zurückgehaltene Erregung lag in ihrem Gange, ihrer Haltung, in der geräuschlosen Geschäftigkeit ihrer Hände, sobald sie bei schweigendem Eintreten mich an der Arbeit sah. Ging diese erfolgreich vonstatten, so begann ihre Dienstwilligkeit sich zu verdoppeln, versuchte, meinen Wünschen zuvorzukommen. Es schien, als schaffte dies Mädchen ungesehen mit am Werke, als strebe sie einem Ziele zu, das mit dem des Schaffenden zusammengehörte. Rüstete ich mich aber schließlich zum entscheidenden Abschluß, zum Zusammenarbeiten des einzelnen, kam eine gewisse Begeisterungsstimmung über mich, in der ich von meiner Umgebung zum mindesten Zurückhaltung forderte, wenn nicht gar Verständnis und Takt, dann konnte ich gewiß sein, ihren Gang schleichend zu finden, daß er mich erregte; ihre Augen voll heimlicher Besorgnis, die mich aufbrachte; ihre Stimme wehleidig mich anrufen zu hören, daß ich erschrak.

Irgend etwas zwang sie zur Sprache, aber sah ich sie auffordernd an, bebte sie zurück; reizte ich sie, zeigte sie stummen Trotz.

Einmal schleuderte ich ihr meine Entdeckung zu: „Peter Cardigan hat das Werk nicht aus dem Nebel gegriffen! Sie könnten mir helfen! Warum wollen Sie nicht?"

Digitized by Google

Da erbleichte sie und verließ hastig das Zimmer. Tagelang ließ sie sich nicht vor mir sehen. Als wir uns wieder gegenüberstanden, gab es Zank. Ich vermochte nicht mehr, sie um mich zu dulden. Ihre Hartherzigkeit reizte mich maßlos.

Allmählich begann auch die ganze Umgebung auf mich zu drücken. Das war ein Geheimnis in den Räumen, um den früheren Bewohner, um sein Modell — er war davor geflohen, ich mußte darunter leiden.

Eines Tages betraf ich mich auf dem wahnwitzigen Gedanken, Wera zur Preisgebung des Geheimnisses zu zwingen, mit dem Meißel in der Faust den Namen des Modells aus ihr herauszuholen. Ein Ungefähr rettete mich vor der Ausführung des unseligen verbrecherischen Planes. Nun aber wußte ich, daß ich so weit war, wie Pierre Cardigan einst gewesen. Auch ich hielt den Anblick des Unfertigen nicht mehr aus. Aber weitergeben, was in mir solche Zerrissenheit hervorgerufen hatte — es gar wieder zu verkaufen —? Nein! Der maßlose Zorn in mir ließ das nicht zu. Ein Schlag, ein dumpfer Fall, der Marmor lag in Trümmer.

Nebenan schrie eine Stimme wehleidig auf.

Da floh ich, entsetzt vor mir selbst, aus dem Hause. Obgleich der Abend dunkelte, kehrte ich nicht wieder zurück. Ruhelos durchstrich ich die Umgegend. Eine ganze Nacht hab' ich durchwandert, einen Tag im Walde durchschlafen.

Am Abend des zweiten Tages aber stand ich doch wieder vor dem Hause, an das ich gebannt war, und trat geräuschlos wie mein eignes Gespenst in den Raum, der nun einmal mein Schicksal spann.

Die Tür war offen. Zwei weibliche Gestalten standen in meinem Arbeitsraum neben dem verhüllten Trümmerhaufen, vor dem Tonklumpen, an dem ich zuletzt gearbeitet hatte.

Wera sprach von ihm, sie zeigte darauf, erklärte etwas — alles mit spröder, gebrochen anmutender Stimme, mit der man um Totes trauert. Als sie sich wandte, sah ich Tränen an ihren Wimpern glänzen.

„Wera!" rief ich. Da zuckte die andre schlanke Gestalt zusammen, zog hastig einen Schleier tiefer über das Gesicht und trat in das Dunkel der Fensternische. Das Mädchen aber faßte meine Hände, riß mich an sich und war ganz Seligkeit. „Daß Sie wieder da sind! Daß Ihnen nichts geschehen ist! Sie sind nicht so hart wie der andre! Ich glaubte Sie schwächer — o Gott, stärker sind Sie, viel stärker! Wenn Sie nicht wiedergekommen wären! — Aber warum verzweifeln Sie an sich selbst? Was hier liegt — sehen Sie es doch recht! O, Sie können es ja schaffen! Glauben Sie es doch nur, daß Sie es können!" So schwatzte sie, von unverständlicher Besorgnis erlöst und in offener Freude. Ich aber konnte bei ihren kindlichen Versicherungen meiner Kraft nichts empfinden. Ich wußte ja besser, wie es stand, und daß ich unselig war für immer in dem, was ich erstrebte.

„Sie haben Besuch —" sagte ich ablenkend und wandte mich der von einem dicken Wintermantel Verhüllten zu. Da traf ich auf ein bewegungsloses, gleichsam versteinertes Menschengebilde, das nicht zu enträtseln war in seiner Leblosigkeit. War es eine Frau? ein Mädchen? War sie alt oder jung? Nur brennende Augen sah ich durch den Schleier. Daß ich beobachtet, eingefangen wurde mit allen meinen Auslassungen, fühlte ich triebhaft.

„Verzeihen Sie — eine Freundin — eine, die Anteil nimmt an — mir!" Wera stotterte, fuhr sich über das Gesicht. „Komm! Komm doch!" Rasch öffnete sie die Tür, drängte mich zur Seite —

Und dann geschah, was ich erwartete. An der ersten fluchtartigen Bewegung der Fremden entdeckte ich: Sie war es!

Aber die Erkenntnis trieb mich nicht zu rascher Tat — zum Zugreifen, Entlarven! Tiefe Ruhe vielmehr überfiel mich nach dem tollen Wirbel des Fiebers, das mich umgetrieben hatte.

Hinter mir war der Schlüssel abgedreht. ich hatte es wohl gehört. Ich mußte hinauslachen vor jäh ausbrechendem Glück. War sie in meiner Nähe, dann wollte ich sie wohl finden! Was sollte es geben, das mich davon zurückhielt! Etwa ein Türschloß?!

Von nun ab beobachtete Wera mein Ausgehen mit Besorgnis, meine Wiederkehr mit heißer Spannung. Kam ich im Dunkel. machte sie rasch Licht, mein Gesicht zu beleuchten; wandte ich es ab, ruhte sie nicht eher, als bis sie meine Stimme gehört hatte. Ich hätte ihr längst zuschleudern können: „Hermione heißt Ihre Freundin!" Als ich es endlich tat, zuckte sie zusammen und ließ

Digitized by Google

mich von da ab in Ruhe. Nach zehn Tagen wußte ich, daß Pierre Cardigan häufig im Haus der alten Pfarrerin Adelung zu sehen gewesen war, deren Tochter Hermine ihn angezogen habe. Geschwätzige Nachbarn trugen mir über beide Märchenhaftes zu. Die einen behaupteten, sie wäre seine Tochter; die andern schworen, seine Geliebte.

Von da ab besuchte ich ein der Adelungschen Wohnung gegenüberliegendes photographisches Atelier häufiger, angeblich, um an den schönen Landschaftsaufnahmen des Besitzers zu lernen. In Wahrheit wollte ich Hermine Adelung — Cardigans Hermione — von Angesicht zu Angesicht stellen.

Eines Tages bemerkte ich sie von meinem erhöhten Standpunkt am tiefer liegenden Fenster gegenüber. Sie beugte sich auf das Gärtchen hinab, die Pracht der Rosen zu bewundern — aus dieser Stellung hob sie den Kopf, die Augen — Da wußte ich, daß ich sicher gefunden, was ich suchte. Sie war es — das Vorbild des „Mädchens mit den Katzen"! Der Flechtenkranz, die gerade Nase, das energisch vorgeschobene, großgerundete Kinn, alles gehörte zusammen — und in diesem Augenblick kam selbst der in eigentümlicher Verwirrung fast hilflose Blick, den ich schon am Bildwerk angedeutet gefunden hatte, dazu.

Ehe sie ihrer Mutter noch irgendwelche Weisung geben konnte, war ich an der Tür und hatte Einlaß gewonnen.

Ich traf ein ältliches, von der Gicht verkrümmtes Frauchen, gab mich — fast fieberhaft eifrig lügend — als Bekannten Cardigans aus und ließ mir klagen, daß sich der langjährige Freund des Adelungschen Hauses jetzt so selten sehen ließe. Er mache so ausgedehnte Reisen. Ob das ein Steinschneider nötig habe?

Bald erkannte ich, daß das überaus harmlose Frauchen nichts von dem wußte, was er in Wahrheit getrieben — was ihn vertrieben hatte. Ihr hausmütterlicher kleiner Geist hätte nie verstanden, was ich von ihrer Tochter wünschte. Ich konnte also keine Fragen nach dieser Richtung hin tun.

Dorfpfarrersleute der schlichtesten Art mußten sie gewesen sein, in einer ablegenen Gegend, wo noch das priesterliche Patriarchentum herrschte. Hermione mußte viel Zeit und Gelegenheit gefunden haben, allein zu leben und sich auf ihre Art zu bilden. Noch jetzt lebte sie einsam neben ihrer Mutter her. Ich sah viele gediegene Bücher, manch gutes Bild. Ob ich gleich Eigenartiges von dem Mädchen erwartet hatte, jetzt ahnte ich andre Widerstände, als ich gefürchtet.

Zunächst ließ sie meinen Verkehr im Hause zu, wich mir jedoch aus, so viel sie konnte. Mit der alten Mutter hatte ich bald Freundschaft geschlossen — deren Herz hatte ich schon mit Fragen nach ihrem lieben Pfarrherrn gewonnen. Was aber half mir das, wo mir Hermione kaum einen „guten Tag" gönnte und mir ihren Anblick auf jede mögliche Weise entzog!

Mußte sie sich zeigen, so stak ihr Kopf in einer jener großen Hauben ihrer Mutter, die sie — nach eigner Aussage — der Bequemlichkeit wegen aufzutragen pflegte. Ihren Hals umschloß jene Art hoher Rüschen, die nichts freigeben; und was sie in die Waschkleider, die sie trug, an Steifheit hineinzulegen wußte, konnte nur die mühevolle Arbeit einer geübten Plätterin zuwege gebracht haben.

Ich hätte lächeln müssen über solch ergebnisloses Bemühen, meinen Blick zu täuschen, wenn in mir der Trieb, mehr zu erreichen, nicht gar so stark gewesen wäre.

Überraschte ich sie einmal zur ungewohnten Zeit, und konnte sie nicht gut entschlüpfen, ohne mir zuviel von ihren Bewegungen und Körperlinien preiszugeben, so stand oder saß sie lange schweigend und fast leblos. Steigerte ich dann meine Lebhaftigkeit, verstand ich es, die alte Dame anzuregen, indem ich alte Zeiten heraufbeschwor und ihr so die Jugend wiederbrachte, dann leuchtete mir wohl aus des schönen Mädchens rätselhaften Augen unbewußt und überraschend eine feurige, dem Guten zugewandte schöne Seele entgegen — mein Künstlerherz aber mußte sich unbefriedigt weiter nach ihres Leibes Schönheit sehnen.

Langsam zwar schwand ihre fast feindselige Fremdheit.

Sie fehlte nicht mehr, wenn die Zeit meines Besuchs gekommen war. Ja, ich bemerkte, daß — scheinbar unabsichtlich — kleine Vorbereitungen dazu getroffen waren, die kurzen Stunden durch die Kunst selbst zu verschönen oder wenigstens durch Gespräche über ein künstlerisches Werk zu erheben. Unsre Freundschaft wuchs sichtbar. Es kamen Tage, wo ich hoffte, bald aussprechen zu können, was ich stürmisch be-

Digitized by Google

gehrte. Dies machte mich weich, legte mir Herzenstöne auf die Lippen, trotzdem ich mich bemühte, unbefangen zu erscheinen.

Auch Hermione kam mir entgegen — fast fühlte ich bereits eine Verständigung. Da setzte eines Tages unerfindlicherweise der Rückschlag ein. Sie entzog sich meiner Leitung fühlbar.

Schmerzlich erregt grübelte ich eine Zeitlang fruchtlos über die Beweggründe zu solchem Tun nach. Als ich aber wieder einmal fast feindselig empfangen wurde, wo uns tags zuvor noch herzlichstes Aussprechen innerlich zusammengeführt hatte, erblickte ich einen Brief mit steifer, ungefüger Aufschrift und der Ortsstempelung „Gmunden", den sie hastig zu verstecken bemüht war.

Meine Ahnung in dem Augenblick sagte wahr: Pierre Cardigan schrieb an sie! Und diese Briefe bedeuteten etwas Ungewöhnliches! — Ich spürte es aus Hermiones Blicken, darin ich zu lesen gelernt hatte. Das Feiervolle ihres Gesichtsausdrucks, das sie über die Mitwelt hinaushob, das aber auch eine leise, vielleicht seelische Verstiegenheit ankündigte, wich nach Empfang solcher Briefe einer deutlichen Verwirrtheit, die sie hilflos und sehnsüchtig nach einer Stütze machte — gerade wie bei jenem Blick der Marmorfigur. In solchen Augenblicken konnte es geschehen, daß sie sich in meiner Nähe zu schaffen machte und doch gleich darauf meine Gegenwart floh — ein Wechsel von scheuer Annäherung und triebhafter Furcht, der mich peinvoll berührte.

Wo war der Schlüssel zu dieses wunderlichen Wesens Art?

Ich wurde täglich ungeduldiger, es zu enträtseln. Ich schonte sie nicht mehr. Ich schlug in Gegenwart der Mutter das Thema künstlerischer Arbeit an, ich erwähnte offen, daß ohne lebende Modelle und Aktstudien kein ernsthaft Schaffender vorwärts käme. Während mir die alte biblisch-fromme Dame schaudernd zuhörte und endlich entrüstet erklärte, Mädchen, die sich zu solcher Bloßstellung hergäben, für die verworfensten Geschöpfe halten zu müssen, zitterte die Tochter so, daß sie, unfähig sich zu erheben, auf den Sitz zurücksank und mich nur hilfeflehend anzusehen vermochte.

Nun wußte ich, daß ich mit allen Mutmaßungen recht hatte und Macht auf sie ausüben konnte.

Meine innere Ungeduld trieb mich dazu, die nächste Gelegenheit zu ergreifen.

Schon andern Tags kurz nach Tisch eilte ich zu ihr. Die Mutter schlief um diese Zeit. Nie war ich zu solcher Stunde eingelassen — heute öffnete Hermione bereits auf das leiseste Klopfen.

„Ich habe Ihren Schritt erkannt," sagte sie, als sie mich eingelassen, mit geisterhaft bleichem Gesicht und trat leise zurück.

„So wissen Sie auch, warum ich komme," erwiderte ich und zog die Tür hinter mir zu.

Sie sah mir fest in die Augen. „Wozu die Verstellung! Ja, ich weiß es!"

Sie stand da, mit völlig umgewandeltem Wesen, sicher und fest. Sie flößte mir Hoffnung ein und vernichtete sie doch zu gleicher Zeit.

„Wissen Sie auch, was mich treibt?" flüsterte ich ihr zu. „Daß Sie mir alles versagen können — daß ich alles von Ihnen empfangen kann?!"

Eine feine Röte überflutete sie. „Sie brauchen nicht zu reden — ich habe Ihr Werk gesehen — — Ich beklage Sie."

Ich faßte ihre Hand. „Hermione!"

„Nennen Sie mich nicht so! Ich heiße nicht so!" Sie rang, sich freizumachen, ich hielt sie fest.

„Einer hat Sie so nennen dürfen! Hat auch dieser eine Künstler nur empfangen dürfen, worum ich Sie bitte — Ihre körperliche Schönheit?"

Sie fuhr tief erschrocken zusammen. Sie erbleichte jäh. „Nicht der Künstler war es, bei Gott nicht! In dem einen sah ich die Kunst!"

„Und in mir? Sie sagten, Sie hätten mein Werk gesehen — es ist zerfallen — es mußte zerfallen! Und doch, es könnte erstehen! Hermione, es könnte erstehen, wie ich es sehe, wie ich es fühle — in seiner ganzen Schönheit!"

In ihr versteinerte etwas. Eine schwere Faust hatte ihr Herz geschlagen. Die Gesichtszüge zeigten es. Sie blickte starr vor sich hin — sie weilte träumend in vergangener Zeit. Ihre Rede war ein Flüstern.

„So sprach der andre auch," sagte sie langsam. „Als er vorgab, fertig zu sein, hat er mir nicht in die Augen zu sehen vermocht. Er wußte, was ich ihm gegeben — er ist geflohen vor sich selbst, vor seinem Werk — er hat es verkaufen können, viel-

Digitized by Google

leicht in letzter Rettung verkaufen müssen! Aber so verkaufen! So!" Sie schüttelte das Haupt, ihre Hand lag bebend auf dem zuckenden Herzen, sie atmete schwer wie eine Sterbende.

In meiner Erregung griff ich sie an der Schulter. Ich mußte sie jenem entreißen, sie zu mir wecken. „Und wenn ich Vollender wäre!" rief ich, „wenn ich vermöchte, was dem andern zu schwer gewesen —!"

Seltsam flimmernd in tiefer Qual traf ihr Blick in meine Augen. Langsam wandte sie den Kopf. „Warum quälen Sie mich! Es ist zu spät —" Und nach einer Pause: „Das war, was ich Ihnen zu sagen hatte."

Zu spät —?!

In tiefster seelischer Erschütterung schied ich von ihr. Sie hatte mir etwas abgerungen, was ich zwischen uns nicht hatte aufkommen lassen wollen, weil es mein Begehren eher schädigte als unterstützte — das war geistige Hochschätzung. Nach ihren letzten Worten, die ein tiefer ehrlicher Schmerz durchdrang, war mir klar, daß ich meine Macht über sie nicht steigern durfte, wenn ich nicht ehrlos werden wollte vor ihr und vor mir selbst. Daß ihre Beweggründe die reinsten gewesen und noch waren, hatte ich längst eingesehen. Nun konnte ich nur noch versuchen, sie aus dem Bann zu lösen, den Cardigan trotz seines Unvermögens rätselhafterweise noch immer um sie geschlagen hielt.

Von dieser Begegnung und ihrem wenig vorauszusehenden Ausgang ab stand eine Reise an den Traunsee bei mir fest, so zweifelhaft ein Erfolg bei einem Besuch des Künstlers selbst war.

Als ich den Tag der Abreise festgesetzt hatte, trieb es mich unwiderstehlich, Hermione noch einmal aufzusuchen und ihr völlige Gleichgültigkeit vorzutäuschen. Aber so gleichmäßig und wenig auffällig ich mich zu geben glaubte, Hermione las mir das Neue dennoch sogleich aus den Mienen. Vor meiner erkannten verkappten Entschlossenheit überfiel sie ein nervöses Zittern, das während der Besuchszeit sichtlich zunahm. Ich spürte, wie oft sie nahe daran war, mich direkt zu fragen. Ein Aushorchen hätte ihrer lautern Seele ferngelegen. Noch beim Abschied faßte sie meine Hand, drängte sich mir nach auf den Flur, und ich sah ihre Lippen beben, hörte sie verständnislose Worte stammeln. Die Mutter rief sie unwillig dreimal beim Namen. Schwer nur fand sie sich darein, dem Rufe zu gehorchen und zurückzutreten.

Was hab' ich dem Mädchen in jenen Tagen angetan, William!

Wenn ich es hier und in dieser Stunde überdenke —! Fassungslos möchte es mich machen! — Wie ich diesen reinen Geist, dies lautere Mädchengemüt, dies ganz auf sich gestellte Geschöpf von allen Ankern losgerissen, es zum Äußersten getrieben habe! Der Name eines bösen hartherzigen Quälgeistes ist noch zu gut für mich! Sie aber hat mir mit den beiden edelsten Gaben vergolten, die es gibt — mit beiden, William! Sie hat mich ja damals schon geliebt — immer geliebt, William, seit sie mich gesehen! — Laß mich dir das beichten! Höre mir zu! Du sollst mich verstehen und sie! Du sollst entscheiden, ob Schuld gewesen auf einer Seite, oder ob das Geschick es böse mit uns gemeint! —

Wie schwer ich auch damals von ihr loskam — mein Reisevorhaben hab' ich doch wahrgemacht — — wenn auch das Schicksal nicht wollte, daß wir uns trennten!

Damals — William! Und heute —?! Du große, gütige Allmacht — — heute?!

Ich nenne nicht Zufall, was sich am andern Morgen ereignete. Daß ich in der Frühe kaum im Waggon saß, mißmutig durch die Scheiben blickend, und daß ich ihre schlanke, von einem schweren grauen Wollmantel gänzlich verhüllte Gestalt erblickte, so wie sie mir das erstemal entgegengetreten war! Soll das Zufall sein, wenn die Gedanken in zwei Köpfen zugleich erstehen und gleiche Entschlüsse erzeugen? Wenn Entschlossenheit auf der einen Seite Tatkraft auf der andern auslöst? — Dennoch war ich an jenem Morgen ungläubig. Sie, die ihre Mutter noch nie verlassen hatte, so geringe Zusammenhänge es auch zwischen ihnen gab, sie auf Reisen?!

In fast schreckhaftem Antrieb verbarg ich mich hastig.

Ob sie mitfuhr? wirklich mitfuhr? — Ohne ihr mögliches Ziel ins Auge zu fassen, geriet ich bereits in unsagbare Aufregung. Ich weiß jetzt, daß mir alles Kommende schon damals wie ein Traumgesicht vor Augen stand.

Als sich der Zug in Bewegung setzte, war sie auf dem Bahnsteig nicht mehr zu sehen.

Digitized by Google

Sie hat vor dir fliehen wollen! schrie es in mir. Wie, wenn sie den einzigen aufsuchte, der ihr nahesteht? Wenn sie zu Cardigan fährt, sich von ihm gänzlich freizumachen oder sich ihm erst ganz an den Hals zu werfen?

Meine Sünden überfielen mich. Ich wußte, ich hatte alles getan, sie vom Hause wegzuscheuchen und dem andern willfährig zu machen.

Gleich einem bezahlten Späher war ich nun auf allen Stationen geschäftig, die Aussteigenden zu überwachen. Als sie niemals darunter gewesen, fieberte ich dem Haltepunkt an der Grenze entgegen, wo unser Zug wegen der Zollstation sein Ende fand. Als letzter stieg ich aus — passierte langsam den Zolltisch — da stand sie — wahrhaftig! — an der Fahrscheinausgabe und kramte in ihrem Täschchen.

Kaum war sie gegangen, so nahm ich bereits ihren Platz ein. „Eine ebensolche Karte wie die Dame!" — Ich leerte meinen Geldbeutel auf dem Zahltisch, ich ließ den Mann verwundert sich das Seine nehmen. Ich starrte nur immer auf die Karte: Linz in Oberösterreich! Zwei Stunden davon lag Gmunden und der Traunsee! Es war richtig — sie fuhr zu ihm!

Die rote Glut unerklärlicher Gefühlserregung schoß mir ins Gesicht und machte mich fast blind.

Ihm, dessen Schwäche sie erkannt hatte, der sie durch den Verkauf des Bildwerks im Heiligsten hatte verraten können, ihm strebte sie zu — auf der Flucht vor mir! Was hatte er ihr getan! Und was begehrte ich? Hätt' ich jemals ein Stück zum Kauf gestellt, das nicht durch sich selbst bestand? — Sicherlich hatte Hermione in heiliger Begeisterung einzig der Kunst dienen wollen, sicherlich war er geflohen, weil er seine Niederlage in ihren Augen nicht mehr hatte ertragen können. — Woher aber dann der unverständliche Antrieb, aus dieser Niederlage Kapital zu schlagen? — Er hatte sie los sein wollen für alle Zeit! Weiter vermochte ich nichts daraus zu entnehmen.

Und nun war sie auf dem Wege zu ihm!

Die Stunden der Fahrt flogen wie im Traum dahin. Es war Abend, als wir in Linz ankamen. Mit dem Gang einer Nachtwandlerin schritt Hermione durch das Gedränge der Reisenden, hielt einen Augenblick an der Fahrkartenausgabe inne, setzte aber dann den Weg in die Stadt hinein fort. Wollte sie noch eine Nacht zwischen sich und das Ziel legen? Wollte sie im hellen Tageslicht vor Cardigan treten?

Ich bewachte ihre Schritte. Mir war ein Trupp junger Übermütiger aufgefallen, die unter des Mädchens plumper Verhüllung Reizvolles ahnten und ihr eine Zeitlang mit bezeichnenden Gebärden folgten.

In mir siedete das Blut bei dem Gedanken, sie möchte die Belästigung spüren. Endlich — durch ihr Verhalten unschlüssig geworden — schwenkten jene Burschen ab. Hermione aber trat in eine schlichte Pension ein, dort zu nächtigen.

Als sie verschwunden war, suchte ich die lange Donaubrücke auf, starrte in das nahe brausende Dunkel unter mir und in die von zahllosen Sternen durchflimmerte Ferne hoch oben. Auch meine Nähe war unklare Flut — auch meine leuchtenden Sterne waren weit. In mir wühlte es von tausend Empfindungen, Keimen zu Entschlüssen, ziellosen Fragen und unbefriedigenden Antworten.

Was half mir alles, wo ich meine künstlerische Seele gefangen wußte — gefesselt an ein Mädchen, das mich floh?!

War das eine Nacht!

Mit dem ersten, wenig benutzten Frühzuge reiste Hermione weiter. Bei ihrer Versunkenheit hatte ich es leicht, mich im Bahnhofsgebäude vor ihr zu verbergen. Eben wurde der Zug abgerufen, und ich wollte einsteigen, da stürmte noch jene abenteuernde Schar heran, die mir bereits am Abend aufgefallen war. Während die ersten, in der Hast, Plätze zu bekommen, nicht bis zu Hermiones Abteil gelangten, entdeckte der letzte ihren Sitz und stieg zu ihr. Im nächsten Augenblick schwang ich mich in das Nebenabteil, das mit jenem zusammenhing.

Hier saß ich allein, pochenden Herzens.

Solange die Mitinsassen des andern Raumes eine Annäherung des Unternehmungslustigen unmöglich machten, blieb dort alles still. Von Fenster zu Fenster nur flogen auf den Stationen die Bemerkungen über den Vorzug des Wagenplatzes, über holde Aussichten, interessante Gesellschaft und ähnliches. Kaum aber waren die Mitreisenden ausgestiegen und der Zug wieder in Gang gekommen, als der Zudringliche auch bereits seine Belästigungen begann. Unter seinen

Digitized by Google

schalen Späßen, vor seinem Beginnen, den Liebenswürdigen zu spielen, saß ich geduckt, des Kommenden gewärtig, und ich weiß, daß sich meine Fäuste von selbst ballten. Alles trieb mich, der Bedrängten beizustehen, und alles hielt mich zurück.

William — William — der Teufel hatte schon damals seinen Spaß an mir — und ich wußte es nicht! Es mußte erst über mich ergehen, was gestern und heute geschehen ist, eh' ich zur Klarheit über mein Gefühl gelangte! Sieh, so hält der holde Wahnsinn im Künstler alles übrige nieder! So ist seine Kunst Alleinherrscherin in der armen Seele, die sie ergriffen hat! Was ich in den Minuten erlebt habe, wo ich Hermione so nahe war, ohne für sie eintreten zu können — ich gönne es niemandem — und doch sollte es nur der Anfang meiner Marterzeit sein!

Höre weiter!

Wie es gekommen, weiß ich nicht. Hat sie einen Schrei ausgestoßen? den Burschen zurückgeschleudert? sich an ihm vorübergedrängt? Genug, sie stand plötzlich am Eingang zu meinem Abteil, den schweren Wintermantel nur noch halb auf den Schultern, mit zartem weißem Sommergewand einfachsten Schnitts, ohne jeden Zierat, umkleidet, im Antlitz die Blässe der Empörung zeigend. Vielleicht, daß sie von einem zweiten Reisegast nichts gewußt; vielleicht, daß sie mich, den in der Ecke Zusammengeduckten, noch gar nicht gesehen hatte!

Da sprang ich auf — da drangen unsre Blicke ineinander — da erstarrte sie und sank langsam gegen die Wand — fassungslos — eine Überraschte, Gebannte, Hilflose. Daß der zudringliche Dritte noch lächelnd mit frecher Miene etwas äußerte, daß er das Halten des Zuges auf der nahen Station zum Aussteigen nicht vollständig abwarten konnte, weil ich ihm die Tür etwas zu früh geöffnet hatte, machte auf sie keinen Eindruck mehr. Ich fühlte die fragenden, heißen Mädchenaugen auch, als ich mich abgewandt hatte, und ich mußte den Blick noch einmal in sie versenken, eh' ich den Raum verließ. So stand ich mit der Hand am Türgriff in der Erwartung ihres Wortes — da schlug der Schaffner die Tür zu — der Zug rollte weiter.

Sie hatte mich nicht fortgewiesen — nicht fortweisen können!

Die hohen Schrofen der Salzkammergut-Alpen blickten längst mit abenteuerlich-grotesken Umrissen von fern in unser Wagenfenster, als zwischen uns die ersten Worte fielen.

Ich drang in sie, mir zu sagen, warum sie vor mir floh, was sie dem andern zutrieb. Ich beschwor sie mit dem Feuer eines Menschen, der um sein Höchstes kämpft. Ihr Blick streifte öfters verloren meine Augen — es war, als suche sie auf meinem Gesicht mehr noch, andres, als ich durch Worte ausdrückte — sie flammte mich dann mit verhaltener auflodernder Leidenschaft an, aber sie schwieg. Wie eine Gekuebelte war sie anzusehen, die sich mit den letzten möglichen Zuckungen noch wehrt.

Ich Tor hielt das, was aus ihren verzerrten Zügen sprach, für kalten Zorn, während sie die Abweisung doch mit der letzten Kraft ihrer gepeinigten liebenden Seele erkämpfte. „Lassen Sie mich meinen Weg gehen!" stieß sie hervor, als wir in Gmunden einliefen. „Mein Weg ist nicht der Ihre!" Sie wiederholte diese Worte nochmals mit aller Bestimmtheit, mit befehlendem Tone — sie gab sich so kraftvoll, so entschieden, doch spürte ich endlich jetzt, daß hinter dieser Tapferkeit der Tränenstrom der Leidenschaft lauerte, hervorzubrechen in wildem, ungezügeltem Ausbruch.

Das machte mich unentschlossen, weich. Ich brachte es nach dieser Erkenntnis nicht über das Herz, ihr zu folgen.

Aber schon im nächsten Augenblick bereute ich diese Schwäche. Hermione hatte ihre Tasche ergriffen und war fort, wie von der Erde verschluckt. Ob ich auch den Bahnhof durchschritt, die nächsten Straßen der nahen Stadt durchsuchte, ich fand sie nicht wieder. Daß sie die Bahn nicht weiter benutzte, war mir klar. Aber hielt sich Cardigan in der Stadt auf?

Ich forschte in kurzer Zeit jeden aus, der mir zur Hand war. Die Polizei wußte nichts von einem Manne gleichen Namens, das Adreßbuch führte ihn nicht. Von einem Schiffer, der den schönen See befuhr, hörte ich endlich, daß drüben unterm Traunstein mitten unter den Blöcken eines Marmorbruches ein Mann hause, der mit dem Meißel tätig war.

„Wo etwa?"

„Unter der Moos-Alm, bei der Lindenstiege."

Digitized by Google

Nun wollte ich alles dransetzen, vor Hermione bei dem Manne zu sein. Ich hielt den Antwortgeber fest. Wie ich zur Lindenstiege gelangen könnte, fragte ich.

„Zu Fuß am linken Ufer — beschwerlicher Weg!"

Ich verfolgte den Anfang des stark sonnigen schmalen Pfades dicht unter der Felswand mit den Blicken, und ich wandte mich ab. „Etwas andres!"

„Zu Wagen am rechten Ufer und zu Schiff über den See —"

Ich horchte auf. War nicht Hermione nach dem Wagenstandort zu verschwunden? Wenn sie diese Beförderungsart erwählt hatte, wie konnte ich dann hoffen, sie zu überholen!

„Wenn Sie nicht bis Traunkirchen die Bahn benutzen wollen?"

Die Bahn?! Es gab eine Bahnverbindung?! — Ich stürzte zum Schalter, ich saß im Zuge, ich fuhr — endlich, und ich dachte nur: Schneller, schneller als sie!

Aber meine innere Hast half nichts. Kurz vor den ersten Häusern des Städtchens sah ich einen flotten Zweispänner auf der nahen Landstraße am See dahinjagen. Eine weibliche Gestalt saß darin, steil aufgerichtet, beide Hände an der Sitzstange, zum sofortigen Herausspringen bereit. Meine Hoffnung, Erster zu werden, war dadurch vernichtet; aber konnte ich nicht eher als sie zum jenseitigen Ufer und zu Cardigan gelangen, so wollte ich mir wenigstens noch eine letzte Gelegenheit erzwingen, sie umzustimmen.

Ein wenig früher kam ich zum Strande als sie. Einen alten Fährmann machte ich durch Geld geschmeidig. Meine Braut würde kommen — es gälte eine Überraschung — ich wollte sie allein übersetzen! Er hörte mit offenem Munde, die Finger am Ohr, zu, sah auf die blanken Münzen seiner offenen Hand und machte alles zur Fahrt zurecht.

Als Hermione ankam, weilte ich im nahen Fährhäuschen — ich trat erst heraus, als sie ihren Sitz im Nachen bereits eingenommen hatte. Friedevoll die Hände auf dem Schoß gefaltet, das Gesicht dem gegenüberliegenden sonnendämmerigen Strande mit dem gewaltigen Bergkoloß zugewandt, saß sie da, dem Ziele der Fahrt, das ein Ausruhen gewährte, entgegenträumend. Ich fühlte die inniger werdende geheime Verbindung zwischen ihr und dem Ersehnten, und ich haßte sie in diesem Augenblick um der Sicherheit willen, mit der sie nur vorwärts schaute. Hatte sie mich vergessen? — Ich wollte sie das Erinnern lehren!

Der Nachen schoß hinaus. Von den Rudern troff das Seewasser perlend. Blau leuchtete die Tiefe unter uns auf, und in nicht zu ermessender Weite lag die schimmernde Wasserfläche. Da stieß ich den Namen aus: „Hermione!"

Sie sah nicht zurück, sie zuckte nur zusammen, sie hüllte sich fröstelnd dicht in den schweren, alles bedeckenden Mantel, und ihr Kopf sank vornüber in die aufgestützten Hände.

So lag sie, indes der Nachen weiter durch die schimmernde Flut glitt. Um uns war kein Vogellaut, keine Menschenstimme hörbar, ab und zu nur schwang sich ein silberner Fischleib mit Schnalzen aus dem Wasser. Das Morgenlicht schuf leuchtende Sonnen auf allen hüpfenden Wellchen, auf allen Felszacken des Gebirgsstockes, und die Höhen umstanden uns groß und feierlich. Und doch war die Fahrt durch das blühende Sommerlicht für mich eine Fahrt zur Toteninsel. Diese grau verhüllte, dem Auge unansehnliche Gestalt umschloß ein lichtes Leben, und sie trug es für mich dem Tode entgegen, jenem andern nicht mehr zuliebe und mir zuleide. Sie reizte, sie empörte mich, wie mich nie etwas empört hatte. In ihr das Ideal vermuten müssen, das lang gesuchte, heiß ersehnte — und sie an einen alternden Stümper verlieren sollen!

„Mein Gott, gib mir Ruhe!" flehte ich, und die taktmäßige Bewegung der Ruder hielt wenigstens meine Fäuste gefesselt.

Aber die Stimme konnte ich nicht zähmen. Der heißen, bittern, vorwurfsvollen Rede war kein Damm gesetzt. So flogen denn der schweigenden Gefährtin, mit deren gelöstem Haar der Seewind spielte, und die sich vor der Außenwelt in sich selbst zusammenzuziehen schien, alle jene Beobachtungen zu, die mich dazu gebracht hatten, in ihr das Urbild der Cardiganschen Marmorgestalt zu vermuten. Es flogen zu ihr flehende, bettelnde Worte, den gefesselten Künstler in mir, den unglücklichen Menschen zu erlösen, mich zu befreien vor mir selbst, mir zu verschaffen, was allein mich heben, mich halten könne — sie gäbe es ja der Kunst!

Aber mitten in der heißen Rede mußte ich innehalten. Da stand sie vor mir an

Digitized by Google

Fritz von Uhde: Holländisch Näherinnen. (Original im Besitz des Herrn Landgerichtsdirektors Dr. Wulff in Hamburg.)

WESTERMANN MONATSHEFTE

Digitized by Google

der Spitze des Bootes, halb abgewandt, hoch und stolz, wie ich sie nie gesehen, die Wange in roter Leidenschaft erglühend, das Haar flatternd, der Mantel im Seewinde sie umwallend — und die Hand zeigte wie in Sehnsucht gezogen auf die weißen Gesteinsmassen am immer näher kommenden Strande, auf das Hüttchen im Felsschatten darunter, auf die breitbrüstige Mannesgestalt mit dem mächtigen bärtigen Haupt, die sich zwischen den Steinblöcken erhob.

Konnte er es sein, der Verwünschte?

Meine Blicke flogen den Bergkoloß, der sich in den Äther hob, hinan — da glänzten Holzstufen — hundert — zweihundert und mehr vom Strande an ihm empor — die Lindenstiege! Es war richtig — alles richtig!

Und jener? Kam er nicht jetzt zum Ufer geeilt in auffälliger Hast? Hob er nicht die Arme? War da schon ein Erfassen, wo doch kaum ein Erkennen sein konnte?

„Hermione!"

Ich hatte die Ruder emporgerissen, auch ich stand aufgerichtet im Boote, zu allem bereit. Sie hörte meinen Ruf, sie wandte das Haupt, sie erkannte die Gefahr. Von mir zu ihm flog ihr Blick — von mir zu ihm maß sie die Seeweite, und schon stand ihr Fuß auf dem Bootsrande.

Noch erfaßte ich den Mantel, riß ihn zurück — da sah ich ihre weiße Gestalt schon hinabsinken in das bewegte Blau der Tiefe.

Aber sie verschwand nicht. Getragen von den Wellen, glitt sie unter gleichmäßigen Schwimmstößen dahin, dem Ufer zu, und ihre Stimme gellte über die Fläche: „Pierre — Pierre Cardigan!"

Die Ruder in meiner Hand knirschten, mein Nachen flog hinter ihr her, ereilte sie — dicht neben ihrem Kopf streckte sich mein Arm aus. „Hermione, bleib bei mir!"

Aber mit rascher Körperwendung entzog sie sich mir, verschwand in der Flut, und ehe ich wieder bei ihr sein konnte, tauchte sie nahe dem Lande auf. Eine Sandbank oder ein Felsenriff schien ihr hier das Schwimmen zu verbieten, denn sie richtete sich in dem hier nur knietiefen Wasser empor und wandte das Gesicht zu mir, der ich bereits wieder zu ihr heranglitt, drohend wie einer, der das Äußerste zu tun fähig ist. Ob am Ufer auch die Flut aufrauschte von einem Körper, der sich hineinwarf — noch war die Rettung fern!

Sie fühlte es, sie schrie mir in Todesängsten zu: „Ich bin es nicht, die du suchst! Laß ab von mir, ich bin es nicht!" Aber wie sie vornübergebeugt ihre Kleider mit der einen Hand unten zusammenhielt, die andre mir abwehrend entgegenstreckte, da wußte ich, daß nur höchste Angst ihr diesen Trugschrei erpreßt hatte — das gestaltende Wasser war mein Verbündeter gewesen. Verräterisch hatte es den dünnen weißen Kleiderstoff getränkt, und unmerklich schmeichlerisch legte es ihn nun dicht an ihre Schultern, die Arme, die Brust, die Hüften.

Da stand sie, vom Knie ab aufragend aus der lautern Flut, in all ihrer herben, einzigen Schöne. So hatte ich sie geahnt, mit den Künstleraugen so sie gesehen in der Phantasie.

Sie war es, die ich gesucht hatte! Sie war es!

Jene geheimnisvolle keusche Linie, die meiner Hand zu gestalten nie gelungen war — da zog sie sich vom Hals über die Brust niederwärts! Ein Wunder hatte mir beschert, worum ich noch bis zuletzt zweifelnd gebaugt hatte.

„Du bist es! Du bist es doch!" Das jauchzte mein Mund, das flog triumphierend hinaus zu ihr, das stand geschrieben in meiner aufmerkenden, wachen Haltung, in der Änderung meiner bedrohlich gewesenen Miene, in meinen verzückt blickenden Augen.

Das trügerische Wort, mit dem sie mich täuschen wollte, erstarb ihr im Munde, ihre Augen wurden starr und weit in tödlichem Schreck, ihre Arme griffen wie suchend nach dem verhüllenden Mantel umher und legten sich, als sie ihn nicht fanden, langsam mit ersterbender Bewegung in Kreuzform um die hüllenlos erscheinende, mir preisgegebene Gestalt. Dann erschauerte sie in sich zusammen und sank willenlos dem herbeigeeilten Cardigan in die Arme. Der langbärtige Hüne aber nahm sie auf wie ein Kind und trug sie schwerschreitend durch das ihn umrauschende Wasser, seiner Hütte unter dem Felsen zu — sich Sieger wähnend, lachend und schluchzend — schluchzend und lachend.

— — — — — — — — — — —

Steht ein Traum vor mir, indem ich dies schreibe, wie ich es erlebt zu haben glaube? Ist es wahrhaftig so geschehen, wie es hier

Digitized by Google

trocken verzeichnet nun steht? Ist es lebendige Wahrheit gewesen?

Mir ist, eine Stimme von der Höhe dieses furchtbaren Felsens, den sie den Traunstein nennen, töne zu mir herab, niederzuschreien, was meine innere Stimme spricht: Alles Trug, Schäume der Phantasie! Träume der furchtbaren Nacht, in der du, allein und einzig, fiebernd um die Geliebte, wachst!

So mächtig könnte dies Leben gefüllt sein mit Erlebnissen, dies schale Leben?! So etwas könnte es wirklich hervorbringen?!

Arme Menschlein! Ihr ersehnt es heimlich, aber wenn es vor euch tritt und spricht: Hier bin ich! dann erschreckt ihr, erschauert und könnt nur stammeln: Ein Traum!

— — — — — — — — — — — —

Der meinige hielt lange an. So lange, daß ich nicht weiß: War da ein Übergang von mir zu dem Leben des Einsiedlers unter dem Felsen? War da eine Bitte bei dem Glücklichen um Gastfreundschaft? Wurde ich geduldet als Glücksbringer wider Willen?

Als ich zu mir kam, hantierte ich mit Ton und Schabeisen zwischen den festen Blockhauswänden der Strandhütte. So mußte ich es bereits tagelang getrieben haben. Um mich herum befanden sich Zeugnisse des Daseins eines Mannes, der sich sein Leben selbst geschaffen hatte, der sich die nötige tägliche Nahrung durch Jagd und Fischfang erwarb, und dessen Faust ab und an zur Tätigkeit eines Bildhauers griff, weil sie dergleichen Tun gewöhnt war. Da waren gefällige Formen in Ton, da ragten geschmeidige Figürchen in weißem zartgetöntem Marmor — da stand im Winkel auch der Anfang eines größeren Werkes. Ja, auf dem Vorplatz wartete bereits des bildenden Meißels ein gebrochener herrlicher Marmorblock, wie es schien, der letzte aus dem zu Ende gegangenen Felsenbruch.

Einmal auch hielt einer der kleinen Motore, die sonst fern vorüberglitten, vor uns am Strande, vor meinem Aufenthalt unter dem Felsen hörte ich Stimmen, und am Abend waren die Figürchen verschwunden. Dafür lag blankes Gold auf dem Arbeitsbrett meines Wirtes. Er sah es nur an, wenn er davon nehmen mußte. Ich aber erkannte nun, wie er fern von den Menschen hauszuhalten vermochte.

Was wußte ich sonst von ihm, dem eisengrauen Schweiger, dem das Lachen und Schluchzen vergangen war, und in dessen Löwenhaupt sich der Schmerzenszug immer tiefer eingrub? Wovon hätte das Werk im Winkel erzählen sollen? Wovon der Marmorblock?

Daß Hermione höher am Berg mit einer alten Frau zusammen in einem verlassenen Laubhäuschen weilte, daß sie auf dem weichen Grashange öfter neben Cardigan saß und Rede tauschte — ich hatte es nicht durch Spionage herausgebracht, ihre Stimmen waren in der hellhörigen Felsenhöhle bis zu mir gedrungen. Sie waren sowenig friedlich gewesen, wie heißes Beschwören und entschlossene Abwehr klingen können, wenn sie aufeinandertreffen. Vor ein paar Wochen hätte mir, allein diese Gemeinsamkeit auszudenken, trotzdem die Hölle bereitet. Was ging sie mich jetzt noch an! Ein Stück des Geheimnisses, das meine Kunst mir vorbehalten, hatte sich mir entschleiert, nun war meine Hand in den hellen Stunden geschäftig, zu formen, was die Augen erblickt und wie sie es erblickt hatten. Eh' ich das nicht geschaffen, war mir die Welt ringsum nichtig.

Schweigend und selbstverständlich hatte ich Besitz ergriffen von diesem leergewordenen Platz in der Bildhauerwerkstätte, und niemand kam, mir zu wehren. Der umdüsterte Mann mit den schweren Schritten stand anfangs manchmal hinter mir und sah meiner Arbeit zu. Daß er kam, hörte ich — wann er ging, wußte ich oft, wenn mich das Arbeitsfieber gepackt hielt, nicht zu sagen. Was ging mich auch sein Urteil an!

Einmal im besten Fördern schreckte mich ein hartes Lachen auf. Eine schwere Hand legte sich auf meine Schulter, und ein eiserner Griff wandte mich herum.

Da las ich in seinem bewegten Gesicht.

Er war ein Mensch, der das harmlose Lächeln ebenso wie die offene Freude gekannt hatte. Aber ihm war verwehrt worden, sie auszukosten. Das saß ihm in Blick und Wesen. Die Satyrlaune, mit der er das „Mädchen mit Katzen spielend" trotz versagender Kraft hatte fertigbringen können, wohnte längst nicht mehr in seiner Seele. Was jetzt in seinen Mienen zuckte, sah nach neuen Kämpfen aus, und doch schimmerte gerade beim Anschauen meines Werkes etwas Selbstvergessendes, überraschend Beredtes zwischen diesem Wechsel von Empfindungsausdrücken hervor, das mir auffiel; ein Zug von An-

Digitized by Google

erkennung, die aus des Mannes tiefinnerstem Wesen herzukommen schien.

„Bist tapfer, Junge, tapfer!" brummte er. „Aber wenn sie nicht will — wenn sie nicht will — —" er schüttelte den Kopf — „und sie will nicht — hörst du? Sie hat dich zu gern, da ist's verdorben mit ihr! Ich soll das machen — mich will sie — mich! Und ich — sie sollte doch wissen — ich — ich —" Er verstummte, der hellere Schein auf seinem Gesicht erlosch unter dem gewohnten düstern Ernst, und gedrückt schritt er hinaus.

In mir wühlten seine Worte nach. Rote Glut schoß mir in die Stirn. Sie hatte sich zu ihm ausgesprochen, sie würde meine Bitte nie erhören! Das allein war es, was in mir nachgrollte. Den Beweggrund, sie sähe mich zu gern, nahm ich für offenen Hohn des Sprechers. Er war ja der Auserwählte! Er war berufen, zum zweitenmal an die Arbeit zu gehen, die er damals nicht zu bewältigen vermocht hatte.

Mochte er seine Kräfte prüfen! Er sollte gewiß nichts finden zum Vergleich!

Im raschen Antrieb zerstörte ich, was die Modellierplatte enthalten hatte. Nun war mir leicht. Lange saß ich danach am Strande, blickte auf die vom Strahl der untergehenden Sonne verklärte Flut, hörte Glockenklänge aus dem Turm des traulich gegenüberliegenden Traunkirchen über den See kommen und sah die Gestalt Hermiones, wie ich sie an jenem Morgen in der Flut erschaut hatte. So nahm ich sie mit in den Schlaf, in die Träume; so lag sie in meinem künstlerischen Begehren. Wie? wenn ich in die Einsamkeit ginge, dem Bilde dort nachzuspüren in Stein? Wenn sie, fern von mir, mir näher wäre?

Träumend kehrte ich in das Häuschen zurück. Da stand sie leibhaftig an Cardigans Werk im Winkel, hatte die bestäubte Decke gehoben und weilte, ernsthaft vertieft, in der Betrachtung der begonnenen Arbeit. Es war das erstemal, daß sie in diesem Hause einkehrte, und — sie war nicht meinetwegen gekommen!

Ich trat zurück, ohne mich bemerkbar gemacht zu haben, aber ich beobachtete ihren Fortgang, bemerkte, daß Cardigan sie auf der Wiese erwartete. In dem Gespräch, das gleich darauf begann, war sie die Anregende, Überzeugende, Zwingende. Am andern Morgen fand ich die Tonform an Stelle meines leeren Arbeitstisches gerückt, und Cardigan war unter düsterm Augenblitzen daran geschäftig, eine aus dem Bade sich erhebende Diana zu formen.

Nicht, daß ich durch diese Tätigkeit aus dem Arbeitsraum ausgewiesen war, bekümmerte mich, nur die eine Frage peinigte mich: Würde Hermione dem Künstler wieder geben, was sie ihm schon einmal gewährt hatte? Denn daß sie das Urbild zu der entstehenden Figur abgab, das hatte mich ein Blick gelehrt.

Ich brachte es nicht fertig, meine Wacht auf der Bank vorm Hause tagsüber aufzugeben. Hermione kam nicht. Mit schwerem Ernst in den Zügen trat Cardigan gegen Abend heraus, schritt zum See, schwamm weit hinaus, wie er es allabendlich zu tun pflegte, und kehrte zurück, sich zum Schlaf zu legen.

So ging es mehrere Tage. Ich aber ließ nicht ab, zu beobachten, ob ich nun am See fischte oder auf der Höhe im Walde Beschäftigung suchte.

Endlich, eines lachenden Mittags, verließ Hermione, von ihm gerufen, ihren Sitz am Wiesenrain. Ich sah ihr zu, wie sie den steilen Pfad hinabschritt, das Haupt erhoben — wie sie befreit hinauslächelte in die Weite, wie sie an Cardigans Hand im Arbeitsraum verschwand.

Dann überfiel mich ein Zittern. War der erneute Versuch des Mannes eine erneute Probe für ihn? Und wenn er sie bestanden hatte, was dann? Konnte ein Verhältnis dann wieder neu gefestigt werden, dessen eigenartige Grundlagen mir noch immer unbekannt waren? Ich hätte es mit ihr verdorben, hatte er gesagt — — aber er — er —

Wie ein angeschossenes Wild stürzte ich in das Dickicht, vergrub mich in das Dunkel des Urwaldes und stand nach ungemessener qualvoller Zeit doch wieder auf dem Ausguck nach dem Hause.

Die Art ihres Heraustretens mußte mein Urteil enthalten. Hatte ich den Schöpfer des schwächlichen ersten Werkes verlacht und sein Werk zertrümmert — dem duldenden, in die Einsamkeit geflohenen Künstler hatte ich meine Teilnahme nicht versagt. Warum sollte er, durch Kämpfe geläutert, gefördert, nicht doch zu schaffen vermögen, was ihm früher versagt gewesen war?

Digitized by Google

Wie sie heraustreten würden!

Ich wollte meine ganze Beobachtungsschärfe in meine Augen legen, ich wollte an einer Bewegung sehen, was mein Schicksal war!

Aber ich fieberte umsonst nach ihrem Anblick. Das Waldkirchlein drüben begann schon seinen langen schwarzen Schattenmantel auf die Flut des Sees zu legen, und sie wurden nicht sichtbar. Weilten sie im Innern, vom Glück vereint? — Der Stachel dieses Gedankens trieb mich, ein Ende zu machen. Ich stürmte den Abhang hinab, trat in die Tür.

Weit voneinander getrennt, standen sie da — getrennt durch das Werk, ich empfand es triebhaft. Er — das schwere Haupt in düsterm Starren zu ihr hinübergewandt, sie — vornübergeneigt, die Blicke auf die Figur gerichtet, schweigend, in den strengen Zügen eine herbe Enttäuschung, in den flammenden Augen eine ungemessene Sehnsucht.

Was mochte seit dem Eintritt in ihr vorgegangen sein? Erwartete er noch immer ein gesprochenes Urteil? Lag es nicht schon in ihrer körperlichen Haltung?

Ihrer Stellung nach befand sie sich mit den Hauptlinien zwiefach in dem Raum. Wie ich sie hatte im See aufragen sehen vom Grunde, so hatte auch Cardigan in seiner Einsamkeit am flutbespülten Strande sie sich erträumt. Es konnte ja auch nicht anders sein! Jeder Künstler, der den Reiz ihrer Linien ahnte, hätte sie sich in dieser Haltung vorstellen müssen. Und nun stand sie so in Wirklichkeit — und das Werk da drüben sollte davon zeugen!

Ich vergaß alles über dem Schauen. Das war sie! Das sollte sie sein? Hier war eine Handbewegung, die ich bisher nicht hatte schaffen können. Gut! Hier die Armhaltung hatte mir Schwierigkeit gemacht. War sie herausgekommen? Wer fragt — zweifelt. Sieh schärfer zu! Suche die Hauptlinie! Die seelische Linie — das Geheimnis jedes menschlichen Leibes!

Ich trat näher heran.

Zur Seite die reine Offenbarung des lebenden Mädchenkörpers, überflog ich die verworrene Sprache dieser Tonmasse.

Klarheit! rief es in mir, und ich fühlte den unbezwinglichen Drang, einzugreifen. Ob auch ein paar brennende Augen mein Tun verfolgten, eine grollende Stimme mich warnend anrief, ich mußte die Hand an die Figur legen. Ein paar Griffe an den Halspartien, an der Brustlinie — da — da! Der Anfang war da!

In mir jubelte es. So! Nur weiter! Mein Gott — so mußte es endlich werden! Ein Rausch, der Rausch des Schaffens kam über mich. Da schrie Hermione auf in zaghaft einsetzendem, dann mächtigem Ausbruch der Überraschung, der Befreiung. Da taumelte eine Gestalt auf mich zu, krallende Finger krampften sich in die weiche Tonmasse, Cardigans bärtiges Gesicht, drohend in seiner Verzweiflung, starrte mich an. „Du sollst nicht! Du sollst nicht! Dir gibt sie sich nicht! Dir nicht!“ schrie er immerfort. Aber da war kein Klang in seiner ehemals so machtvollen Stimme. Was Drohung sein sollte, wurde unter diesem schrillen Mißton spotterweckend.

Spielte mir ein Zug des Mitleids um die Lippen? Suchte ich einen solchen in Hermiones Mienen? Tiefbleich war die Farbe ihres Antlitzes, aber bedeutsam abgewandt hielt sie ihr Haupt, und es mischte sich Verachtung und Zorn in ihrem Verhalten.

Da wußte ich, daß es in Wahrheit nicht um die Liebe in ihr ging, niemals darum gegangen war, daß es andres gewesen, was sie einst dem Künstler Cardigan geneigt gemacht hatte. Der stille Reiz ihres versonnenen, sich selbst hingegebenen Daseins war einzig aus der starken und reinen Kunstbegeisterung geflossen, die in ihr lebendig war. Sie hatte dieser Begeisterung vorzeiten ein Opfer gebracht, sie hatte — vergebens geopfert!

Ein Wirbel erfaßte mich vor dieser Erkenntnis, ein ungläubiges Ahnen. So konnte auch ich sie mir gewinnen? sie mir jetzt gewinnen, wo der Nebenbuhler abgetan war?! — Ich taumelte hinaus, ich fand mich vor dem Hause wieder, und ich sah sie an meiner Seite. Während der Wilde drinnen weiter an der Zerstörung seines Werkes tobte, suchte sie mit bittenden Blicken meine Augen, hängte sich still und fest darin ein, und die Schleier ihrer Seele lösten sich unter seltsamem, sich steigerndem Feuer, das ihr ganzes Wesen erfüllte. Ich fühlte mit Entzücken, daß ich sie mir in diesen Augenblicken gewonnen hatte — mein Herz wollte auf die Zunge treten, danken wollte ich ihr für das Vertrauen in meine Kraft, da end-

Digitized by Google

Carl Arp (Weimar): Blühende Statizia am Wattenmeer auf Sylt

WILHELM HAUNE MÜNCHEN

Digitized by Google

lich obgesiegt hatte; aber als ich zu stammeln anhob, schattete bereits wieder ein tiefer Schmerz ihre klaren Züge, und sie wandte sich ab.

Im schaukelnden Nachen auf dem See verbrachte ich die Nacht. Obgleich Cardigan das Haus verlassen hatte, war es mir darin unheimlich im Dunkel nach dem, was es am Tage an Leben in sich geborgen hatte. Ich fürchtete ja noch immer — bangte für die große Hoffnung, die mich trug, und die sich trotz alles Zweifels nicht scheuchen ließ. Wie das leichte Boot, so bewegten sich meine Gedanken auf und nieder; wie der weiche Seewind mit leisen Stößen über das Wasser fuhr, so fuhr meine Seele bald erlöst empor, bald glitt sie auf müden Schwingen zurück — die ganze Nacht, die ganze weiche, flüsternde verträumte Nacht.

Wenn ich Hermione gewänne! Wenn ich sie endlich gewänne! —

Kaum graute der Morgen, da stand ich vor neuer Modelliermasse. Drei Tage war ich geschäftig. Als ich mit hurtigen, wissenden Fingern aus dem gröbsten herausgearbeitet hatte, was für den Anfang nötig war, trat ich vor das Haus. War ihr Blick Gewährung gewesen, so mußte sie jetzt kommen.

Hoch oben auf der tauigen Matte sah ich sie stehen, wo sie oft verweilte, aber ihr weißes Gewand fiel heute lang und gürtellos an ihrem Körper herab, und feiervoll stand sie da.

Galt das meinem Werk?

Noch war sie nicht bei mir, selbst in Gedanken noch nicht! Noch suchten ihre Augen den Pfad seeauf, seeab, unablässig, schmerzlich. Als ein einsamer Wandrer in der Nähe auftauchte, zuckte sie zusammen; als er in einem der kleinen Seitentäler verschwand und nicht wieder erschien, wurde ihr Blick endlich frei und ersah mich. Während ich zurücktrat, schritt sie den Hang hinunter, und nun klangen ihre weichen Schritte auf dem Gestein an der Tür. Mein Herzschlag setzte aus, meine Finger erstarrten.

Grußlos trat sie ein, die Blicke ihrer bangen Augen glitten an mir vorbei.

„Ist er zurück?" fragte sie atemlos.

Ich schüttelte den Kopf, ich mußte meinen heißen begehrenden Augen gebieten. „Hermione," flüsterte ich, „er ist nicht wiedergekommen, und er wird es nie! Ein Mann wie er vermag die Stätte seiner Niederlage nicht zu ertragen!"

Sie stand stumm und bewegungslos vor diesen Worten, aber sie schien sie mit der Seele einzusaugen.

„Glaub' an mich, Hermione! Glaube doch an meine Kunst!" flehte ich und griff, abgewandt, unfähig weiterzusprechen, mit zitternden Händen in mein Werk.

Eine Weile war es ganz still, dann glitt ein leiser Seufzer durch den Raum, dazu ein Laut wie von fallenden Gewandstoffen — — Als ich endlich aufsah, fand ich in reiner Schönheit vor mir, was ich in qualvollen Stunden mit der Phantasie gesucht und nicht hatte finden können. In der Stellung, die den Umrissen des Bildwerks entsprach, hob sich die weiße bebende Gestalt vom dunklen Teppich, das Haupt gesenkt, die flehenden Augen geradeaus gerichtet, alles an ihr leuchtend in weihevoller Hingabe.

Solch Schauen hatte ich noch nie erlebt, so tief war ich noch nie ergriffen. Vor diesem reinen Menschenbilde wurde das Schaffen zu einem Gottesdienst.

Die Hand war fest, als ich begann. Da war kein Zögern, kein Fehlgriff, da klangen alle Akkorde meiner Kunst in meiner Brust zusammen und fanden ihren Weg durch die gestaltende Hand nach außen.

Als das Dunkel neidisch zu uns hereinkroch, waren wir beide matt zum Sterben. Meine erschöpften Finger zwangen kaum das Türschloß. Ich lag am Strande hingesunken, die dämmerige Flut vor Augen, als Hermione hinter mir das Haus verließ, und erst im steigenden Mondlicht schlich ich mich zu dem mächtig gediehenen Modell. Was ich mit zuckenden Fingern da ertastete, rief in mir schon jetzt das Verlangen nach dem Marmor wach. Zum Vorplatz trat ich hinaus. Dort im Schein der ruhigen Sterne gleißte der Block Cardigans. Er war mein, eh' ich noch nach dem Besitz fragen konnte. Meine Augen durchdrangen das Dämmer der zauberischen Nacht, aus der gestaltlosen ungefügen Masse die Figur herauszusehen, wie sie in mir lebte.

Je mehr das Licht zunahm, um so eifriger schuf ich an meinem Phantasiewerk, und als es vollends tagte, wußte ich: mein Beginnen war gesichert! Und wie im Traum suchte ich nach Rollen und Hebeln, den Koloß einzuholen.

Digitized by Google

Hermione bemerkte ich weder an diesem Tag noch an den folgenden unterhalb der Wiesenmatte. Wohl aber stand sie häufiger vor dem Haus an ihrem Ausguckpunkt, und ich sah es ihr an, sie war hastigen Schritts hinausgetreten. Dann fesselte ein Wandrer auf dem Uferpfad oder ein Nachen im See ihre Augen bis zur Starre.

Ich erschrak vor diesem Gebaren, ich war mir ja längst klar, was sie fürchtete: Cardigan, der Entflohene, durfte nicht wiederkommen!

Noch wußte ich nicht — damals nicht, William! —, in welchen Zwiespalt ihre junge, auf sich selbst gestellte Seele bei dieser Furcht geriet, aber daß mit der Rückkehr dieses Mannes die Zeit meines Schaffensglücks in Hermiones Gegenwart vorüber wäre, davon war ich durchdrungen.

Ich dachte nicht weiter. Meine Muskeln aber strafften sich bei der Arbeit an den Hebeln.

Am dritten Morgen endlich lag der edle weiße Stein am rechten Arbeitsplatz. Mein klingender Meißel sollte die ersehnte Gestalt herbeirufen. Aber Hermione kam nicht. Das Gesicht abgewandt, lag sie auf der grünen Bergmatte und starrte in die Ferne. Als ich ihr entgegentrat und einen Gruß bot, schrak sie zusammen, machte eine hastige Bewegung dem Hause zu und sank schon an der Gartenbank haltlos nieder.

Hier hab' ich sie nach dem gefragt, was sie bewege, habe ihre Tränen rinnen sehen, wie über eine nicht gutzumachende Tat, und habe doch nur ein Kopfschütteln auf Fragen und Bitten zurückerhalten. Aber dennoch — sie hat nicht bereut, was sie getan, sie hat einzig und allein — gefürchtet! gefürchtet für mich! Aus ihrem Verhalten hätt' ich es erraten sollen, als ich sie fragte, ob ich ihr denn gar so mißliebig sei, wie Cardigan es angedeutet hatte! Wie sie da erzitterte, mich mit übergehenden Augen ansah!

Warum hab' ich diesen Blick nicht verstanden, William — noch nicht verstanden, diesen vollen lautern Ausdruck echter Weibesliebe? Ist es des Künstlers Martyrium immer und allewege, daß seines Herzens Glück zurückzustehen hat vor der Anforderung seiner Kunst, und daß das Menschenherz darüber brechen muß?

Stundenlang hab' ich damals in stummer Trauer im Ufersand gelegen. War Hermione nicht bei mir, so erschien ich mir als der hilfloseste Mensch gerade jetzt, wo mich das brennende Feuer großen Schaffens durchlohte!

Da ist sie endlich zu mir gekommen, in der Brust verhaltene Seufzer, in der Stimme eine leise Müdigkeit, auf dem Antlitz den milden Schein edelster Hingabe. So hat sie mich in jenen Stunden echter Schaffenskraft und unsagbarer Schaffensfreude zu einem Gott gemacht.

Eine Heilige war es, die ich zu mir beten sah, und doch — William, William! — warum hab' ich nicht wissen können, wie viel sie mir gab! Sie, die von inniger, herzlicher Liebe zu mir ergriffen war, sie sah sich nur der Leibesgestalt wegen von mir erstrebt! Sie, die mir gab, worum ich sie bat, sie wußte doch dabei, daß sie damit ihre Liebe, die Hoffnung auf Liebesglück für immer begrub. Das ist's gewesen, William — diese lautere Denkungsart, diese Seelenscham der Unberührten, Reinen! Darunter ist sie zusammengebrochen! Ihr freiwilliges Opfer an Cardigan den Künstler war ein reines gewesen — das notwendige Opfer an den heimlich Geliebten hatte die Beweggründe so getrübt, den Halt der schlichten Seele so untergraben, daß schon zwei Männeraugen zuviel das zarte Gehäuse zum Bruch bringen mußten.

Und diese zwei Männeraugen sind erschienen, ich habe sie nicht beizeiten abwenden können! —

Kennst du die Tage, wo das Werk, das den Künstler so lange erhoben und gemartert hat, der Vollendung zustrebt? Wo die Finger in zitterndem Schwingen das Werkzeug zur letzten Feile führen? Wo der Schaffende aufgeht im Geschaffenen und letzte Ungleichheiten löst im Zusammenarbeiten des Ganzen?

„Wenn die Sonne wieder aufgeht, Hermione, ist das Unsrige getan!" stammelten meine Lippen, „nur heute noch — nur heut'! Und du gibst dich, nicht wahr, wie du dich zuerst gegeben, Hermione — — zum letztenmal so!"

Sie hatte schweigend willfahrtet, jenen unirdischen Zug im blassen Gesicht, den ich bei solcher Forderung immer an ihr hatte erstehen sehen müssen. Später dann war ihre Stirn entvölkt, waren ihre Augen von stillem Glanz erfüllt gewesen. So auch jetzt.

Digitized by Google

„Heute nur! Noch heut'!"

Still und glockenklar klangen diese Laute in meiner Brust. Dann war die Last von mir genommen, dann war dem Künstler die Seele wieder geschenkt. Und sie hatte dies zustande gebracht! Wie sollte ich es ihr danken! Heute nur noch! Dann begann etwas andres, etwas Neues zu leben! Schon klang es verworrenen Tons von weitem — etwas, das mit ihr zusammenhing — natürlich doch zusammenhing — ein Wogen und Wallen von starken Empfindungen! Sie mußten sich klären zu reiner Harmonie — glückhafte Ahnungen, die wonnevoll ins Bewußtsein traten. Laß nur das Heut' erst vorübergehen! beschwichtigte ich das pochende Herz.

Heute nur noch —!

Da brach das Unheil plötzlich durch die Tür! Da stand er vor uns, ein Zerrissener, ein Wildwütender — Cardigan. Da ragte er vor uns mit aller Wucht dieser jähen Erscheinung, dieser plumpen bärenhaften Gestalt, dieses von wildestem Schmerz geborenen empörenden giftigen Hohns um Lippen und Augen, als hätte er nur auf diese eine heilige Stunde gewartet, als hätte er sie mit ihrer Wirkung in der Ferne und der Wildnis, in der er gesteckt hatte, berechnen, abwägen können!

Wie kam es doch, daß mir bei den aufflammenden Blicken des Wilden nicht bange wurde um mein Werk? Daß ich nicht erschreckend dachte: er ist voll Wut gekommen, um zu zerstören? Daß ich Hermiones Namen schrie — hinwarf, was ich in der Hand trug, und zu ihr eilte — gerade zu ihr — sie zu verhüllen vor den Blicken des Eindringlings? Daß ich sie anflehte, sie beschwor mit den heimlichsten, innerlichsten Worten, die nur meine Zunge fand, nicht an ihn zu denken, nicht auf ihn zu hören?! Daß ich auf einmal wußte, deutlich wußte, was in dem Zittern dieses Mädchenleibes, in diesen entsetzten Blicken der weit aufgerissenen Augen stand?

Die Scham war über sie gekommen, die süßeste Mitgift eines liebenden Mädchens — die Scham, die sie zweimal bezwungen hatte, der Kunst zu dienen — das zweitemal unter gefahrvollem Va-banque-Spiel.

Das Schicksal hatte ihr gegrollt. Unter den Blicken dieses aus der Bahn geworfenen Mannes konnte sie nur empfinden, daß sie mit der zweiten Preisgabe ihres Leibes auch ihre Seele schamlos gemacht hatte. Und damit mußte sie sich dessen für unwürdig halten, den sie liebte — mit allen Fasern ihres Herzens liebte!

O, ich Tor — ich großer Tor!

Nun war ich sehend geworden — jetzt, wo es zu spät! Wo das Ohr nicht mehr hörte, dem ich bis dahin alles hätte beichten, alle meine Gefühle hätte erschließen können! Sie hätte sich wohl das Rechte daraus genommen! Sie mit ihrem feinfühligen Herzen hätte wohl erkannt, was ich selbst bis dahin nicht gewußt, daß unter dem Schaffenseifer des Künstlers die stürmische Liebe des Mannes erblüht war! Und es wäre gut geworden, alles gut!

O, daß ich geschwiegen bis dahin, wo der Mund bleich und stumm geworden, der mir Antwort gegeben hätte — beseligende Antwort, ich weiß es ja jetzt!

Nun war sie so ruhig, so lautlos ergeben. Nun ließ sie alles mit sich geschehen, womit ich sie in meiner Herzensangst bestürmte. Aber da war etwas in ihrem Wesen, das machte endlich meinen Mund verstummen, meine Hände lässig. Fühlte auch ich die Nähe des ehernen Schicksals, das uns Menschen zu zermalmen vermag, wenn die Seele selbst es gebiert?

Mir grauste, das Mädchen anzusehen.

„Hermione, vergiß nicht, was du hast schenken dürfen!" flehte ich sie an und wußte doch, es würde nichts helfen. „Hermione, sieh — sieh doch das Werk — das gelungene Werk!"

Aber was ich auch herausbrachte, bei dem Blick dieser Augen dünkte es mich selbst kläglich. Es waren Worte; der Wind hat sie verweht. Zu ihrer verstörten Mädchenseele sind sie nicht gelangt! —

Ich hab' sie wollen zur Ruhe kommen lassen. Ich bin an den See gegangen, als der Störer unsres Glücks verschwunden war, jäh, wie er gekommen.

Im Dunkel hat ein Lichtlein stundenlang in Hermiones Kammer auf der Höhe gebrannt — dann ist es erloschen. Mich hat der Halbschlummer überwältigt und mit seinen Träumen geweckt. Mit einem Schrei bin ich emporgefahren, mit einem Schrei zur Höhe ihres Wohnhäuschens hinaufgeeilt. Im Traum hatt' ich es durchleben müssen, daß sie mir genommen wurde.

Digitized by Google

„Hermione — es kann nicht sein!" Der wallende Frühnebel hat den Angstruf gehört — — Aber es ist doch so gewesen.

Sie war bereits gegangen.

Ihre Hausgenossin, die alte halbtaube Schaffnerin, wußte nichts von ihr — ich aber fand die Zeichen ihrer Tritte im Tau des Grases nach den Lindenstiegen zu. Da hab' ich sie gesucht den ganzen Tag lang.

Solange ich die Spuren ihrer Füße zu erkennen glaubte, ist die Hoffnung neben mir geschritten — als sie unkenntlich wurden: die Verzweiflung. Den Waldpfad zur Moos-Alm hab' ich durchstürmt, den Forst darüber durchsucht — dreimal bin ich zur Alm zurückgekehrt, vorzufragen, ob sie nicht wiedererschienen sei.

Ein Senn, der gegen Abend zu Tal zog, hat von einem Schatten gesprochen, einem bewegten Schatten im Wildkar. „Koane Gams war's nit!"

Ich hätte ihn umhalsen können für das Wort. Er kehrt in aller Tagesfrühe mit seinen Genossen zurück. Er soll mir suchen helfen! — Wird er es tun? — Er sah so ungewiß drein!

In jedem Fall werde ich ihm voraus sein — — weit voraus!

Ich werde dich gefunden haben, Hermione — oder — —

Der Freier Tod

Der Tod, der wollt' auf die Freite gehn,
Er blieb vor einem Hause stehn,
Und wie er durch das Fenster sah,
Am Kaffeetische saßen sie da,
Die Basen mit flinker Zunge,
Sieben Alte und eine Junge.

Und als er in die Türe trat,
Die Krummste ihn zu Tische bat:
„Wir grüßen Ihro Gnaden!"
Er ließ sich gern einladen.
Die Köpfe wackelten hin und her,
Dem Tod, dem ward das Wählen schwer.

Sie waren alle ganz scharmant,
Krumm, bucklig, lahm, doch amüsant,
Sie täten weidlich schnattern,
Wollt' jede das Glück ergattern,
Wollt' jede reiten auf Junkers Roß
Übers blaue Meer in das weiße Schloß ...

Die Junge stand und regte sich kaum,
Wie im Märzenfrost ein blühender Baum,
Aus nachtblauem Haar starrte weiß ihr Gesicht,
Sie begehrte das Schloß und den Junker nicht! —
Um die hat der Tod den Mantel geschlagen
Und hat sie in sein Reich getragen.

Margarete Bruch

Digitized by Google

Verwaltungsgebäude der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft.

Ein Vierteljahrhundert aus der Wirksamkeit der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft zu Berlin

Von Franz Bendt

Das Wissen von der Elektrizität entstand im stillen Studierzimmer des Gelehrten, während ihre technische wie industrielle Ausgestaltung und Verwertung sich im modernen Leben selbst vollzogen haben. Elektrotechnik und Elektroindustrie entwickelten sich im Zwange der Notwendigkeit. Jeder Pulsschlag unsers wirtschaftlichen Daseins während der letzten Jahrzehnte stand in Beziehung zu diesen Betätigungen. Es waren zunächst die feineren Eigenschaften der vielbewunderten Naturkraft, die zu ihrer Ausbildung kamen, und die mit ihren neuen und seltsamen Wirkungen die Individuen verblüfften, fesselten und für sich gewannen. Telegraphie und Telephonie als die einflußreichsten und wesentlichsten Teile dieser „Schwachstromtechnik" schufen eine Feststimmung, wie sie niemals vordem durch materielle Angelegenheiten verursacht worden ist. Die Schwachstromtechnik hat die Begeisterung hervorgerufen, die notwendig war, um das Interesse für die Starkstromtechnik zu wecken.

Das erste bedeutende Ereignis in der Starkstromtechnik zeitigte das elektrische Licht. Durch die Edisonglühlampe war die Lösung des Problems von der „Teilung des elektrischen Lichtes" zur Tatsache geworden. Die Glühlampe bot das elektrische Licht für die Häuslichkeit. Das Edisonlicht wurde 1881 zum erstenmal in Europa auf der Pariser Ausstellung vorgeführt, als ein Glied einer den modernen Ansprüchen genügenden Starkstromtechnik. Die Wirkung der neuen Beleuchtung, die Ausführung der Stromkanalisation, die Anordnung der Beleuchtungskörper, wie man sie damals in der französischen Metropole studieren konnte, gaben eine Vorstellung vom Sein und Wirken eines modernen Kraftwerkes. In kundigen Köpfen

Digitized by Google

Geheimer Baurat Dr. Emil Rathenau.

ward dadurch die Vorstellung erweckt, was zu erreichen sei, wenn hinfort Intelligenz und Kapital in solchen Interessen vereint arbeiteten.

Als Edison auf der Elektrischen Ausstellung in Paris seine Erfindungen vorführte, bot er etwas Vollendetes und Ausgereiftes dar. Was die junge elektrische Technik dereinst in Zukunft zu schaffen versprach, wurde im Glühlicht gleichsam prophetisch verkündet. Es ward damit zum Pionier für die Elektrotechnik unsrer Tage.

Die gehobene Stimmung, die durch die Pariser Ausstellung für die elektrische Technik in weiten Kreisen erzeugt worden war, wußte damals der Ingenieur Emil Rathenau für die Erweckung einer elektrischen Großindustrie in Deutschland auszunutzen. In der Tat gehörte sein Plan, elektrotechnisch wertvolle Neuheiten auf breiter kommerzieller Grundlage zu gestalten, zu den glücklichsten Entschließungen. Sie haben in der Folge segensreich auf die wirtschaftliche Entwicklung in unserm Vaterland eingewirkt.

Rathenau schloß mit der „Companie Continental Edison" in Paris — und zwar zunächst auf eigne Gefahr — einen Vertrag, laut dessen ihm in Deutschland das Recht der Ausnutzung der Edisonpatente übertragen wurde. Seine Hoffnung, die deutschen Finanzkreise dafür gewinnen zu können, ging unter Mitwirkung von Jakob Landau, Gebrüder Sulzbach und der Nationalbank für Deutschland in Erfüllung.

Nach Durcharbeitung der geschäftlichen Grundlagen konstituierte sich am 19. April 1883 die „Deutsche Edison-Gesellschaft für angewandte Elektrizität" zu Berlin mit einem Kapital von fünf Millionen Mark.

Der bedeutendste Konkurrent auf dem Gebiet der Elektrotechnik in Deutschland war damals die Firma Siemens u. Halske. Eine kluge Politik gebot, sie an die neue Gesellschaft zu fesseln. Beide Firmen beschlossen denn auch, Schulter an Schulter zu schreiten und die Ausnutzung der Edisonpatente gemeinsam durchzuführen.

Die Herstellung der elektrischen Glühlampe erfordert viele Kunstgriffe und die Überwindung von Schwierigkeiten, die nur lange Übung erreichen läßt. Man hielt es deshalb für notwendig, ja für durchaus geboten, die Herstellung der Lampe selbst nicht aus der Hand zu geben, sondern als eine besondere Spezialität der Edison-Gesellschaft zu reservieren. Die Errichtung einer Fabrik in der Schlegelstraße wurde in Angriff genommen, die nach Ausbau imstande sein sollte, jährlich dreihunderttausend Lampen zu liefern. Gleiches geschah von Siemens u. Halske in Charlottenburg.

Eine Aufgabe trat bald in den Vordergrund des allgemeinen Interesses und der neuen Gesellschaft. Der Wunsch nach einer über ganze Stadtteile verbreiteten zentralisierten elektrischen Beleuchtung in der Reichshauptstadt, wie sie in den Gasanstalten überall vorhanden war, wurde brennend. Die Angelegenheit begann die Aufmerksamkeit der städtischen Behörden zu erregen. Man zog in Erwägung, daß durch die Begründung größerer Zentralen die Reichshauptstadt am zweckmäßigsten in den Genuß des elektrischen Lichtes treten könnte. Das war eine Angelegenheit, die damals lebhaft von der Berliner Bürgerschaft ventiliert wurde, ja das Tagesgespräch bildete. Die Neuheit dieses technischen Gebietes machte es der Stadt unmöglich, die elektrischen Zentralen selbst in Betrieb zu nehmen, wie sie es bei den Gasanstalten teilweise tat. Die elektrischen Zentralen mußten aus Zweckmäßigkeitsgrün-

Digitized by Google

den in die Hände Privater gelegt werden, die die neuen Schwierigkeiten zu bemeistern wußten und über reichliche flüssige Kapitalien verfügten.

Es war im Februar 1884, als der Berliner Magistrat mit der Deutschen Edison-Gesellschaft die Verträge vollzog, die der Gesellschaft das Recht gewährleisteten, elektrische Zentralen in der Stadt zu begründen und die notwendigen Kabel unter die Straßen und Plätze zu verlegen.

Aus technischen und geschäftlichen Gründen ergab sich sofort, daß es äußerst vorteilhaft sein müsse, wenn man einer besondern neu begründeten Gesellschaft diese Aufgabe überweisen könnte. Es wurde daraufhin eine Aktiengesellschaft — als Tochterunternehmung der „Deutschen Edison-Gesellschaft" —, die „Berliner Elektrizitäts-Werke" (B. E. W.), mit einem Kapital von drei Millionen Mark begründet.

Die Gesellschaft begann mit zwei Werken. Das eine, in der Markgrafenstraße, wurde am 15. August 1885 mit der Beleuchtung des Königl. Schauspielhauses eröffnet. Das zweite Werk in der Mauerstraße folgte im Mai des nächsten Jahres. Als dann zwei Jahre später das Zentrum und die Dorotheenstadt Berlins um Stromversorgung bei den Berliner Elektrizitäts-Werken einkamen, entstanden die Zentralen Spandauerstraße und Schiffbauerdamm.

Die Schilderung dieser Musteranlagen ist häufig versucht worden. Besonders die Riesendynamos in enger Verknüpfung mit den treibenden Dampfkolossen haben die Bewunderung heimischer und fremder Ingenieure erregt. Aber auch dem Nichtfachmann geht eine Ahnung von der Größe moderner technischer Kunst auf, wenn er in den hohen Prachträumen der Berliner Werke dem Arbeiten der goldglänzenden Maschinenglieder zuschaut. Warum darf nicht ausgesprochen werden, was wahr ist? Die Berliner Elektrizitätswerke sind in ihrer Art vorbildlich gewesen für verwandte Ausführungen auf der ganzen Erde.

Die geschilderte Entwicklung der Firma und der Zutritt mancher andrer Schwierigkeiten bewiesen, daß es im Interesse des Ge-

Zentrale der Berliner Elektrizitäts-Werke am Schiffbauerdamm in Berlin.

Digitized by Google

schäftslebens geboten war, die Gesellschaft freier und kapitalkräftiger zu gestalten und unabhängig von alten Verbindungen. So gelangte man 1887 zu dem Entschluß, die Beziehungen zu der „Companie Continental Edison" in Paris zu lösen.

Die erweiterte Ausgestaltung des Geschäfts erfolgte durch die Erhöhung des Grundkapitals der Deutschen Edison-Gesellschaft auf zwölf Millionen Mark.

Um den neuen Geschäftscharakter klarzulegen und auch äußerlich anzudeuten, daß man den Familienanschluß an die fremden Edison-Gesellschaften aufgegeben habe, zeichnete man von jetzt an als „Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft" (A. E. G.).

Dieser Namenswechsel fiel in den Beginn des großen geschäftlichen Aufschwunges in Deutschland, der in der Geschichte des Wirtschaftslebens eine berühmte Rolle spielt. Die mit verhältnismäßig großen Kapitalien und nun fast ganz frei wirkende Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft sprang sofort mit gespannten Kräften in diese günstige Geschäftsperiode hinein. Jede praktisch verwendbare Neuerung, die einer Forderung der Zeit entsprach, wurde aufgenommen. Das wesentlichste Moment bestand darin, die Zeitstimme zu verstehen und sie auf starker finanzieller Basis zu befriedigen: immer mit scharfem Auge in der Beurteilung der Möglichkeiten. Das war der der Gesellschaft stets vorschwebende Feldzugsplan. Daß dabei alle Eigenschaften und Anwendungsmöglichkeiten der elektrischen Naturkraft in Aussicht genommen werden sollten, bezeichnete der neue Name der Firma.

Um jene Zeit etwa wandte die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft ihre Aufmerksamkeit den elektrischen Bahnen zu. Von deutschen Ingenieuren erfunden, ohne anfangs auf deutschem Boden Erfolg zu haben, hatten sie in Amerika erfreuliche praktische Fortschritte gemacht. Das dort am meisten beliebte System des Amerikaners Sprague war bereits in etwa sechzig Straßenbahnanlagen erprobt. Nun sollte der in der Fremde erstarkte Sprößling dem Vaterlande wieder zugeführt werden. Die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft erwarb die Patente des Sprague-Systems und die Erlaubnis zur Verwendung aller Erfahrungen, die bisher mit ihm gemacht waren. Daraus erwuchs die Möglichkeit, sofort an die Einführung der elektrischen Bahnen heranzugehen, ohne sich mit den sonst notwendigen und kostspieligen Versuchen aufhalten zu müssen.

Es kam zunächst hauptsächlich darauf an, in Deutschland für die elektrischen Bahnen Stimmung und Propaganda zu machen.

Man ging dabei zunächst in der Weise vor, daß man sich in den Besitz gut eingeführter Straßenbahnen setzte und den Pferdebetrieb dann allmählich in den elektrischen umwandelte. Im Sinne dieses Geschäftsplanes wurde 1890 die „Deutsche Lokal- und Straßenbahn-Gesellschaft", die aus fünf Bahnanlagen bestand, für 2,17 Millionen Mark erworben. Ihre Elektrisierung ward sofort in Angriff genommen und schleunigst durchgeführt. Kurz vorher war man in den Vertrag des Pächters der Hallischen Straßenbahn zu gleichem Zweck getreten. Vorzüglich in dieser Anlage, die mit den vielen gekrümmten, engen auf- und absteigenden Straßen Halles zu kämpfen hatte, bewies sich die elektrische Traktion als unvergleichlich praktisch. Das Vorgehen der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft wurde als ein bedeutender Sieg des damals neusten Zweiges der Elektrotechnik allgemein empfunden. Die elektrischen Bahnen erwarben sich sehr schnell die Gunst des Publikums und das Vertrauen der Behörden. Eine äußerst schnelle Verkehrssteigerung an all den Orten, wo sie eingeführt wurden, brachte das zum Ausdruck.

Die Hoffnungen, die von der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft auf diesen neuen geschäftlichen Feldzug gesetzt wurden, bewährten sich von Jahr zu Jahr in immer steigendem Maße. Von ähnlichen Begründungen in jener Zeit mögen Gera, Kiew, Essen, Chemnitz genannt sein. Auch das bemerkenswerte Gebiet des Vorortverkehrs, sowie als Spezialfall das Netz der Berliner Ostbahn, das dem Verkehr zwischen Berlin und dem Industriegebiet an der Oberspree gewidmet ist, gab reichlich zu tun.

Der elektrische Eisenbahnbetrieb hat sich naturgemäß innerhalb der Städte entwickelt. Bald folgte auch die Elektrisierung der Vollbahnen für den Verkehr zwischen weitentfernten großen Städten. Anfangs begnügte man sich mit der elektrischen Beleuchtung von Vollbahnen. Eine Aufgabe übrigens, die nicht zu unterschätzen war, und deren Lösung den Technikern viele Schwierigkeiten bereitete.

Digitized by Google

Apparatefabrik der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft in der Ackerstraße zu Berlin.

Erst später wagte man sich an den elektrischen Ausbau der großen Bahnstrecken selbst heran. Als bedeutendstes Musterunternehmen der Elektrisierung einer Vollbahn sei des Ausbaues des Genuesischen Bahnnetzes zu gedenken. Es befand sich im Besitz dreier Gesellschaften und umfaßte zusammen neunzig Kilometer Gleis. —

Um die gleiche Zeit etwa, wo sich die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft mit so großer Energie der Elektrisierung der Straßenbahn zuwandte, beginnt sie, ihre Tätigkeit der Elektrochemie zuzuwenden. Die Elektrochemie, welche einst die großen Engländer Davy und Faraday in ihren Grundzügen ausgebaut hatten, ist viele Jahrzehnte hindurch eine Domäne stiller Laboratoriumstätigkeit gewesen. Die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft hat sehr wesentlich dazu beigetragen, sie dem Großbetrieb zu gewinnen und eine gewaltige Industrie in Deutschland zu erwecken. Wenn auch auf dem Gebiet nicht so stürmische Erfolge zu erwarten waren wie bei der Elektrisierung der Bahnen, so erkannte man doch die bedeutende geschäftliche Zukunft, die für das neue industrielle Gebiet sicher in Aussicht stand.

Es war damals gelungen, unter dem Einfluß starker elektrischer Ströme das schöne und leichte Metall, das Aluminium, rein und in technisch zweckmäßigen Legierungen im großen verhältnismäßig wohlfeil zu erhalten. Um eine hoffnungsreiche Großfabrikation zu ermöglichen, gründete 1888 die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft in Verbindung mit einigen befreundeten Banken die „Aluminium-Aktiengesellschaft Neuhausen" in der Schweiz. Ihre Arbeitsmethoden gründeten sich auf ältere eigne Erfahrungen der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft, erweitert und verbessert durch die Lehren der Patente, welche man von der „Züricher Metallurgischen Gesellschaft" erworben hatte. Dabei kam es darauf an, in ausgiebigem Maße das große Gesetz von der Energieverwandlung zu nützen, indem man die Wasserkräfte, hier also die des Rheins, für die neue Industrie mobil machte. Die Wohlfeilheit der Kraftquelle erhöhte den Gewinn. Die Geschäftsberichte bestätigen das schon in den ersten Jahren.

Alle diese mannigfaltigen Unternehmungen während der letzten Hälfte der achtziger Jahre mußten naturgemäß auch eine lebhafte Entwicklung der Fabrikationstätigkeit der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft zur Folge haben. Die Räumlichkeiten der Fabrik in der Schlegelstraße hatten seit langem nicht mehr

Digitized by Google

ausgereicht. Schon 1887 sah man sich zu Erweiterungen und Neuanlagen genötigt. So sei der Erwerb der Weddingschen Maschinenfabrik genannt, nebst den zugehörigen Terrains zwischen Acker-, Hermsdorfer- und Feldstraße. Dorthin wurden hauptsächlich die mechanischen Werkstätten verlegt.

* * *

In diese Zeit etwa fällt die Findung, Ausgestaltung und praktische Formung einer technischen Neuheit, der Drehstromtechnik,* welche die Elektroindustrie in eigne Bahnen leitete. Eine industrielle Entwicklung für fast ein Jahrzehnt eifrigen Strebens und Arbeitens wurde eingeleitet, die wohl kaum ihresgleichen in der Geschichte der Industrie hat. Für die Darstellung und das klare Verständnis der geschichtlichen Entwicklung und Bedeutung der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft ist sie deshalb von höchster Bedeutung und größtem Interesse, weil sich das hauptsächlich in den Räumen der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft vollzog und aus der Tätigkeit ihrer Ingenieure heraus gebildet hat.

Die Methoden der elektrischen Kraftübertragung gehören zu den hervorragendsten wissenschaftlichen, technischen und wirtschaftlichen Eroberungen unsrer Zeit. Durch sie ist man befähigt, alle Kräfte, die die Erde birgt, in den Dienst des Menschengeschlechts zu zwingen. Der Wasserfall, der vom Fels stürzt, die Flut, welche die Küste überschwemmt, die Welle, die sich hebt und senkt, sogar die Luft, die über unserm Kopf dahinstreicht, alle Kraftäußerungen der Art darf man als Naturgeschenke in unser Konto eintragen und mit ihnen rechnen wie mit beweglichen und unbeweglichen Besitztümern. Für kleinere Strecken, die einige Kilometer nicht überschreiten, wurden bereits in den achtziger Jahren Kraftübertragungsanlagen ohne Schwierigkeiten gebaut und befanden sich vielfach im Betrieb. Sie gehörten zu den wohldurchdachten Errungenschaften der Technik jener Tage.

Man bediente sich bei diesen Ausführungen des Gleichstromes, den man bei der Erzeugung des elektrischen Lichtes und dem Betrieb von Bahnen gründlich studiert hatte. Seine Methoden waren in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts entwickelt worden und boten keine technischen Schwierigkeiten mehr. Ganz anders gestalteten sich die Dinge, wenn Kraftübertragungen für sehr große Entfernungen und mit bedeutenden Energiemengen ausgeführt werden sollten: dann versagt der Gleichstrom.

Faraday hatte das Gebiet der Wechselströme erschlossen, und in den achtziger Jahren folgten die Elektriker mit wachsender Ge-

* Siehe: „Der Drehstrom. Seine technische und wirtschaftliche Bedeutung." Von F. Bendt. (Braunschweig, George Westermann, 1898.)

Kraftübertragungswerk in Rheinfelden. Das Wasserschloß (Krafthaus).

Digitized by Google

Kraftübertragungswerk in Rheinfelden.

ungtuung der Entwicklung einer Wechselstromtechnik. Der Wechselstrom gestattet, was der Gleichstrom niemals zuläßt: die Überführung hochgespannter elektrischer Ströme durch dünne Drähte auf große Entfernungen und ihre leichte Umwandlung für jede gewünschte Spannung auf wirtschaftliche Art.

Die elektrische Kraftübertragung bekam mit der Verwendung des Wechselstromes ein jugendliches Aussehen und ein neues Gepräge. Die Kräfte auf der Erde konnten nun in der Tat als allgemeines Gut betrachtet werden.

Die elektrische Kraftübertragung durch Wechselstrom hatte dennoch anfangs mit einer bedenklichen Schwierigkeit zu kämpfen. Wohl gelang es, den elektrischen Strom zur Erzeugung von Licht, Wärme, zur Stoffzerfällung und dergleichen auf weite Entfernungen zu überführen, nicht aber durch ihn Bewegungen einzuleiten und Arbeit zu leisten. Arbeitsübertragungen zeigten sich als unmöglich. Das war das große Problem, um das sich damals die Elektrotechniker, wie es schien, vergeblich bemühten. Wie oft große Eroberungen auf geistigem Gebiet ihre Lösung durch mehrere Forscher fast gleichzeitig finden, so wurde auch durch die mehrfache Erfindung des Drehstromes die genannte Schwierigkeit in sehr einfacher und praktischer Weise gelöst. Innerhalb der Räume der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft entwickelte der Chefelektriker Dolivo von Dobrowolski ein System des Drehstromes, das die Frage der Kraftübertragung auf ein höheres Niveau hob: durch die praktische Ausgestaltung der Drehstromtechnik.

Unter Drehstrom versteht man eine Verkettung von mehreren Wechselströmen von verschiedener Phase. Dobrowolski hat es zuerst verstanden, das System einheitlich zu entwickeln.

Die Elektrotechniker planten 1891 eine internationale Ausstellung zu Frankfurt a. M., auf der alle die großen Fortschritte der neuen Wechselstromtechnik vorgeführt werden sollten. Die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft beschloß, dort ihr Drehstromsystem in einem großen Experimente, in einer praktischen Anlage, der Technikerwelt zu zeigen. So kam sie mit der Maschinenfabrik Oerlikon überein, die Energie eines dreihundertpferdigen Wasserfalles bei Lauffen am Neckar, der von Frankfurt a. M. etwa 175 Kilometer entfernt ist, durch Drehstrom zu übertragen.

Digitized by Google

Nernst-Mehrfachlampe.

Die hohe Bedeutung dieses echt modernen Versuches wurde von den Behörden anerkannt und bereitwillig unterstützt. So ward auch vom deutschen Kaiser, in Würdigung der an den beabsichtigten Versuch sich knüpfenden nationalen wirtschaftlichen Interessen, eine Beihilfe von zehntausend Mark aus Reichsmitteln bewilligt.

Am 24. August sollte das denkwürdige Ereignis sich vollziehen. Abends acht Uhr wurde zum erstenmal Strom durch die Fernleitungen gesandt. Am 12. September erstrahlten auf dem Ausstellungsplatze die von Lauffen aus gespeisten Glühlampen in vollem Glanz, und ein künstlich gehobener Wasserfall spendete seine Fluten. Der Versuch war durchaus gelungen. 300 Pferdekräfte hatte man unter der hohen Spannung von 30000 Volt über 175 Kilometer durch Drähte von vier Millimetern Dicke mit 77 Prozent Nutzeffekt übertragen.

Hermann von Helmholtz, der Ehrenvorsitzende der Prüfungskommission, bestätigte den Erfolg des Ergebnisses und entwickelte die große Bedeutung des glänzenden Versuches.

Vor den ersten Technikern und Naturforschern der Erde hatte zu Frankfurt a. M. der Drehstrom seine Gewalt bewiesen. Nun war es an der Zeit, seine Fähigkeit zu wecken und im Interesse der Praxis zu verwirklichen. Seit langem schon hatten sich die Blicke von Industriellen und Technikern auf die Kräfte gelenkt, die der Rhein, besonders in seinem obern Laufe, besitzt. Die Energiemengen, die anderswo mühsam der Erde abgerungen werden müssen, lagern hier am Tage und bedürfen nur der Fassung und der zweckmäßigen Verwendung. So kam denn, nachdem nun die technischen Mittel gegeben waren, das von Emil Rathenau bereits früher geplante Kraftübertragungswerk in Rheinfelden mit einem Kapital von vier Millionen Mark zustande.

Es mußte die Aufgabe gelöst werden, eine verhältnismäßig große Kraft über bedeutende Entfernungen mit geringen Verlusten in einem rationell wirkenden Leitungsnetz zu verteilen, ohne daß die einzelnen Konsumstellen sich berührten. Die Stromkanalisation mußte so gewählt werden, daß eine vielseitige und vorteilhafte Verwendung der Elektrizität für Beleuchtungs- und Heizzwecke, für Elektrolyse und Kraftzwecke möglich ward.

Wenn die Industrie des Oberrheins bis dahin ein beschauliches Dasein gepflogen hatte, weil ihr das moderne Lebenselement, die Kohle, fehlte, so schuf jetzt an ihrer Stelle die Elektrizität ein natürliches Gravitationszentrum in Rheinfelden, das bald Stätten regen Gewerbfleißes hervorrief. Durch das Rheinfelder Werk wurde künstlich eine Kraftquelle erzeugt, aus der die Industrie Reichtümer schöpfte. Das ist nur möglich geworden nach der vollkommenen Ausgestaltung der Methoden der Kraftübertragung.

Aber nicht minder wurden die Verehrer technischen Könnens zu aufrichtiger Bewunderung gestimmt durch den klingenden und zwingenden Sieg der modernen Maschine in den gewaltigen Räumen des Kraftwerkes an der Oberspree bei Berlin, das etwa gleichzeitig (1894) entstand. 50000 Pferdekräfte werden dort in Mammutmaschinen erzeugt, und diese Energie gelangt dann durch Drehstrom zu den Städten und Vororten in der Umgebung Berlins. Solche Krafterzeugung im großen stellt sich erfahrungsgemäß äußerst wohlfeil. Vom Kraftwerk Oberspree kann Kraft kleinen und großen Abnehmern zur billigen Benutzung überwiesen werden. Der ursprüngliche Anlageplan von 50000 Pferdekräften ist jetzt seit langem überschritten.

Der glückliche industrielle Gedanke, der der Errichtung solcher Zentralen zugrunde liegt, bewährte seitdem seine zeugende Kraft. Es entstanden im letzten Jahrzent des technischen Jahrhunderts viele solche Etablissements, die je nach den örtlichen Verhält-

Digitized by Google

Kabelwerk an der Oberspree mit der Zentrale der Berliner Elektrizitäts-Werke.

Digitized by Google

Kabelwerk an der Oberspree.

nissen ihre besondere Ausgestaltung empfingen. Der Stromlieferung an das Oberschlesische Industriegebiet z. B. gelten die beiden Zentralen Chorzow und Zarborze; eine andre wirkt im Petroleumgebiet am Kaspischen Meer usw.

Aber auch in den Zentralen, die der städtischen Beleuchtung, der Motorspeisung, dem chemischen Wirken und den elektrischen Bahnen dienen, spielt der große Sieger Drehstrom seine Rolle. In aller Herren Ländern werden Zentralen solcher Art von der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft geschaffen. Mit vier in England, neunzehn in Skandinavien, sechs in Rußland, fünf in Italien, sechsunddreißig in Spanien, vierzehn in Österreich, vier in Japan und ebenso auf den Philippinen, den Kanarischen Inseln, im Oranje-Freistaat, in Argentinien, Brasilien, Chile, Peru, Uruguay, Mexiko usw. hat die deutsche Firma eine äußerst glückliche Tätigkeit entfaltet. Mit dem Eintritt in das neue Jahrhundert waren insgesamt 248 Elektrizitätswerke mit einer Leistung von 210000 Pferdekräften durch sie erbaut worden.

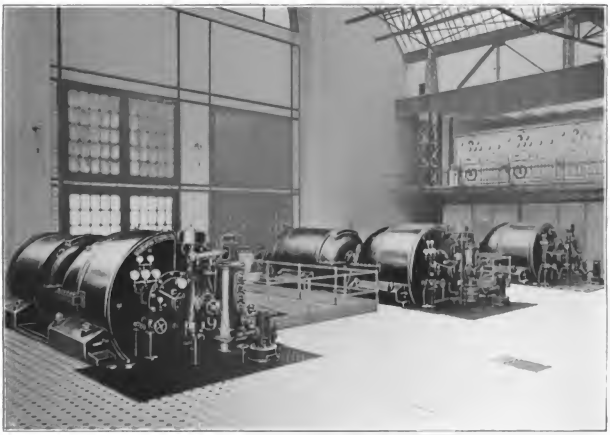
Das sind Früchte, die aus den intensiven Arbeiten der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft und ihrem Suchen nach reifen Kraftübertragungsmethoden und ihrer energisch-praktischen Ausgestaltung hervorgingen. —

Nach der sehr glücklichen Einführung des Reinaluminiums in die verschiedenen Industriezweige und besonders seiner Verwendung in der Kriegstechnik und Präzisionsmechanik wurde es indirekt eine Aufgabe der Beleuchtungstechnik, welche die Elektrochemie damals vornehmlich beeinflußte.

Beim Kampf um das Licht trat das Kalziumkarbid in den Vordergrund des Interesses. Kalziumkarbid erhält man auf einfache Weise durch Einwirkung starker Ströme auf die Grundstoffe, die es aufbauen. Übergießt man es mit Wasser, so erhält man Azetylen, den vortrefflichen Lichterzeuger. Sein weißes sonnenhelles Licht präsentierte sich als Konkurrent des elektrischen Lichts und wurde lange Zeit als Rivale gefürchtet.

Wie schätzenswert es ist, wenn Unternehmungen der Großindustrie mit der Wissenschaft Hand in Hand gehen, zeigten damals führende Gedanken, die den Leitern der elektrochemischen Werke der Allgemeinen Elektrizitäts-Werke eigentümlich waren. Die ökonomischen Vorteile der Elektrotechnik liegen in den geschickten und praktischen Methoden der Kraftübertragung, wie nicht oft genug

Digitized by Google



Aus der Moabiter Zentrale der Berliner Elektrizitäts-Werke. Drei Riesen-Turbodynamos.

hervorgehoben werden kann. Als neuster Fortschritt der Elektrotechnik zeigte sich, daß man in der Elektrochemie selbst neue Methoden zu entdecken und auszubilden verstand, die es ermöglichen, die Kräfte, die im Boden eines Landes in Form von Naturprodukten schlummern, zu heben. Unser Vaterland ist reich an Bodenmaterialien, die der Industrie oft nicht zugänglich gemacht werden können, weil ihre Fundorte zu weit von den großen Verkehrsstraßen entfernt liegen. Auch erwiesen sich die älteren chemischen „vorelektrischen" Methoden oft zu wenig ausgiebig, um Nutzen zu schaffen. Nunmehr war man in der Lage, diesen schlummernden Kraftquellen nahezutreten. So widmeten sich die elektrochemischen Werke zu Bitterfeld u. a. der Ausnutzung ausgedehnter Braunkohlenlager, die dort vorhanden sind. Der Heizwert der Braunkohle ist so gering, daß sich ihr Transport nicht lohnt. Man unternahm daher ihre chemische Umwandlung unter Beihilfe elektrischer Ströme am Orte selbst. So gelang es, große Mengen bisher unbenutzter Sonnenenergie zu gewinnen. Ähnliche „Erweckungen" von hohem Werte schlossen sich dem an. In Deutschlands Boden ruhen unermeßliche Schätze. Es ist eine richtige und zweckmäßige Taktik, wenn die Vertreter der neueren Industrie die Mittel suchen und ausgestalten, um sie zu erschließen.

Der Erfolg, welchen die elektrochemischen Bestrebungen erfuhren, brachten reiche Aufträge zum Bau elektrischer Fabriken für fremde Rechnung und fremde Staaten. Kalziumkarbidfabriken entstanden z. B. in Norwegen, Finnland, Frankreich, Tirol usw.

Die Unternehmungen verlangten fortdauernd eine aufmerksame Regulierung der Finanzen, eine Erweiterung des Aktienkapitals und den Ausbau oder die Neueinrichtung von Fabriken.

Die vortrefflichen Eigenschaften des elektrischen Lichts klärten erst darüber auf, wie lange die Beleuchtungstechniker auf ihren Lorbeeren geruht haben. Die unmittelbare Folge war, daß in der Gastechnik mit großer Energie gearbeitet wurde, um die Scharte auszuwetzen und das Feld nicht ganz zu verlieren. Der Zufall wollte, daß diese Bemühungen von großem Erfolge gekrönt wurden. Das Auersche Gasglühlicht entwickelte sich in verhältnismäßig kurzer Zeit zu einem äußerst brauchbaren Leuchtmittel, das auf moderner hygienischer Grundlage beruhte und sich merkwürdig wohlfeil stellte. Kurz, das Gasglüh-

Digitized by Google

licht konnte zwar mit dem elektrischen Glühlicht in seinem schönen Äußern nicht konkurrieren, aber es genügte mittleren Anforderungen und war billig.

Den Elektrotechnikern fiel jetzt wiederum die Aufgabe zu, den Preis des elektrischen Lichts zu ermäßigen.

In der Edisonglühlampe wird dadurch Licht erzeugt, daß der elektrische Strom einen Leiter erster Klasse — einen Metall- oder Kohlenfaden — durchfließt und ihn im luftverdünnten Raume zur Weißglut zwingt.

Dem deutschen Physiker Nernst gelang es, nachzuweisen, daß auch ein Leiter zweiter Klasse nach geschickter Vorwärmung zur Lichtspendung gezwungen werden kann. Darauf gründet sich, wie bekannt, die Nernstlampe. Das Wesentliche war dabei, daß die Nernstlampe nur etwa die halbe Strommenge für die Erzeugung der gleichen Lichtstärke bedarf wie die Edisonlampe. Eine billige elektrische Glühlampe stand nunmehr dem Publikum in Aussicht.

So wurden 1898 die Nernstpatente erworben und mit Unterstützung des Erfinders in den neu errichteten Räumen der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft umfangreiche Versuche angestellt, um zweckmäßige Methoden für die Massenfabrikation der schönen und wohlfeilen Lichtquelle zu ermitteln.

Der Jahresbericht der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft meldet darüber: „Ein voller Erfolg ist nach jahrelanger mühsamer Arbeit die Einführung der Nernstlampe geworden. Die schöne und zugleich sparsame Lichtquelle befindet sich in Hunderttausenden von Exemplaren bereits im Gebrauch." Die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft hatte mit dem Triumph der Nernstlampe einen neuen Sieg in der elektrischen Beleuchtung erkämpft.

„Exzelsior" könnte als Motto vor eine Darstellung der Wirksamkeit der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft gesetzt werden. In allen ihren Werken, in allen ihren Fabriken wurde ein Wachsen und Blühen beobachtet.

Im Jahre 1898 waren bereits 65 elektrische Bahnen mit 1300 Kilometer Gleis und 2300 Motorwagen fertiggestellt, und das gleiche Jahr ließ 19 Elektrizitätswerke mit einer Gesamtleistung von etwa 40000 Pferdekräften erstehen, 34 Werke mit 80000 Pferdekraftleistungen befanden sich im Bau. Das neue Jahrhundert begann mit einer Jahreslieferung von 16480 Maschinen mit 208200 Pferdekräften, und die Personenzahl der Firma betrug 17631 Köpfe.

Einlegung eines Kabels in den Kabelgraben.

Digitized by Google

Schnellwagen der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft.

Die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft war inzwischen zu einem Welthause erstarkt, in dem der Wunsch bestand und energisch seiner Erfüllung entgegengeführt wurde, in finanziell leichtesten Formen auch den Forderungen des Auslandes gerecht zu werden. Aus solchen Zweckmäßigkeitsgründen mußten Institutionen geschaffen werden, die den Charakter von Finanzgesellschaften tragen. Das führte z. B. schon 1895 die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft im Verein mit der Deutschen Bank zur Begründung der „Bank für elektrische Unternehmungen in Zürich". Man wählte die Schweiz als Sitz des Instituts, weil dieser neutrale Staat den geeignetsten Boden für die Abwicklung der Auswärtsgeschäfte darbietet. Auch die dortige Aktiengesetzgebung erleichtert den Betrieb solcher Unternehmungen. Die Konstitution erwies sich als außerordentlich glücklich. An der Wende des Jahrhunderts betrug ihr Kapital 33000000 Frank Aktien und 34000000 Frank Obligationen. —

Jeder Körper, auch jeder wohlgebildete Wirtschaftskörper, besitzt bevorzugte Organe, mit deren Gedeihen und Blühen das Wohl des Gesamtkörpers verknüpft zu sein pflegt. Ein Enfant gâté gleichsam solcher Art, von seinen ersten Anfängen an, war, wie wir bereits erwähnten, für die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft das Werk, dem die Reichshauptstadt ihre elektrische Energie verdankt. In der Tätigkeit der Berliner Elektrizitätswerke erstarkte die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft und ist darin groß geworden. Wurde doch durch das glänzende Gelingen der Berliner elektrischen Zentralen der Weltruf der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft begründet.

Die Grenze (1900) zweier Jahrhunderte gibt das Zeitmaß an für den neusten Ausgestaltungsplan der Berliner Elektrizitätswerke. Die vier großen Innenzentralen, die im Anfang nur Gleichstrom lieferten und so die Reichshauptstadt zum Teil mit Licht und Kraft versorgten, waren durch Verträge mit der Stadt auf eine Leistung von 28000 Pferdekräften beschränkt. Das zwanzigste Jahrhundert brachte auf Grund neuer Abmachungen eine Neuorganisation, deren Hauptsache in der Begründung von Außenwerken bestand. Mittels hochgespannten Drehstromes versorgten diese den Ring der Vororte und Städte, der die Reichshauptstadt umschließt, und speisen ganz oder teilweise Unterstationen innerhalb Berlins. Die beiden Außenzentralen „Oberspree" und „Moabit" arbeiten unter den günstigsten Verhältnissen.

Viel beneidet und viel bewundert, haben die Berliner Elektrizitätswerke einen stolzen Weg zurückgelegt — einen Weg, der von Erfolg zu Erfolg führte. In ihren technischen Konstruktionen vereinigen sich die höchsten Ansprüche an zweckentsprechende und wirtschaftliche Leistungen, und in ihrem Äußern springt allüberall der künstlerische

Digitized by Google

Aufstellung der Krane bei der Einweihung des neuen Hafens (Kuhwärder).

Gedanke hervor. Kein Wunder daher, daß sie in aller Welt als Musteranstalten gepriesen werden. —

Vor einigen Jahren traf im Schlafwagen des Mailänder Zuges der Generaldirektor der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft mit einem hervorragenden Berufsgenossen zusammen. Da führte das Gespräch auf das Reisen und auf die Rückständigkeit in der Geschwindigkeit der Züge. Mußte es doch als ein Mangel erscheinen, daß es im äußersten Falle nur zulässig war, unsre schwerfällige Körperlichkeit über eine Strecke von hundert Kilometern in der Stunde zu befördern, und auch das galt schon als eine außerordentliche Leistung. Ein Wort gab das andre, und aus dem Hin und Her gelangte man endlich zu der Überzeugung, daß es wohl möglich sei, auf Grund von Spezialstudien elektrische Betriebe zu schaffen, welche eine Geschwindigkeit von etwa zweihundert Kilometern zuließen. Die Schaffung eines elektrischen Schnellverkehrs erschien als eine erstrebenswerte Möglichkeit.

Was so im rasselnden Schnellzuge zur nächtlichen Stunde im gelegentlichen Gespräch erörtert wurde, ist dann in reifer Form von Emil Rathenau in Form einer Denkschrift der deutschen Technikerwelt unterbreitet worden.

Es bildete sich daraufhin im Jahre 1899 die „Studiengesellschaft für elektrische Schnellbahnen". Der Grundplan dieser in der Geschichte der Technik wohl einzig dastehenden Gründung war hauptsächlich darin gegeben, daß die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft und Siemens u. Halske sich bereit erklärten, unabhängig voneinander je einen elektrisch betriebenen Schnellwagen zu bauen und bereitzustellen, mit dem voraussichtlich eine Geschwindigkeit von etwa zweihundert Kilometern in der Stunde zu erreichen sei. Jede der beiden Firmen überwies ihren hervorragendsten Ingenieuren die große Konkurrenzaufgabe, die beim damaligen Stande der Elektrotechnik sich innerhalb möglicher Grenzen hielt. Der Wettbewerb hat bekanntlich auch hier eine glänzende technische und wissenschaftliche Leistung wesentlich unterstützt.

Es war in der Tat neu, daß große Geschäftshäuser rein aus ideellen Gründen und zu wissenschaftlichen Zwecken ihre Arbeitskraft, ihre Erfahrung und ihr Kapital in den Dienst des Fortschritts stellten. Ein wirtschaftlicher Erfolg konnte in absehbarer Frist selbst in dem Falle nicht erhofft werden, wenn das damals von vielen Fachleuten ironisch belächelte Projekt wirklich zustande kom-

Digitized by Google

Wagen für die Einphasenbahnstrecke Blankenese-Hamburg-Olsdorf.

men sollte. Die Aufgabe erregte das internationale Interesse. Eine Zahl bedeutender Fachleute stellte ihre Kräfte in den Dienst der Sache. Die preußische Regierung und die Militärbehörden gewährten willig Material und Geldmittel und überwiesen die Gleisstrecke Marienfelde-Zossen für die Probefahrten zur Verfügung.

Die Chefingenieure der beiden wetteifernden Firmen haben ihre Aufgabe hervorragend gelöst. Am 28. Oktober 1903 ging die Nachricht durch die Welt, daß der Wagen der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft den Rekord mit 210,2 Kilometern in der Stunde erzielt hatte. Das war die größte Geschwindigkeit, die bisher durch Fahrzeuge erreicht worden ist.

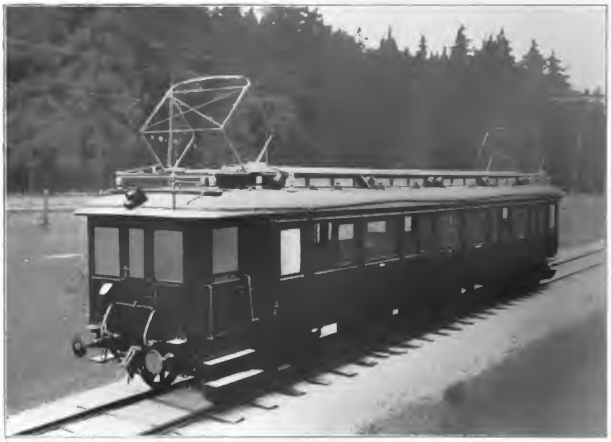
* * *

Die Frühlingsstürme der großzügigen Industrie, die im Jahrzehnt vor dem Scheiden des alternden Jahrhunderts eine Weltwirtschaft veranlaßt hatten, flauten langsam im Beginn des neuen Zeitalters ab.

In den Jahren der Hochkonjunktur hat die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft es in wohlüberlegter Mäßigung verstanden, sich von den Forderungen der Zeit nicht fortreißen zu lassen und ihre Fabrikanlagen und Werke nicht ins Uferlose auszubauen. Dadurch hat sie vermieden, größere Kapitalien festzulegen, und blieb doch in der Lage, die Leistungsfähigkeit der Werke u. a. durch Mehrfachschichten zu verdreifachen. War man befähigt, sich in der Ausdehnung gewisser Industriezweige ohne jede Schwierigkeit zu beschränken, so war es dennoch erwünscht, die Summe aller Betriebe, den Gesamtbetrieb, nicht zu verringern. Was man in einigen Betrieben opfern mußte, verstand man auf neuen Wegen wieder zu gewinnen.

Die vornehmste der Maschinen, in deren Entwicklung die neuere Technik erwuchs und ausgebildet wurde, die Kolbendampfmaschine, ist in unsern Tagen durch die Dampfturbine entthront worden. Einfachheit und größte Geschwindigkeit vereinigen sich in ihr und machen sie fähig, allen mechanischen Forderungen zu genügen. Für den Antrieb von Dynamos, für Schiffsmaschinen usw. erfüllt sie fast ideale Forderungen. Unter Bevorzugung der Riedler-Stumpf-Patente, aber mit Benutzung aller Vorteile, die bekannte wohlverdiente und erprobte Firmen auf dem Gebiete des Turbinenbaues erzielt hatten, bemächtigte sich beispielsweise die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft des neuen Fabrikationszweiges.

Digitized by Google



Versuchszug der Schwedischen Staatsbahn.

Jene Zeit der Schwankungen war überhaupt reich an interessanten und entwicklungsfähigen Neuheiten. Schwierig würde es unter anderm sein, ein Gebiet namhaft zu machen, das reichere Entwicklungsfähigkeit besitzt als die drahtlose Telegraphie,* das Gebiet, in dem sich der Techniker vom Körperlichen zu befreien lernte.

Die wellenförmige Ausbreitung der elektrischen Energie, die Organe der Erzeugung und Wahrnehmung der elektrischen Wellen, diese genialen Taten unsers Heinrich Hertz bedeuten ein neues Erkenntnisfeld, einen neuen „Sinn", dessen praktische Erschließung zu den reichsten und merkwürdigsten Fortschritten im letzten Jahrzehnt gehört.

Die Arbeiten von Slaby, Graf Arco und Braun haben es zu Erfolgen gebracht, die sich mit jenen von Marconi durchaus messen können. Mit Stolz kann die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft in Gemeinschaft mit Siemens u. Halske in der neuen Station zu Nauen z. B. den leistungsfähigsten Ort der Technikerwelt vorweisen, von dem aus man über Erde und Meer drahtlos zu sprechen vermag.

* Vgl. „Die Telegraphie ohne Draht." Von Fr. Bendt. Westermanns Monatshefte, Bd. 91, 1901.

Die Gesellschaft „Telefunken" erfreut sich zweifellos bei den meisten Nationen der freudigsten Zustimmung zu ihrem Tun. Solche Sympathien, die sich industrielle Gesellschaften erwerben, spielen im wirtschaftlich-politischen Leben keine unwesentliche Rolle. Auch das ist das Verdienst der großen Erwerbsgesellschaften.

Während die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft auf diesem Gebiet des Weltmarktes arbeitete, wendete sie einem nicht neuen, aber im letzten Jahrfünft vielumworbenen Industriezweige, der Automobilbranche, ihre Aufmerksamkeit zu. Sie richtete ihre Tätigkeit hauptsächlich auf die Ausbildung der Autos für Lastfahrzeuge und griff damit ein wenig bebautes und höchst aussichtsreiches Gebiet auf, das demgemäß Früchte trug.

Neben der Aufnahme solcher Neufabrikationen entschloß man sich, den ungesunden allgemeinen industriellen Verhältnissen der Zeit durch den zweckmäßigen Zusammenschluß verwandter Firmen entgegenzuarbeiten. Durch diesen Beschluß erzielte man eine Verbilligung der Fabrikation und eine zweckdienliche Verschiebung der Konkurrenz.

Für die geschichtliche Entfaltung der Elektroindustrie ist da zunächst der Begründung

Digitized by Google

Ernst Gentzel: Mühlengehöft.

WESTERMANNS MONATSHEFTE

Digitized by Google

einer Interessengemeinschaft zwischen der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft und der Union Elektrizitäts-Gesellschaft in Berlin zu gedenken.

Durch den am 7. April 1903 abgeschlossenen Vertrag zwischen der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft und der Union kamen die reichen Kenntnisse und Erfahrungen der Union auf dem Gebiete der elektrischen Traktion der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft zugute, während wiederum die Wirksamkeit auf fast allen Gebieten der Elektroindustrie, welche die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft beschäftigte, nunmehr auch Eigentum der Union wurde. —

Es ist endlich aber auch geboten, die große Unternehmung zu betrachten, welche eine Interessengemeinschaft auf dem Weltmarkt hervorrief und welche die Bedeutung der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft über das bisherige Maß hob. Im Herbst 1903 besuchte der gemeinschaftliche Generaldirektor der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft und der Union die Vereinigten Staaten von Nordamerika, um die dortigen Verhältnisse zu studieren. Das führte zur Bildung einer großen internationalen Interessengemeinschaft, die einerseits die General Electric Company mit ihren Tochtergesellschaften, anderseits die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft und die mit ihr verknüpften Gesellschaften umschloß. Mit der Begründung dieser Verträge war ein Abkommen geschaffen, das fast die ganze Erde umspannt. Eine Verbindung der Art, welche die Konkurrenz für viele Produkte gleichen Charakters ausschließt, ist in der Tat beispiellos! —

Wir gelangen zur Gegenwart. Die Geschichte schweigt, das Leben spricht. Eine Reihe großer Aufgaben, die die Zukunft erfüllen werden, beschäftigen die technischen Kreise, die die Avantgarde wirtschaftlichen Fortschritts bilden. Die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft betrachtet es als Pflicht und Ehrensache, an diesen Unternehmungen an erster Stelle mitzuwirken, führend, forschend und untersuchend, technisch und finanziell.

Es ist eine „Dreiheit" von ganz originaler Bedeutung, an deren Verwirklichung und Ausgestaltung zum Wohl der deutschen Industrie die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft an erster Stelle mitwirkt: die Entwicklung des Einphasen-Wechselstrommotors im Interesse der Ausbildung des deutschen elektrischen Vollbahnbetriebes, die Gewinnung des Elektrostahls durch Niedersetzung der Elektrostahl-Gesellschaft und die Begründung der Studiengesellschaft für Luftschiffahrt, um bei der Eroberung der Lufthülle in Gemeinschaft mit andern deutschen Größen an erster Stelle zu wirken.

Vor einem Vierteljahrhundert legte ein weitblickender Ingenieur den Grund zu einer Erwerbsgesellschaft, die originalen Zielen zustrebte. Die Ziele können als erreicht gelten. Die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft hat deutschen Unternehmergeist und deutsche Tatkraft in aller Welt bekannt gemacht und nicht zum kleinsten den Respekt vor deutschem Können befestigt. Ihr Betriebskapital stieg während des Vierteljahrhunderts ihres Bestehens von fünf auf hundert Millionen Mark. Das ist am Ende auch ein Befähigungsnachweis.

Heute noch ...

Heute noch im frohen Frühlingsreih'n,
Morgen werd' auch ich gestorben sein,
Irgendwo in braunes Ackerland
Legt mich meines Freundes treue Hand.

Zärtlich decken Wurzeln bald mich zu,
Bienen summen durch die goldne Ruh',
Trinkt ein Halm von meiner morschen Kraft,
Wandr' ich mit dem warmen Lebenssaft.

Werde wieder Blatt und Blüte sein,
Leuchte in die Tage still hinein,
Bis sich Korn um Korn in Reife drängt
Und die Erde wieder mich empfängt.

Martin Boelitz

Digitized by Google

Und ein Garten das Land ...

Roman von Marie Diers

III

Diesen Sommer hielt Christa mit ihrem Jungen noch so eben zur Not in Berlin aus. Sie erfand wie voriges Jahr die Ausflüge als Hilfsmittel, aber sie war schon recht im Herzen unzufrieden mit ihnen. Es war doch immer erst ein langweiliges Ankleiden nötig, Handschuhe anziehen, Sonnenschirm nehmen, Treppen klettern, durch lange, lange heiße Straßen ziehen, ehe man nur ein Fleckchen Grün zu sehen bekam. Ach, und dies Fleckchen Grün wurde einem mit der Zeit auch schon verhaßt, eben weil dahinter immer im Traumbilde die Bunthorper Wiesen, der leise rauschende Buchenwald aufstiegen und das Herz mit Rebellion füllten, daß es sich über das klägliche Ausschnittstückchen hier freuen sollte.

Die Sehnsucht, ihren Jungen in freier Natur aufwachsen zu lassen, war ins Riesenhafte gestiegen, und der nachfolgende Winter, weit entfernt, diese Sehnsucht zu löschen, baute sie zu einem Plan aus, der sich am Ende auch vor vernünftigen Leuten zeigen ließ.

Maus machte den Geheimniskrämer vor Kurt. Er sollte durchaus nichts wissen, ehe nicht alles vollendet war, und sie gebärdete sich so entsetzlich verstohlen vor ihm, daß ihr Geheimnis an allen Ecken und Enden herausguckte, ohne daß der rasend neugierig gemachte Junge doch imstande war, es irgendwo fest am Zipfel zu fassen und aufzudecken.

An einem Sonntagmorgen, statt auszuschlafen, trabte Maus zum Doktor, der Kurt behandelt hatte, und kam halb wie eine Unsinnige vor Freude wieder. Dann kam's mit einem Male heraus, daß sie beim Direktor gewesen war. Dann schrieb sie Briefe, aber Kurt durfte um Himmels willen nicht die Aufschrift lesen und sie auch nicht in den Kasten stecken. Dann bekam sie Briefe, aber sie schrie wie eine Besessene, als Kurt ahnungslos in die Stube kam, in der sie gerade las.

Dieser fürchterliche Zustand dauerte Wochen. Kurt wurde schon ganz wütend und fing in seinem Ärger an zu höhnen. In Wirklichkeit litt er sogar ein bißchen darunter. Es war für ihn schon gar nicht mehr abzusehen, wann Tante Maus aus ihrer dunklen Wolke steigen und wieder die alte werden würde.

Einmal an einem Februarnachmittag mit nassem Schnee und trübem Himmel fand sie ihn bei ihrer Rückkehr am Fenster stehend. Er kehrte sich nicht um, als sie eintrat. Sie sah seine schmalen Schultern, den schlanken jungen Leib, den geliebten kleinen blonden Kopf, und ihr war jählings, als habe sie ihm all die Zeit her etwas Großes zuleide getan.

Eine heiße Welle schlug ihr übers Herz. Sie warf Bücher, Schirm, Muff achtlos fort auf den Stuhl, auf die Erde, gleichviel, lief förmlich jagend zu ihm, als dulde das, was sie ihm zu sagen hatte, auch keine Sekunde länger Aufschub, obgleich sie eben, als sie durch die Tür kam, noch gar nicht an Lüftung ihres Geheimnisses gedacht hatte, kniete neben ihn nieder, umschlang ihn, drückte ihren Kopf an seine junge, etwas widerwillig abwehrende Schulter und rief: „Kurt, hör' doch, jetzt sag' ich dir alles: Zu Ostern ziehen wir nach Sötensand, in ein Häuschen ganz nahe an der Stadtweide. Da ist auch ein Gymnasium, Kurt. Da kannst du den ganzen Nachmittag im Freien laufen. Junge, Junge! Wenn du vor die Tür kommst, bist du draußen. Deine Mutter gibt's auch zu, und ich habe an den Direktor Doktor Meysing geschrieben, und Privatschüler kriege ich da auch, hat er mir geantwortet. Und an unsern künftigen Hauswirt, den Fabrik-

Digitized by Google

besitzer Hoppe, habe ich geschrieben. Von diesem muß ich noch bestimmten Bescheid haben, darum wollte ich's dir noch nicht sagen. Vielleicht wird's auch ein andres Haus. Kurt, bist du mir böse gewesen? Sieh mich doch an, Kurt, sieh mich doch an!"

Da warf er mit dem ganzen stürmischen Ungestüm seines jungen Herzens die Arme um ihren Hals, zwischen Lachen und Weinen. „Liebe Tante Maus!"

— — — — — — — — — — — —

Im Alter von dreißig Jahren, mit einem zartgebauten kleinen blonden Quartanerjungen zog Christa Thomasius als Tante Maus in das alte, wohlbekannte Sötensand ein. Sie hatte wirklich in dem Häuschen an der Stadtweide den ersten Stock mit drei Zimmern erhalten, unter ihr wohnte ein ehemaliger Kutscher des Fabrikbesitzers Hoppe, der jetzt Vögel ausstopfte und Katzenfelle gerbte.

Wie im Traum war es Maus, als sie im offenen Bahnhöfchen einfuhr, um das herum die Sträucher schon sproßten, ihren Jungen bei der Hand nahm und mit ihm durch die holprigen Kleinstadtstraßen ging, während der einzige Omnibus, der noch nicht ans Abfahren dachte, den Koffer nachbringen sollte.

Es war ein sonnig warmer Tag. Der klarblaue Himmel, die knospenden Bäume, die lichtgrünen Felder begrüßten sie in ihrer alten Heimat. Wie oft, wie oft war sie als Kind durch diese Straßen gelaufen, hier zur Mamsell Nothwang, die den Posamentierladen hielt, und vor der sie sich immer so entsetzlich dumm und unwissend vorgekommen war — dort zum Kaufmann Michelsen, der ihr jedesmal die kleinen Fäuste voll Bonbons steckte — dort in die Apotheke „Zur goldenen Kugel" — ach, und da promenierte der alte Rat Bunker noch gerade wie vor zehn und zwanzig Jahren vor seinem Häuschen im Sonnenschein auf und ab!

Sie war so bewegt, daß sie kaum Stimme hatte, dem hellängigen Jungen an ihrer Seite alle diese Dinge zu sagen. Es war auch nicht Freude allein, was sie erfüllte — fast mehr noch ein heißes, krankes Weh. Hier ging sie nun, und niemand kam ihr entgegen, sie zu begrüßen. Niemand freute sich und bereitete ihr ein liebes Willkommen, und die, an deren Hand sie einst durch diese Straßen gegangen war, hatten Abschied genommen für immer —

Die alte Schneiderin, Mamsell Klaus, die ihr noch die Trauerkleider bei des Vaters Tode genäht und alle halbe Jahr ein paar Tage in Bunthorp gewohnt hatte, huschte an ihr vorüber. Sie war noch verkümmerter geworden und sah aus, als sei sie zurückgewachsen. Mit ihren blöden Augen starrte sie Christa als eine fremde Erscheinung verwundert an, aber hastete weiter, ohne sie zu erkennen.

Das Häuschen an der Stadtweide lag nicht weit für diese beiden, die an Großstadtentfernungen gewöhnt waren. An ihm vorbei ging der ausgefahrene Landweg nach Bunthorp und Kestendorf.

Wie stark es hier roch nach frisch aufgeworfener Erde! Rechts über den Acker zog ein Gespann mit einem Pflug. Vor dem Häuschen standen hohe Haselbüsche, sie reichten bis an die obern Fenster, die ihnen gehören sollten.

Tante Maus blieb stehen. Alle Schwere und alles Bangen war von ihr abgefallen. Sie trank die reine Luft, und ihr Herz tat sich weit auf. Leise legte sie den Arm um die Schulter ihres Jungen. „Kurt — hier bist du im verheißenen Land!"

— — — — — — — — — — — —

Daß Christa Thomasius in Sötensand von niemand mehr gekannt sei, das brauchte ihr wahrlich nicht das Herz zu bedrücken: es kamen eigentlich mehr Menschen, als ihr lieb war.

Was sich nur plötzlich hier alles an Bekanntschaften einfand! Leute, mit denen sie in Bunthorp nie verkehrt hatten, und die sich jetzt plötzlich als ihresgleichen anstellten. Die alte Mode, daß der Neukömmling zuerst bei denen Besuche macht, die er zum Verkehr haben möchte, galt jetzt plötzlich nicht mehr. Das kam daher, daß die Frau Gymnasialdirektor und die Frau Oberpfarrer eines Tages das „junge Mädchen" aufgesucht hatten, ihr ihren mütterlichen Beistand anzubieten, als Christa Miene machte, sich wie eine Schnecke in ihr Haus zu verkriechen.

Von nun an stand der Zutritt zu ihr frei. Man behandelte sie nicht mehr wie einen Gesellschaftsmenschen, sondern wie ein interessantes Ausnahmegeschöpf, das zur Besichtigung ausgestellt ist. Christa mußte unendliche und meist recht alberne Redensarten mit anhören. Daß es ihr eigner Junge sei, mit dem sie da angezogen komme, hatte

Digitized by Google

auch eine Zeitlang im Städtchen kursiert, war dann aber von dem Direktor Meysing, der sich mit dem Professor Holtz in Verbindung gesetzt hatte, energisch widerlegt worden. Um das unbeschützte und unerfahrene Mädchen, dem er eine ziemlich hohe Achtung entgegenbrachte, vor seinen Mitbürgern zu rehabilitieren, hatte er ihr seine Frau zugeschickt, wofür ihm indes Christa, die den wahren Grund nicht kannte und nur die unerfreulichen Folgen erlebte, recht wenig dankbar war.

In der ersten Zeit, als die Besuche der Frauen und Fräuleins von Sötensand mit ihren zudringlichen Fragen und unerbetenen Vertraulichkeiten sich überstürzten, hatte Christa manchmal eine leise Reue, aus Berlin, wo man sie doch in Ruhe gelassen hatte, fortgegangen zu sein. Sie war durch ihre jahrelange Selbständigkeit ein Mensch geworden, der sich in diesen engen Verhältnissen, dieser Art von Interessen und Anschauungen nicht mehr zurechtfand. Sie mußte zu ihrem Erstaunen merken, daß fast alle ihre Besucherinnen bei ihr auf der Suche waren nach irgendwelchen Hintergedanken, die ihr Handeln beeinflußt hätten. Die einfache Tatsache war ihnen leerer Schall — sie verstanden sie nicht.

Christa hatte keine lange Geduld mit diesen enggebundenen Seelen. Wenn sie den ganzen Wert ihrer Übersiedlung nicht in Frage stellen wollte, so mußte sie diese Visiten, die ihr ihre kostbare Zeit raubten, loszuwerden trachten. Es gelang ihr auch, denn man war hier schließlich so empfindlich wie überall. Aber nun hatte sie dafür das Vergnügen eingetauscht, auf der Straße pikierten Gesichtern zu begegnen, die sich zur Seite drehten, wenn sie in Grüßweite kam.

Mit den alten Damen, die sie zuerst besucht hatten, und ein paar Bekannten aus früherer Zeit — zum Beispiel mit Frau Thiel, der Schwiegermutter von Heino Ulfers — mußte sie indes den Verkehr aufrechthalten, schon um Kurts willen. Sie verstand jetzt wieder die Gesetze der Kleinstadt: Schließe dich aus, und man schließt dich aus. Sie durfte hier keine Sonderrolle spielen, sondern mußte sich den Verhältnissen einfügen. Zudem war sie auch von der allgemeinen Meinung, der Privatstunden wegen, einfach pekuniär abhängig und wenig in der Lage, die Hohe, Stolze zu spielen.

Es wurde ihr nicht leicht, sie hatte verlernt, mit fremden Leuten allzuviel zu rechnen. Ihr Junge und ihr Junge und ihr Junge: das war ihre Welt.

Eines Tages saß die gute alte Frau Thiel neben ihr auf dem geblümten Sofa und redete und redete. Es war ein sonnengoldener Sonntag, und Christa sehnte sich, mit Kurt im Graben an der Stadtweide zu sitzen und sich den Feldwind um den Kopf gehen zu lassen. Aber Frau Thiel dachte, heute wäre Sonntag und Fräulein Christa habe frei, also sei so recht die Zeit für ein gemütliches Plauderstündchen.

Maus wußte nun schon alles mögliche: daß bei den Ulfers auf Kestendorf nur ein Junge sei, die übrigen ganz klein gestorben. Das käme wohl, weil Flora nach dem ersten Wochenbett aus der Kränklichkeit nicht herauskäme. Sie hätte es ja gut — mein Gott, na ja — Fräulein Christa wisse ja aber auch: die Schwiegermutter — na, du lieber Gott, sie wolle ja gar nichts sagen. Traurig wär's ja auch für den Heino, immer eine kranke Frau — aber ach, mein Gott, das käme doch oft vor. Aber es wäre doch peinlich, wenn man es sie immer so merken ließe — der Heino ja nicht, aber eben die alte Ulfers — und die Frida auch —

Na ja, die Frida, die hätte eben auch keinen Mann gekriegt. Das hätte man ihr ja auch vorhersagen können.

Wie das heraus war, kriegte Frau Thiel plötzlich einen großen Schreck, daß sie taktlos gewesen sei und von „keinen Mann kriegen" gesprochen habe, hier, bei Fräulein Thomasius, die doch auch schon dreißig Jahre alt sei. Sie verfiel in eine wortreiche Entschuldigung, die ihr Versehen nun erst recht auffallend machte.

Aber mit Fräulein Christa sei das doch etwas ganz andres? Die könne doch noch zehnmal heiraten. So hübsch und so jung wie sie aussehe! Neulich noch habe der Sohn von dem reichen Brauer Miethke — sie wisse wohl, der flotte Max — gesagt: sie sähe aus wie ein siebzehnjähriges Mädchen. Ja, wenn sie nur den großen Jungen wieder fortschicken wolle. Das sei doch nur eine unnötige Last für sie und verderbe ihr die besten Partien.

Sie sah dabei so mütterlich besorgt aus mit ihrem guten, einfältigen alten Gesicht, daß Christa, allen Überdruß vergessend, plötz-

Digitized by Google

lich ihre runzligen Hände erfaßte, die von aller Arbeit sich wie Leder anfühlten, und ihr mit warmer Stimme sagte, daß alle Liebes- und Heiratsgedanken für sie längst vergangen seien, und daß sie sich nicht danach sehne, von jungen Männern für hübsch und begehrenswert gehalten zu werden. Und dann fing sie an, leise und still von ihrem Glück zu erzählen — so still, als erzähle sie es sich selber. Sie vergaß draußen den wartenden Jungen und den Sonnenschein und den Wind, der über den Feldgraben wehte und durch die blühenden Büsche strich. Zum erstenmal öffnete ihr Herz sich in Worten, und sie wußte nicht mehr, zu wem sie sprach — sie wußte nur, daß es unendlich schön war, einmal von ihres Lebens Glück und großem Reichtum zu reden.

Als sie endete, saß die alte Frau vor ihr, und die Tränen rannen ihr stromweise übers runzlige Gesicht. Sie wollte sprechen und konnte nicht vor Bewegung, sie nahm ein Tüchlein und trocknete sich umständlich die Tränen ab. Dann brachte sie hervor: „O lieber Gott, Fräulein Christa, wenn das Ihre lieben Eltern mit angehört hätten! O, die freuen sich wohl über Sie jetzt im Himmel! Ja, wenn ich 'raufkomme, ich werd' davon erzählen. Ja, behalten Sie man Ihren lütten lieben Jung'. Das ist ja eine Gottesgabe. Dies ist ja wohl mein schönster Sonntag, den ich je erlebt hab'. O, wenn ich das nur wiedererzählen könnte! Der Flora würd's auch guttun —"

— — — — — — — — — — — — —

An einem Sonntagnachmittag gingen Maus und Kurt zu Fuß nach Bunthorp hinaus. Die Anregung dazu ging von Kurt aus, der von seinem Klassenfreunde Walter Rust — einem jüngeren Sohn des Pastors Rust, der wirklich nach dem alten Thomasius die Bunthorper Pfarre erhalten hatte — eingeladen war. Danach war auch ein freundliches Schreiben der Pastorin eingetroffen, welches den beiden Wandrern anbot, die Rückfahrt mit ihren Söhnen zusammen zu machen.

Ganz besonders früh wurde heute zu Mittag gegessen, und als es von der Stadtkirche zwölf schlug, marschierten schon Tante Maus und ihr Junge im Gänseschritt auf dem schmalen grasbewachsenen Fußsteig, der neben den Fahrgleisen herlief. Man mußte gut und gern auf vier Stunden Marsch rechnen, wenn man sich unterwegs zur Erholung noch ein- oder zweimal lagern wollte.

Die Lerchen sangen auf den Feldern, und die Kirschbäume blühten. Maus kannte hier beinahe jeden Baum, jeden Zaun am Wege. Oft war es ihr wie ein Traum, daß sie hier ging, auf demselben Stückchen Erde, an das sie mit brennendem Herzen so viel gedacht hatte.

Ihr war, als müsse sie die Bäume, die Felder anrufen: Ja, was sagt ihr nun, was ich hier habe! Seht ihn euch an, meinen sonnigen Jungen!

Als die Hitze anfing, drückend zu werden, tat sich der meilenweite Sötensander Forst vor ihnen auf. Da wanderte es sich gar entzückend! Aus dem Marschtempo wurde ein fröhliches Schlendern, Hand in Hand, wobei die beiden Pilger ein Lied nach dem andern anstimmten, immer lauter und kecker, obgleich sie beide im Grunde ziemlich schlechte Musikanten waren und froh sein durften, daß sie die Kritik der Vögel in den Zweigen nicht hörten. Indes: es genügte ihnen, und mehr war zu dieser Stunde nicht nötig.

„Da geht's nach Kestendorf ab," rief Kurt plötzlich mitten in den Singsang hinein.

Maus blieb unwillkürlich einen Augenblick stehen. Wie sie das berührte, dieser Name in dem Munde ihres Jungen!

Kurt merkte nichts von ihrer Bewegung. „Walter kennt den Hans Ulfers, der da wohnt," plauderte er weiter. „Durch seinen älteren Bruder, den Eginhard. Er sagt, er wäre ein Streber, weil er immer Primus ist, jetzt auch in Obertertia. Aber Eginhard sagt, das wäre nicht wahr, er wäre nur gescheiter als alle andern Jungen. Aber er ist hochmütig und hat gar keinen richtigen Freund. Uns Kleinen guckt er schon niemals an."

„So ist Hans Ulfers?" fragte Christa sinnend. „Wie sieht er denn aus, Kurt?"

„Er hat rote Haare und Sommersprossen. Häßlich ist er, Tante Maus. Aber er ist sehr stark."

„Nun, lassen wir den Hans Ulfers," sagte Tante Maus. „Siehst du, was da durch die Bäume scheint, das ist der Teerofen, nun haben wir den halben Weg hinter uns."

„Schon den halben Weg?" schrie Kurt verblüfft. „Aber das ist ja gar nichts, ein Katzensprung!"

Digitized by Google

„Ja, nur daß die Katzen ein bißchen heiß werden dabei," sagte Tante Maus und strich ihm das feuchte Haar aus der Stirn.

Und nun waren sie in Bunthorp.

Erst das Dorf — der Hof, der Vorgarten, das Haus — das Haus! Und dahinten blinkend der See. Wie trägst du, Herz, den Sturm der Erinnerungen —?

Maus war nicht fähig, viel zu reden an diesem Nachmittag, und die Pastorsleute ließen sie gern in Ruhe. Sie ging durch die Stuben, die alle einen veränderten Charakter trugen, sie blieb im Studierzimmer lange, lange stehen, wie geschlagen von der Fülle der Bilder, die wieder lebendig wurden.

„Mein Vater — mein Vater —" Sie hörte seine Stimme wie in alten Tagen. Hier hatte ihr Schultisch gestanden —

Mit bedeckten Augen lehnte sie wie schwindelnd an einem Schrank. Es war beinahe, als habe sie ihrer Kraft durch dies Wiedersehen zuviel zugemutet.

Sie ging in den Flur. Auf diesem selben breiten Tannentisch, der der Pfarre verblieben war, lag einstmals die Verlobungsanzeige von Heino Ulsers. Wie seltsam sah es sie an, was da emporstieg — wie weit, wie weit war alles!

Ja, wohl sah das Haus verändert aus, das stille Haus, in dem sie mit ihren Eltern gewohnt hatte. Der Pastor Rust hatte neun Kinder! Außer Eginhard und Walter, die auf das Sötensander Gymnasium gingen, noch ein Knäbchen von zwei Jahren und sechs Mädchen wie die Orgelpfeifen. Maus dachte an den Besuchstag hier im Hause, auf dem Frau Pastor Rust mit solch hohen Tönen bewundernder Mutterliebe von ihrem kleinen Eginhard erzählt hatte. Der war jetzt ein ernster, etwas steifer Junge von vierzehn Jahren, und die kleine mütterliche Prahlerei war der verarbeiteten und sorgenvollen Frau Pastorin wohl schon lange ausgegangen. Sie machte wenigstens jetzt kein Wesens mehr um ihre junge Brut.

Der gute Pastor Rust schien dazu ausersehen zu sein, im Leben, wie es sich ihm auch füge, immer sein Sorgenpäckchen von irgendwelcher Art zu tragen. Nun hatte er die ganz gute Bunthorper Pfarre und hätte auch wohl endlich einmal zu seinem Menschenrecht auf Ruhe und Behaglichkeit kommen können. Aber freilich — für neun Kinder war auch Bunthorp noch immer nicht gut genug. Außerdem war ihm und seinem treuen Weibe allzuviel praktischer Sinn auch nicht gerade verliehen. So stand er, leicht ergraut, leicht gebeugt, mit seinem herzensguten, ein wenig verlegenen Lächeln vor seinem vollen Nest und konnte die vierte Bitte im Vaterunser noch immer mit besonderm Nachdruck beten.

Maus mußte ihm wieder, schon um ihres Vaters willen, von ganzer Seele gut sein. Als sie erst den Ansturm eigner Gefühle überwunden hatte und sich hier mit helleren Augen umblickte, sah sie viel rührende Not und Unbeholfenheit, ohne ein Körnchen Falsch und Verbitterung, ganz ehrliche, edle Not, die sich selber nur anklagt.

Frau Pastor Rust war sehr froh, sich einmal so recht von Herzen aussprechen zu können. Sie hatten hier nicht viel Verkehr, aus pekuniären Gründen, und der, den sie hatten: z. B. die Kestendorfer als Gemeindeglieder, bewies für ihre Nöte nicht viel Verständnis. Vor allem Eginhard und Walter machten ihr Sorgen. Eginhards Charakter nicht, der war eher zu ernst und streng für seine Jahre, aber Walter war solch ein schrecklicher Leichtfuß! Das Lernen war ihm ja ein Spiel, während Eginhard sich von klein auf hatte quälen müssen. Aber er war so entsetzlich faul und leichtsinnig, und es war gar nichts mit ihm zu machen. Er blieb einfach sitzen, weil er nicht arbeitete. Jetzt, mit seinen dreizehn Jahren, säße er noch in Quarta. Ihr armer Mann sei oft ganz verzweifelt über ihn.

„O — ist das so?" sagte Maus bedauernd. Sie standen am Fenster der Kinderstube, in der früher die Schlachtereien gewesen waren, und sahen auf den Grasplatz hinter dem Hause, wo die Kinder Fangchen spielten. Gerade war der übelberufene Walter daran, zu laufen. Es war ein entzückend hübscher Bengel, schlank, voll federnder Gewandtheit, mit einem braunen Krauskopf und blaublitzenden Augen. Man sah den Jungen eigentlich immer nur lachen. Es lag eine Frische und unbändige Lebenslust auf ihm, die seinen Anblick förmlich zum Kunstgenuß machte.

„Der kann nicht so schlimm sein," sagte Maus lächelnd.

Die Pastorin seufzte. Die Schönheit und Anmut ihres Jungen schien an ihr ziemlich verloren zu sein. „Und dann die Leitung.

Digitized by Google

die er in Sötensand hat," fuhr sie beschwert fort.

„Wo haben Sie ihn in Pension?" forschte Christa.

„Anfangs gaben wir die Söhne zu der alten Rendantin, bei der auch ehemals Ihr Herr Bruder war. Denken Sie, die existiert noch immer! Ein paar Jahre haben wir es ausgehalten, aber es wurde zu schrecklich. Mein Mann sagte, es ginge nicht mehr, und nahm sie fort. Walter ist sowieso spottsüchtig, er wurde dort in Grund und Boden verdorben. Ganz schreckliche Streiche hat er dort der alten Frau und auch andern Leuten gespielt. Und was Eginhard von dem Ton in dem Hause erzählte — nein, es ging nicht mehr. Mein Mann hat dann die Knaben zu einem Tischlerehepaar gebracht. Aufsicht ist da ja auch nicht, aber das Essen ist wenigstens gut, und sie werden nicht zu solchen haarsträubenden Dummheiten extra verführt. Aber das Rechte ist es natürlich auch nicht. Für Eginhard ja, der geht überall seinen Weg, aber ich bin überzeugt, daß Walter sich manchen späten Abend herumtreibt. Ach, Sie kennen ja auch Sötensand, Fräulein Thomasius! Und darum habe ich mich so gefreut, daß Walter ein wenig Neigung zu Ihrem kleinen netten Schützling hat. Dadurch, dachte ich mir, bekommt er vielleicht bei Ihnen mit der Zeit so eine Art Anhalt. Das wäre ein großes Glück."

„Es gibt doch jetzt bessere Pensionen in Sötensand," sagte Christa. „Ich weiß zum Beispiel, daß Doktor Meysing selbst Schüler bei sich hat."

„Ach, liebstes Fräulein, wo denken Sie hin! Doktor Meysing! Nein, das können wir nicht ermöglichen. Der Tischler Haase nimmt dreihundertfünfzig Taler Pension für die beiden. Das ist für uns das Äußerste. Denken Sie doch, was noch alles auf uns liegt! Das Dienstjahr, das Studium, und die Mädchen brauchen doch auch Geld, und dann kommt wieder der Kleine dran. Nein, liebes Fräulein, wir müssen es schon nehmen, wie es uns geboten wird."

— — — — — — — — — — — —

Im hellen Mondschein fuhr der Schimmel mit dem Leiterwägelchen vor. Nun war für die Bunthorper Pastorjungen der schöne Heimatsonntag wieder einmal zu Ende. Maus machte es sich mit ihren drei Gefährten auf den Säcken und im Stroh so bequem wie möglich. Vor der Veranda stand die ganze Familie, winkte mit den Tüchern und rief Abschiedsworte. Dann zuckelte das Führchen los, und im Mondschein hinter Bäumen tauchte Christas lebendig gewordene Vergangenheit wieder leise und traumhaft unter.

Es war eine lange Fahrt und Zeit genug, mit den Pfarrerssöhnen bekannt zu werden. Es lag auch an Maus, daß so junges Volk sich nicht lange vor ihr genierte, sondern sich gab, wie es war. Eginhard hatte etwas Angestrengtes in seinem Wesen. Es war, als habe dieser Knabe früh den Ernst des Lebens begriffen und sehe nun vor seinen Schatten nicht das Licht. Er hatte einen strengen, oft harten Ton gegen Walter, und doch brach hin und wieder bei ihm die rührende Unbeholfenheit und innere Gutheit seines Vaters durch, nur daß der Alte sich darin freier gab, weil er es wahrscheinlich selber gar nicht einmal wußte, wie gut er war, während der Sohn sich beständig beobachtete, bei sich auf Posten stand und sich alle Augenblicke irgendeine Äußerung seines Wesens zu verbieten schien.

Walter war wohl schon so, wie die sorgengequälte Mutter ihn beschrieben hatte: ein unverantwortlicher Leichtfuß, dessen Zukunft noch große Rätsel aufgab. Aber während Maus noch über diese Rätsel nachsann, stand sie schon wieder mitten drin in ihrer alten Frage: Warum sieht die Mutter — die Mutter nur dies eine an ihrem Knaben und nicht seine herzbezwingende Liebenswürdigkeit, den unaussprechlichen Zauber auf seinem Wesen? Warum ermüdet sie dies begnadete Kind und entfremdet es sich durch Klagen und Vorwürfe, statt es mit reinem Entzücken an sich zu ziehen und ihm den lachenden Mund zu küssen! Ich glaube nicht, daß ihn das mehr verderben würde, als beständig zu hören, daß er ein schlechter Bube sei, an dem man verzweifeln müsse.

Kurt kauerte hinter ihr im Stroh und pfiff so lustig wie ein junger Vogel, aber so falsch auch, wie kein Vogel pfeift. Sie konnte plötzlich nicht anders, sie beugte sich auf ihn und küßte ihn mitten in sein erstauntes Gesicht, das vor Verwunderung mit gespitztem Pfeifmunde stehenblieb.

Dich wenigstens habe ich fest! dachte sie mit überströmendem Herzen.

* * *

Digitized by Google

Der Sommer war vorüber, Herbstwinde heulten, und der erste Schnee war gefallen. Kurt kam nach Hause mit ganz roten Backen von der Schneeballjagd. Er hatte sich so darüber verspätet, daß Tante Maus vor der kalten Suppe saß.

Wie der Junge leuchtete! Sie hatte böse sein und auf ihn schelten wollen, aber jedesmal kam etwas dazwischen. Nun wieder dies strahlende Kindergesicht! Herrgott, sind wir denn auf der Welt, um die Minuten zu zählen, oder um mitzulachen, wenn die tolle Jugend lacht?

Sie lachte auch schon. „O du Wildfang! Wie siehst du aus! Und guck' dir mal die Dielen an. Frau Mumm wird schön brummen!" Frau Mumm besorgte die Aufwartung, seit Tante Maus' Einkünfte dies erlaubten.

„Tante Maus, darf ich heute nachmittag auf die Schlittbahn?"

„Meinetwegen, du Strick. Aber komme rechtzeitig nach Hause. Du weißt, morgen habt ihr lateinisches Extemporale."

„Ja ja, ich weiß schon."

Er brauchte sich nicht zu sputen um das lateinische Extemporale, der Junge. Und so fröhlich, wie er jetzt aus dem Hause lief, mit einem Streifkuß auf der Backe, den Tante Maus ihm nur noch so eben anbringen konnte, verließ er dies Haus auch nicht wieder.

Als er wiederkam, die nassen Handschuhe abstreifte, die Mütze treffsicher auf ihren Haken schleuderte und backenrot von der Kälte und der Schneeballlust ins Wohnzimmer lief, mit Stiefeln, von denen der dicke Schnee abtaute, saß da auf einem Stuhl neben Tante Maus eine Frau in armseliger, grober Kleidung, und Tante Maus — das sah sogar sein ungeübter Knabenblick — war totenblaß. Und als er zum zweitenmal in jäher Erstarrung die Frau ansah, erkannte er sie — seine Mutter.

Er blieb stehen, wo er stand, und von dem Kommenden wie von einer gräßlichen Ahnung erfaßt, erbleichte auch er.

„Da is er ja," sagte die Frau in einem müden, gleichgültigen Ton. Sie sah krank und verfallen aus. „Na, kennst mir wohl jar nich mehr. Schämst dir woll 'n bißken für deine arme Mutter. Ja, ja, aber det hat nu ein End'. Nu pack man deine Sachen in und sag' deine Pflegemutter Adjeh. Det muß nu so sind, det jeht nu nich anders."

„Was ist — was soll ich —?" stotterte der Junge.

Da stand Tante Maus auf, trat zu ihm und faßte ihn an der Hand. Ihre eigne war eiskalt. „Kurt — deine Mutter will dich —" Ihre Lippen zitterten so heftig, daß sie nicht weitersprechen konnte. Sie ließ plötzlich Kurt los, schlug ihre Hände vors Gesicht und stand in lautlosem Schluchzen, das ihren Körper erschütterte.

„Det dhut mir ja ooch leid," sagte die Frau in einem wärmeren Ton und stand auf. „Ick hab' mir't schon jedacht: Not wird't machen, den Jung mitzukriejen. Aber ick hab' doch det Recht und kann uf die Polizei jehen, wenn't mir verwehrt wird. Drum kam ick lieber jleich selbst. Weinen Se doch man nich so, Fräulein, et is ja doch nich Ihr Jung, und Se finden schon 'n andern."

„Soll ich fort von Tante Maus — ganz und gar —?" brachte Kurt stoßweise hervor.

„Wie nennst du ihr?" fragte die Mutter mit einem leichten Anflug von Lachen. „Tante Maus? Na ja, aber allens muß mal 'n Ende haben. Brauchst dich nicht zu ängstigen, Jung, dein zweiter Vadder dhut dir nischt mehr. Den haben sie unter die Räder vorjezogen, der is schon vor sechs Wochen bejraben. Ick dacht' ja ooch: et jeht so, ick will den Jung man da lassen, wo er't so jut hat. Ja, jedacht hab' ick det. Aber, wat will unsereener machen? Ick wer' alleen nich fertig, und wen ick't erzähl', der lacht mir aus. Läßt sich den jroßen Jungen durchpäppeln und rackert sich selbst zu Tode. Nee, ick muß ja ooch jestehn: Ordnung hat det nich. Der Sohn jehört bei die Mutter."

Christa ergab sich nicht so schnell, sie überwand die förmlich ohnmachtähnliche Schwäche, die sie ergriffen hatte, setzte sich zu der Frau und sprach mit einer Redegabe auf sie ein, die alles, was an Scharfsinn und Überzeugungskraft in ihr war, zum Vorschein brachte.

Die Frau schien indes auf dies alles gewappnet zu sein, wahrscheinlich weil sie es sich schon selber gesagt hatte. Mit dem „studierten Sohn" hätte es wohl noch seine Wege, bis dahin könnten sie und ihre Kinder lange verdorben und gestorben sein. Und was die Schwächlichkeit beträfe, so kenne sie

Digitized by Google

viele schwächliche Jungen, die ihren Eltern nett was verdienten, und vom ersten Tag an, wo er eingesegnet sei, könne er gleich als Mitfahrer oder sonstwas ankommen.

Kurt war näher getreten. Er stand jetzt dicht vor den beiden Frauen. Sein vorhin blasses Gesicht war blutrot geworden, er starrte mit zusammengezogener Stirn auf seine Mutter, als werde er innerlich von einem heftigen Kampf zerrissen.

Tante Maus sah ihn an, es war, als gäbe sein Anblick ihr einen leuchtenden Gedanken ein.

„Frau Rehbock," rief sie mit erhöhter Stimme, „hören Sie mich an! Ich glaube wohl, daß nur eigne große Not Sie dazu treibt, Ihr Kind aus der hoffnungsvoll begonnenen Laufbahn fortzunehmen und es arbeiten zu lassen. Sie können nicht anders, ich weiß es. Aber ich biete Ihnen an, Ihnen das, was Kurt verdienen könnte, regelmäßig monatlich auszuzahlen. Das wäre sogar für Sie eine sichrere Einnahme, als wenn Sie den Jungen selber bei sich hätten."

Es trat eine Pause ein. Es war so still, daß man eine vereinsamte Fliege am Fensterglas surren hörte. Die Frau sah auf sich nieder, auf ihren abgetragenen schwarzen Kleiderrock, auf ihre grobwollenen Handschuhe. Dann blickte sie mit einem mühsamen und schweren Heben der Augenlider auf und sah Kurt an. Der sah sie wieder an. Es war, als sprränge zwischen ihnen ein Strom auf, schwerflüssig, langsam — aber lebendig.

Und während noch Christa mit angehaltenem Atem einem Vorgang lauschte, den sie nicht begriff, der wie eine unheimliche Ahnung sich schattenhaft ihrer Seele aufdrängte, stürzten jählings ohne Vorbereitung wie zwei Bäche die hellen Tränen aus den Augen der Frau und liefen über das verwelkte, verkümmerte Gesicht. „Ick laß mir mein Kind nich abkoofen —" stieß sie hervor. Sie hob die Hand, und zagend, mit plötzlicher Schüchternheit, streckte sie sie Kurt entgegen: „Willst du bei mir kommen, mein Jung —?"

„Ja —" sagte Kurt ohne einen Moment des Besinnens mit einem seltsam harten, entschlossenen Ton. Christa sah es mit jähem Erstarren: sein Kinderblick war fort, er blickte sie gar nicht an, seine Züge schienen sich zu verändern.

Da, mit einem Empfinden, als stürze etwas in ihr zusammen, wußte sie: in diesen Minuten hatte in einem Vorgang, den ihr wohl zu belauschen, aber nicht zu begreifen gegeben war, die Natur gesprochen.

Sie verharrte eine kurze Weile gelähmt, besinnungslos. Sie wußte: was sie nun auch noch sagen, zureden, tun könne, das hatte jetzt alles keinen Sinn mehr. In einem unerfaßlichen Moment hatte sich ein Kreis geschlossen, und sie stand außerhalb.

Da erhob sie sich schweigend, ging ins Nebenzimmer und fing an, Kurts Sachen für die Abreise zusammenzupacken.

— — — — — — — — — — — — — —

Der Knabe kam zu ihr. Sein Eintritt bereitete ihr einen wilden, beinahe körperlichen Schmerz, daß sie nicht vermochte, sich nach ihm umzusehen, sondern nur den einen bohrenden Wunsch empfand: O fort! Ginge er doch fort!

Da rührte die Kinderhand an ihre Schulter. Nun mußte sie sich doch umsehen.

„Kurt — ich packe für dich ein —" murmelte sie undeutlich, weil sie fühlte, sie müsse etwas sagen, irgend etwas, sonst würde sie sich nicht mehr halten können. „Es ist dann schon besser — ich melde dich dann auch ab auf der Schule —"

Wieder traf es sie, wie seltsam verändert sein Gesicht erschien. Er weinte sowenig wie sie. Ihr kam es vor, als sei er in dieser einen einzigen Viertelstunde gewachsen.

„Adieu, Tante Maus —" sagte er wieder mit jener fremden, harten, beinahe gleichgültigen Stimme. „Ich muß mit meiner Mutter gehen. Das ist nun mal so."

Da, mitten in dem Abgrund ihrer dumpfen Verzweiflung, erfaßte es sie wie ein jäher Wirbel des Schreckens. Alles Blut schoß ihr stromweis zum Herzen. Mit Händen wie mit Zangen umklammerte sie des Jungen Arm.

„Aber doch nicht gleich, Kurt — aber doch nicht gleich!"

Er erblaßte, aber sein Ausdruck veränderte sich nicht. „Mutter will nicht über Nacht hierbleiben," sagte er. „Wir können noch heute abend in Berlin sein."

„Aber der Zug geht ja schon in —"

„Ja, in zwanzig Minuten —" sagte der Knabe. — —

Ehe er ging, blickte er sich noch einmal lange in der Stube um. Christa sah mit

Digitized by Google

atemloser Spannung, wie seine Züge sich veränderten, wie ein Erbeben durch seinen Körper lief. Dann wandte er sich zu ihr, mit einem herzzerreißenden Lächeln im Gesicht. „Nun brauche ich nicht für das Extemporale —" begann er, als wolle er einen kleinen Scherz machen, aber seine Stimme brach, heiße Glut bedeckte sein Gesicht, er ließ das Köfferchen, das er schon in der Hand hielt, fallen, und mit einem gebrochenen Laut, als stürze ihm alles, was sein Leben gewesen war, zusammen, warf er sich seiner Tante Maus um den Hals und schluchzte laut und fassungslos wie ein echtes, verzweifeltes Kind. Sie hielt einmal, noch einmal den jungen, geliebten, zuckenden Leib in ihren Armen, bedeckte den blonden Kopf mit tausend Küssen und drückte ihn wieder und wieder an sich.

In der Tür mit verlegenem Gesicht stand die Frau und wartete. Die Zeit drängte aufs äußerste.

„Komm nicht mit —" bat der Knabe mit erstickter Stimme. Er riß sich los, nahm den Koffer auf, sah sich nicht mehr um und war hinaus.

Maus ging nicht mehr ans Fenster, ihn noch zu grüßen. Sie sah sich in der ausgeleerten Stube um — sein Tisch, sein eisernes Feldbettchen, sein Bücherbord, ein paar Bücher, die nicht mehr in den Koffer hineingingen, waren zurückgeblieben; da hing auch noch eine Jacke, da standen noch seine Gummischuhe, da im Bett war auch noch sein Nachthemdchen vergessen —

Ja, was denn? Der halbe Junge war ja doch noch hier.

Nein, das denke aus, wem's möglich ist! Es ist nicht wahr, es ist nicht wahr, daß mein Junge fort ist! Nein, nein, nein — es ist nicht wahr!

— — — — — — — — — — — —

In der Nacht schlug es zwei auf der Wanduhr in Christas Schlafzimmer. Von dem schnarrenden Ton — oder von was sonst — erweckt, fuhr sie jählings aus steinschwerem Schlaf auf. Sie hatte noch eins schlagen hören, da war alles im Raum stockfinster gewesen. Jetzt fiel durch die offengebliebenen Vorhänge helles Mondlicht herein. Sie saß in einem wilden, unbegriffenen Schreck aufrecht und starrte auf die Tür, die zu Kurts Stübchen führte.

Die ist doch wirklich wieder zugefallen! dachte sie. Jeden Abend, wenn sie zu Bett ging, öffnete sie sie, um im Einschlafen ihres Jungen Atemzüge zu hören. Das war eine Gewohnheit, von der sie sich nicht wieder trennen konnte. Aber bisweilen, wenn unten eine Tür heftig zugeschlagen wurde, fiel durch die Erschütterung des schwachgebauten Häuschens diese ins Schloß.

Maus war aus dem Bett heraus und streckte schon die Hand aus, um die Klinke anzufassen — da fiel ihr alles ein — —

Am andern Tag kam eine Postkarte von Kurt. Sie enthielt nicht viel. Ein Gruß und die Nachricht: „Gut angekommen." Wenn er nur auf einer Wandertour gewesen wäre, hätte er auch nicht viel anders schreiben können.

Christa saß auf ihrem Bettrand und hielt mit trocknen, brennenden Augen die Karte in der Hand. Wie wenig sagte sie ihr! Wie wenig würde alles sein, das sie jetzt noch von ihm erfuhr. Ja, immer weniger, immer weniger werdend, und dann am Ende vielleicht — gar nichts mehr.

Draußen schien die Sonne auf den Schnee. Recht ein Wetter, um Schneeschlachten zu schlagen, zu tollen, zu jubeln für ein Knabenherz. Und was — was war die Wirklichkeit —?

Ein armes, dürftiges Kärtchen. Ein paar oberflächliche Worte in der lieben, eckigen, unfertigen Handschrift —

Gut angekommen. Ja — und was nun weiter? ... Da brach der eiserne Ring um ihr Herz. Wild aufschluchzend fiel sie mit dem Gesicht auf ihr Bett nieder, geschüttelt und gerüttelt von dem Jammer um ihres Jungen junges Leben. — —

Ein paar Tage danach nahm sie die Unterrichtsstunden doch wieder auf. Kurt war doch nicht tot, und das, was geschehen war, war im Grunde auch noch nicht unwiderruflich. Es konnte doch alles noch einmal wieder anders kommen! Und dazu war es gut, zu denken, daß sie wieder und unverändert für ihn sammelte und sparte. Das gab ihr neuen Lebensmut. Wenn sie in den Stunden war, vergaß sie manchmal ganz, daß ihr Nestchen zu Hause leer war. Aber dann kam immer wieder der grausame Schreck von jener Nachtstunde zurück, in der sie schon die Klinke angefaßt hatte, die Tür zu dem kleinen Schläfer zu öffnen.

Als ihr dies einigemal geschehen war, fürchtete sie sich so hilflos vor diesem grau-

Digitized by Google

samen, immer wieder neuen Begreifen, daß sie auch während der Stunden förmlich krampfhaft immer das Bewußtsein der Wirklichkeit festhielt. Sie nahm es mit in die Nacht hinein und schrak zu jedem Stundenschlag empor, nur um am Morgen nicht in der goldenen Täuschung aufzuwachen, die sich so schlecht bewährte.

Die Hoffnung aber verließ sie nicht. Wie bitter auch ihr Schmerz war, und wie heiß ihr die Tränen flossen, im tiefsten Grunde war es ihr doch immer noch keine Wirklichkeit geworden. Sie glaubte nicht daran. Es war ja nicht möglich, überhaupt gar nicht auszudenken, daß Kurts Leben wirklich nun für immer aus der Bahn gerissen sei.

Ein schlimmer Winter, ja vielleicht ein Jahr sogar — es konnte möglich sein. Es war Not und Qual genug. Aber doch nicht länger, doch nicht länger!

Des Abends, wenn sie ihre Lampe anzündete und der Ofen Wärme ausströmte, erfaßte sie oft eine solche Herzensangst, daß sie nach Luft ringend dastand und ein Schrei ihr im Halse würgte. Was war jetzt? wo war er? Stand er wieder frierend an der Straßenecke mit seinen Schuhsenkeln? oder diente er irgendwo in harter Arbeit um ein paar Groschen Lohn? Sie sah, wie rohe, grobe Männer ihn hin und her schubsten, ihn an die Schulter stießen, wenn er nicht konnte, wie er sollte.

Manchmal stand sie an seinem Bettchen. Hier sollte er jetzt liegen — sein blonder Kopf — Es war nicht zu ertragen.

Daß sie es am Ende doch ertrug, das machte die Hoffnung. Sie stellte sich vor, wie die Klingel ging, wie er dastand mit seinem lieben Lächeln im Gesicht — halb schelmisch, halb schwermütig, und dann plötzlich mit seinem hellen Knabenschrei ihr um den Hals flog — oder: wie es wiederum klingelte, und diesmal war es die Mutter, zerknirscht und bittend.

Hin und wieder kam ein Brief von Kurt. Er war in seinen Freistunden Laufjunge in einem kleinen jüdischen Geschäft. Viel schrieb er nicht davon. Er schrieb, er sei meistens gesund, habe dann und dann Arbeitszeit, verdiene fünfzehn Mark den Monat und brauche für die Schule nicht zu arbeiten, da er alles wisse. Seine Geschwister seien gewachsen und was dergleichen kleine und äußere Berichte mehr waren.

Ihre Tränen flossen beim Lesen.

Ach, es war ein stolzer Junge! Für ihr armes, verwaistes Herz beinahe — allzu stolz. Warum weinte er sich nicht in seinen Briefchen aus, gleichviel, ob es nützte oder nicht? War sie ihm nicht die Nächste auf der Welt? Wenn er sich so in sich selber zurückzog, war da vielleicht nicht bald — bald das Band zerrissen, das sie im Glück ihrer schönen Zeit für unzerstörbar gehalten hatte?

Aber wenn du wiederkommst, mein Kurt — und wenn dann auch die Sonne in deinen Augen für mich untergegangen ist, so laß es sein. Es war für dich gut — und worauf kommt's jetzt anders an? Du mein dummer, kleiner Bube, komm her, gib mir kein gutes Wort, guck' mich gar nicht an, aber lege dich wieder in dein Bettchen, nimm morgens wieder deinen Schulranzen, sage zu mir: „Höre mir die Vokabeln ab —," und ich — Tag und Nacht will ich danken, daß ich dem Schlingel wieder helfen kann!

* * *

Der Winter verging und der Sommer, und Tante Maus war immer noch allein. Der Frühling hatte das Glück bringen sollen und hatte es nicht gebracht. Der Sommer hatte es bringen sollen, und auch er war mit leeren Händen gekommen. Kurt schrieb ebenso selten und war ebenso karg wie zuvor.

In Sötensand hatte man sich jetzt völlig über Christa Thomasius beruhigt. Man beurteilte ihre Episode mit dem Jungen nun, da sie abgelaufen war, etwas milder und verständnisvoller. Na ja, ein alterndes Mädchen hat gern junges Leben um sich. Und nun saß sie dahinten in ihrem Häuschen als die richtige alte, einsame Jungfer.

Eines Tags klingelte es an ihrer Tür. Sie hatte sich abgewöhnt, bei jedem Klingelton emporzufahren. In der letzten Zeit war sie oft von einer schweren, unendlichen Müdigkeit befallen worden. Sie war sehr blaß und schmal geworden.

Als sie ging, zu öffnen, dachte sie nicht darüber nach, wer draußen stehen könne. Ihr Mittelzimmer, an dessen Tür der Klingelzug hing, ging direkt auf den kleinen hellen Vorflur, der sich zu der Treppe öffnete, hinaus. Es war ein Vormittag im Spätauguſt. Durch das Flurfenster kam helle, heiße Sonne, und

Digitized by Google

mitten darin, so daß sie erst, leicht geblendet, die Gesichtszüge nicht unterschied, stand eine große, breite Männergestalt in einem gelben Staubmantel.

„Kennen Sie mich noch, Fräulein Thomasius?“ fragte der Fremde, so in Hast und fast ohne sich Zeit zum Gruß zu lassen, daß es wie einstudiert klang.

Da wußte sie, wer es war, trotzdem nicht nur die einstmals jugendschlanke Gestalt, sondern auch die Stimme verändert war. „Herr Ulfers —“ sagte sie ruhig.

Ganz von fernher rührte sie etwas wie ein Flügelschlag der Erinnerung. Aber es war nicht mehr so stark, ihr Herz schlagen zu lassen.

An ihrem Fenster hatte sie schon einigemal Heino Ulfers, auch seine Frau vorbeifahren sehen. Damals war Kurt noch dagewesen. Da hatte sie gestanden und sich in fernen Träumen verloren. Aber dann hatte die helle, unbekümmerte Stimme ihres Jungen sie ins Leben und in die Wirklichkeit zurückgerufen.

„Darf ich — darf ich Sie in meiner Angelegenheit bemühen?“ brachte Heino Ulfers in seiner unbeholfenen, höflich sein sollenden Landmannsart hervor. Außerdem hatte er stark mit der Verlegenheit eines solchen Wiedersehens zu kämpfen.

Christa empfand von dem allem nichts. Sie ließ ihn herein, ging mit ihm in ihr kleines Wohnzimmerchen und bot ihm einen Platz an. Sie war so müde, daß sie kaum Neugier auf das empfand, was er wolle.

Er streifte in derselben ungeschickten Hast den Staubmantel ab, setzte sich und kaute einen Moment an seinem rotblonden Schnurrbart. Sein Äußeres war nicht zum Vorteil verändert. Er war stark geworden, und sein Gesicht war in die Breite gegangen. Im übrigen trug es eine gesunde rotbraune Färbung. „Es war —“ hob er an, kam mit dieser Satzwendung wohl nicht recht weiter, stockte, räusperte sich verlegen, zwirbelte seinen Bart und fing dann den Satz von einem andern Ende an. „Ich hatte eigentlich schon längere Zeit die Absicht, einmal zu Ihnen zu kommen — es handelt sich nämlich — es ist ein Entschluß, den ich schon seit einiger Zeit bei mir trage —“

„Ein Entschluß?“ fragte Christa erstaunt.

„Ja — eine Bitte an Sie. Sie können sie natürlich abschlagen, da ich gar nicht weiß, ob Ihre Lebenspläne damit in Übereinstimmung zu bringen sind —“

„Meine Lebenspläne?“ entfuhr es Christa unwillkürlich mit schmerzlicher Bitterkeit.

Er hatte bisher in seiner unruhigen Verlegenheit vor sich hingestarrt. Durch ihren Ton berührt, blickte er rasch empor. Es ging ihm plötzlich nahe, wie blaß und schmal sie aussah. Es war etwas Ernstes, Tapferes und Vornehmes in ihrem Gesicht, das ihm, der solche Art Gesichter nicht zu sehen gewöhnt war, das Herz erregte und alte überwundene Empfindungen jählings wieder aufrührte.

Was sie für klare Augen hat! dachte er.

„Sie strengen sich wohl zu sehr an, Fräulein Thomasius?“ sagte er ganz unwillkürlich und ungewollt in einem natürlicheren und herzlichen Ton.

„Ach nein —“ entgegnete sie und strich sich mit der Hand über das Gesicht. „Und nun: was wollen Sie von mir?“

Sie hatte wohl nicht die Absicht gehabt, einen Ausbruch persönlichen Interesses abzulehnen, dazu war sie zu gleichgültig und zu müde. Aber er empfand es doch so. Er fühlte auch, sie habe ein Recht dazu, und fiel in seine vorige Befangenheit zurück.

„Ich wollte — es handelt sich um meinen Sohn,“ stieß er so rasch hervor, als wolle er damit seine Umschweifigkeit wieder gutmachen. „Er ist hier sehr schlecht untergebracht, er klagt beständig. Ich weiß nicht, was ich machen soll. Es gibt hier keine vernünftigen Pensionen. Und wenn auch nach meiner und meiner Frau Meinung manche, zum Beispiel beim Direktor Meysing, reichlich gut genug wären, so will er nicht gern dorthin, der übrigen Schüler wegen. Er ist ein schnurriger Bengel. Ich habe viel Not mit ihm, immer gehabt. Er ist anders als alle andern. Manchmal denk' ich, ich zwing's, und dann ist wieder alles, wie es war. Seine Mutter hat ihn zuerst wohl verzogen, und nun ist da auch die Großmutter und die Tante, und jeder zergelt an ihm, und so wird gar nichts draus. Und mein einziger ist er doch bloß nur.“

Christa war es bei all den Worten, als wenn eine leise Erstarrung sich durch ihre Glieder schliche. Was sollte das? Was wollte er? Ihr einen andern Knaben anbieten — einen Ersatz für den Unersetzlichen?

Digitized by Google

Als er gar nicht erst zu Ende kam mit dem, was er sagen wollte, fragte Maus mit seltsam harter, klangloser Stimme: „Wollten Sie mich bitten, Ihren Sohn zu mir zu nehmen?"

Er blickte sie verwirrt an, errötete stark wie ein Schuljunge, zögerte mit der Antwort und sagte dann unsicher: „Eigentlich — ja."

„Warum?" fragte Christa mit einem leise in ihrer Stimme aufbebenden Zorn.

„Weil ich — mir gar nicht recht zu helfen weiß," sagte Heino Ulfers.

Christa wollte eine rasche, harte Antwort geben. Aber als sie in sein Gesicht sah, verflog langsam ihr Zorn. Etwas lag darin, das sie beschwichtigte: das Hilflose, das Hilfesuchende.

Sie stand auf, ging ans Fenster und sah auf das Feld hinaus, das im heißen Sonnenschein lag.

Ohne sich umzudrehen, fragte sie: „Warum denken Sie eigentlich, daß ich Ihnen helfen kann?"

Er war auch aufgestanden, blieb aber an seinem Stuhle stehen. „Weil Sie dem andern Jungen eine solche gute Mutter gewesen sind."

„Dem andern —!" rief sie unwillkürlich. Die Bitterkeit und der Jammer wallten wieder in ihr auf. Sie brach ab und verstummte. Es war ein banges Schweigen im Raum. Den Mann am Stuhl überkam es, er senkte den Kopf und stand unbeweglich.

„Ihr Sohn hat Vater und Mutter —" sagte Christa nach einer Weile.

„Ja. Aber ihm fehlt doch etwas. Ich kann's nicht nennen. Sie haben das —"

Christa antwortete nicht. Der Sonnenschein von da draußen kroch in ihr Gehirn und machte es glühen. Sie hob die Hand und legte sie an die Schläfe. Sie fühlte plötzlich, daß sie hämmerndes Kopfweh habe.

Willst du hier in starrer Öde sitzen und deine Tage verwarten und vertrauern? rief es laut und herrisch in ihr auf. Hilf du andern, die dich bitten, so wird Gott dir helfen!

Die dich bitten, jawohl! Es ist dir nahe genug gekommen. Willst du nur immer sitzen und warten und warten, bis dein eignes Glück dir in den Schoß fällt?

Sie wandte sich herum. „Wenn Ihrem Sohn Hilfe not tut — werde ich sie auch geben können?" fragte sie.

„Sie mehr als jeder andre!" rief Heino Ulfers, plötzlich in Begeisterung ausbrechend. „Ich habe Sie mehr beobachtet, als Sie denken. Sie sind so — so — ich weiß nicht — Sie können das. Hans ist verschlossen und unfügsam. Oft denke ich: Wen liebt er denn? Seine ollen toten Bücher höchstens! Und doch ist vielleicht viel in ihm. Jedenfalls, mir — mir ist er das höchste — das — einzige Glück —"

Seine Stimme verlor sich in Murmeln, und seine Augen standen voller Wasser.

„Will er zu mir kommen?" fragte Christa.

Heino Ulfers konnte noch nicht sprechen, er nickte ein paarmal heftig mit dem Kopfe.

Christa fühlte sich plötzlich von ihm gerührt, sie kam auf ihn zu und gab ihm die Hand. „Sie lieben Ihren Jungen sehr!" sagte sie bewegt.

„Ja — ja —" stieß er hervor.

„Ich will ihn nehmen," sagte Christa fest.

Der Mann sah sie an. Er hatte ein Wort auf der Zunge, das ihre Erscheinung ihm unmittelbar eingab. Aber er brachte es nicht heraus, es schien ihm für sich zu überspannt.

Dann besprachen sie die äußern Dinge.

Was er aber hatte sagen wollen, war der Herzensruf: Sie sind ja eine Heilige!

— — — — — — — — — — — —

Tante Maus stand vor dem eisernen Feldbett, in dem früher ihr Kurt geschlafen hatte. Sie stand in wildem Ringen mit dem rebellischen Herzen, das nicht zugeben wollte, diesen Platz neu besetzt zu sehen.

Könnte ich nicht wenigstens dies mir ersparen? Eine neue Bettstelle kaufen —?

Sie setzte sich auf einen Stuhl. Tränen stürzten ihr aus den Augen. Da war er ja wieder, der alte, wilde Schmerz. Hatte sie sich nicht doch zuviel zugetraut? Konnte sie es leisten?

Ja, wenn eine neue Bettstelle gekauft werden soll, dann reiße auch nur gleich die Tapeten ab, tausche alle Möbel aus und reiße die Dielen auf, denn auf denen ist der große Tintenfleck noch immer nicht ganz verwischt, der entstand, als Kurt sich einmal mit Tante Maus jagte, dabei über den Tisch setzte und mit dem Fuß die ganze Tintenflasche im Bogen auf die Erde schleuderte.

Ach, reiße dann nur lieber dein ganzes Herz heraus und setze ein andres ein! Denn darin hat der Junge auch noch seine Ta-

Digitized by Google

peten und seine Tintenflecke sitzen und sein geliebtes Bild unverlöschlich eingeprägt.

Nein, nein, Tante Maus! Was du tun willst, tue ganz. Entweder: sitze tatlos hier und siehe, dir selbst zum Schandmal und dem Herrgott zur Last, deinen lieben, langen Lebenstag dahin — oder: greife fest und tapfer zu, verbiete dir das weiche Jammern und lasse gefälligst auch das Feldbett stehen, wo es steht.

— — — — — — — — — — — —

Hans Ulfers war da. Am letzten Tage der Herbstferien fuhr der Kestendorfer Wagen vor, der Kutscher brachte den Koffer herauf, und der lange, große Junge, so groß wie Christa selbst, mit der weißen Sekundanermütze, dem roten Haar und dem herben, zugeschlossenen Gesicht stand vor seiner neuen Pflegemutter.

Christa hatte sich, während sie ihn die Treppe heraufkommen hörte, krampfhaft immer nur das eine vorgesagt: Jetzt nur nicht an Kurt denken! Nur nicht vergleichen, nur nicht schwach werden!

Wenig wußte wohl der fremde Junge, was in dieser Frau vorgegangen war, die ihm mit seltsam stiller Güte die Hand bot.

Nein! es lag wenig Gefahr vor, hier zu Vergleichen mit Kurt verlockt zu werden, mit diesem weichen, hilfsbedürftigen Kinderherzen, das sich mit einem Jubelschrei in die offenen Arme der Liebe geworfen hatte. Dieser Junge ließ sich kühl und ernst sein Zimmer, seinen Schreibtisch, sein Bett zeigen, sprach nur die nötigsten Worte, höflich, aber vollkommen gleichgültig, und nannte seine Pflegemutter „Fräulein Thomasius“.

Als sie bei dem ersten Abendbrot miteinander am Tisch saßen, hatte Christa ihre hilflose Schwäche, vor der ihr so sehr gebangt hatte, überwunden. Dieser fremde Hausgenosse hatte mit Kurts Bild keine quälende Gemeinschaft. Es schien auch nicht, als wolle oder erwarte er irgend etwas von ihr, und sie fing an, sich zu wundern, was er eigentlich hier solle, und warum eine solche große Anstrengung ins Werk gesetzt sei, um ihn gerade zu ihr zu bringen.

Ihm irgendwie helfen — darauf lief es auch wohl am Ende gar nicht hinaus. Dieser Junge sah nicht danach aus, als ob er Hilfe nötig habe. Aber dem Vater, der keinen rechten Zugang zu ihm fand, hatte wohl so irgendwie vorgeschwebt, daß Christa hier ein paar Riegel brechen und den Zugang frei machen könne. Dem Vater in seinen Vaterleiden zu helfen, darauf war es wohl — wenn auch nur halb bewußt — abgesehen.

Christa mußte unwillkürlich vor sich hinlächeln. Nicht der Junge, sondern der Alte hatte sich als Sorgenkind in ihre Arme geworfen. Dabei würde wohl nicht allzuviel Herrlichkeit herauskommen.

Warum ließest du dir diesen Sohn erst so weit weglaufen? dachte sie. Ihre quälende Unruhe war verflogen.

Am späten Abend ging sie, sich selbst zum Trotz, noch einmal in das Zimmer des neuen Pflegesohnes. Das Fenster stand weit auf, der schon kühlere Nachtwind durchstrich den Raum und ließ sie leise schaudern. Sie hob die Lampe, den Schläfer zu beleuchten. Alle seine Kleidungsstücke lagen nicht ordentlich, wie sie ihren kleinen Jungen gewöhnt hatte, sondern wild verstreut auf Stuhl und Fußboden. Das muß er sich abgewöhnen, dachte sie.

In Kurts Bett lag der viel größere, rothaarige Kopf. Das Gesicht lag ihr zugewendet, es sah nicht ganz so herb verschlossen wie am Tage aus. Eine stille, lösende Müdigkeit war darin. Er ist nicht häßlich, dachte sie. Er ist klug und hochmütig. Aber der Hochmut ist oft nur eine Form der Verlassenheit.

Sie stellte die Lampe abseits und legte die Kleidungsstücke zusammen. Vielleicht merkt er es sich dadurch schon, dachte sie weiter.

Als sie hinausging, wurde sie erst gewahr, daß sie bei diesem gefürchteten Eindruck ganz ruhig geblieben war.

Man kann immer mehr, als man denkt! empfand sie voll starker Bewegung. Jawohl, es ist ein schlechter Dank für alle die Kräfte, die wir haben, wenn wir an jeder Mauer und vor jedem Wasser verzagend stehenbleiben. Der Mut ist's, der uns not tut! Der Mut, auch unser Liebstes nicht als Last zu fühlen, die uns totdrückt, sondern als große Kraft, die auch durch die tiefen Wasser trägt!

— — — — — — — — — — — —

Sie hatte gemeint, Hans Ulfers sei kein Sorgenkind, und hatte kühl gelächelt über die Zumutung, daß sie irgend etwas mit ihm „solle“. Ach, das Leben ist so einfach nicht! Lebe — und die Sorgen sind da, danach brauchst du nicht lange zu laufen.

Digitized by Google

Wenn man z. B. das eine Sorge nennen wollte, daß Hans Ulfers dadurch, daß Christa alle Abend seine verstreuten Sachen sammelte und zurechtlegte, nicht im geringsten berührt und zur Nacheiferung angespornt wurde. Mit seinen Büchern war es dieselbe Sache. Sie lagen herum, er vergaß sie, sie gingen sogar verloren, wurden oft beschmutzt und beschädigt.

Sie sagte ihm das. Sie nannte ihn du, denn er war immerhin erst vierzehn Jahre alt, und er legte auch nicht den geringsten Wert darauf, als erwachsen behandelt zu werden. Es war ihm wohl ebenso gleichgültig, wie die Menschen ihm alle gleichgültig zu sein schienen.

„Ja, ich bin unordentlich," entgegnete er ihr. „Das bekomm' ich zu Haus genug zu hören."

„Wie mir scheint, doch noch nicht genug," sagte Christa. „Denn du möchtest es von mir doch auch noch hören."

„Ich möchte es natürlich nicht," sagte er. „Ich könnte ja auch Ihnen zu Gefallen abends mich dabei verweilen, alles zurechtzufalten, wie Sie es tun. Aber wozu denn eigentlich? Weil die andern es tun?"

„Du fängst früh mit der Gegensätzlichkeit an, Junge. Aber ich sag' dir im voraus: das ist ein Hemmschuh an unsern Rädern, wie er nicht schlimmer sein kann."

Hans sah sie einen Moment finster, aber voller Aufmerksamkeit an. Dann lächelte er flüchtig und ging in seine Stube, um zu arbeiten. Danach kramte er hin und wieder auf. Aber dann lag auch wieder alles in der wildesten Unordnung. Doch diesmal, als Christa es ihm sagte, sprach er kein Wort von den „andern Menschen", sondern entgegnete nur: „Ich hab' es vergessen."

Er ist merkwürdig klug — dachte sie sinnend —, aber hart wie Stein. Ja — wen liebt dieser Knabe? Für wen hält er es wert, sich eine Mühe aufzuerlegen?

Um seine Arbeiten brauchte sie nicht zu sorgen. Er kam auch nie, sie um irgendeine Hilfe oder Auskunft zu bitten, obgleich er wußte, daß sie jetzt noch seiner Stufe gewachsen war. Er hatte es einfach nicht nötig. Wenn sie ihn fragte, gab er kurze, widerwillige Antworten. Einmal sagte er ihr geradezu: „Lassen Sie mich nur. Ich versäume nichts. Es ist nicht nötig, daß ich an irgend etwas erinnert werde."

Es klang unliebenswürdig genug, aber Maus empfand doch eine Art sachlicher Freude an dieser Antwort. Es war doch im Grunde etwas Schönes um diese kühle, unerschütterliche Sicherheit.

„Was willst du werden?" fragte sie ihn.

Er war schon fast vierzehn Tage hier, aber die Worte zwischen ihnen waren zu zählen gewesen. Er hielt sich nur zu Mahlzeiten bei ihr auf. Er ging auch allein spazieren, und abends las oder arbeitete er in seinem Zimmer. Maus hatte ein paarmal versucht, dies zu ändern, aber er hatte Widerstand geboten.

Jetzt war es eben nach Tisch. Draußen regnete es. Die Blätter fielen, und der Winter kam, der sonst die Menschen zusammenzieht. Aber bei Hans Ulfers sah es nicht so aus, als ob er sich gern, mit wem es auch sei, zusammenzöge.

Er war im Begriff, zu gehen, stand an seinem Stuhl, während sie noch saß, aber ihre Frage hielt ihn fest. „Ja — wenn es nach meinem Willen ginge!" sagte er.

Christa erschrak vor der frühreifen Härte, die in Ton und Ausdruck lag. Beinahe eine verbissene Wut. „Was heißt das?" rief sie unwillkürlich laut.

„Was das heißt?" sagte er in seiner unzugänglichen Art, zuckte verächtlich die Achseln und wandte sich ab.

Christa ließ ihn gehen. Sie merkte, daß er in der Tür zögerte, als wolle er doch noch etwas sagen oder sich fragen lassen. Aber sie wußte ja eigentlich vorläufig Bescheid und dachte gar nicht daran, weiter zu fragen. So öffnete er die Tür und schloß sie hinter sich.

Christa blieb noch sitzen, überströmt von Empfindungen. Sie sah jetzt plötzlich in einen Konflikt oder in eine Tragik hinein, die sich ihr bisher viel verschwommener und undeutlicher dargestellt hatte.

Das Wort des Vaters: Er liebt wohl nur seine ollen toten Bücher! gewann plötzlich Leben. Hier war vielleicht ein bittrer stummer Kampf geführt worden, seit dieser Knabe Selbstbewußtsein hatte. Hier waren vielleicht dunkle Mächte zusammengestoßen, für die es keine Versöhnung im Siege des einen Teils gab. Faßbarer zwar, als sie geglaubt hatte, aber auch heftiger, stärker, unmittelbarer waren diese Gewalten aneinandergeschlagen.

Digitized by Google

Sie stand auf und ging dem Knaben nach. Er las oder lernte nicht, er hatte nach seiner Gewohnheit das Fenster aufgerissen und steckte den Kopf in die feuchte Regenluft. Maus setzte sich auf seinen Schreibtischstuhl, blickte ihn an und sagte: „Was bist du doch für ein stachliges Herz."

Er wandte sich zu ihr um und sagte zwischen den weißen, langen Raubtierzähnen: „Ich kann nicht anders sein." Aber als er in ihre Augen sah, die ihn erwartungsvoll und klar anblickten, wurde er gleichsam zu einer weiteren Ergänzung fortgerissen. „Sie haben mich alle auch immer gequält, da wird man so."

Christa lächelte. „Das ist doch nicht notwendig, Hans. Es ist wohl wieder eine Art Zeitverschwendung, sollte ich denken."

„Ja, Sie denken sich alles so!" fuhr er plötzlich so zornloderud auf, daß ihr Lächeln ihr auf den Lippen erstarb und sie in Spannung keinen Blick von ihm ließ. „Immer der geduldige Narr sein, was kommt dabei heraus? Sich sein Leben zerklopfen, zerreißen, zerhacken lassen — das sollte ich wohl tun? Ja?"

Wie flammend plötzlich der Junge stand! Was er für leidenschaftliche Augen hatte! Ja, Gott im Himmel, Junge, wo hat das alles denn bisher gesteckt?

„Wer zerreißt und zerhackt dein Leben?" fragte sie.

Er zuckte in seiner alten verächtlichen Art die Achseln, sein Ausdruck flaute bereits wieder ab. „Wenn Sie es nicht wissen, was hilft das Reden darüber," meinte er. „Die Erwachsenen halten ja doch immer zusammen."

„Nun bist du wieder der blinde Drauflosschießer, Hans," sagte Christa. „Mich soll nur wundern, wie weit du auf diese Art kommst."

Sie drang indessen nicht weiter in ihn, sondern blätterte in einem Schreibheft, das vor ihr lag. Es war Griechisch. Aber sie versenkte sich nicht darin, sie sah es vielmehr kaum, weil alle ihre Gedanken bei dem leidenschaftlichen und verstockten Jungen waren.

„Vielleicht ist's nächstes Jahr aus hiernuit," fing Hans von selber wieder an und deutete auf das Heft.

„Indem du dich totschießt?" fragte Christa ironisch, aber nicht ohne das hierbei sofort aufspringende jähe und erschreckend wirkliche Gefühl: Das liegt ihm vielleicht gar nicht so weitab. Der Gedanke erfaßte sie so, daß sie nicht imstande war, aufzublicken.

„Indem Vater mich nach dem Einjährigen vielleicht von der Schule nimmt," erwiderte Hans mit einer merkwürdig hellen und kalten Stimme. „Über das Totschießen rede ich nicht. Entweder tun oder nicht."

Maus hatte schon sofort gefühlt, daß sie diesem eigentümlich veranlagten Knaben mit ihrer ironischen Frage ein heftiges Unrecht getan habe. Sie ließ das Heft sinken, sah sich nach ihm um und sagte: „Hat dein Vater es gesagt?"

„Nein. Ich habe ihn nicht gefragt. Ich weiß es so."

„Vielleicht täuschst du dich in ihm, Hans!"

„Vielleicht," war die nachlässige Antwort. „Vielleicht kriege ich noch die Prima durch. Ich mag zu Vater nicht davon reden, es — es —"

Maus sah an seinem Ausdruck, in dem die neuaufsteigende Erregung wühlte, was er sagen wollte und nicht herausbrachte. Es wäre zu gräßlich, das Wort zu hören, das ich fürchte — wollte er sagen.

„Ich werde deinen Vater fragen," sagte Maus.

Er sah sie einen Augenblick an, so gespannt, daß sie ihr Blut schneller zum Herzen fließen fühlte. Eine Sekunde lang erwartete sie, er werde sich ihr um den Hals werfen, ihre Hände fassen und sie bitten, ihm beizustehen.

Aber er hatte schon wieder sein kaltes Gesicht, sah an ihr vorbei und wandte sich herum, den Kopf aus dem Fenster zu stecken. Nach draußen hin, daß sie ihn kaum verstehen konnte, sagte er: „Tun Sie's. Aber mehr als die Prima kriegen Sie auch nicht 'raus. Da hat's geschnappt. Und das bißchen mehr oder weniger ist auch am Ende —"

Mehr war nicht zu verstehen.

* * *

Nach dieser Aussprache war der Hans doch anders als sonst. Es schien, als wolle er eine Art Verhältnis zu seiner Pflegemutter gewinnen. Ein paarmal bemerkte sie, daß er sie angesehen hatte, und zwar wie einer, der sich beim Ansehen etwas denkt oder hinter etwas kommen möchte. Das vollendet Gleichgültige und Ablehnende in

Digitized by Google

seinem Wesen war gewichen. Er stürzte auch nicht immer gleich in sein Zimmer, sobald die Mahlzeiten beendet waren.

Er war nicht zu ihr wie Kurt, und es würde zwischen ihnen nie so werden können. Das wußte sie zu genau. Es war auch manchmal, daß sie eine leise Bitterkeit über ihn beschlich. Wie anders war für ihn das Dasein geordnet als für Kurt! Oft, wenn er als selbstverständlich am Morgen die Mütze nahm und zur Schule lief, blieb Maus in jäh hervorbrechenden Tränen zurück. Wohin — wohin lief jetzt ihr Liebling?

Aber sie bekämpfte diese Bitterkeit. Es war ja auch nicht wahr, daß Hans im Glück saß. Über ihm hing die Wolke einer dunklen Zukunft.

Ohne daß Maus es gewollt und gedacht hatte, saß sie inmitten dieser neuen Sorge. Es kam jetzt ruck- und stoßweise alles heraus. Der Vater hatte keinen andern Gedanken, als daß Hans Kestendorf übernähme. Es gab überhaupt nichts andres. Die Bücher verachtete er einfach. Wozu die dasein! Ja, eine allgemeine Bildung müsse ja jeder anständige Kerl haben, aber die sei durch das Einjährigenzeugnis genugsam bescheinigt.

Sehr ruckweise kam das alles vor Maus' Ohren. Heute ein halber Satz, morgen der nächste halbe. Manchmal saß Hans auch nur bei ihr im Wohnzimmer, hatte sein Bein aufs Knie geworfen, machte ein trotziges, böses Gesicht und sagte gar nichts. Kaum, daß er auf irgendeine Frage überhaupt die Zähne auseinanderbrachte. Aber er saß fest neben ihr, bis sie ihn wegschickte.

Eines Tages kam er nach Hause, warf etwas hastig seine Mütze unter den Stuhl — wie gewöhnlich, man konnte ja nachher danach suchen — und sagte: „Mutter ist in der Stadt. Ich habe sie gesprochen. Sie kommt nachher zu Ihnen."

„Das ist ja gut," sagte Maus.

Er schwieg und löffelte seine Suppe. Dabei war er wieder so hastig, daß er sich verschluckte. Plötzlich hielt er inne, sah sehr rot aus und sagte stotternd: „Fräulein Thomasius — bitte — wenn sie kommt, sagen Sie ihr nichts davon."

Maus fragte nicht: Wovon? Denn es gab hier ja nur eine Sache, die überhaupt in Frage kam. Sie war aber nahe daran, zu fragen: Warum? Doch sie ließ auch das. Es war nicht minder überflüssig. Was nützte es, den Jungen zu Erklärungen, die nur gegen seine Mutter laufen könnten, zu veranlassen. Sie hätte zu deren Ehrenrettung ja auch wahrscheinlich nicht viel sagen können.

Freilich, sie hätte es sich leicht machen und das vierte Gebot predigen können. Wenn man weiter nicht viel will, als sich an den eignen schönen Worten berauschen, ohne mit Ernst und Ehrlichkeit ihre Wirkung zu erkennen, kann man unter großer Selbstbefriedigung viel reden und wenig leisten.

Aber Maus wußte wenigstens doch noch genug, um den Ausdruck in des Jungen Gesicht nicht wecken zu wollen, der auf solche schönen Worte folgen würde. An Predigten war er in seinem Elternhause wohl sattsam gewöhnt. Was wäre dann gewesen, wenn sie auch noch eine drangehängt hätte? „Die Erwachsenen halten ja doch immer zusammen."

Hätte sie dies summarische Urteil nicht auch verdient? Ach, Mütter und Tanten, werft mal erst das Schallrohr der Predigten weg und geht ehrlich mit euren Kindern um!

Darum war Maus still und ging so ehrlich mit ihrem großen Pflegesohn um, daß sie nichts entgegnete auf seine Bitte, die die härteste Anklage gegen die eigne Mutter war.

Nach Tisch setzte er sich diesmal gleich zum Arbeiten in die Nebenstube. Durch die offen gebliebene Tür sah Maus den geneigten rothaarigen Kopf.

Ein unendlich weiches Mitleid überkam sie. Auch du bist ein verlassenes Kinderherz! dachte sie erschüttert. Was durchlebt solch armes junges Seelchen, ehe es sich zuschließt und gegen die eigne Mutter wendet! Ich weiß es ja, wie es in dir wühlt, offen sein zu dürfen.

Ach, ihr jungen Kinder! Ist es nicht, als ob alle Liebe, die auf Erden ist, sich aufmachen müßte, euch zu überschütten, die ihr das Heiligste entbehrt und nun zu hören bekommt: Er ist hart, er ist starr, er ist lieblos! Lieblos, jawohl! Wo war die Liebe in der Zeit der Not, der unendlichen Hilflosigkeit? Ach, ihr Kinder — wozu sonst ist denn die Liebe auf Erden, wenn nicht für euch —?

Sie stand da, erzitternd, mit gefalteten Händen. Der Knabe saß und schrieb. Er wußte es nicht, was sich da hinter ihm auftat, so weit, so groß, so unendlich im Raum

Digitized by Google

und unbesiegbar in ihrer Stärke — ein Abglanz der Liebe Gottes, die nicht an Maße noch Gewichte noch Zeitrechnung gebunden ist: die freigeborene, rammlose Liebe der Tante Maus.

Eine Stunde später kam Frau Ulfers, die ehemalige Flora Thiel. Sie hatte sich auch verändert und war sehr dick geworden, sah aber dabei ungesund und früh gealtert aus. Ihr Wesen war von jener Unruhe, die die Halbbildung und das Bestreben, etwas zu scheinen, oft erzeugt. Sie wollte gegen Christa freundlich sein und doch wieder nicht zu sehr, machte viele Worte und verfiel beständig von einer Tonart in die andre.

Dazwischen kehrte sie wieder die reiche Gutsherrin hervor und betonte mit gemachter Nachlässigkeit, daß ihr Kutscher einen Korb mit Eiern und Würsten heraufbringen würde. „Damit hier auch Wohlleben herrsche," sagte sie in gnädigem Scherzton.

Am meisten zeigte sich die haltlose Unsicherheit ihres innern Wesens ihrem Sohn gegenüber. In der einen Minute fand sie es gut, vor Christa die zärtliche Mutter zu spielen, in der andern glaubte sie, daß es ihr besser anstünde und sie würdiger ziere, wenn sie in kalter, majestätischer Art mit ihm rede, seinen Schlips, den Schnitt seiner Haare und sein verdrossenes Gesicht tadle und zu Christa in seiner Gegenwart sentimental über ihn klagte.

Ein verständiges Wort ließ sich in der ganzen Zeit nicht reden, und Maus versuchte es auch erst gar nicht. Sie hatte keine Lust, mit dieser Frau über Hansens Charakter zu reden, und auch kein Vertrauen auf das, was dabei herauskommen werde. Sie fand immer, daß man am besten einen Menschen an der Stellung zu seinen wichtigsten Angelegenheiten erkennen könne, nicht, indem man direkt die Sprache darauf bringe, sondern indem man ihn sähe, wie er sich unwillkürlich im ganzen gäbe. Sie behielt Hans daher auch drin und schickte ihn erst hinaus, als seine Mutter mit dem Stadtklatsch anfing.

Innerlich aber war Christa aufs heftigste erschüttert. Diese Frau, die nur von den alleroberflächlichsten Instinkten geleitet war, die wollte dieses schwer zu behandelnden Knaben Führerin und Richterin sein!

Als die Frau hinaus war, war es ihr nicht möglich, mit dem Knaben ein Wort über sie zu wechseln oder ihn anzusehen. Sie saß in dem großen Bunthorper Armlehnstuhl an ihrem Fensterplatz, sah in das nasse Schneetreiben hinaus und ließ die eigne Seele von dem Sturm der Eindrücke wehen wie die Flocken draußen in der Luft.

Wenn alles anders gekommen wäre — wenn sie — sie dieses Knaben Mutter wäre?

Der Wind trug die verwehten Flocken hin und her. Es war wie ein körperloses Fliegen und Schweben durch unendliche Zeitenräume, durch Welten, durch Sterne, auf die Erde zurück. Das Angesicht der Träumerin am Fenster ward durchleuchtet von einer stillen innern Wärme.

Sie stand auf und ging ins Nebenzimmer. Hans saß noch immer und arbeitete — oder arbeitete nicht. Sein Kopf war niedergebeugt und hob sich nicht.

Einen Moment stand Maus neben ihm. Ihr schien es jetzt wieder, als sei es nun einmal ihr großes, starkes, schweres und herrliches Geschick, mehr zu haben als Mütter, mehr — zu sein als sie. Als sei sie von jeher für eine wunderbare Tantenliebe aufbewahrt, die alle die Grenzen und Endlichkeiten einer Mutterliebe weder respektierte noch kannte, sondern sich in einer Unerschöpflichkeit, die ihr selber ein Rätsel war, immer wieder aus sich selbst neu gebar.

Damit hatte sie sich plötzlich zu ihrer eignen Überraschung niedergebeugt, den Jungen umschlungen und ihm einen Kuß auf sein rotes Haar gedrückt.

Er fuhr in unwillkürlicher Abwehr empor, aber es war zu spät! Seinen Tantenkuß hatte er weg. Er sah ihr einen Moment mit großen fragenden Kinderaugen ins Gesicht, rückte sich dann wieder zurecht und las weiter, als sei nichts geschehen.

Sie aber strich ihm mit ihrer kühlen Hand über sein heißes junges Gesicht, dachte dabei: Du armer Lieber! wandte sich dann um und ging ihrem eignen Tagewerk nach.

— — — — — — — — — — —

Kurz vor Weihnachten fragte Hans: „Kommen Sie im Fest zu uns?"

Seine Mutter hatte damals davon gesprochen, und später hatten beide Eltern schriftlich die Einladung wiederholt.

„Ja," sagte Maus, „das tu' ich."

Es war zur Dämmerstunde, und draußen war unwirsches Wetter. Sie saß im Armlehnstuhl und er neben ihr.

Digitized by Google

Ihr war nicht zum Sprechen zumute. Sie hatte eben ein Kistchen für Kurt fertiggemacht und ihm einen langen Brief geschrieben. Sie schrieb ihm alles, was sie erlebte, auch mit Hans. Er antwortete nie viel darauf.

Ach ja, Weihnachten — es ist doch fast die schwerste Zeit, wenn man ein schweres Herz zu schleppen hat!

„Was tut denn der Kurt zu Weihnachten?" fragte Hans plötzlich.

Sie riß die Augen auf und starrte ihn an. Das erstemal, daß eine andre Sache angerührt wurde als das nächste Interesse von Hans. Sie konnte gar nicht antworten.

„Ist das Kistchen schon zu?" fragte der Junge.

Maus konnte sein Gesicht nicht mehr genau erkennen, aber die Stimme klang so seltsam befangen.

„Ja, die ist zu."

„Ich wollte ihm sonst — auch gern eine Kleinigkeit mitschicken."

„Du? Warum? Du kennst ihn ja kaum."

Hans antwortete nicht. Er hatte wieder seinen linken Fuß aufs rechte Knie gelegt, spielte damit, saß vornübergebeugt und brachte keine Antwort zustande.

Maus begriff ihn plötzlich. Das Denken und Sorgen für Kurt lag hier so im Raum, in der Luft, daß er davon einfach miteingehüllt war.

„Du kannst ihm im Februar etwas schicken, zu seinem Geburtstag."

„Ja, das will ich dann."

Eine Pause trat ein. Hans rührte sich nicht. Plötzlich ließ er so heftig, daß Maus erschrak, seinen Schuh fahren, warf das Bein herunter und rief laut, überlaut für die stille Situation: „Es ist doch wahrhaftig eine Schmach und eine Schande, und kein anständiger Mensch sollte dies mit ansehen!"

„Hans! Was redest du! Was meinst du!"

„Daß er einfach aus dem Gymnasium fortgerissen und zur Straßenarbeit gestoßen wird. Was ist das für ein Wahnsinn! Und Sie, die Sie für ihn gearbeitet haben und gesorgt, Sie haben doch bei Gott mehr Recht als solch ein Weibsbild, das daherkommt und ihn zum Verdienen holt!"

Maus hatte sich gerade aufgerichtet und starrte ihn an. Das — das war ja etwas so Unerhörtes, Ungeahntes, daß sie mit diesem Jungen über ihres Herzens tiefste Sorgen reden konnte! Daß da ein lebendiger junger Geist immer dicht, dicht neben ihr gewesen war, der mit ihr gefühlt und sie verstanden hatte, während sie ihn nur allein an seine eignen Wege gebannt glaubte!

Erst war ihr, als könne sie überhaupt gar nicht sprechen. Als sei es schon genug, zu wissen, daß sie nicht ganz allein war, um zuzuhören, was der ungestüme Junge ungestüm und ungeklärt über diese Sache hervorstieß. Sie wußte erst gar nicht, wie sie den Mund auftun und die Worte aussprechen solle. Aber mit einem Male ging es doch. Ein Wort gab einfach das andre. Es war so unaussprechlich seltsam, über diese ganze Geschichte eingehend zu reden, nicht in bestimmter Richtung, wie mit dem Schuldirektor, oder nur andeutend, wie zu den hiesigen Menschen, sondern ohne Besinnen und mit eigner wachsender Freude daran alles herauszusagen — herauszukramen sogar, denn Hans fiel hin und wieder mit einer Frage ein, wo ihm die Sache nicht ganz klar genug war.

„Na, dann bleibt's doch eben nicht dabei stehen, wie es nun ist," sagte Hans, als man sozusagen am Ende war.

Der vollständig bestimmte, sichere Ton seiner Stimme flößte ihr plötzlich ein solches Hoffnungsgefühl ein, daß es sie wie ein feuriger Strom durchrann, sie sich im Stuhl zurücklehnte und mit einem Male vor Bewegung nichts mehr sagen konnte.

Darauf wurde es eine Weile still. Aber alles Gesagte lebte und wogte noch im Raum, hielt diese beiden verschiedenen Menschen unter dem unmittelbaren Zwang eines gemeinsamen Erlebens.

Plötzlich mitten in die tiefe, schwere Stille hinein platzte Hans mit seiner knabenhaft lauten, etwas rauhen Stimme: „Der sagt immer ‚Tante Maus' zu Ihnen."

Es war so stockdunkel geworden, daß sein Gesicht nur wie ein unsicherer weißer Fleck erschien.

Maus richtete sich jählings auf. „Ja, so sagt Kurt immer." Ihr Herz klopfte, aber sie wagte nicht, weiterzusprechen.

Er sagte auch nichts weiter. Dieser zaghafte kleine Anlauf schien wieder in sich zurückzusinken. Es war, als ob die Dunkelheit noch tiefer würde, als ob alles Leben langsam in ihren schwarzen Abgrund glitte. Die Stille, die jetzt im Raume lag, würgte.

Digitized by Google

Da sah Tante Maus, daß es an ihr hing, wenn etwas geschehen solle.

„Sage doch auch so, Hans!“ bat sie.

Er antwortete nicht. In seiner alten bengelhaften Gewohnheit zog er wieder den Fuß über das Knie. Maus fühlte förmlich körperlich sein wildes Ringen mit der altgewohnten Sprödigkeit.

Da kam wie ein breiter Lichtstrom die Kraft und Gnade ihres mütterlichen Empfindens auf sie. Sie erhob sich und schloß ohne weitere Umstände den Knaben in ihre Arme. „Sei doch nicht so dumm, Junge,“ sagte sie zwischen Lachen und Weinen. „Sprich mir doch einfach einmal nach: Tante Maus. Denn du bist jetzt ja der Bruder meines andern Jungen.“

Er verharrte wie ein Stock in ihrer Umarmung. Aber er wehrte sich doch nicht dagegen. Dann brummte er vor sich hin wie ein junger Bär, der reden lernt: „Tante Maus.“

— — — — — — — — — — — —

Im Kestendorfer Saale stand der pompöse Weihnachtsbaum. Er war eigentlich abscheulich — mehr eine Ausstellung aus dem Kramladen von Michelsen u. Sohn aus Sötensand als ein richtiger Christbaum. Klingelnde Engel, spiegelnde Kugeln, Flitterflatter und glänzendes Blech, und über dem allen dick, dick, dick Lametta. Er konnte einem natürlichen Menschen, der verdammt war, diesen Firlefanz die Festtage über anzusehen, die ganze Weihnachtssitte bis auf weiteres verleiden. Daß ein Baum eigentlich grün sei, hatte man anscheinend in Kestendorf vergessen.

Zum Glück hielt sich der Hans nicht lange beim Betrachten dieses entstellten Baumes auf, sondern schmökerte oder war überhaupt nicht in der Stube. Aber freilich auch nicht in den Ställen, wie sein Vater es so heiß ersehnte.

Maus war in der Weihnachtsstube auf das Sofa komplimentiert. Neben ihr saß die alte Frau Ulfers, auf der andern Seite im Sessel die junge Frau Ulfers, geborene Thiel, etwas weiter nach vorn, doch so, daß sie die Aussicht auf den Baum nicht bedeckte, Fräulein Frida Ulfers. Gerade gegenüber prahlte der fürchterliche Baum und war so dominierend, daß auch, wenn Maus sich ganz zur Seite wandte, zu einer ihrer Nachbarinnen, sie das Flimmern und Glänzen nicht aus dem Blick verlor. Sie hätte beide Augen zudrücken müssen, um das zu erreichen, und ihre Verzweiflung war so groß, daß sie es wirklich ein paarmal tat, was ihr die scharfe Frage von der alten Ulfers einbrachte, ob sie sich unwohl fühle.

Sie dachte: Jawohl, mir ist in der Tat ganz übel! Lange halt' ich's nicht aus!

Als einmal auf zwei Sekunden der rote Kopf des Hans brummig zur Tür hereinguckte, empfand sie dies als einen frischen Windstoß in dieser atembeklemmenden Dumpfigkeit, der sie sogleich wieder erfrischte und aufrichtete.

Dieser Baum, Frau Ulfers senior, Frau Ulfers junior, Fräulein Ulfers — es war auch beinah' wie ein Hexenring, der einen lebendigen Menschen totdrücken konnte.

Der Vater war einmal drin gewesen und gleich wieder gegangen. Es schien beinahe, als hielte er es in dieser Luft auch nicht recht aus.

Nach dem Kaffee, als sich der Ring etwas gelöst hatte, stand er plötzlich neben ihr an Hansens Geschenktisch. „Ja — das hat man nun alles so zusammengekauft,“ sagte er, über die paar Bücher, die Wäsche und Kleidungsstücke deutend. „Aber ob's ihm Freude macht, ist nicht herauszukriegen. Wenn ich denke, ich als Junge! Herrgott, ein Tesching, ein Sattel, ein Paar Schlittschuhe, was hab' ich mich darüber gefreut. Mein Vater hat's wahrhaftig leichter mit mir gehabt.“

Maus sah ihn groß und klar an. „Seien Sie nicht bitter, Herr Ulfers,“ sagte sie. „Ihr Sohn ist keiner, um den man trauern müßte!“

Er blickte sie förmlich mißtrauisch von der Seite an. „Jawohl, Sie reden ihm das Wort. Das hab' ich gleich gemerkt, daß es bei Ihnen gut geht. Der Jung' war ja heut' wie ausgetauscht, ehe Sie kamen. Erst wollte er Sie holen. Meine Frau erlaubte es nicht. Hat er da eine ungezogene Antwort gegeben, daß ich ihm gleich eine Maulschelle setzen mußte. Hat dann am Zaun gelungert, bis er den Wagen sah. Ja ja, das ist ja wohl in Richtigkeit.“

„Von übergroßer Freude hab' ich nichts bemerkt,“ sagte Maus lächelnd und dachte an den brummigen Rotkopf, der sich durch die Türritze gesteckt hatte.

Der Mann achtete nicht auf ihren Einwand und polterte weiter. Die Liebe sei

Digitized by Google

ganz schön, aber sie schiene nur nichts zu nützen. Der Junge sei genau so wie vorher. Ob er wohl einmal in die Ställe gegangen sei? Und die Bücher, die er ihm eigentlich obenein zur Belohnung geschenkt habe, die seien wieder das einzige, das er überhaupt sähe und anfasse.

„Ja, aber Herr Ulfers," sagte Maus, und ihre Stimme war ganz hell vor unsäglichem Erstaunen, „glauben Sie denn, ich suche mein Werk darin, Ihren Sohn den Büchern zu entfremden und für die Landwirtschaft zu begeistern?"

„Nun ja — ich — ich sagte Ihnen doch —" stotterte er, ein wenig aus der Fassung geworfen. „Ich dachte doch, weil Sie so viel Einfluß —"

„Ja, das war dann allerdings ein großer Irrtum," sagte Maus tief aufatmend, blickte zur Seite und dachte: Nun wird es wieder dieselbe Geschichte werden wie mit Kurt.

Eine unsägliche Mutlosigkeit befiel sie plötzlich. Ihr war, als sähe sie alles, was sie liebte, wofür sie arbeitete und was ihrem Leben wert war, ihren Händen entgleiten, wieder und immer wieder. Wozu war denn da erst alles? Was sollte es? Und wurde am Ende daraus viel andres als ein leeres Nichts?

Heino Ulfers mochte ihren Ausdruck sehen, der ihm nun wieder zu Herzen ging. Er wurde plötzlich an den Bunthorper Pfarrgarten erinnert. Sie war ja eine ganz, ganz andre geworden seitdem, fremd und kühl und fern, aber sowie er sie blaß und traurig sah, kamen ihm wie im Sturm die alten Gefühle wieder zurück. Er fing an, sie unbeholfen zu trösten, an ihr herumzubetteln, und vergaß darüber beinahe die Ursache, vergaß seinen ganzen Jungen darüber. „Ich hab' es ja nicht so gemeint, daß es so schnell — und überhaupt — es war nur ein kleiner Ärger — aber es wird ja alles —"

Maus hatte sich wieder gefaßt und ihren alten Mut zurückgewonnen. „Nein, es wird nichts derart," sagte sie mit einem stillen, tapfern Lächeln. „Wenn Sie nicht Ihr Leben lang ein unglückliches Verhältnis zu Ihrem Sohn haben wollen, so müssen Sie ihm nachgeben."

„Ich? Der Vater?" rief er, wieder in Empörung geratend. „Das wäre doch! So ein Junge soll —"

„Was soll sein —?" fragte die krähende Stimme der alten Ulfers dazwischen. Mit der hatte man nun auch noch zu tun.

So ging es in den Kampf. Maus war keine Diplomatin, sie machte lauter Dummheiten. Sie kämpfte überhaupt vor allem mit viel zu offenem Visier. Ein paarmal hielt sie inne und dachte: Wie bin ich dumm! Ich sage Ihnen ja alles! Überlisten wäre hier das einzig Richtige. Verstehen wollen Sie mich ja doch nicht, und im Recht bin ich doch ganz und gar. Ich werde von nun ab schlau sein.

Und dabei stand sie im nächsten Moment schon wieder blitzend, schwertschwingend und kämpfend für das Lebensrecht ihres jungen Hans, so unschlau und so offen wie möglich, unter dem aufgeputzten Weihnachtsbaum.

Was mußte sie alles für Unsinn anhören! was für starre, verstockte Auffassungen, was für alberne Nichtigkeiten! Dazu kamen die Hilfstruppen: Frau und Fräulein Ulfers. Einen schrecklichen Moment dachte sie: Ja, nun wird es einfach heißen: Her mit Hans, er hat bei Ihnen nichts mehr zu suchen! Warum heißt es das eigentlich nicht schon lange? Warum geben sie sich so viel Mühe mit mir?

Plötzlich geschah etwas ganz Unerwartetes. Das Blatt schlug um. Heino stand mit einem Male auf ihrer Seite, und zwar gleich so grob, daß ein allgemeines pikiertes Schweigen und Auseinandergehen die nächste Antwort war. Maus blieb der letzte Satz in der Kehle stecken, sie sah ihn fassungslos an. So war er urplötzlich besiegt?

Ach nein. Er lächelte ihr gutmütig zu. „Das konnte ich nicht mit ansehen, Fräulein Christa. Vier auf eine, nein, so was gibt's in meinem Hause nicht. Aber ich komme noch mal, und wir sprechen allein davon."

„Ach so —" sagte sie enttäuscht. Aber diese plumpe Ritterlichkeit tat ihrem vielgejagten Herzen doch wohl. Und ich überwinde ihn auch! dachte sie im stillen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die verschiedenen Arten der Handelsgesellschaften

Von Paul Rettig

Das vergangene neunzehnte Jahrhundert ist für die Entwicklung des deutschen Handels und der deutschen Industrie von hervorragender Bedeutung gewesen, und so ist es ganz natürlich, daß sich zur Erledigung der geschäftlichen Transaktionen eine Menge von Gesellschaftsformen gebildet haben, die den Bedürfnissen des Kaufmanns in jeder Weise gerecht zu werden versuchen. Sie haben ihre gesetzliche Regelung teils im Handelsgesetzbuch, teils in Sondergesetzen gefunden, und wir kennen heute:

die Offene Handelsgesellschaft, die Kommanditgesellschaft, die Aktiengesellschaft, die Kommanditgesellschaft auf Aktien, die Stille Gesellschaft, die Gesellschaft mit beschränkter Haftung und die Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften,

die alle, entsprechend dem wirtschaftlichen Zweck, dem sie dienen, in ihrer juristischen Struktur sehr verschieden sind.

Sehr verbreitet und wohl am bekanntesten ist heute die Aktiengesellschaft. Sie trägt den Charakter der reinen Kapitalgesellschaft an sich im Gegensatz zu den meisten andern Gesellschaften, die Personalgesellschaften sind. Ihr Zweck ist daher auch auf einer weitgestellten gewerblichen oder gemeinnützigen Grundlage zu suchen. Schon im Mittelalter finden wir in Italien Aktienvereine, die mit ihren Geldmitteln die Bedürfnisse des Staates zu befriedigen suchten. Die Zinsen der Anteile wurden gezahlt aus den dem Verein überwiesenen Staatseinkünften. Aus diesem Gedanken heraus, große Kapitalien durch Vereinsbildung zu sammeln, wurde im Jahre 1400 in Genua die erste Girobank von Bedeutung, die Sanft-Georgs-Bank, gegründet, 1602 die Vereinigte Ostindische Kompagnie der Niederlande. Von Amsterdam breitete sich der Aktienhandel weiter auf London, Paris usw. aus. 1682 gründete der Große Kurfürst die Ostafrikanische Handelskompagnie auf Aktien. Zu großer Bedeutung und gesetzlicher Regelung gelangte das Aktienwesen in Deutschland erst infolge der ersten privaten Eisenbahnunternehmungen. Das erste Aktiengesetz in Deutschland stammt daher aus dem Jahre 1833; 1843 wurde es erweitert. Am 11. Juni 1870 kam das „Bundesgesetz, betreffend die Kommanditgesellschaften auf Aktien und die Aktiengesellschaften" heraus, das im Jahre 1884 zum Reichsgesetz erhoben wurde. Am 1. Januar 1900 wurde dieses Gesetz hinfällig, und an seine Stelle trat das Handelsgesetzbuch, das sich in seinem dritten Abschnitt eingehend mit den Aktiengesellschaften befaßt.

Die Aktiengesellschaft ist eine Gesellschaft unter einer gemeinschaftlichen Firma mit einem feststehenden Aktienkapital. Ihre Kreditbasis ist das Kapital. Die Aktien müssen auf einen Betrag von mindestens tausend Mark lauten, nur bei gemeinnützigen Unternehmungen kann mit besonderer Genehmigung des Bundesrats der Nennbetrag auf zweihundert Mark festgesetzt werden. Im Gegensatz zur Personalgesellschaft ist es für die Aktiengesellschaft vollständig gleichgültig, wer im Besitz der einzelnen Aktien des Unternehmens ist. Hat der Aktionär durch Bezahlung eine Aktie erworben, so hat er Anspruch auf Verzinsung seines Kapitals, d. h. auf die jährlich auszuschüttende Dividende. Er hat keine über den Wert seines Aktienbesitzes hinausgehenden Ansprüche an die Gesellschaft, verliert natürlich beim Konkurs auch den eingezahlten Betrag, ist aber anderseits den Gläubigern der Gesellschaft persönlich nicht haftbar. Neben dem Anspruch auf Dividende gibt das Gesetz dem Aktionär das Recht der Vertretung in der Generalversammlung. Jede Aktie hat eine Stimme, mehrere Aktien in einer Hand vereinigt geben dem Besitzer so viele Stimmen, als er Aktien besitzt. Das Gesetz bestimmt die Wahl eines Aufsichtsrats, der aus mindestens drei Personen bestehen muß. Er soll gemeinsam mit der Generalversammlung die Geschäftsführung und Verwaltung der Gesellschaft überwachen und ist jederzeit befugt, Einsicht in die Bücher und Schriften der Gesellschaft zu nehmen. Die Generalversammlung beschließt über die Genehmigung der Bilanz, Gewinn- und Verlustberechnung sowie über die Entlastung des Aufsichtsrats und des Vorstandes. Eine Erhöhung des Aktienkapitals kann nur durch Beschluß der Generalversammlung und durch Änderung der Statuten geschehen.

Wie andre Gesellschaften kann die Aktiengesellschaft mit jedermann Geschäfte machen, im Gegensatz nur zu den Genossenschaften, die bei dem Eingehen von Geschäften auf den Kreis ihrer Mitglieder beschränkt sind. Die Aktiengesellschaft muß bei der Gründung eine Eröffnungsbilanz aufstellen, ebenso ist sie gesetzlich verpflichtet, alljährlich die Bilanz nebst Gewinn- und Verlustrechnung durch Veröffentlichung in den statutengemäß bestimmten Blättern zur Kenntnis der Aktionäre zu bringen. Eine sehr wichtige gesetzliche Bestimmung ist auch die der Bildung eines Reservefonds, der zur Deckung eines sich aus der Bilanz ergebenden Verlustes dienen soll.

Digitized by Google

Die Firma darf Personennamen nur dann enthalten, wenn ein schon bestehendes Geschäft in eine Aktiengesellschaft umgewandelt wird.

Eine Abart der Aktiengesellschaft ist die Kommanditgesellschaft auf Aktien. Sie besteht ihrem Wesen nach aus einer Kommanditgesellschaft, die noch zu schildern sein wird, nur daß an die Stelle einiger Kommanditisten eine große Anzahl tritt, die in ihrer Gesamtheit einer richtig organisierten Aktiengesellschaft entsprechen. An ihrer Spitze steht nicht wie bei der Aktiengesellschaft der Vorstand, der wohl für seine Geschäftsführung verantwortlich und zur Rechenschaft gezogen werden kann, sondern Gesellschafter (Komplementäre), die neben ihrer Verantwortung für die Geschäftsführung den Kommanditisten unbeschränkt persönlich haftbar sind. Im übrigen gelten für die Kommanditgesellschaft auf Aktien dieselben Bestimmungen des Handelsgesetzbuchs wie für die Aktiengesellschaften und die Kommanditgesellschaften.

Das Kaiserlich Statistische Amt hat im vierten Vierteljahresheft zur Statistik des Deutschen Reiches von 1907 zum erstenmal eine Statistik über die deutschen Aktiengesellschaften und Kommanditgesellschaften auf Aktien gegeben. So hatten 4952 am 31. Dezember 1906 tätige Aktiengesellschaften ein Nominalkapital von 13271 Millionen Mark und 108 Kommanditgesellschaften auf Aktien ein Kapital von 578 Millionen Mark. Auf das Handelsgewerbe fielen davon 775 Gesellschaften mit 4427 Millionen Mark, auf die Maschinenindustrie 533 Gesellschaften mit 1624 Millionen Mark Kapital usw.

Wie im großbetrieblichen Wirtschaftsleben die Aktiengesellschaften infolge der Ansammlung großer Kapitalien eine bedeutende Rolle spielen, so haben für die mittlern und kleinen Betriebe die Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften eine mindestens gleiche Wichtigkeit. Das Streben der kaufmännischen Welt nach Zusammenschluß großer Kapitalien in der Form der Aktiengesellschaft entspringt der richtigen Erkenntnis, daß es mit stärkerem Kapital weitaus eher möglich ist, die Produktion besser und rationeller zu gestalten und größere Gewinne zu erzielen. Naturgemäß versuchte man auch die kleinen Erwerbs- und Wirtschaftszweige in einer Form zusammenzuschließen. Hermann Schulze-Delitzsch hatte im Jahre 1848 als Mitglied der Nationalversammlung in Frankfurt a. M. und als Vorsitzender der Kommission für die Handwerkerverhältnisse Gelegenheit, sich über die Wünsche und Bestrebungen dieser Kreise zu unterrichten. Er hat hier sicher die Anregung zur Gründung der Delitzschen Genossenschaft erhalten, und er hat sein Lebenswerk der Ausbreitung und Veredlung des Genossenschaftswesens gewidmet. Aus kleinen Anfängen hervorgegangen, sind die Genossenschaften in großer Zahl über ganz Deutschland verbreitet, und wie ihre Tätigkeit beweist, haben sie sich als ein wichtiger Faktor im Wirtschaftsleben erwiesen.

Im Gegensatz zur Aktiengesellschaft ist die Genossenschaft eine reine Personalgesellschaft, sie beruht also lediglich auf der Person. Bei der Genossenschaft ist die Person, der Genosse, den Gläubigern für alle Schulden beschränkt oder unbeschränkt haftbar, während bei der Aktiengesellschaft das Gesellschaftskapital unbeschadet der Person haftbar ist. Ihre gesetzliche Regelung haben die Genossenschaften im Genossenschaftsgesetz gefunden, dessen § 1 folgende Erklärung gibt: „Gesellschaften mit nicht geschlossener Mitgliederzahl, welche die Förderung des Erwerbs oder der Wirtschaft ihrer Mitglieder mittels gemeinschaftlichen Geschäftsbetriebes bezwecken." Ende der fünfziger Jahre, zur Zeit des preußischen Landrechts, wurden sie den Bestimmungen über die erlaubten Gesellschaften im Geltungsbereich des gemeinen Rechts den für die römische Sozietät geltenden Bestimmungen unterworfen. In manchen Staaten suchten sie eine Verleihung der juristischen Persönlichkeit nach, wurden aber dann der für die Korporationen angeordneten staatlichen Aufsicht unterworfen und, weil man ihnen wegen ihrer angeblich sozialistischen Tendenzen mit Mißtrauen begegnete, von den Behörden vielfach schikaniert. Es ist wesentlich das Verdienst Schulze-Delitzsch', daß die Genossenschaften in dem Genossenschaftsgesetz eine feste Regelung und Anerkennung gefunden haben. Schon im Jahre 1863 brachte er einen Gesetzentwurf in das Abgeordnetenhaus ein, und endlich nach langem Hin und Her wurde das preußische Genossenschaftsgesetz 1868 vollzogen und veröffentlicht, das mit der Gründung des Norddeutschen Bundes zum Norddeutschen Genossenschaftsgesetz und 1873 zum Reichsgesetz wurde. Dieses Gesetz kannte nur Genossenschaften mit unbeschränkter Haftpflicht. Jeder Genosse trat also mit seinem ganzen Vermögen für die Schulden der Genossenschaft ein. Bald stellte sich heraus, daß infolge der Ausdehnung des Genossenschaftswesens eine Revision des Gesetzes nötig wäre, die auch tatsächlich 1889 vollzogen wurde. Das Gesetz von 1889 ist bestrebt, den Bedürfnissen der Genossenschaften in weitestem Maße zu genügen, und so finden wir als wichtigste Änderung die Zulassung der beschränkten Haftpflicht.

Die auf Selbsthilfe beruhenden Genossenschaften haben sich zum Ziel gesetzt, durch Erziehung ihrer Mitglieder zur Selbständigkeit die wirtschaftliche Existenz des einzelnen zu stärken. Sie versuchen dies auf die verschiedenste Weise: bei den Kreditgenossenschaften durch Verbilligung des Kredits, bei den Konsumvereinen durch Verbilligung des Konsums, bei den Produktivgenossenschaften durch Verbilligung der Pro-

Digitized by Google

duktion und schließlich durch Erleichterung des Absatzes bei den Magazingenossenschaften. Der Charakter der Genossenschaften liegt in den Vorteilen begründet, die sich aus ihrer Eigenschaft als Personalgesellschaft ergeben, d. h. in der leichten Erwerbung der Mitgliedschaft und der leichten Anhäufung des Kapitals. Anderseits liegt in dem ersten Moment auch eine Schwäche, da dem leichten Eintritt ein ebenso leicht möglicher Austritt gegenübersteht. So kann man unter Umständen bei der Genossenschaft ein fortwährendes Zu- und Abfließen der Mitglieder beobachten.

Die Organisation der Genossenschaft ist dieselbe wie die der Aktiengesellschaft. Sie hat Vorstand, Aufsichtsrat und Generalversammlung, nur besteht bei der Generalversammlung ein wesentlicher Unterschied darin, daß jeder Genosse seinen Geschäftsanteil persönlich vertreten muß, eine Vertretung ausgeschlossen ist, im Gegensatz zur Aktiengesellschaft, in deren Generalversammlung ein Aktionär beliebig viel Kapital vertreten kann. Die Gründung und Errichtung der Genossenschaft geschieht lediglich dadurch, daß das Statut von den Genossen (es müssen mindestens sieben sein) unterschrieben und dem Registerrichter zum Genossenschaftsregister eingereicht wird. Hat der Registerrichter das Statut auf seine gesetzlichen Mußbestimmungen geprüft und richtig befunden, trägt er es in das Register ein, und die Gründung ist damit geschehen. Die Kreditbasis der Genossenschaft ist lediglich die Haftpflicht der Mitglieder. Die Genossenschaft hat bei ihrer Gründung in den allermeisten Fällen überhaupt kein Vermögen, sie bietet ihren Gläubigern nichts, braucht nach dem Gesetz auch keine Eröffnungsbilanz aufzumachen. Erst nach der Eröffnung des Geschäftsbetriebes beginnen die Einzahlungen. Sacheinlagen sind nach einer Entscheidung des Reichsgerichts bei der Eröffnung der Genossenschaft nicht möglich. Würde z. B. eine Sacheinlage von einem Genossen gemacht werden, und würde dieser nach kürzerer Frist durch seinen Austritt Auszahlung seiner Anteile verlangen, so wäre die Genossenschaft infolge der langsamen Kapitalsanhäufung dazu nicht imstande und in ihrer Existenz gefährdet. Die Genossenschaft kann jederzeit Personen nach Maßgabe ihres Statuts aufnehmen und sich vergrößern.

Unter dem Genossenschaftsgesetz von 1868 konnten die Genossenschaften auch mit Nichtmitgliedern arbeiten. Im Regierungsentwurf von 1889 fand sich aber die Bestimmung, daß ihre Tätigkeit auf den Kreis ihrer Mitglieder beschränkt bleiben sollte. Man wollte so das Risiko beschränken. Die Beschränkung im Geschäftsverkehr der Konsumvereine auf die Mitglieder kam erst in der dritten Lesung in das Gesetz, und Strafbestimmungen erst 1898 in einer Novelle zum Genossenschaftsgesetz. Zwar hat diese Bestimmung nur bedingten Nutzen gebracht, da die Konsumvereine in der Folge die Eintrittsbedingungen derart erleichterten, daß es jedem möglich war, als Mitglied einzutreten. Jedenfalls liegt hier der fundamentale Unterschied zwischen der Aktiengesellschaft und der Genossenschaft begründet, trotzdem sie in ihrer Organisation fast gleich sind. Die Genossenschaft ist in ihrer Tätigkeit auf den Kreis ihrer Mitglieder beschränkt, die Aktiengesellschaft ist befähigt, mit jedermann Geschäfte zu machen.

Bei allen Gründungen von Genossenschaften ist vor allen Dingen im Auge zu behalten, daß die Genossenschaft Wirtschaft und Erwerb der Mitglieder fördern soll. Unanwendbar sind Genossenschaften daher bei Unternehmungen großen Stils. Hier ist die genossenschaftliche Organisation eben durch die Möglichkeit des fortwährenden Ein- und Austritts der Mitglieder und durch ihre Organisation an und für sich nicht am Platze.

Da für viele Geschäftsunternehmungen die starre Form der Aktiengesellschaft ebenso wie die durch die unbeschränkte Haftpflicht der Inhaber ausgezeichnete offene Handelsgesellschaft nicht praktikabel erschien, so entschloß man sich 1892 zur Schaffung der Gesellschaft mit beschränkter Haftung. Nach dem Vorbild der Aktiengesellschaft kann sie ihre Tätigkeit auf jeden gesetzlich erlaubten wirtschaftlichen oder ideellen Zweck ausdehnen, hat größere Freiheit in der Abfassung der Zweckbestimmungen in den Statuten und dadurch wohl eine große Ausdehnung gefunden.

Zur Gründung einer Gesellschaft mit beschränkter Haftung gehören mindestens zwei natürliche oder juristische Personen, es können sich also Einzelpersonen, Aktiengesellschaften, Genossenschaften oder andre Gesellschaften mit beschränkter Haftung an der Gründung einer solchen beteiligen. Diese Form der Gesellschaft gestattet es den Kapitalisten, sich persönlich mit Kapital an der Geschäftsführung unter beschränkter Haftung gegenüber den Gläubigern der Gesellschaft zu beteiligen. Allerdings ist der so entstandene Geschäftsanteil schwer veräußerlich und nur durch gerichtliche oder notarielle Beurkundung möglich.

Zur Errichtung der Gesellschaft muß ein Gesellschaftsvertrag abgefaßt werden, der von allen Gründern unterschrieben und von einem Amtsgericht oder Notar beglaubigt sein muß. Wichtig ist in diesem vor allem die Firma. Sie muß stets den Zusatz „mit beschränkter Haftung" enthalten; im übrigen gewährt das Gesetz den weitesten Spielraum. Weiter muß der Gesellschaftsvertrag zur Feststellung des Gerichtsstandes der Gesellschaft deren Sitz enthalten und dann den Gegenstand des Unternehmens. Notwendig ist ferner die Feststellung des Stammkapitals, das mindestens 20000 Mk., sowie der von jedem Gesellschafter zu leistenden Einlage (Stammeinlage), die mindestens 500 Mk. betragen muß. Es können auch sogenannte Sacheinlagen gemacht

Digitized by Google

werden, z. B. Vermögensgegenstände, Urheberrechte, Patente usw., doch muß ihr Gesamtbetrag dem Stammkapital gleichkommen. Findet das Gericht, daß alle gesetzlich vorgeschriebenen Erfordernisse erfüllt sind, so trägt es die Gesellschaft in das Handelsregister ein, die damit begründet ist und nunmehr selbstständig Rechte und Pflichten haben, Eigentum erwerben, klagen und verklagt werden kann.

Eine interessante Erscheinung bei der G. m. b. H. ist es, daß die Kreditgeber gegenüber der Gesellschaft eine große Zurückhaltung an den Tag legen, während mit der Kapitalbeteiligung auch selbst vorsichtige Kreise nicht zurückhalten. Es ist keine seltene Erscheinung, daß das nach außen hin hoch scheinende Stammkapital einer G. m. b. H. im wesentlichen nur aus zweifelhaften Sacheinlagen (fragwürdigen Patenten usw.) besteht. Darin liegt für den Kreditgeber eine Gefahr, gegen die er sich nur bedingt dadurch schützen kann, daß er sich im Handelsregister überzeugt, was für Sacheinlagen gemacht worden sind.

Die G. m. b. H. ist ein Mittelding zwischen der Aktiengesellschaft und der offenen Handelsgesellschaft. Der Aktiengesellschaft gegenüber fehlt ihr z. B. die ausgedehnte Publikationspflicht, die Prüfung des Gründungsherganges usw.; anderseits fehlt ihr die leichte Veräußerlichkeit ihrer Geschäftsanteile, wie bei den Aktien. Vor allem fehlt ihr auch die für den Kreditgeber wichtige enge Verknüpfung der Persönlichkeit mit dem Unternehmen, wie bei der Offenen Handelsgesellschaft. Dennoch hat sie sich in kaufmännischen Kreisen infolge ihrer Rechtsfähigkeit, Selbständigkeit und vereinfachten Organisation überall eingebürgert und ist bei unzähligen Gesellschaftsgründungen verwertet worden.

Eine weitere Form der Handelsgesellschaften ist die Offene Handelsgesellschaft. Eine solche liegt vor, wenn zwei oder mehr Vollkaufleute, d. h. Kaufleute, die ins Handelsregister eingetragen sind, sich zusammentun, um unter einer gemeinschaftlichen Firma ein Handelsgewerbe zu betreiben. Die Firma muß aus dem Namen eines der Gesellschafter hervorgehen und durch einen Zusatz kenntlich machen, wie das Gesellschaftsverhältnis zu den andern Gesellschaftern beschaffen ist. Die Gesellschaft muß gleichfalls in das Handelsregister eingetragen werden. Die Geschäftsführung wird, soweit es nicht der Gesellschaftsvertrag bestimmt, durch das Handelsgesetzbuch geregelt. Für die Verbindlichkeiten der Gesellschaft haftet nicht nur das Gesellschaftsvermögen, sondern auch jeder einzelne Gesellschafter persönlich mit seinem ganzen Vermögen, und zwar noch fünf Jahre nach Erlöschen der Gesellschaft. Durch die persönliche Haftpflicht genießt die Gesellschaft natürlich leichten Kredit. Das gegenseitige Verhältnis der Gesellschafter regelt sich nach dem Gesellschaftsvertrage oder nach den Bestimmungen des Handelsgesetzbuchs.

Die Kommanditgesellschaft ist in ihrer Form der Offenen Handelsgesellschaft gleich, sie entsteht dann, wenn bei einem oder mehreren Gesellschaftern die Haftung gegenüber den Gesellschaftsgläubigern auf eine bestimmte Vermögenseinlage beschränkt bleibt (Kommanditisten), während bei einem andern Teile der Gesellschafter eine Beschränkung nicht stattfindet (persönlich haftende Gesellschafter, Komplementäre). So ist zur Leitung und Geschäftsführung nur der oder die persönlich haftenden Gesellschafter befugt, anderseits ist natürlich der Gewinnanteil der Kommanditisten entsprechend der geringeren Arbeitsleistung und des geringeren Risikos wesentlich kleiner als der der Komplementäre. Die Kommanditisten müssen auch in das Handelsregister eingetragen werden. Die Firma einer Kommanditgesellschaft muß aus dem Namen eines persönlich haftenden Gesellschafters und einem das Gesellschaftsverhältnis erkennbar machenden Zusatzes bestehen, das Wort „Kommanditgesellschaft" braucht nicht darin enthalten zu sein. Es genügt z. B.: Schultze & Ko. Findet sich aber der Name eines Kommanditisten in der Firma, so haftet auch er unbeschränkt mit seinem ganzen Vermögen.

Aus ähnlichen Gesichtspunkten wie die Kommanditgesellschaft ist auch die Stille Gesellschaft entstanden. Es handelt sich auch hier um Hingabe einer Geldeinlage unter Beteiligung am Gewinn und Verlust. Eine Stille Gesellschaft ist eine Gesellschaft, bei welcher sich jemand an dem Handelsgewerbe eines andern mit einer in dessen Vermögen übergehenden Vermögenseinlage beteiligt. Es liegt ein rein privates Rechtsverhältnis zwischen dem Kaufmann und dem Einleger vor. Es ist kein besonderes Gesellschaftsvermögen vorhanden, ebenso kommt in der Firma die Beteiligung der „Stillen" nicht zum Ausdruck und wird auch nicht in das Handelsregister eingetragen. Für die Person des stillen Gesellschafters ist keine besondere Qualität vorgeschrieben, es kann sich daher jede rechtsfähige, physische oder juristische Person still beteiligen. Der still Beteiligte erhält keine Zinsen von seinem Gelde, sondern Dividende, die bei Verlusten im Geschäft ganz ausfällt. Der stille Gesellschafter hat das Recht, sich zwecks Prüfung der Bilanz die Handelsbücher vorlegen zu lassen. Es steht ihm aber an der Geschäftsführung keinerlei Anteil zu; sie führt nur der Kaufmann, der auch frei über das vom Stillen eingebrachte Vermögen verfügt.

Wir haben gesehen, wie aus der Praxis des Wirtschaftslebens heraus sich allmählich die verschiedenen Gesellschaftsformen gebildet haben und wie jede in ihrer Art versucht, dem gesteigerten Bedürfnis der kaufmännischen Welt auf die mannigfaltigste Weise gerecht zu werden.

Digitized by Google

Im Glück

Gelassen reicht der Tage goldnes Maß
Mir still das Schicksal dar mit gütigen Händen.
Beglückter schätz' ich, was ich längst besaß,
Und tiefer bang' ich: Möcht' es nie sich wenden!

Wer weiß, da Friede noch mich rings umwaltet
Und ich des Weges wandre unbekümmert,
In welcher Wolkentiefe sich gestaltet
Der Wetterstrahl, der meine Welt zertrümmert!

Anna Klie

Abend am See

Träumend lieg' ich hier am Ufer,
Seh' den Tag entfliehn,
Seh' der Sonne Purpurantlitz
Goldigrot verglühn.

Leise klingt aus Buchenwipfel
Amsels Abendlied;
Lockend klingen ihre Weisen
Über Busch und Ried.

Weicher Flügelschlag des Windes
Wiegt die Wälder ein,
Violette sanfte Schatten
Decken Flur und Hain.

Nur der Saum des Sonnenkleides
Glitzert noch im See,
Während ich, Gebet im Herzen,
Still nach Hause geh'.

A. von Derschau

Sehnsucht ohn' Ende

Überm Berg, überm Berg liegt ein güldenes Schloß!
Der Knabe will's anders nicht hören —
Es läßt ihn im Wachen, im Träumen nicht los:
Das Schloß, das muß ihm gehören!

Überm Berg, überm Berg liegt ein güldenes Schloß!
Herr Vater, Ihr dürft mich nicht schelten;
Frau Mutter, was fällt Euch in Euren Schoß?
Ich will Euch die Tränen vergelten!

Überm Berg, überm Berg liegt ein güldenes Schloß!
Die Sonne, die könnt' es erkunden,
Sonst werd' ich die Sorge, die Sorge nicht los,
Ob der Knabe das Schloß auch gefunden!

Heinrich Lilienfein

Enzianblüten

Enzianblüten, leuchtend blau,
Stehn im Glas in meinem Zimmer,
Kelche, feucht von reinstem Tau,
Hell von klarstem Sonnenschimmer.

Und mich grüßt der steile Hang,
Wo sie meine Hände pflückten,
Wo sie sommertagelang
Graue Felsentrümmer schmückten:

Und den Bergwind fühl' ich wehn
Kühl aufs neu um meine Wangen,
Gipfel seh' ich trotzig stehn
Über Tälern, duftverhangen,

Pfade seh' ich, die zur Au
Kühn hinab- und aufwärtssteigen —
In der Blüten tiefes Blau
Muß ich still mein Antlitz neigen.

Marie Tyrol

Digitized by Google

Das Homburgbild im Kronprinzlichen Palais in Berlin und Kleists Prinz von Homburg

Von Prof. Hermann Gilow (Berlin)

Das Hohenzollern-Jahrbuch, das aus seit einer Reihe von Jahren auch die nicht leicht zugänglichen Kunstwerke unsrer königlichen Schlösser in prächtigen Drucken näherbringt, veröffentlicht in seinem letzten, ersten Bande aus der Feder seines verdienten Herausgebers Paul Seidel einen Aufsatz über das Kronprinzliche Palais in Berlin. Aber eines Gemäldes gedenkt der Verfasser nicht, das doch ein hervorragendes Interesse beanspruchen kann, weil sein Anblick im Jahre 1800 dem Dichter des „Prinzen von Homburg" wohl zuerst die Augen über die Dankbarkeit dieses Stoffes geöffnet hat. Es ist das große, an bevorzugter Stelle des Treppenhauses hängende Historienbild Kretschmars: „Friedrich Wilhelm der Große, Kurfürst von Brandenburg, und der Prinz von Hessen-Homburg nach der Schlacht bei Fehrbellin", zu dessen erster Wiedergabe Se. Kaiserliche und Königliche Hoheit der Kronprinz mir huldreich die Erlaubnis erteilt hat.

Das philosophische Jahrhundert schwelgte darin, Züge von Toleranz und Edelsinn seiner Lieblingshelden durch Wort und Bild zu verherrlichen. Daniel Chodowiecki hatte in seinen Kalenderkupfern eine Menge Stoffe vaterländischen Inhalts bearbeitet — viel Friderizianisches, der Große Kurfürst und die Refugiés u. ähnl. — und hatte dadurch größeren Aufgaben den Weg gebahnt. König Friedrich Wilhelm III. ließ den Berliner Künstlern im Jahre 1799 bekannt machen, er wünsche, „daß sich dieselben vorzüglich mit Darstellungen aus der brandenburgischen Geschichte beschäftigen möchten", und — so sagt der Artikel Kretschmar des „Neuen Nekrologs der Deutschen" 1847: „Im Jahre 1800 stellte die Akademie mit außerordentlicher königlicher Bewilligung als historische Preisaufgabe die Darstellung des Vorgangs, wie der Große Kurfürst nach der siegreichen Schlacht bei Fehrbellin dem Landgrafen von Hessen-Homburg, welcher gegen ausdrücklichen Befehl die schwedischen Vorposten angegriffen hatte, Verzeihung gewährt. Kretschmar gewann diesen Preis." Der Homburgstoff im besondern lag damals gewissermaßen in der Luft, seitdem kein Geringerer als Friedrich der Große durch seine Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg zur Verbreitung der Legende von dem durch strafbare Eigenmächtigkeit schuldig gewordenen und nur durch die Milde des Großen Kurfürsten begnadigten Homburg beigetragen hatte. Hombourg (... avec ordre de ne rien engager ...) plein d'un courage bouillant, s'abandonne à sa vivacité et engage un combat qui aurait eu une fin funeste, si l'Electeur, averti du danger dans lequel il se trouvait, ne fût accouru à son secours ... il pardonna au prince de Hombourg d'avoir exposé avec tant de légèrete la fortune de tout l'état, en lui disant: Si je vous jugeais selon la rigueur des lois militaires, vous auriez mérité de perdre la vie; mais à Dieu ne plaise etc. Auch Daniel Chodowiecki hatte das Motiv des hochherzig verzeihenden Grand Électeur aufgenommen, und Kretschmar wird vielleicht auch die hier (S. 381) zu vergleichender Betrachtung wiedergegebene Zeichnung dieses Meisters, auf der namentlich die schlanke Gestalt des etwas überrascht dreinschauenden Prinzen unser Wohlgefallen hervorruft, gekannt haben.

Während uns nun aber diese Radierung in der „Deutschen Monatsschrift" von 1790 dauernd vorlag und zum Vergleich mit Kleist jederzeit zur Hand war, geriet Kretschmars an so vornehmer Stelle aufbewahrtes Werk in Vergessenheit, und als in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts das Interesse für den märkischen Dichter erwachte, da wurde in der großen Verlustliste der Kleist-Scholiasten auch Kretschmars Bild als „vermißt" bezeichnet (so, um früherer nicht zu gedenken, namentlich von Otto Brahm, J. Jungfer, Erich Schmidt). Seit W. Tuschinsky, dem wir einen feinsinnigen, auf Euripides' „Iphigenia in Aulis" als eine mögliche Quelle von Kleists „Prinzen von Homburg" hinweisenden Aufsatz verdanken, den letzten Anlauf zur Ermittlung des Bil-

Digitized by Google

des gemacht hatte (Zischr. f. d. österr. Gymn., 1901), ruhte die Frage.

Auf indirektem Wege sollte es glücken, den Schleier zu lüften, der über dem spurlosen Verbleib des nach Ausweis des Akademiekatalogs von 1800 doch monumentalen Bildes (Höhe acht Fuß, Breite neun Fuß) lag. Den Schlüssel gab mir die in einer Altberliner Zeitschrift gefundene Aufzählung der Werke des Kupferstechers J. J. Freidhof, der — was man bisher nicht beachtet hatte — mehrere Bilder Kretschmars, darunter auch das die Begegnung des Großen Kurfürsten und Homburgs darstellende, in großen Blättern geschabt hatte. Dieser Professor J. J. Freidhof, von dem der alte Schadow (Kunstansichten, 1849, S. 115 und 170) sagt, daß er der letzte von unsern Künstlern gewesen sei, welcher in schwarzer Kunst einige erträgliche Bilder geliefert habe, lebte als Zeitgenosse Kretschmars, war Mitglied des Senats der Akademie der Künste und wirkte bis zu seinem 1818 erfolgten Tode als Lehrer in der Schwarzkunst. Seine Bilder haben — wohl auch infolge der schweren Kriegszeiten — keine große Verbreitung gefunden. Denn während des jüngeren Eybel Bild „Der Große Kurfürst in der Schlacht bei Fehrbellin" sich als Wandschmuck in so mancher preußischen Familie behauptet, hielt es ziemlich schwer, ein Exemplar dieses doch auch stattlich großen Blattes — es hat 59 × 63 Zentimeter und kostete seinerzeit 5 Rthlr. 12 Gr. — zu beschaffen.

So veröffentlichte ich denn nun dies willkommene Surrogat mit einem Bericht über das eigentlich gesuchte Kretschmarsche Original in der Jubiläumsnummer der „Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins" (Januar 1908). Und — habent sua fata libelli — dieser Aufsatz kam auch in die Hände dessen, der von seinen königlichen Ahnen dies Bild ererbt hatte und selbst auch ein lebhaftes Interesse sowohl für die Berliner Lokalforschung als auch für Heinrich von Kleist betätigt: Se. Majestät der Kaiser Wilhelm II. hatte nicht sobald den Abdruck des Freidhofschen Bildes gesehen, als sein scharfes Auge in ihm einen alten Jugendbekannten aus seinem Elternhause wiederentdeckte, „unter dem er gewissermaßen aufgewachsen" sei, und den er „bis in alle Einzelheiten kenne". Und da der hohe Herr die Gnade hatte, mich von diesem Zusammenhang unterrichten zu lassen, so hat nun die Kleistforschung dem Reichsoberhaupt selbst die Wiedergewinnung und die Möglichkeit der hier zum erstenmal erfolgenden Veröffentlichung eines Kunstwerkes zu danken, das um Kleists willen mindestens einen bedeutenden Gefühlswert besitzt.

Die Zeitgenossen schätzten Kretschmars Bilder, die, wie der Nekrolog von 1847 rühmte, „das in damaliger Zeit seltene Verdienst haben, großenteils aus der vaterländischen Geschichte entnommen zu sein", und hoben unser Gemälde vor andern Werken der Ausstellung des Jahres 1800 lobend hervor. Der Berichterstatter in der Zeitschrift „Berlin" 1800 urteilt: Die Folge jener königlichen Anregung des Jahres 1799 war, daß auf der nächsten Kunstausstellung eine starke Anzahl von Kunstversuchen erschien, bei denen aber leider die Geschichte Zweck und die Kunst nur Mittel wurde. Nur ein einziges Werk habe sich gefunden, das über diese Grenze hinausstrebe und danach ringe, sich unter Werken höherer Art einen Platz zu verdienen, das Gemälde Kretschmars. Der Künstler habe den Augenblick gewählt, in dem der Kurfürst sage: „so hätten Sie das Leben verwirkt", und diese Wahl sei ohne Tadel. Es sei der Moment, in welchem der Künstler den Übergang beim Prinzen von fürchtender Hoffnung zur Freude, beim Kurfürsten von angenommenem Ernst zur Milde ausdrücken konnte. — In den „Artistischen Briefen" der „Jahrbücher der Preußischen Monarchie" (1800, 3. Bd.) heißt es: „Die Figuren sind Lebensgröße. ‚Ich würde Ihnen den Kopf vor die Füße legen lassen', droht der Große Kurfürst dem Prinzen, und alles umher fühlt die Gerechtigkeit des Ausspruches ... Auch den Prinzen wirft dies Wort zusammen, sein Haupt sinkt, sein Auge lauscht furchtsam hervor, er ist vom Gefühl der Subordination gelähmt, gegen welche er sich verging. Die Gestalt des Prinzen, des Kurfürsten und eines Kriegers, der ganz im Vordergrunde dem Beschauer den Rücken zuwendet und die ganze Szene glücklich zurückwirft, treten am meisten hervor. Hinten stehen Derfflinger und mehrere Krieger, deren Blicke sämtlich auf den Hauptgegenstand gerichtet sind. Überhaupt ist es die schöne Sammlung aller Tätigkeit in einen Moment, der vollendete Ausdruck einer Handlung, was diesem Gemälde vorzüglichen Wert gibt. Diese Dar-

Digitized by Google

stellung ist ein großer Gewinn für die Kunst und läßt noch weit mehr von dem Verfertiger erwarten, zumal da die Gnade des Königs ihm einen dreijährigen Aufenthalt in der Heimat der Kunst zugesichert hat." Johann Karl Heinrich Kretschmar, geboren 1769 in Braunschweig, war in der Folge Professor der Geschichtsmalerei und Senator der Königlichen Akademie der Künste in Berlin.

Sehen wir uns das Bild des später auch als Porträtmaler geschätzten Meisters, von dem auch die Nationalgalerie einige Werke besitzt, noch etwas genauer an. Wie das rechts im Schatten einer Eiche aufgeschlagene Zelt und der landschaftliche Hintergrund andeuten, spielt die Szene nach geschlagener Schlacht im brandenburgischen Lager bei Fehrbellin. Der Kurfürst scheint soeben aus dem Innern des Zeltes zu dem seiner harrenden Prinzen herausgetreten zu sein. Er trägt über dem reichgestickten hellvioletten Rock den eisernen Küraß, an der Seite das Schwert, den Leib mit der Schärpe umgürtet, das Haupt mit wallendem Federhut bedeckt. Die Beine stecken in hohen Reiterstiefeln, wie auch alle andern Gestalten — bei Fehrbellin fochten die Brandenburger wesentlich zu Pferde — gestiefelt und gespornt erscheinen. Vor dem Herrscher steht in ähnlichem Waffenschmuck, aber entblößten und gesenkten Hauptes der blondgelockte Prinz, den der Maler als eine jugendliche Idealgestalt auffaßt, die jedenfalls hinter den zweiundvierzig Jahren des geschichtlichen Prinzen von Homburg zurückbleibt und keine Andeutung dessen bietet, daß wir den geschichtlichen Landgrafen „mit dem silbernen Bein" vor uns haben. Während der rechts vom Herrscher stehende, porträtähnlich gefaßte Derfflinger und ein zu seiner Linken sich postierender geharnischter Fahnenträger — kurfürstlicher als der Kurfürst gesonnen — strafende Blicke auf den schuldigen Prinzen heften, trägt Friedrich Wilhelms Antlitz das Gepräge abgeklärter Ruhe, und nur der leise drohende Zeigefinger der etwas erhobenen rechten Hand charakterisiert den Ernst der Lage und läßt uns erwarten, daß der Kurfürst im Begriff ist, über das Tun des ungehorsamen Reiterführers ein Urteil zu fällen. Daß ein strenger Wahrspruch befürchtet wird, gibt uns der Maler durch die in besorglicher Spannung dem Richterspruch entgegensehenden Mienen des prinzlichen Gefolges zu verstehen. Die Gruppe dieser Begleiter setzt sich aus einigen Ober- und Unteroffizieren zusammen, fast sämtlich in Koller, Harnisch und breitrandigem Federhut, im Hintergrunde überhöht von einigen brandenburgischen Reisigen, denen Pikeniere zur Seite stehen. Wo in dem kleinen Zwischenraum zwischen Kurfürst und Homburg ein Durchblick in die Ferne freibleibt, sieht man in die sanft gegen den Horizont ansteigende, durch allerlei Kriegsvolk belebte, von einem Wasserlauf durchzogene märkische Landschaft.

Da sey Gott vor, daß ich einen so glorreichen Tag mit Blut beflecken sollte!

Prinz Friedrich von Homburg vor dem Großen Kurfürsten. (Nach einer Zeichnung von Daniel Chodowiecki.)

Die Gesamtkomposition ist die für viele Historienbilder herkömmliche. Die Vordergrundfiguren links und rechts lenken über ihre gleichgültigen Rückseiten die Aufmerksamkeit des Beschauers in wirksamer Weise auf den etwas zurückgedrängten, von den Hauptpersonen eingenommenen Mittelgrund. Daß

Digitized by Google

diese Mitte etwas nach rechts verschoben ist, stört uns weniger, als daß die linke, noch dazu stark beleuchtete Vordergrundfigur offenbar zu hochschultrig ausgefallen ist. Oder, wie ein Zeitgenosse es ausdrückt: „Wollte man etwas tadeln, so ist es der Krieger, welcher, linkerhand auf dem Bilde stehend, dem Zuschauer fast den Rücken zuwendet, aber dennoch, um an der Handlung teilzunehmen, den Kopf so weit nach der rechten Schulter herumdreht, daß man sein Gesicht im Profil erblickt. Diese Stellung ist gezwungen, und man begreift nicht, warum er sich's nicht bequemer macht." — Das Ganze wird dadurch etwas eintönig, daß alle Gestalten Stehfiguren sind. Auch wünscht man sich etwas mehr Luft und etwas weniger — Stiefel. Die Farbenstimmung ist durchaus wohltuend, nirgends unvermittelt; die dunklen und warmen Töne überwiegen. Der ganze Aufbau ruft unwillkürlich die Erinnerung an Velasquez' von uns deshalb zur Vergleichung hier beigegebene „Übergabe von Breda" wach, doch wäre es grausam und vermessen, Kretschmar mit dem großen Spanier vergleichen zu wollen.

Velasquez' Bild, das die Übergabe der Stadt Breda am 5. Juni 1625 darstellt und wegen des starrenden Lanzenwaldes im Volksmunde las lanzas genannt wird, hatte übrigens seinen Platz im Palast von Buen Retiro in Madrid; und da die in Spanien befindlichen Werke des Velasquez, dessen volle Schätzung ja erst ein Werk des neunzehnten Jahrhunderts und vor allem das Ergebnis der Lebensbeschreibung Justis ist, im Jahre 1800 in Deutschland wenig bekannt waren, die Künstler jener Zeit ihre Vorbilder vielmehr in Italien und den Niederlanden suchten, so hat dies spanische Gemälde auch unserm Kretschmar wohl kaum vorgeschwebt. Immerhin bietet das Erscheinen des tapfern holländischen Kommandanten Justinus von Nassau, der nach zehnmonatiger Belagerung die Schlüssel der Festung übergibt, vor dem Sieger Marquis Spinola einige Analogien. Da jedoch Velasquez den Augenblick festhält, wo der spanische Feldherr dem rühmlich Besiegten, dem er die Hand wohlwollend auf die Schulter legt, in freundlichster Weise entgegenkommt, so ist durch diese unzweifelhafte Leutseligkeit der Hauptperson auch die peinliche Spannung ausgeschlossen, die in Kretschmars Bild die Nebenpersonen beherrscht. Vor allem aber fehlt diesem doch die Lebenswahrheit und die Selbstverständlichkeit der ganzen Szene, die wir an Velasquez bewundern. Denn mag auch der Hergang auf unserm Bilde klar und verständlich veranschaulicht sein, so sind doch unter den Nebengestalten mehrere posierende Statisten. Die nicht unberechtigte Erwartung, in den Gefolgschaften der beiden fürstlichen Gestalten Krieger von echt brandenburgischem Typus zu finden, wird getäuscht. Das Bild bestätigt, was der Verfasser des Artikels „Kretschmar" in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" sagt, daß Kretschmar sich in der Auffassung und in der technischen Durchbildung kaum über das Durchschnittsmaß der zeitgenössischen Künstler erhoben habe.

Ein vergleichender Blick auf die Zeichnung D. Chodowieckis, mit der dieser im Jahre 1790 einen der Verherrlichung des Großen Kurfürsten gewidmeten Band der „Deutschen Monatsschrift" schmückte, macht es wahrscheinlich, daß Kretschmar dies Vorbild vor Augen gehabt hat. Die Szene ist auch hier das Feldlager von Fehrbellin, der die Stirn runzelnde Kurfürst und der — hier ganz ohne Gefolge auftretende — Prinz stehen sich gleichfalls vor einem Zelt gegenüber, und die auch hier zur Charakteristik angewendete drohende Geste des rechten Armes bedingte es wieder, daß der Kurfürst zur Rechten, der Homburger zur Linken steht. Unleugbar erscheint der Fürst hier markiger, der Prinz noch fesselnder als auf dem Ölgemälde, trotzdem sein Gesicht halb abgewendet ist. Der Augenblick ist auch fruchtbarer gestaltet, sofern der jugendliche Reiterführer offenbar in dem Moment der ersten, durch den von ihm nicht erwarteten Unmut des Kurfürsten herbeigeführten Überraschung gefaßt ist. Unsrer Phantasie bleibt dadurch — trotz der den Ausgang andeutenden Unterschrift — mehr Spielraum, wie sie sich den weiteren Verlauf ausmalen will.

Stellen wir schließlich die Hauptfrage: welche Beziehungen zu Kleists Drama denn nun die genannten Werke der bildenden Kunst haben, so hat es nicht eben viel Wahrscheinlichkeit für sich, daß Kleist schon als Knabe das Chodowieckische Bild gesehen haben sollte. Es müßte denn sein, daß die „Deutsche Monatsschrift" ihm deshalb frühzeitig in die Hände gefallen ist, weil sie auch poetische Beiträge des stammverwandten Dich-

Digitized by Google

Velasquez: Übergabe von Breda. (Nach einer Aufnahme der Gesellschaft zur Verbreitung klassischer Kunst in Berlin.)

ters Franz von Kleist enthielt. Dagegen ist es kaum denkbar und wurde auch bisher von niemand angenommen, daß Kleist weder das im Jahre 1800 allerseits beifällig bemerkte Bild Kretschmars, noch auch, so kann ich jetzt hinzufügen, den Stich Freidhofs sollte beachtet haben. Wir sind vielmehr zu dem Glauben berechtigt, daß Kleist den blonden Prinzen des Bildes vor seinem geistigen Auge behalten hat, doch ohne daß gleich im Jahre 1800 ein bestimmter Plan, ein Ur-Homburg in ihm hervorsprang. Wenn es aber erlaubt ist, Vermutungen aufzustellen, so mochte er schon früh mit richtigem Blick die künstlerische Dankbarkeit des von poetischen Sagen umsponnenen Stoffes einschließlich der Frobenlegende erfassen und ebenso dessen willkommene Dehnbarkeit wahrnehmen, sofern sich das, was Friedrich der Große in seinen Mémoires pour servir usw. nur als möglich andeutete, der Prozeß gegen Homburg, leicht als wirklich behandeln ließ. Ob und wann Kleist diese Mémoires benutzte, oder ob er deren Inhalt erst aus der zweiten Hand empfangen hat, muß einstweilen dahingestellt bleiben. Es ist auch eine offene Frage, ob er sich dessen bewußt war, daß in den an die Fehrbelliner Schlacht angeknüpften Überlieferungen Dichtung und Wahrheit gemischt war, und ob er Ermans Akademierede, die auf diese Mischung im Jahre 1804 hinwies, gelesen hat. Die Annahme, daß er sie nicht unbeachtet ließ, hat viel für sich, da er den alten Erman, den Lehrer seines Jugendlehrers Catel, wohl kannte. Ganz allmählich wurde ihm dann der Stoff zu einem Gefäß, in dem gleichzeitig die ihn bewegenden nationalen Ideen und die Verherrlichung des Hohenzollerngeschlechts, sowie nicht minder der in schweren Kämpfen seines eignen Innern errungene sittliche Lebensertrag aufgenommen und gestaltet werden konnte, vor allem also die Erkenntnis, daß der schönste Sieg in der Überwindung aller willkürlichen Eigensucht und der Unterordnung des einzelnen unter

Digitized by Google

Pflicht und Gesetz besteht.* Dies war besonders wichtig in einer Zeit, wo der durch das ausgehende achtzehnte Jahrhundert so vielfach geschwächte Staatsgedanke sich wieder zur Geltung durchkämpfen mußte. Für die nähere dramatische Ausführung gerade dieses Hauptgedankens boten weder Friedrich der Große noch Chodowiecki und Kretschmar eine Anlehnung, und der Dichter ist hier also ganz frei und selbstherrlich verfahren. Kleists Prinz ist nicht wie der Kretschmars schnell zur Reue gestimmt und beugt auch nicht, noch ehe die Sonne des Schlachttages über dem Zorn des Kurfürsten untergeht, sein Haupt vor dem Herrn, erhält also auch nicht sogleich die Indemnität. Vielmehr tritt er erst (Akt II) am zweiten Tage nach der Schlacht im Lustgarten von Berlin siegesstolz vor den Kurfürsten und bleibt auch, dem Herrscher trotzend, selbstgerecht. Auch die zweite Begegnung beider (Akt V) hat einen ganz andern Charakter wie beim Maler, denn abgesehen davon, daß sie im Schloß zu Fehrbellin stattfindet, ist es der gefangene Prinz ohne Degen, der dort vor den Herrscher geführt wird. — Aber auch nicht einmal eine einzelne Gestalt der beiden Bilder war so gezeichnet, daß wir sie als das unverkennbare Modell einer Person des Dramas ansprechen könnten. Denn es wäre allzu kühn, wenn man den jovialen, aber doch etwas philiströsen Alten, der bei Chodowiecki im Hintergrunde erscheint, als Prototyp für den prächtigen Kottwitz der Dichtung ansprechen oder sagen wollte, daß der mädchenhafte Lockenkopf des Pagen, der bei Kretschmar hinter dem Kurfürsten hervor teilnehmend auf den Prinzen schaut, für Natalie vorbildlich geworden sei. Auch hieße es das Wesen des schöpferischen Genies verkennen, wenn man sich dächte, daß Kleist eklektisch verfahren sei und den aufrecht vor den Kurfürsten tretenden Homburg des zweiten Aktes aus Chodowieckis Zeichnung, den demütig gebeugten des fünften Aktes aus Kretschmars Gemälde übernommen habe. Kurz, Kleists „Prinz von Homburg" hat im einzelnen noch weniger mit den zu seiner Entstehung anregenden Gebilden der Malerei gemeinsam als sein „Zerbrochener Krug" mit dem Stiche Le Beaus nach Debucourt. Nur die Inspiration ging in beiden Fällen von der Schwesterkunst aus.

Der „Zerbrochene Krug" Kleists hat dann wieder an Adolf Menzel einen kongenialen Illustrator gefunden. Ob wohl auch unserm „Prinzen von Homburg", an dessen Wiege gleichfalls schon die Muse der Malkunst gestanden hatte, noch wieder ein großer Maler erstehen wird, der den Gestalten der Dichtung zugleich den Geist des Poeten und seinen eignen einhaucht? Oder ein Bildhauer, der uns Kleists Prinzen von Homburg analog charakterisiert, wie der historische Prinz von Homburg durch die Meisterhand Schlüters in jener noch viel zu wenig bekannten grandiosen Büste am Homburger Schlosse ein Denkmal erhalten hat, von dem eine Kopie unsrer Berliner Ruhmeshalle zur höchsten Zierde gereichen würde?

Wir setzen als Schlußvignette eine verkleinerte Wiedergabe dieser Büste des wackern Landgrafen her, von dem man bei Theodor Fontane und in Jungfers schönem Buche so liebenswürdige Einzelheiten findet. Am 24. Januar dieses Jahres waren zweihundert Jahre seit seinem Tode verstrichen.

* Näher von mir ausgeführt in der Einleitung des Dramas in der Hempel-Bongschen Klassikerausgabe 1908. — Über die Entstehung unsers Schauspiels vgl. auch Otto Pniower in der Monatsschrift „Brandenburgia", Jahrg. 1903.

Schlüter: Prinz Friedrich von Homburg. Büste an dem Schlosse zu Homburg.

Digitized by Google

Kretschmar: Der Große Kurfürst und Prinz Friedrich von Homburg nach der Schlacht bei Fehrbellin. ⊕ Zu Gilow: Das Homburgbild usw.

Digitized by Google

Digitized by Google

Caligo Eurylochus.

Exotische Schmetterlinge

Naturwissenschaftliche Plauderei von Karl Diederichs (Eutin)

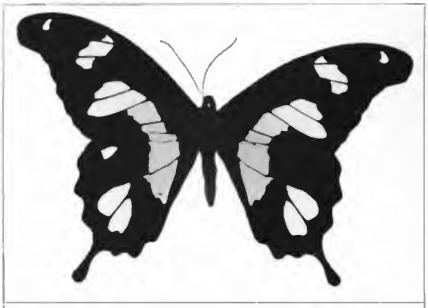
Mit fünfzehn Abbildungen nach Originalen des Lübecker Naturhistorischen Museums

Seit Jahrhunderten sind die leichtbeschwingten Schmetterlinge unter den Insekten die erklärten Lieblinge des Menschen. Ihre formenreiche Gestalt, der wundervolle Farbenschmelz ihrer Flügel und deren bunte Zeichnung üben einen gewaltigen Zauber auf unser Auge aus. Wenn man die Sammlungen der prachtvollen exotischen Falter betrachtet, kann man es verstehen, daß begeisterte Forscher hinausziehen in ferne, fremde Länder und freudig Gefahren und Strapazen auf sich nehmen, um ihre Lieblinge zu fangen.

Die Anzahl sämtlicher auf Erden lebender Schmetterlingsarten mag annähernd 200000 betragen; davon kommt die überwiegende Mehrzahl auf die warmen Länder. Dort, in den Tropen mit ihrer großartigen Flora, gelangen die Schmetterlinge zur höchsten und schönsten Entfaltung. Und dort gibt es manchen Falter, dessen Lebensgeschichte in mehr als einer Beziehung interessant ist.

Der Werdegang eines Schmetterlings zerfällt in vier Metamorphosen. Aus dem Ei kriecht das kleine Räupchen, welches dank seiner enormen Gefräßigkeit im Laufe einer kurzen Spanne Zeit zur dicken fetten Raupe wird. Diese Larven der Schmetterlinge leben, mit wenigen Ausnahmen, auf den Blättern der verschiedensten Pflanzen: es gibt wohl kaum eine, an der nicht irgendeine Raupenart Geschmack fände. Leben doch z. B. allein auf der Eiche deren etwa 121 Arten. Nach mehrfacher Häutung ist die Larve zur Verpuppung reif. Die Schmetterlingspuppe, diese starre Hülle, ist ein seltsamer Schrein, in dem, sicher verborgen, das schöne Kind des Lichts, der Schmetterling, seiner völligen Entwicklung entgegengeht. Unter den Puppen erwarten manche die Zeit der Entwicklung hängend, indem sie sich mittels eines Fadens an irgendeinen Gegenstand heften; andre graben sich tief in die Erde hinein, während eine dritte Gruppe in einer festen Hülle aus Gespinstfäden verwahrt ist. Ist

Digitized by Google



Papilio Hesperus. (Kamerun.)

beruht die außerordentlich verschiedene Färbung und Zeichnung der Schmetterlinge. Eine seltsame Differenzierung dieser Schmetterlingsschuppen sind die sogenannten „Duftschuppen", die ein an der Luft sofort in gasförmigen Zustand übergehendes Sekret ausschwitzen. Diese flüchtige Substanz verbreitet oft schöne, manchmal aber auch höchst widrige Gerüche. Am ausgeprägtesten tritt diese rätselhafte Erscheinung bei den tropischen Tagfaltern auf, und zwar meistens nur bei den Männchen. Es scheint, daß der Duft die Weibchen bezaubern soll und dazu dient, sie anzulocken.

nun ihre Zeit um, dann öffnet sich die Rückennaht, und der Schmetterling faltet sich heraus. Früh am Morgen, wenn er die Sonne liebt; spät am Abend, wenn er ein Nachtschmetterling ist. Vorderhand ist jedoch noch wenig von seiner Pracht zu sehen: an Stelle der Flügel stehen ein paar zarte gekrümmte Läppchen, die zusehends „wachsen", bis nach einer halben bis ganzen Stunde der Schmetterling völlig entwickelt ist.

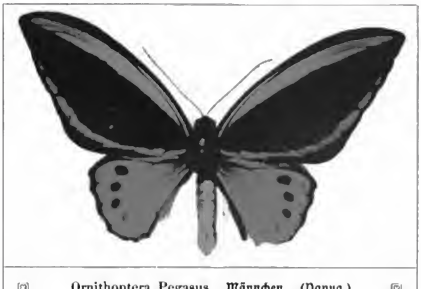
Seine wundervolle Farbenpracht verleihen dem Schmetterling winzige bunte Schuppen, der sogenannte Schmetterlingsstaub, mit dem die Flügel dachziegelartig belegt sind. Die Gestalt dieser Schuppen ist sehr mannigfaltig, und auf ihrer Beschaffenheit, sei es das Pigment oder die lichtbrechende Schraffierung,

Jene Schmetterlinge, die das Licht der Sonne lieben, die sogenannten Tagfalter, stehen an der Spitze der ganzen Sippe, und an den Gliedern dieser Familie sieht man so recht, welchen Einfluß Licht und Wärme auf Größe und Farbenpracht dieser Insekten auszuüben vermögen. Gerade diejenigen Schmetterlinge, die unter den immer senkrechten Sonnenstrahlen leben, sind die größten und wundervollsten Falter der ganzen Welt: auch auf ihre Zahl übt die Wärme einen Einfluß aus. Während es z. B. in Deutschland kaum zweihundert Tagfalterarten gibt, kann man in einer einzigen äquatorialen Provinz Brasiliens deren allein sechshundert fliegen sehen.

Papilio antimachus. (Westafrika.)

Digitized by Google

Durch besonders schöne Farben und auffallende Formen zeichnet sich die Klasse der exotischen Papilioniden aus. Linné bezeichnete diese prächtigen, schneidig durch die Lüfte dahinsegelnden Falter sehr treffend als „Ritter" (Equites). Die Hinterflügel dieser Papilios sind oft ein- oder zwei-, bisweilen auch wohl dreimal geschwänzt. Die bizarren Anhängsel verleihen dem Schmetterling nicht nur ein besonders charakteristisches Aussehen, sondern sie dienen ihm in erster Linie als Steuer bei seinem kühnen Flug. Aber auch als Schutzapparate sind sie ihm wertvoll. Der Münchner Forscher Dr. Doflein machte die interessante Beobachtung, daß eine Menge Papilioniden, die in den Dschungeln Ceylons umherflogen, ihrer Anhängsel beraubt waren. Auf den Bäumen saßen Dutzende von Vögeln, die zur Gattung der Bienenfresser gehörten, die unablässig bemüht waren, sich Schmetterlinge zu haschen. Manch schöner Papilio wurde vor den Augen des Beobachters von den Vögeln gefaßt und gefressen. Viele aber rissen sich wieder los, die Verlängerung ihrer Hinterflügel als „Blitzableiter" im Schnabel des Vogels zurücklassend. Freilich, mit dem stolzen Dahinsegeln des Falters war es vorbei, sein Flug wurde taumelnd und flatterhaft. Das Leben aber war doch einstweilen gerettet.



Ornithoptera Pegasus. Männchen. (Papua.)

Auch bei uns sind einige Papilios heimisch, von denen der Schwalbenschwanz und der Segelfalter wohl die bekanntesten sind. Wie himmelweit aber werden diese doch immerhin schon ganz ansehnlichen Schmetterlinge von ihren tropischen Vettern überragt! Ihre Farben verblassen förmlich vor den schimmernden, leuchtenden Tinten, mit denen die Schwingen jener Exoten getränkt sind. Pracht-

Ornithoptera Pegasus. Weibchen. (Papua.)

Digitized by Google

Morpho Cypris (Brasilien.)

englische Forscher Drury beschrieb und bildete ihn schon im Jahre 1784 ab, und erst volle hundert Jahre später wurde er an der Westküste Afrikas wiederaufgefunden. Der Falter wird aber nur sehr selten gefangen, und dementsprechend ist sein Wert sehr hoch. Jedenfalls beziehen sich die von Zeit zu Zeit auftauchenden Zeitungsgerüchte vom „teuersten Schmetterling der Welt" auf diesen Falter. Dem liegt die Erzählung zugrunde, daß einem amerikanischen Sammler eine Reise, die er zum Fange des Papilio antimachus nach der Sierra-Leone-Küste ausrüstete, etwa 10000 Mark gekostet haben soll. Allerdings wurde auf dieser Expedition nur ein einziger Antimachus gefangen. Man

volles Blau, saftiges Grün, brillantes Rot, leuchtendes Gelb sind in reichster Fülle vertreten. Annähernd dreihundert Arten dieser schönen Ritter leben in den heißen Ländern, besonders im südlichen Amerika und im indomalaiischen Inselarchipel. Aber auch in Afrika sind diese Schmetterlinge zu Hause. Hier lebt an der westlichen Küste der größte Ritter, der zugleich der größte Tagfalter überhaupt ist, nämlich der Papilio antimachus. Über zwanzig Zentimeter klaftern die Flügel dieses schönen Falters; ferner zeichnen sich diese noch durch einen höchst eigentümlichen Schnitt aus, wie man einen solchen bei keinem Schmetterling wiederfindet. Die Grundfarbe des Schmetterlings ist ein warmes samtartiges Braun, unterbrochen von zahlreichen unregelmäßigen schwarzen Flecken und Binden. Dieser eigenartige Papilio hat seine eigne Geschichte. Ein Jahrhundert lang war er völlig verschollen. Der

Callima paraleeta, fliegend. (Sumatra.)

Digitized by Google

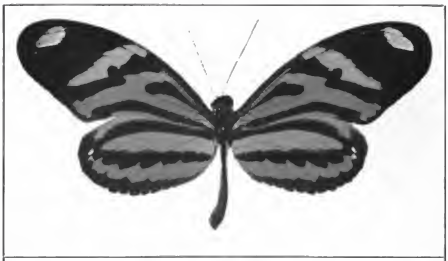
muß aber bedenken, daß außerdem viele Tausende andrer Schmetterlinge miterbeutet wurden, die selbstverständlich doch auch ein hübsches Sümmchen wert waren.

Morpho neoptolemus. (Venezuela.)

Eine andre prächtige, der indomalaiischen Region eigentümliche Schmetterlingsgruppe sind die seltsamen Ornithopteren oder Vogelschwinger. Die einzelnen Arten dieser Gattung sind ausnahmslos große, wundervoll gefärbte Falter. Der Grundton ihrer Flügel ist meist ein tiefes Samtschwarz mit Zeichnungen in prachtvollen leuchtenden Farben. Zu dieser bevorzugten Schmetterlingsgruppe gehört der herrliche „Pegasus", dessen Schwingen in einem brillanten Grün erstrahlen. Diejenigen Flügelstellen, die bei diesem Schmetterling grün gefärbt sind, leuchten bei dem berühmten Ornithoptera Krösus von der Insel Batjan in einem satten Orangerot, und bei der seltenen Ornithoptera darsius glänzen sie gar wie goldener Atlas. Dieser herrliche Farbenzauber ist aber nur den Männchen eigen. Die Weibchen dagegen, allerdings beträchtlich größer als die Männchen, sind unscheinbare Kartäuserinnen von dunkler, meistens brauner Farbe. Ihren Namen „Vogelschwinger" haben diese Falter nach der eigenartigen Form ihrer Flügel erhalten. Die vordern gleichen nämlich entfernt den Schwingen der Vögel, während die farbenreichen Hinterflügel nur klein sind. Sehr anschaulich schildert der berühmte englische Naturforscher Wallace, der die malaiischen Inseln bereiste, die Gefühle, die den Forscher bei der Jagd dieser tropischen Falter erfüllen: „Die Schönheit und der Glanz von Ornithoptera Pegasus und Krösus lassen sich nicht beschreiben, und nur ein Naturforscher wird die intensive Erregung verstehen, die ich empfand, als es mir gelungen war, diese herrlichsten aller Schmetterlinge zu fangen. In Bewunderung verloren, schaute ich auf das Samtschwarz ihrer Schwingen, von dem das Bril-

Callima paralecta, in Ruhestellung. (Sumatra.)

Digitized by Google

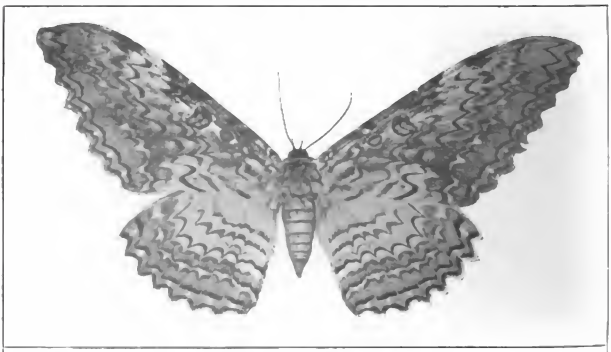


Heliconius Eucrate.

blauem Atlas bespannt. Und dabei schillern sie je nach der wechselnden Beleuchtung bald in hellem Türkisblau, bald in sattestem Violett. Ferner seien an dieser Stelle erwähnt der Morpho neoptolemus, dessen blaue Flügel obendrein mit einer schönen braunen, weißgefleckten Einfassung umrahmt sind, während die Unterseite mit gelblichen Zeichnungen, Zackenlinien und weißlautgrün und Orangerot prachtvoll abstach, auf ihren goldenen Körper und auf ihre karmesinrote Brust." Nun, wer für Schmetterlinge Verständnis und Interesse hat, wer sich in die farbenprächtigen Abbildungen versenkt, die diese Blätter zieren, der wird dem großen Forscher seine Erregung nachfühlen können.

Als die glänzendsten Schmetterlinge des ganzen Erdkreises gelten die großen neotropischen Tagfalter der Gattung „Morpho". Wie losgelöste Stückchen des ewig blauen Tropenhimmels durchgaukeln diese Kinder des Lichts die Lüfte. Vor allem die herrliche Morpho Cypris aus Brasilien, deren Flügel ausschauen, als wären sie mit azurgekernten Augenflecken reich verziert ist. Weiter gehören zu diesen tropischen Märchengebilden der reinweiße Morpho Laërtes, dessen mächtige Schwingen bei schräg auffallendem Licht in allen Regenbogenfarben wie edler Opal schillern. Alle diese funkelnden Falter segeln stolzen Flugs in unerreichbarer Höhe dahin, weshalb ihr Fang mit den größten Schwierigkeiten verknüpft ist. Dementsprechend beläuft sich auch der Preis dieser Schmetterlinge meistens recht hoch: 50 bis 200 Mark für ein Exemplar ist durchaus keine Seltenheit.

Gigantische Falter sind ferner die seltsamen Caligo-Arten Südamerikas. Obgleich Tagfalter, fliegen diese Schmetterlinge doch nur

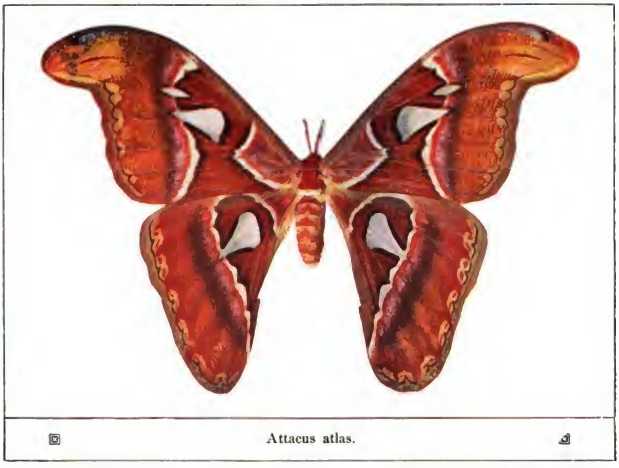


Thysania strix. (Südamerika.)

Digitized by Google

in der Morgen- und Abenddämmerung. Gespenstisch huschen sie Fledermäusen gleich in sprungartigem Fluge die Waldlichtungen auf und ab. Die Eingeborenen nennen diese sonderbaren düstern Falter ihres unheimlichen Wesens halber „sorciera“, das heißt „Hexe“. Höchst merkwürdig ist bei diesen Brassoliden das Verhältnis der mächtig entwickelten Flügel zu ihrer winzigen Körperlänge, wie auch der Gegensatz der matten graubraunen Flügeloberseite zur grellen Farbe und bunten Zeichnung der Rückseite auffallen muß. Besonders sind es die großen leuchtenden Augenflecke auf den Hinterflügeln, die dem im Urwaldschatten ruhenden Caligoschmetterling eine augenfällige Ähnlichkeit mit dem Kopf einer Eule verleihen. Diese schreckeinflößende Maske wird wohl dem Schmetterling in erster Linie zum Schutz gegen insektenfressende Vögel gereichen. — Die Nachahmung gefürchteter Tiere oder die Anpassung wehrloser Geschöpfe an ihre Umgebung, die sogenannte Mimikry oder Nachäffung, ist gerade bei den Schmetterlingen weit verbreitet. Als Paradebeispiel

Actias mimosae.
(Afrika.)



Attacus atlas.

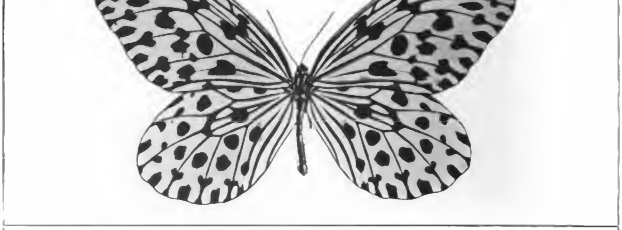
Digitized by Google

Urania Leilus. (Madagaskar.)

eines trocknen Blattes. Und nicht bloß in der Farbe, sondern auch in der Form: selbst die Blattrippenzeichnung und die Schimmelflecke welker Blätter werden vorgetäuscht.

Um dergleichen Maskierungskunststücke zu sehen, brauchen wir nun zwar nicht nach den Tropenwäldern Sumatras zu reisen; auch bei uns gibt es ungezählte Beispiele von staunenswerter Anpassung. Hier nur eins für viele: jeder meiner Leser kennt gewiß den Birkenspanner, jenen Schmetterling, der auf seinen Flügeln die schwarzweiße Birkenrinde so täuschend nachahmt, daß er ruhend kaum von seiner Umgebung zu unterscheiden ist. Eine andre Methode der Schmetterlinge, sich zu schützen, ist die Nachahmung von sogenannten Schreck- und Ekelfarben. In den Tropen gibt es einige große Schmetterlingsfamilien, wie zum Beispiel die Helikoniden, die in den grellsten, absonderlichsten Farben langsam einherfliegen. Trotzdem werden sie von ihren insektenfressenden Mitgeschöpfen als „tabu" respektiert, und zwar aus guten Gründen, denn sie sind übelriechende, also wohl auch übelschmeckende In-

dafür figuriert der Blattschmetterling Callima paralecta von Sumatra. Dieser Falter, der sich unsichtbar machen kann, ist auf seiner Oberseite prächtig blauschillernd gefärbt, und quer über die vordern Flügel geht ein breites, tief orangerotes Band, so daß der Schmetterling im Fluge sofort auffällt. Aber sobald er sich auf einen Strauch niederläßt und seine Flügel zusammenlegt, entschwindet er dem Auge, denn in der Ruhe gleicht er bis zur vollendeten Täuschung dem Aussehen



Hestia Idea. (Hinterindien.)

Digitized by Google

setzen. Unter diese „Gemiedenen" mischt sich nun aber immer eine Anzahl andrer, wohl genießbarer Schmetterlingsarten, welche die genaue Livree der verabscheuten tragen und dadurch wirksam mitgeschützt werden, zumal da sie auch den gleichen langsamen Flug angenommen haben.

Haben wir nun auch in vorstehendem „große" Schmetterlinge kennen gelernt, so waren es doch längst noch nicht die größten. Diese gehören vielmehr zur Klasse der Nachtschmetterlinge, als deren interessanteste Vertreterin man wohl die riesenhafte südamerikanische Eule Thysania strix ansehen darf. Über ein viertel Meter klaftern die Flügel dieses Schmetterlings, und wie eine große Fledermaus, im Fluge schwankend, nach den Seiten ausweichend, treibt er im nächtlichen Urwald sein Wesen. Tagsüber ruht die Eule an Baumstämmen, und sowohl die Färbung wie die Form ihrer Flügel sind ihrer Lebensweise vortrefflich angepaßt. Mit ihrer graubraunen bizarren Ornamentierung, ihren ausgebogten und befransten Rändern gleicht sie täuschend alten grauen Flechten, so daß vorbeifliegende Vögel nichts daran erinnert, daß sich hier ein fetter Bissen verbirgt. Dadurch ist dieses Rieseninsekt wiederum meisterhaft gegen Feinde geschützt. An ihrer untern Seite sind die Flügel der Thysaniaeule sowohl in Färbung wie in Zeichnung dem Gefieder eines Vogels täuschend nachgebildet.

Der Ruhm, der größte Schmetterling der Welt zu sein, kommt dem Atlasspinner (Attacus atlas) aus Ostindien zu. Dieser prachtvolle rotbraune, mit vier „Fensterflecken" geschmückte Spinner ist ein Verwandter des bei uns heimischen großen Wiener Nachtpfauenauges. Mit diesem Riesen unter den Schmetterlingen lassen sich interessante Züchtungsversuche veranstalten. Es gelingt nämlich leicht, aus importierten Eiern die Räupchen zu erhalten, deren Aufzucht bis zur Verpuppung keineswegs schwer ist, da sie als Futter gern die Blätter unsrer Berberitze annehmen. Früher gehörte der große schöne Spinner noch zu den auserlesenen Seltenheiten einer Sammlung; gegenwärtig erhält man ihn für wenige Mark. Zur selben Gattung zählen auch die schönen großen ausländischen Verwandten des Seiden- oder Maulbeerspinners, wie zum Beispiel der ledergelb gefärbte chinesische Eichenseidenspinner, dessen vier Flügel mit je einem weißgeringten runden Fensterfleck und feinen weißen, braun eingefaßten Querbinden geziert sind. Ende der fünfziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts wurde dieser Seidenschmetterling von dem Abbé Perny aus China in Europa eingeführt, und seitdem gilt er auch hier als hervorragender Seidenproduzent, der sogar eine zweimalige jährliche Ernte liefert.

Höchst seltsame Schmetterlinge, die gleichfalls zu den Nachtpfauenaugen gehören, zeigen uns die interessanten Nachtschwalbenschwänze, von denen die Actias Semiramis aus Madagaskar, eine hervorragende Seltenheit, wohl in der gesamten Schmetterlingswelt vergeblich ihresgleichen sucht. Ähnliche solcher grotesken Nachtschwalbenschwänze leben noch in Indien, Japan und Nordamerika, so die hier abgebildete (S. 391) höchst eigenartige zart lichtgrün gefärbte Actias mimosae, die mit den vier dunklen Augenflecken und den langen Fortsätzen ihrer Hinterflügel in der Tat einen reizenden Anblick gewährt.

Eigenartig schöne Schmetterlinge finden sich endlich unter manchen tropischen Arten der sogenannten Spanner, die bei uns zu Lande nur als unscheinbare und teils sehr schädliche Schmetterlinge — ich erinnere an den berüchtigten Frostspanner — vorkommen. Anders in den Tropen. Da sei vor allem der herrliche schwarze Prachtspanner „Urania" von Madagaskar erwähnt. Auf seinen samtdunklen Schwingen schillern smaragdgrüne Querstreifen und kornblumblaue Flecken, die im Sonnenlicht förmlich aufleuchten, als seien es keine winzigen Schmetterlingsschuppen, sondern flimmernde Edelsteine.

So ließe sich noch manches von der Herrlichkeit und Seltsamkeit der Schmetterlinge berichten, aber Mutter Natur hat diese Geschöpfe mit einer solchen Fülle von Anmut und Farbenglut ausgestattet, daß das Wort lieber seinen beredteren Bruder, das Bild, anruft und es diesem überläßt, dem liebevollen Betrachter von der Wunderpracht einen wenn auch nur leisen Begriff zu geben.

Digitized by Google

Unterschächen mit Klausenpaß, Balmwand und Claridenstock.

Über den Klausen

Ein Ausflug in die Urschweiz. Von Ernst Stöckhardt

Eine lange Reihe von Jahren zurück liegt meine erste Schweizer Reise. Mit jugendlichem Feuereifer hatte ich alle mir zugänglichen Handbücher über das interessante Land studiert, kannte es, namentlich die Berge und Täler, fast besser als die Eingebornen und wollte nun vor allem die Urschweiz durchwandern und durch eigne Anschauung kennen lernen. Ein eigner Zauber lag für den jugendlichen Naturschwärmer in diesem Wort: die „Urschweiz" mußte ja das Höchste, Großartigste, der Superlativ von allem sein, was die Alpenwelt der Schweiz bietet, sie mußte das Herz des Landes, der Ausgangspunkt seiner geographischen und politischen Gestaltung sein.

Nun, wenn sich auch über landschaftliche Schönheit streiten läßt — denn darüber entscheidet allein der individuelle Geschmack —, im allgemeinen stimmte meine Annahme mit den Tatsachen überein. Bestehen doch die Zentralalpen aus Gneis und Granit, dem Urgestein, welches sich in der edelgeformten Pyramide des Bristenstocks, ihres nördlichen Vorpostens, charakteristisch ausprägt; entströmen doch dem Gotthardgebiet nach den vier Himmelsrichtungen die bedeutendsten Flüsse des Landes — nach Osten der Rhein, nach Westen die Rhone, nach Norden die Reuß, nach Süden der Tessin —, die das wilde Gebirge in malerischen Einschnitten durchbrachen, der Kultivierung und Nutzbarmachung unfruchtbarer Einöden den Weg bahnten und in erster Linie dem Lande Fruchtbarkeit und Reichtum brachten. Und war es nicht die alte Markgenossenschaft der Urner, welche im Jahre 1250 mit dem benachbarten Schwyz, um sich der sie bedrückenden Habsburger kräftiger erwehren zu können, und nochmals 1291 nach Rudolfs I. von Habsburg Tod mit Schwyz und Unterwalden den Bund der drei Waldstätte schloß, welchem sich später Luzern, Zürich, Glarus, Zug und Bern anschlossen, so daß nun eine „Eidgenossenschaft der acht Orte" geschaffen war, welcher der Name des damals hervorragendsten Bundesglieds „Schwyzer" beigelegt wurde?

Auf diese Weise kristallisierte sich tatsächlich im Laufe der Zeiten das ganze Gebiet

Digitized by Google

des Bundesstaates mit dem Kollektivnamen Schweiz (= Schwyz) um die kleinen, aber von zähem Freiheitsempfinden beseelten Markgenossenschaften der Urschweiz.

Auf kürzestem Wege begab ich mich damals nach dem Vierwaldstätter See, besuchte die vom Patriotismus verklärte Tellsplatte, das Grütli und, da es noch keine Gotthardbahn gab, per pedes apostolorum das interessante Reußtal und seine sehenswerten Nebentäler, namentlich auch das sonnige, wohlhabende Schächental mit dem prachtvollen Übergang über den Klausen in das Gebiet des Tödi im Glarnerland. Nur ein vernachlässigter, stellenweise halsbrecherischer Saumpfad führte über den Paß, wo jetzt auf weit ausholender Kunststraße Wagen aller Art, selbst Kanonen fahren und ein regelmäßiger Postdienst Altdorf mit Linthtal verbindet. Als ich jüngst wieder einmal die köstliche Tour machte und die unvergeßlichen Erlebnisse jener anstrengenden Fußwanderung mit der jetzigen bequemen Fahrt im Wagen verglich, mußte ich die Größe des Fortschritts, die Anlage der Straße bewundern, die sich als eine in jeder Hinsicht gewaltige Leistung moderner Technik darstellt. Sie wird nicht nur den Kultur- und Handelsinteressen der beiden Nachbarkantone, sondern auch den militärischen Zwecken der Gesamtschweiz bedeutende Dienste leisten und durch ihre geradezu künstlerische Anlage des Straßenzuges, welcher dem Naturfreund weit mehr herrlichste Szenerien und Panoramen erschließt als der ursprüngliche Saumpfad, viele Fremde anlocken.

Tellskapelle in Bürglen.

Ruine Altinghausen.

Digitized by Google

Bürglen.

Auch jetzt verschaffte ich mir den Genuß, in Flüelen den Gotthardzug zu verlassen und den kurzen Spaziergang zur Axenstraße zu machen, wo der graue Fels wohl hundert Meter tief senkrecht in den dunkelgrünen See abfällt. Dann genoß ich zurückwandernd den berühmten Blick auf Flüelen, das untere Reußtal mit der Pyramide des Bristenstocks als wirkungsvollen Abschluß, rechts fast greifbar die glasgrünen Gletscher des Uri-Rotstocks. Wie auf Reisen mein Grundsatz immer war, mich nach Möglichkeit in die Volksseele, in die Anschauungen und Sitten der besuchten Gegend einzuleben, vertiefte ich mich auch hier, wo alles an Wilhelm Tell erinnert, in jene von patriotischen Empfindungen veredelte Legende — oder weshalb nicht lieber Geschichte? Historiker haben nachgewiesen, daß Trudelingen im nahen Schächental auf einen Trudilo, Helprechtingen auf einen Heilprecht zurückzuführen ist: weist nicht vielleicht Tellingen bei Erstfeld auf einen Tell hin, von dem ein Sprößling leicht nach dem nahen Bürglen verzogen sein kann, dem der Schweizerheros entstammte? Aber gleichviel, ob Geschichte oder Legende, sie hat sich im Urnerland, ja in der ganzen Schweiz unausrottbar eingelebt, den Volkscharakter stählend und veredelnd, und hat schon dadurch den erzieherischen Wert rückblickender Geschichte erlangt. Unter solchen Erwägungen wandte ich zunächst meine Schritte nach dem Dorf Attinghausen, südwestlich von Altdorf, wo die stattliche Ruine des einzigen freiherrlichen Geschlechts der Waldstätte, der Freien von Attinghausen und Schweinsberg, ins Reußtal herniederblickt. Einer aus diesem Geschlecht, welches vom dreizehnten bis zum fünfzehnten Jahrhundert, wo es ausstarb, eine Rolle spielte, war jener Werner von Attinghausen, welchen Schiller verewigt hat. Er wird urkundlich 1291 als einer der drei Bürgen des Bundes zwischen Uri, Schwyz und Unterwalden erwähnt und war lange Jahre Landammann von Uri. Unter seiner Regierung wurde auch die damals unter Habsburgs Gewalt stehende Gotthardstraße zum erstenmal als Handelsstraße genannt.

Von hier wanderte ich vollends nach Altdorf, der wohlhabenden Hauptstadt des Kantons. Das Festspiel „Wilhelm Tell" zog Tag für Tag zahlreiche Fremde dorthin, und Unterkunft war nur schwer zu erhalten. Deshalb beschloß ich, solche im nahen Bürglen

Digitized by Google

Spieringen.

zu suchen, und beschränkte mich auf einen Besuch des 1806 neu erbauten Rathauses mit dem schönen Festsaal und einem Riesenofen, der zur Heizung eine ganze Klafter Holz erfordern soll. Dann besuchte ich die Martinskirche mit dem charakteristischen Kuppelhelm, in der namentlich Gemälde von einem Carracci und von Holbein d. J. sehenswert sind. Bei der Wanderung durch die Stadt wurden das schöne Telldenkmal von Kißling, der Telleuturm mit hübschen Fresken und einige Brunnen bewundert. Ein stattliches gotisches Haus mit Treppengiebel fällt auf, es ist das sogenannte Jauchsche Haus, eins der wenigen, die bei dem großen Brand verschont blieben, im September des gleichen Jahres Hauptquartier des Fürsten Suwaroff. Als Sieger an der Spitze einer russischen Armee von 20000 Mann aus Italien kommend, hatte er beabsichtigt, sich mit dem bei Zürich stehenden General Korsakoff zu vereinigen, um mit ihm die Franzosen unter Masséna zu vertreiben. Diese aber hatten den See und seine Felsengestade besetzt, und so sah er sich gezwungen, ins Schächental abzubiegen, um über den Kinzigkulmpaß und durch das Muotatal nach Schwyz zu gelangen. Aber auch diesen beschwerlichen Weg hatten die Franzosen verlegt, die damals bessere Geographen gewesen zu sein scheinen als 1870, und nach tagelangen blutigen Kämpfen mußte Suwaroff über den Pragelpaß durch das idyllische, aber kaum gangbare Klöntal abschwenken. Auch im Linthtal von den Franzosen eingeschlossen, zogen die Russen durch das Sernftal und nach einem opferreichen Verzweiflungsmarsch über den unwegsamen verschneiten Panixerpaß ins Vorderrheintal, wo sie sich endlich mit den verbündeten Österreichern vereinigen konnten — eine blutige Odyssee sondergleichen. Wie viele Menschenleben wären wohl erhalten geblieben, wenn die Klausenstraße damals schon existiert hätte! Aber vor der fast senkrecht aufsteigenden Balmwand mußte sich selbst eines Suwaroff zäher Wagemut beugen.

Bei Attinghausen mündet der Schächenbach in die Reuß, bei Altdorf öffnet sich das breite sonnige Tal, welches nach ihm benannt ist. In gerader Richtung von Osten herkommend, hat sich der Wildbach durch schöngeformte felsige Gebirgszüge den Weg gebahnt, welche den Niederungen zu saftige, von vereinzelten gebräunten Wohnhäusern be-

Digitized by Google

Stäubifall.

lebte Matten, daneben dunklere Waldflächen zeigen. In weiter duftiger Ferne aber ahnt man sein Quellgebiet in Eis und Schnee. In Altdorf beginnt auch die 1893 begonnene, am 21. August 1899 eröffnete Klausenstraße, welche 46,594, vom Bahnhof Altdorf bis zum Bahnhof Linthtal sogar 47,902 Kilometer mißt und von hier bis zur Paßhöhe 1484 Meter steigt, dagegen auf der Glarner Seite 1291 Meter fällt. Die Kosten waren berechnet auf 2292100 Frank, beliefen sich aber infolge der außerordentlichen Schwierigkeiten des Baues, namentlich der unvorhergesehenen Entwässerungsanlagen und Sicherungsbauten gegen Lawinengefahr wegen auf 4140000 Frank, wovon der Bund achtzig Prozent trug, während die Kantone Uri und Glarus den Rest beisteuerten. Die so hohe Beteiligung des Bundes wurde begründet durch Ausgestaltung des Straßenkörpers für militärische, also Bundeszwecke und die dadurch bedingte gleichmäßige, mit einer kurzen Ausnahme $8^1/_2$ Prozent nicht übersteigende Maximalsteigung sowie dadurch nötig gewordene Vermehrung und Verlängerung der zahlreichen Kurven. Diesen Bedingungen und dem Umstand, daß die relativen Höhenunterschiede zwischen Tal und Gebirgskamm (1310 Meter) groß sind, verdankt nun aber die Straße ihre landschaftlich hervorragende Schönheit.

In Altdorf hatte ich mir einen guten Platz im offenen Landauer der nächsten Morgenpost belegt und wanderte nun hinaus, Bürglen zu, der angeblichen Geburtsstätte Tells. Sie ist malerisch auf und um einen Hügel erbaut, überragt von einem hübschen Kirchlein. An der Brücke über den Schächen erinnert ein Denkmal an des Nationalhelden Tod, auf dem Dorfplatz steht wieder ein Denkmal Tells mit seinem Sohn, etwas höher, wo sein Haus gestanden haben soll, eine kleine Tellkapelle inmitten grünen Laubwerks. Daneben erhebt sich die Kirche mit der einstigen Meierwohnung des Fraumünsters und dem Friedhof. In Betrachtung des schönen Rundblicks versunken, wurde ich hier von einem uralten Weiblein angeredet, welches mir gesprächig manches Interessante erzählte. Sie zeigte mir auch den Winkel, wo die „Ketzer" verscharrt werden, aber — „gottlob!" — sie konnte sich kaum erinnern, wann dies zuletzt geschehen sei.

Uri ist streng katholisch und hat mit Zähigkeit der Reformation im sechzehnten Jahrhundert widerstanden, zu jener Zeit, als sich die Markgenossenschaft dem sogenannten Vor-

Kapelle Asch mit Stäubifall.

Digitized by Google

Ostportal der Seelitalgalerie.

romäischen Bund anschloß (1586), der sich, wie auch 1656 im dritten Religionskrieg, dem sogenannten Villmerger Krieg, gegen die mächtigen Reformierten siegreich behauptete. Und es hat auch fernerhin treu zu Rom gehalten, trat im Herbst 1843 dem zum Schutz der römischen Hierarchie von Luzern und andern Kantonen geschlossenen „Sonderbund" bei und unterwarf sich erst im sogenannten Sonderbundskrieg 1847 nach den gegen General Dufour verlorenen Schlachten am Rooterberg und andern Orten der Ausweisung der Jesuiten, der Klosteraufhebung und einer freisinnigen Bundesreform. Gleich konservativ verhielt sich Uri gegenüber den revolutionären Verlockungen des Schweizerklubs in Paris während der Französischen Revolution (1790 bis 1797). Es war auch das kleine Uri, welches gemeinsam mit Schwyz und Nidwalden nach Proklamation der „einen und unteilbaren Helvetischen Republik" durch die Franzosen im Jahre 1798 bei Schindellegi und Rotenturm den Kampf gegen jene wagte, schließlich freilich der Übermacht unterlag und sich der aufgezwungenen Neuregelung des Staatswesens fügen mußte. Als dann die 1799 zu Hilfe herbeigerufenen verbündeten Österreicher und Russen von den Franzosen vertrieben worden und Bonaparte 1802 durch General Napp die „Helvetische Consulta" nach Paris berief, um mit ihr eine neue Verfassung zu beraten, waren es wieder die Urkantone, welche sich widersetzten und erst durch eine Invasion von 12000 Mann französischer Truppen entwaffnet und gefügig gemacht werden mußten. An der nach Napoleons Sturz wieder ins Leben gerufenen früheren Verfassung hielt Uri in allen Streitigkeiten der Kantone unter sich fest. So zieht sich wie ein roter Faden durch die schweizerische Geschichte von alters her bis in die neuste Zeit der zähe konservative Charakter der Urner, die so der freiheitlichen Entwicklung des Landes vielfache Schwierigkeiten entgegensetzten. Aber der unbeugsame Mannesmut, die Vereitschaft, für Rechte und Glauben der Väter Gut und Blut zu opfern, so groß die Übermacht der Gegner auch sein mag, sind doch bewundernswerte Eigenschaften, deren Quelle nicht zum wenigsten in den patriarchalischen Zuständen der in weltfernen Hochtälern und auf hohen Berghalden hausenden selbstherrlichen Bevölkerung zu suchen ist. Nicht ohne Grund war jederzeit der „Stier von Uri", das kantonale Wappen, gefürchtet. Wilhelm Tell,

Digitized by Google

Kehre bei Dorfrutt mit Blick in die Klus. Claridenstock.

wie Schiller ihn zeichnete, ist die idealisierte Verkörperung des Nationalcharakters, daher heute noch das Ideal nicht nur der Urner, sondern aller Schweizer. Besonders aber in Uri wird man auf Schritt und Tritt an diesen Nationalheros erinnert.

Nach dem Frühstück auf der belaubten Terrasse des gemütlichen Gasthauses, angesichts des im vollen Glanze der Morgensonne liegenden zackigen Gitschen, habe ich noch Zeit genug, dem historischen Museum im alten Meierturm einen flüchtigen Besuch abzustatten. Inzwischen naht der Postwagen von Altdorf, und nun geht's in gemächlichem Trab den Bergen zu. Bald sehen wir das südlich einmündende Riedertal, wohin die kinderlosen Frauen wallfahrten; nördlich schaut der Kinzigkulm herab, berühmt durch den Übergang der russischen Armee. Eine winzige fensterlose Kapelle — Loretto —, dabei das unvermeidliche Wirtshaus, dann geht's in raschem Tempo hinab zum Bach und weiterhin an diesem entlang bis zu den Häusern von Brügg, wo eine stattliche neue Brücke neben der uralten verwitterten und efeuumrankten erstanden ist. Jetzt kommen die bizarr geformten Zacken der Schächentaler Windgälle in Sicht mit dem Klplertor, darunter in der Höhe der rote Spitzturm von Spieringen, vor uns in bläulichen Duft gehüllt das hintere Tal. Mit Körben beladene Bäuerinnen in bunter Tracht, mit breitem Strohhut auf glattem Scheitel, begegnen uns; einzelne Wandrer werden von uns überholt — immer schallt uns ein fröhliches „Grüeß Sie!" entgegen, was heiter erwidert wird, denn es ist ein herrlicher Morgen, so recht zum Wandern und Reisen gemacht. Juchzer und Jodler tönen von den hochgelegenen Einzelhöfen herab, die uns — oder dem Postillion? — gelten. Das waren die Edelsitze der alten Alemannen und sind noch jetzt die Heimstätten der selbstherrlichen, von Kantons- und Bundeserlassen nur wenig behelligten „Männer von Uri".

Südlich rückt uns die Pyramide der Spitzen nahe, den Rückblick füllen Gitschen und Uri-Rotstock aus. Ganz schmal wird die Talsohle, die Straße bedarf jetzt hoher Stützmauern gegen den tief unten sich überstürzenden Wildbach. Wir sind an der „Schrottengaß" und passieren Weiterschwanden mit altersbraunen Hütten und Kirchlein, wo der Sägebach einen kleinen malerischen Fall bildet. Der Ausblick nach dem Reußtal verliert sich, dagegen werden wir freudig überrascht durch die scheinbar nahen Schneefirnen der Clariden und des Kamlistocks; auch eine Spitze des Maderaner Scheerhorns lugt hervor. Vor uns liegen an unheimlicher Schlucht die Trümmer des Felssturzes der Spitzen (1887). Links winkt nun wieder der Spitzturm von Spieringen, dem alten malerischen Gebirgsdorf, welches wir nach Überwindung mehrerer Serpentinen erreichen.

Beneidenswert der Fußgänger, der hier rasten und sich an dem entzückenden Panorama weiden kann! Wohin man blickt, Mo-

Digitized by Google

Die untere Balmalp. Blick auf Griesstock und Große Windgälle.

tive für Gemälde. Wer hier mit der großen Künstlerin Natur wetteifern könnte! Der Reußtalblick liegt wieder offen vor uns, nach dem Klausen zu Schneefelder und Gletscher, aus denen schwarze Felszacken herauswachsen, tief unter uns das grüne Tal, wo die Sonne jetzt die Nebel verscheucht hat und jedes Dach, jeden Baum im schönsten Lichte zeigt.

Diese Aussicht begleitet uns die Strecke, welche die Straße noch ansteigt, dann aber

Am Klausenpaß. Blick auf Kamlistock und Scheerhorn.

Digitized by Google

öffnet sich der Ausblick auf Unterschächen und den Talschluß, Balmwand und Klausenpaß mit dem mächtigen Stäubifall im grünen Talhintergrund. Schwager Postillion schnalzt, und hurtig geht's die Straße hinab in die hier wieder verbreiterte Talmulde, wo die weiße Kirche freundlich über dem Örtchen thront. Kein Wunder, daß hier in ländlicher Stille und köstlicher Gebirgsgegend gar mancher Sommerfrischler Erholung und Kräftigung sucht.

Schon Spieringen und die Abschwenkung dorthin war mir neu gewesen, denn die alte Straße folgte dem Lauf des Schächen und mied Umwege, auch von Unterschächen ab, und gelangte so auf kürzestem, wenn auch zum Teil schlechtem Weg zum Alpli Asch am Beginn des malerischen Brunnitals, dicht beim grandiosen Stäubifall. Diese prächtige Wanderung und der nachfolgende Aufstieg an der Balmwand auf den unzähligen Serpentinen des schmalen Saumpfades, wo wir Edelweiß pflückten, hatte ich noch in frischer Erinnerung. Zwei volle Stunden hatte er beansprucht, und als wir — ein junges Ehepaar auf der Hochzeitsreise und ich — endlich den Rand der Balmalp erreichten, vertraten uns freundlich meckernde Geißböcke den Zutritt, ein ziemlich kritischer Moment, über den wir aber nachher doch herzlich lachen mußten.

Die neue Straße verläßt den Talboden einige Kilometer hinter Unterschächen und wendet sich in einer langen Kurve rückwärts dem Reußtal zu. Jetzt weitet sich der Blick fast von Minute zu Minute, die Ausrufe des Entzückens werden häufiger. Das Brunnital liegt offen unter uns, die Große Windgälle, der Große Ruchen steigen schroff aus ihm auf zu unermeßlichen Höhen. Neben ihnen kann die mächtige Pyramide der Spitzen kaum mehr imponieren. Die Straße selbst mit ihren kunstvollen Verbauungen erregt unser Interesse. Jetzt kommen auch beide Spitzen des Scheerhorns in Sicht und über uns die weißen Kalkriffe der Schächentaler Windgälle und der Märenberge, welche den Klausen nördlich begrenzen. Eine Wendung, und wir sind in Urigen, wo eine halbe Stunde Mittagsrast gehalten wird. Abseits des Postwirtshauses steht eine kleine Bergkapelle, welche einen in dieser Einsamkeit wahrlich nicht vermuteten Schatz birgt: eine Pietà von Denys Calvaert (genannt Fiamingo), dem berühmten flämischen Maler aus der Schule von Bologna. Azarias Püntener, ein Kondottiere aus dem Urnerland, hat das Gemälde seiner Heimat gestiftet. Mancher Wandrer wird hier, wo Natur und Kunst zusammenwirken, um die menschliche Seele weihevoll zu stimmen, in Dankbarkeit und Demut zum Schöpfer aufblicken, mancher, der sich noch kaum je so klein und unbedeutend fühlte wie in dieser überwältigend großartigen Natur.

Tunnelgalerie an der Fruttwand oberhalb Linthtal.

Nur zu bald wird zum Aufbruch geblasen. Aber es harren unser noch viele und größere Genüsse. Das Scheerhorn, das Kamlihorn mit ihren riesigen Gletscherfeldern, der ausgedehnte Claridenstrn, die Teufelshörner, der Bockschin-

Digitized by Google

Märcherstöckli am Klausenpaß.

gel mit dem Tschingelloch, ein vergletscherter Bergkoloß nach dem andern tritt vor uns hin in scheinbar greifbarer Nähe, denn die Luft ist hier oben von durchsichtiger Klarheit. Allmählich steigt die Straße durch die obersten grasigen Halden in die Region der Felsen, zu den offenen Seelitalgalerien, deren Seitenöffnungen entzückende Ausblicke gewähren. Und jetzt erkennen wir dicht unter uns aus unsrer schwindelnden Höhe die alten wohlbekannten Zickzackwege an der Balmwand. Noch eine kurze köstliche Fahrt, und wir haben die Balmalp vor uns, wieder eine völlig neue Welt: in grüner Matte liegen die niedrigen, von Sonne und Wetter gebräunten Almhütten; klare Bächlein rieseln aus den Felsen herab; eine bunte alpine Flora, namentlich Alpenrosen überall, neben Schründen, die mit Schnee gefüllt sind, wo neugierige Murmeltiere Männchen machen und ihren eigentümlichen Pfiff ertönen lassen; Kühe weiden friedlich, andre halten Mittagsrast; in den Felsen über uns naschen leichtfüßige Geißen das kärgliche Gras, meckernd begaffen sie unser Fuhrwerk.

Dicht vor uns erhebt sich der imposante Kamlistock, die beiden Scheerhörner zeigen sich in ihrer ganzen bizarren Schönheit; staunend und bewundernd zugleich überfliegt der Blick das enorme Felsen- und Eisgebiet der Clariden, welche in voller Ausdehnung vor uns liegen. Wieder in beträchtlich ansteigender Kehre windet sich die Straße an dürftigem Weideland entlang; da überrascht uns ein in dieser Einöde unerwarteter Anblick: auf gewaltigem Unterbau das in modernem Villenstil erbaute stattliche Hotel zur Klausenpaßhöhe (1838 Meter ü. M.) mit prächtigen Terrassen und einer umfassenden Aussicht von seltener Großartigkeit. Nach allzu kurzer Rast erreichen wir die Paßhöhe (1952 Meter). So erhaben und frei dieser Punkt liegt, ist der Ausblick ins Glarnerland doch durch die Clariden im Süden und den Ortstock im Norden auf den Hausstock und einige ferne Bündnerberge beschränkt. Charakteristisch ragt in nächster Nähe das Märcherstöckli empor. In grausige Tiefen stürzen die Felswände der Klus jäh ab, durch welche die Straße talwärts weitergeführt ist. Schaudernd betrachte ich die steilen zerrissenen Hänge, in Erinnerung der Erlebnisse auf der Fußwanderung mit dem jungen Ehepaar.

Wir waren damals etwa um zwei Uhr auf der Paßhöhe angelangt und rasteten hier, uns mit Blumenpflücken und Schneeball-

Digitized by Google

Urnerboden. Partie am Fätschbach.

werfen unterhaltend, als sich plötzlich in der Mulde des Klausen, welche wir eben durchwandert hatten, scheinbar winzige weiße Wölkchen aus dem Erdboden lösten und, von leichter Brise getrieben, hinter uns her jagten. Noch staunten wir über diese merkwürdige Naturerscheinung, als sich schwarze unheimliche Wolken vom Urnerboden heraufwälzten. Die drohende Gefahr erkennend, eilten wir im Sturmschritt talwärts, um möglichst bald in den Häusern auf dem Urnerboden Schutz zu finden, denn hier oben war ein solcher nirgends zu entdecken. Aber allzubald befanden wir uns mitten im Gewitter, und ein losbrechender Hagel und Wolkenbruch zwang uns, allen Warnungen zum Trotz, unter einer einsamen riesigen Bergtanne Schutz zu suchen. Zum Glück verzog sich das Unwetter rasch, wie es gekommen, und nun eilten wir vollends hinab zum Hotel „Guillaume Tell". Und kopfschüttelnd frage ich mich, wie es möglich war, stellenweise ohne Weg und Steg und in vollem Lauf diesen Abstieg zu bewältigen, als wir jetzt in weit ausholenden Kehren bergab fahren und in die Klus einbiegen, wo kunstvoll gemauerte Straßenserpentinen zum Teil den senkrecht aufsteigenden Felsen abgerungen, zum Teil an diese gleich Schwalbennestern über Abgründen angebaut sind. Silberne Wasser fallen in hohen Kaskaden von den Claridengletschern herab, wenige Minuten von der Straße entfernt stürzt der obere Fätschbachfall mit Donnergetöse zu Tal. Der alte Saumpfad führt abseits dieser wahrhaftigen Höllenklamm direkt, steil, aber ungefährlich hinab zum Boden, den wir seit dem Ausblick aus der Klus fast ganz überblicken. Und bald halten wir vor dem ansehnlichen Postgasthof, dem wir die einstige Älplerwirtschaft, unser damaliges Nachtquartier, nicht mehr ansehen.

Welcher Unterschied zwischen damals und jetzt, wo Post- und Privatfuhrwerke vor dem Gebäude halten und die Wirtschaftsräume von Gästen aus aller Herren Ländern gefüllt sind, teils Passanten, teils Alpinisten, die von hier aus Hochgebirgstouren unternehmen, wohl auch schon Sommergäste, Vorläufer des künftigen Luftkurorts. Damals eine primitive Alpenwirtschaft mit vereinzelten Älplern in der einzigen Wirtsstube bei trüber Erdöllbeleuchtung, ein noch jugendlicher Kapuziner, vermutlich strafversetzt in diese Einöde, der rastlos vor der Kapelle auf und ab wandelt, ohne die Fremden eines Blicks zu würdigen oder die Gaststube zu betreten. Ein Linthtaler Führer, der mit seinem Saumroß von Altdorf zurückkehrte, übernachtete damals gleichfalls in diesem „Hotel", und da unsre Begleiterin ziemlich marode war, mietete deren Gatte das Pferd für den nächsten Morgen bis Linthtal.

Daß das hervorragend günstige Alpenland des Urnerbodens nicht zum Kanton Glarus gehört, wie es seine geographische Lage bedingen würde, da doch die Paßhöhe die natürliche Grenzscheide bildet, und die ganze Südfront, das Gebirge der Clariden, Glarnerland ist, läßt sich nur in der Weise erklären, daß das obere Linthtalgebiet zur Zeit.

Digitized by Google

als die mächtigen Schächentaler ihr Vieh über den Klausen zu treiben und jenseits zu „sömmern" begannen, so wenig bevölkert und arm an Vieh war, daß man kein Bedürfnis nach Weideland hatte. Als dieses sich später fühlbar machte, gab es häufige Reibereien zwischen den Nachbarn, bis beide, wie die Sage berichtet, dahin übereinkamen, dort solle künftig die Grenze sein, wo Läufer, die in Glarus und Altdorf beim ersten Hahnenschrei aufbrächen, zusammenträfen. Die schlauen Urner sollen nun ihren Hahn nicht gefüttert haben, so daß er ausnahmsweise zeitig krähte, wodurch ihr Läufer einen so großen Vorsprung erlangte, daß der ganze Talboden Uri zufiel. Sicher ist, daß die Urner 1315 „am niedersten Wang", d. i. am Ende des Bodens, mit Glarus einen Waffenstillstand schlossen, der sich gegen die Österreicher richtete, sowie einen förmlichen Bund 1352, der u. a. bestimmte, daß bei Streitigkeiten ein Schiedsgericht auf dem Urnerboden zusammentreten solle. Nachdem so der Besitzstand gesichert, konnte auch die Nutznießung geregelt werden. Jeder Urner erhielt das Recht, bis zu dreißig Stück Großvieh gegen geringe Gebühr auf das gemeinsame Weideland zu treiben, sich ein Stück einzuzäunen und dreißig Jahre lang wie eigen zu behalten, wonach es der „Almeind" zurückfallen sollte. Das Bauholz für die darauf zu errichtenden Hütten wurde fast umsonst geliefert. Dahin zieht denn der Urner alljährlich im Frühjahr mit Weib und Kind, und um Johanni, sobald die Alpe schneefrei ist, folgt das Vieh nach. Im Hochsommer geht's dann auf die höher gelegene „Austäfel", gegen den Herbst aber wieder hinab zum Boden, wo am Verenatag Anfang September der große Marlt mit Älplerkirchweih stattfindet, ein malerisches Fest, welches künftig manchen Liebhaber alpiner Volksbelustigung dorthin ziehen wird. Im Winter war dann der Boden fast ganz verlassen, jetzt aber wird der zur Mode gewordene Wintersport diesem prachtvollen Terrain auch in der kalten Jahreszeit Leben zuführen.

Klausenstraße. Pfaffensprungkehre.

Nach kurzer Rast geht's nun in flottem Trab am Schächen entlang zum Scheidbächli, der Kantonsgrenze, und dann bergab zur Fritternalp, welche ihres sumpfigen Bodens wegen ganz besondere Schwierigkeiten verursacht und kunstvolle Entwässerungsanlagen nötig gemacht hat. Hier war es auch, wo damals die junge Frau mit ihrem Pferd abstürzte, merkwürdigerweise ohne Schaden zu nehmen, während das Tier verunglückte. Wir waren beizeiten vom Hotel aufgebrochen, voran die Dame hoch auf dem Roß, welches der Führer am Halfter leitete, wir Männer hinterdrein meist auf Brettern, welche den ganz unter Wasser stehenden Boden passierbar machen sollten. Dann kam der Abstieg, erst über große ausgewaschene Felsenblöcke hinweg, über die das Saumtier merkwürdig leicht hinabschritt, während wir Mühe hatten, nachzukommen, endlich auf schönem weichem Sandweg zwischen stark abfallenden Wiesenhalden. Plötzlich verschwand Roß und Reiterin! Wir standen starr vor Schreck, als aus der Tiefe der Ruf der mutigen jun-

Digitized by Google

Klausenstraße. Blick auf Linthtalschluß mit Selbsanft und Bifertenstock.

gen Frau ertönte: „Ich bin hier!" Schon war der Führer mit einem Fluch hinabgeklettert, um nach seinem Gaul zu sehen, während wir nun der Frau heraufhalfen, die sich nur den Regenmantel und den Schirm beschädigt, aber selbst zum Glück nicht gelitten hatte. Sie war im kritischen Moment, als das Tier im aufgeweichten Boden den Halt verlor, nach dem Berg zu abgesprungen, schon in die Tiefe, einzig fürchtend,

Linthtal gegen Süden.

Digitized by Google

Tödi von der Uhlialp aus.

das Pferd falle auf sie, während dieses bereits weiter unten hinabkollerte, bis es zwischen zwei Bäumen liegen blieb. Das war an dieser fatalen Fritternalp, die auch den Ingenieuren viel Not verursacht hat.

Jetzt aber fahren wir auf sicherer breiter Straße zu Tal und bewundern die kunstvolle Anlage auf dieser Strecke, die wohl die wildeste des ganzen Straßenzuges ist. Besonders die Pfaffensprungkehre und die Tunnelgalerie an der Fruttwand, eine Viertelstunde oberhalb Linthtal, imponieren. Mit einer für ängstliche Gemüter aufregenden Schnelligkeit nimmt der Postillion alle die Kehren, immer dicht am Rande des Abgrundes; aber wohlbehalten erreichen wir Linthtal, nachdem wir noch an der Postablage Frutt-Sonnenberg gehalten und uns während der ganzen Talfahrt an den massigen Formen des Selbsanft, den Firnen und Gletschern des Bisertenstocks (zur Tödigruppe gehörend) und dem prächtigen Talblick erfreut, auch die mächtigen drei Fälle des Fätschbaches bewundert haben.

Das schöne Linthtal aber fesselt den Besucher des Klausen mit Recht noch einige Tage, erschließt sich ihm doch hier ein neues Gebiet alpiner Hochwelt. Schon der Blick von Bad Stachelberg aus über den Ort weg nach dem malerischen Talschluß sucht seinesgleichen. Prächtig ist der Schrejenbachfall bei dem Luftkurort Thierfehd, grandios der Blick von der Uhlialp nach dem Gipfel des Tödi, der es wohl mit dem berühmten Blick von Interlaken nach der Jungfrau aufnehmen kann. Gute Alpinisten aber wandern weiter über die alte Panthenbrücke bis zur Fridolinshütte am Tödi, von wo sie in etwa sechs Stunden nach einer Wanderung über den breiten Bisertengletscher den Gipfel des Tödi, den Piz Rusein (3623 Meter), erreichen.

Digitized by Google

Wie Truges seine Mutter suchte

Roman von Ottomar Enking

VI

Was waren sie alle, die Truges schon auf den Thron in seinem Herzen gesetzt hatte, damit sie dort im Namen des höchsten Erdenwesens, seiner Mutter, über sein Leben walteten — was waren sie alle: Frau Papius, Tante Franziska, Linde, ja, sogar Linde, gegen Frau Bergithe Samsoe? Fehlte ihm wirklich noch seine Mutter? Hatte er sie nicht gefunden?

Er stand jetzt wieder oft draußen an der Ligusterhecke, nicht um Bodie zu sehen und zu hören, sondern um aufzupassen, ob Frau Samsoe durch den Garten ging. War das nicht seine Mutter, die schlanke Frau dort, die lässig den Arm herunterhängen ließ und dann und wann ihr Gesicht in einem Blütenbusch verbarg, als tränke sie? War das nicht seine Mutter? Doch nicht ganz. Das schmerzte. Er durfte nicht zu ihr hineinstürmen, er durfte nur zu ihr kommen, wenn sie ihn rufen ließ. Also doch nicht ganz seine Mutter. Gerade der Teil der Sehnsucht, der so hart am Herzen brennt, blieb in Truges' Brust behaften. Aber vieles, vieles war ihm erfüllt, und seine Träume schlugen hohe Wellen, so daß sie ihm das Brennen auf Stunden benahmen. Dann war Frau Bergithe Samsoe seine Mutter. Wenn ein Mensch für den andern so viel tat ...

Dankbar — dankbar — dankbar sein. — —

Hatte das eine Aufregung in der Haßstraße gegeben! Lehrer Fischer war gekommen: „Freude war in Trojas Hallen. Meister, was sagen Sie dazu, wenn wir aus dem Jungen da einen Professor machten?"

Er war beweglicher als gewöhnlich, sein Stock hüpfte hin und her und auf und ab. Dazu konnte Meister Brammer nun einfach gar nichts sagen.

„Also," begann Herr Fischer, „wir können es so machen: Einleitung: auch die stillen Verdienste finden ihre Würdigung. Zu den Verdiensten der Menschen aber sind auch deren Gaben zu rechnen. Darum: römisch I: Truges Brammer hat seine Verdienste, klein a: im Charakter, klein b: im Wissen. Römisch II: Warum ist er es wert, daß etwas für ihn geschieht?"

Knapp, knapp, knapp. Das klang, als ob Schuster Brammer sagen wollte: Tröhn nich!

„Nun ja, man kann es ja auch einfacher machen," meinte Fischer, als habe er die Sprache des Schusterhammers verstanden. „Also, Truges, mein Junge, sieh mich an und sprich. Hättest du Lust dazu, auf die Gelehrtenschule zu gehen und nachher zu studieren?"

Truges war ein geweckter junger Mann, aber bei dieser Frage seines Lehrers setzte er eine recht einfältige Miene auf. Brammer ließ den Hammer ruhen. Endlich kam Fischer dann zum Erklären.

„Wir können gleich mal hinausgehen zu der Dame und das festmachen. Das ist so mit diesen reichen Leuten, sie finden Wohlgefallen an einem, und man ist geborgen. Das beste Beispiel dafür haben wir ja auch in Schillers Leben. Wir wollen mal einen Aufsatz über den Segen des Reichtums schreiben. Erinnere mich daran, Truges."

Ja, das wollte Truges. O Segen, Segen des Reichtums, wie er den fühlte!

Schuster Brammer wußte allerhand Aber: „Wenn ick in't Kloster treck ..."

„Kann der Junge am Ende bei mir wohnen," erwiderte Fischer. „Nein, mit Bedenklichkeiten wollen wir heute nur nicht arbeiten, heute ist ein Sonn- und Feiertag, mit Bedenken haben wir beide alltags genug zu tun. Truges, hol' mal deinem Großvater den Zylinder und zieh dir deinen Konfirmationsrock an."

Lehrer Fischer, den Stock gravitätisch vor sich setzend, in der Mitte — der alte Brammer mit gebeugtem Schusterrücken und mit

Digitized by Google

Fritz von Uhde: Die Trommelübung. Ausschnitt. (Original in der Königl. Gemäldegalerie zu Dresden.)

Digitized by Google

dem Handwerksburschenstock, der auch als lange Pfeife diente, auf der einen Seite — und Truges, mit lose schlenkernden Armen und die Mütze vor Erregtheit schief auf dem Kopf, auf der andern — so ging es durch Düsternbrook.

Was er eigentlich draußen sollte, war Truges unklar, und je mehr Fischer erzählte: „Sie fragte mich ... da sagte ich ... da sagte sie ... da fragte ich ... da sagten wir uns ...“ desto dunkler wurde ihm die Sache. Auf die Gelehrtenschule? Nicht mehr Setzer sein? Wie kam Frau Samsoe bloß darauf? Die wollte das bezahlen? Warum? Das mußte ja gräßlich viel Geld kosten. Über den Segen des Reichtums ... So undeutlich, wie Truges auf diesem Wege Bäume und Häuser sah, waren auch seine Gefühle.

Schuster Brammer pilgerte gewissermaßen ziellos vorwärts, und nur Fischer wußte, welch einen wichtigen Weg der Junge machte.

„Ich sagte: erstens, er ist es wert; zweitens, Ihnen kommt es nicht darauf an, also tun sie's. Einfach. Aber das mußt du dir merken, Truges, das Fräulein, deine Mitschülerin, hat meiner Ansicht nach den richtigen Anstoß zu der Geschichte gegeben. Der verdankst du es im Grunde.“

Bald standen sie feierlich in einer Reihe vor Frau Vergithe. Der Schuster sah tiefernst aus. Er behielt seine gebückte Haltung bei und stemmte den Zylinderhut gegen den Leib. Truges, die Füße einwärts gesetzt, machte Schrenkelbeine und scheuerte mit dem Daumen an seinem Mützenrand, daß es knirschte.

Frau Samsoe betrachtete den jungen Mann. Es war nicht unwesentlich bei ihrem Entschluß gewesen, daß Fischer ihr vertraut hatte, weshalb Truges' Mutter aus dem Hause gegangen sei. Für solche Eheaffären hatte die Dame viel Sinn. Ja, der junge Mann sah wirklich im ganzen Bau feiner aus als sein Großvater.

Fischer redete Frau Samsoe an, indem er die Hände zu den Seiten ausstreckte: „Hier sind sie.“

Sie mußten sich setzen.

„Es ist für mich nicht so leicht,“ begann Frau Vergithe und beugte sich zum alten Brammer, „Ihnen irgend etwas anzubieten. Ich bitte dafür gleich um Entschuldigung. Wir kennen uns ja nicht näher ...“

Sie sprach noch einige solche Worte, die wenig besagten. Sie war verlegen. Es war auch etwas da, was sie ein bißchen abstieß. Der alte Herr hatte einen merkwürdigen Geruch an sich, wohl von den Stiefeln.

Bodie kam herein, lächelnd. Die drei Männer erhoben sich und standen wieder feierlich in einer Reihe. Fischer hielt von neuem die Anrede: „Hier sind sie.“

Bodie gab allen einen schönen, kräftigen Händedruck, dann mußten sie sich abermals setzen. Es dauerte immer sehr lange, bis sie zu Platz waren.

„Kennen uns nicht näher,“ hub Frau Vergithe von neuem an, „aber, nicht wahr, Sie nehmen es mir nicht übel?“

Ot noch öwelnehmen! dachte Schuster Brammer.

„Es ist nicht böse gemeint.“ So schloß Frau Vergithe mit leisem Seufzen. Es war ihr schwer geworden. Mit dem Herrn Etatsrat zu sprechen, fiel ihr bedeutend leichter.

Fischer räusperte sich. Truges hatte endlich ein Stück Leder von dem Mützenschirm mit seinem Nagel abgekratzt.

„Mama hat den jungen Herrn Brammer schätzen gelernt,“ begann nun Bodie, aber Frau Vergithe war es peinlich, sich noch länger mit dieser Angelegenheit zu befassen, darum unterbrach sie ihre Tochter: „Es braucht gar keiner Worte mehr.“

„Nein,“ meinte Fischer, „auf die Tat kommt es an.“

„Das finde ich auch,“ bestätigte Frau Samsoe eifrig. Das war wie eine Erlösung.

„Dscha, denn veelen Dank ok,“ murmelte Schuster Brammer und schwang ganz sacht mit dem Zylinder vor seinen Knien.

„Das andre findet sich alles,“ rief Bodie. „Herr Fischer hilft uns.“

„Treckt sick all torecht,“ lachte Fischer und klopfte seinem alten Freund auf die Schulter.

Der verzog sein Gesicht und lachte gleichfalls. In den Falten war es, als wenn sie mit Pech verschmiert wären.

„Wenn ich bloß ...“ Truges wollte etwas sagen, aber er kam nicht damit zustande.

„Viel Glück, Herr Brammer,“ sagte Frau Samsoe.

„Danke.“

„Kommen Sie bald heraus?“ fragte Bodie ihn noch, als sie aufbrachen.

„Danke. Ja.“

Das war alles. Die drei marschierten wieder heim, wie sie gekommen waren —

Digitized by Google

Fischer gesprächig, die andern beiden gar nicht viel fröhlicher. Schuster Brammer war verwirrt und Truges voll von Gedanken, die er nicht unterscheiden konnte.

Daheim: alle vier Frauen standen in und vor der Haustür.

„Wie? Wat? Ja! O! Nee! O Gott, o Gott!" ging das durcheinander. Mutter Mordhorst seufzte und wischte sich die Tränen von den Backen. Tante Franziska plinkte mit schlauen Augen. Linde blickte sinnend auf Truges.

„Gönn' ich dir, das Glück." War das nur schwesterliche Liebe, als sie ihm leise den Arm streichelte, oder dachte das Mädchen bei dem Wort Glück auch ein wenig an sich?

Die Frauen hielten die Tür besetzt. Fischer, Schuster Brammer und Truges konnten nicht hinein. Frau Papius mit ihrer hohen Stimme rief hinter Mutter Mordhorst hervor: „Gleich muß ich immer an meinen Heine denken!"

Warum sie das mußte, sagte sie nicht. Es war vielleicht ein menschliches Neidlein, was der guten Frau in der Seele stach. Leute, die vorbeigehen wollten, blieben stehen und versammelten sich um die Hausbewohner. Sie sahen die Stufen hinauf, wo Fischer stand und den Frauen mit großen Handbewegungen alles erklärte.

„Alle Vierteljahr bekommt er, was er braucht, dann soll er studieren, was er will. Ich will ihm wohl was aussuchen, ich kenne die Professoren. Und wenn er es später zurückzahlen kann ..." Er machte Gebärden, als wenn er auf einer Kanzel stand und bald nach hier, bald nach dort zu seiner lieben Gemeinde sprach. „Wenn er es zurückzahlen kann, gut — sonst auch gut."

„Ja, ja." Tante Franziska nickte pfiffig. Sie erläuterte aber ihre Pfiffigkeit nicht, sie verschwieg, was sie argwöhnte. Auf einmal diese reiche Dame da — die sollte sich ohne weiteres für Truges interessieren und ihm das alles bezahlen? Wie die reiche Dame wohl aussah? Wie die wohl auf einmal auf den Gedanken gekommen war, so etwas für Truges zu tun? Nein, nein, Tante Franziska wußte Bescheid: so machten es die hohen Herren, diese Prinzen.

Mehr und mehr Leute fanden sich ein. Alle hielten sie vor der Haustür: Schuster Brammer im Zylinder, Lehrer Fischer emsig diskutierend und dabei den Stock schwingend, Truges bleich, gar nicht, als sei ihm ein großes Glück passiert, sondern als habe er ein Verbrechen begangen. Und dann die Frauen mit den roten Gesichtern.

„Wat is los?"

Die Menschen drängten sich um die Steinstufen, einige traten höher hinauf. Fischer wandte sich um und hielt unermüdlich immer dieselbe Rede: „Alle Vierteljahr ... Da ist nämlich eine reiche Dame ..."

„O nee! O nee!"

Die Kinder krochen zwischen den Beinen der Erwachsenen hindurch und starrten Truges an. Die Frauen flüsterten zwischen der Rede, die Männer horchten, das rechte Ohr vorgestreckt, genauer hin, und größer und dichter wurde der Kreis. Die Fenster in der Haßstraße wurden geöffnet. Was für ein Auflauf?!

„Ja, mit Truges Brammer! Der kommt nun auf die Gelehrtenschule."

„Ne, ne, so wat! So'n Glück!"

Die ganze Haßstraße wußte im Umsehen Bescheid, und die Nachricht pflanzte sich noch weiter fort. Sogar ein Fuhrmann, der vom Markt in die Straße hineinkam, hielt vor dem Hause an, um zu vernehmen, was da passiert sei, ob da ein Kind aus dem Fenster gefallen wäre. Die Menge staute sich bei seinem Lastwagen. Nun kam schließlich einer von der Polizei, der meinte, in der Haßstraße wollten sie schleswig-holsteinische Revolution machen. Einzelne, die genug gehört hatten, lösten sich von dem Ring und trugen die Botschaft in alle vier Winde.

Truges, durch die immer wiederholten Erklärungen Fischers begreifend, was ihm geschenkt worden war, was ihm bevorstand, legte seine Blässe ab und bekam Röte im Gesicht. Er war nicht mehr der Missetäter, er lächelte eitel, aufgeregt. Er begann, selbst zu sprechen, was er werden wollte. Das war noch in der Schwebe. Vielleicht Doktor, dann sollten sie alle umsonst kuriert werden, alle, wie sie da standen. Oder Lehrer. Alle die kleinen Kinder wollte er umsonst unterrichten, alle, wie sie da herumkrochen.

Das Gerücht flog jetzt auch über den Markt hinweg. Vielleicht wurde er auch Richter, dann sollten sie mal aufpassen, wie er die Spitzbuben zu fassen kriegte.

Linde stand bei ihm und sah ihn lieb an. Da wurde ihm sein Herz warm bei aller

Digitized by Google

Eitelkeit. Es kam eine Freudigkeit in ihm auf, vielleicht — ja, das war das allerbeste: Pastor wollte er werden.

Das sagte er laut, und als er Linde dabei anschaute, wahrhaftig: Linde sah aus wie eine Frau Pastorin von St. Nikolai. O ja, Pastor werden, das war in diesem Augenblick seine Wonne, seine Sehnsucht.

Und siehe da: mit einem Male begannen, als sollte auch dem lieben Gott verkündet werden, zu welchem wohlgefälligen und löblichen Entschluß Truhs Brammer in seinem Glück gekommen war, begannen die Glocken von St. Nikolai zu schwingen: Pa — ster — Tru — ges — Pa — ster — Tru — ges.

Das war ein Augenblick, der machte alle ernst. Alle schwiegen, gingen sacht davon, und unter dem Geläute der Glocken hatte dann Truhs Brammer, der künftige Studiosus, wie er meinte, der Gottesgelahrtheit, den Einzug in sein Geburtshaus gehalten.

* * *

Also zog der vielbeneidete Truges Brammer, der nun bald ein ausgelernter Setzerlehrling war, den blauen Kittel aus und setzte sich mit seinen neunzehn Jahren zu den Tertianern in der Gelehrtenschule. Neben den kleinen Knaben, die ihre Schule rechtzeitig angefangen hatten, waren mehrere ältere Schüler da: Truges brauchte sich seines späten Beginnens wegen nicht zu schämen. Daran dachte er auch nicht. Lernen und immer lernen. Das Gelernte wiederholen bei Herrn Fischer und aus der Klasse neuen Stoff für sein Gedächtnis und seinen Verstand forttragen. Das war sein Leben. Davor verschwamm alles übrige: das Dichten und die Liebe und die Sehnsucht nach seiner Mutter. Lernen! Der Beste sein!

Mit seinen gereiften und von Fischer gut geschulten Sinnen griff er rasch auf, was ihm geboten ward. Die Lehrer wollten ihm wohl, es ging vorwärts.

Bodie hatte keine Stunden mehr mit Truges zusammen, so sahen sie einander wenig, aber wenn Truges sie traf, strahlte sein Gesicht kindlich, sein ganzes Wesen war eine große Freude über das Glück, das ihm zuteil wurde, ein inniger Dank für die, die es ihm schenkten.

Das Geld für Truges ging durch Fischers Hände, Großvater Brammer hatte es so gewünscht. Vorwärts kommen. Ach, wo waren die Träume seiner Kindheit, wo war die Unruhe seiner ersten Jugend? Was hatten noch all die Märchen für ihn zu bedeuten, die ihn früher erfüllten? Was galt ihm noch der Aberglaube, den Tante Franzisla ihm eingepflanzt hatte? Das war alles lächerlich. Nur lernen, etwas Genaues, Gewisses in sich haben.

Er sprach wenig mit denen im Hause, er hatte keine Zeit, und das fühlten sie und wichen ihm aus, sie wollten den gelehrten jungen Herrn nicht stören. Nur heimlich sorgten sie um die Wette für ihn, damit er sein Recht bekam und nicht vor lauter Studieren umfiel.

Draußen nach Düsternbrook kam er nicht mehr. Samsoes verreisten. Das Haus stand mit geschlossenen Läden. Der Schnee kam und deckte das Gebüsch und den Rasen zu. Er bildete Hügel über den niedergelegten Rosen. In der Veranda war das Gebälk zu sehen, und verlassen klebten die Schwalbennester daran. Die Pfortenklinke wurde blind. Winterlich, leer. Da hatte Truges nichts mehr zu suchen. Das war ihm lieb, er vergeudete nicht gern seine Zeit mit Spaziergängen.

Als der Frühling wiederkehrte, nahm Linde ihr Schild von dem Hause in der Kehdenstraße ab, und Meister Brammer heftete es ihr in der Haßstraße an, bei dem Fensterausbau an der andern Seite des Hauseingangs. Es gab einen kleinen Umzug. Die Miete war zu hoch in der Kehdenstraße, und Mutter Mordhorst, die immer schwerer ging, konnte mit der Stube, in der einst Gisela wohnte, nichts anfangen. Da gab es immer bloß aufzuräumen, und weil nie geheizt wurde, fror die Witfrau dort jämmerlich. Die paar Sachen waren schon in der Wohnstube unterzubringen — je mehr Möbel in einem Zimmer stehen, desto wärmer wird es ja.

So wurde ein netter kleiner Laden eingerichtet, mit Regalen und mit einer Theke. Vor das Fenster kamen zwei Haubenstöcke. Die patriotische Linde wußte geschickt die schleswig-holsteinischen Farben: Blau, Weiß, Rot, an dem Putz anzubringen. „Linde Papius, Modistin." Das Schild machte die ganze Haßstraße freundlich ...

Als der Gärtner die Rosen wieder aufgerichtet, von Tannenreisig gesäubert und sein beschnitten hatte, so daß die rechten Triebe

Digitized by Google

stehenblieben, da kamen die beiden Damen von ihrer Reise zurück. Die Klinke wurde geputzt.

Truges machte seine Aufwartung, und weil er zufrieden war mit dem, was er erreicht hatte, gab es keine eigentliche Schüchternheit mehr bei ihm, nur eine Bescheidenheit. Die gefiel den Damen.

Bodie trat ihm jetzt anders entgegen als damals, wo er noch Lehrling war. Er war in der Zwischenzeit mehr ihresgleichen geworden, und gerade, weil er das den Damen verdankte, so bemühten sie sich, ihn so zu behandeln, daß er auch nicht im geringsten das Gefühl haben sollte: es sind deine Wohltäterinnen. Er wurde in dem Hause aufgenommen wie jeder Studiosus, und jetzt, wo er mit klareren Sinnen um sich schaute, jetzt begann Truges den ganzen Unterschied zu begreifen zwischen seinem Elternhause und diesem Heim.

Zwei Welten, weltenfern voneinander und schließlich doch nur durch Kleinigkeiten getrennt. Waren denn die Möbel zu Hause nicht von Holz? Waren sie nicht auch braun? Ja, aber die Möbel hier draußen schienen trotzdem aus edlerem Stoff zu sein, von feinerer Farbe. Und das Essen. Gab es zu Hause während der guten Zeit nicht auch wohl einmal Radieschen? Lagen sie nicht kreuz und quer auf dem Teller? Ja, aber hier lagen sie anmutiger, hier schmeckten sie würziger und duftiger. Hier war das Grün an ihnen frischer.

Der Wein — das war etwas, was man in der Haßstraße nicht hätte trinken mögen, wenn er auch dahin gelangte. Truges hatte Wein getrunken, wenn er krank war, aber er hatte ihm nicht geschmeckt. Hier — ein Glas Wein aus dem Glase, das mit den geschliffenen Ecken so schön blinkte, das machte unbefangen und nicht im geringsten betäubt, nicht dumpf, geschweige denn zügellos. Nur sicherer.

Truges lernte, wie man aß und trank, nicht eigentlich, um sich zu sättigen, nein, aus Freude am Genuß. Zu Hause schluckten sie die Speise hinunter und gingen schnell wieder an ihre Arbeit. Hier verweilten sie bei den Gerichten, und nachher, wenn abgedeckt war und auf den Tischen nur noch die Gläser standen und ein Korb mit Früchten, dann lehnten sie sich behaglich zurück. Ein leiser Duft lag über dem Tisch, kein Dunst von Kohl und Kartoffeln und warmem Fleisch, nein, ein Duft wie von aromatischen Blättern.

Und die Räume selbst. Es ging Truges wie einem Menschen, der immer in engen Mauern gesessen hat. Wenn er hinauskommt in eine große Halle, fehlt ihm zuerst jegliches Maß: die Halle erscheint ihm klein, denn sein Bewußtsein von Raum ist beschränkt, er mißt nach seiner Erfahrung zu kurz. Allmählich erst besinnt er sich. Er tut Schritte hierhin und dorthin — das nimmt ja kein Ende. Er sieht die Mauern, die ihm bis jetzt die Stirn drückten, ferner und ferner, sein Kopf wird befreit, er trägt ihn höher — jetzt bekommt er ein Verständnis von der Größe des Raumes, und schaudernd denkt er: Wie konnte ich in den engen Wänden wohnen?

Ja, hier waren es Säle gegen die Stuben in der Haßstraße. Und umgekehrt, wenn er nach Hause kam, stieß er sich an dem Geländer, das die Treppe so schmal machte. Seine Kammer, die war ja zum Ersticken. Er konnte beide Hände gegen die Mauer stemmen, er wollte die Steine zurückdrängen. Half ihm nichts. Er mußte die Fenster öffnen, um nur denken zu können: es gibt eine Weite.

Er war verwundert, daß die Damen nie von den Wohltaten sprachen, die sie ihm erwiesen. Wäre es in der ersten Zeit nach ihm gegangen, so hätte man sich über nichts andres unterhalten. Und nun wurde kein Wort davon geredet. Er konnte gar nicht dankbar sein, das heißt: seinen Dank nicht mit ewigen Redefluten, mit ewiger Wiederholung versichern.

„Ich weiß gar nicht, wie ich das gutmachen soll ... Ich habe es ja gar nicht für möglich gehalten ... Ich will auch alles tun ...“ So hätte er reden mögen, aber das gelang ihm nicht. Frau Bergithe sah ihn erstaunt an, wenn er anfing, zu danken und zu bitten, und Bodie wußte gleich was andres: „Seesterne hab' ich neulich von den Pfählen losgemacht. Ob die eigentlich immer festsitzen?“

Davon hatte Truges keine Ahnung, aber das merkte er: er sollte also nicht bloß „bitte“ und „danke“ sagen. Gut, er lernte auch das. Es wurde zarter in ihm. Wie er hier zum erstenmal Fröhlichkeit aus dem Glase schöpfte, wie er lernte, daß man in einem großen Zimmer anders gehen mußte als in den niedern dunklen Stuben, so erfuhr er auch, daß die Worte schonsam zu setzen waren.

Digitized by Google

Feiner sein, nicht zudringlich mit Dank und Bitte. Truges gewöhnte sich hinein, aber was war die Folge davon?

Daheim mundete ihm nichts mehr, und was die da sagten, das klang so plump, das war immer dasselbe. Er nahm die aufrechte Haltung für die großen Stuben an. Jetzt schien es ihm, als stieße er zu Hause an die Decke. Er besah das Geschirr. Gräßlich! Blechschalen und braunglasierte Schüsseln. Das Glas blind, das Messer verrostet, die schwarze Holzschale daran gesprungen.

Auch Linde gefiel ihm nicht, das bißchen Putz, was sie an sich hatte, dünkte ihn simpel.

„Ja, Vester," meinte sie, wenn er sie mit einem Blick musterte, den sie wohl verstand, „ich arbeite. Ich kann es den vornehmen Damen freilich so aufputzen, wie sie es gern tragen, aber mir selbst kann ich das nicht leisten, du. Sei nur vernünftig."

Nicht leisten, ja, das war es eben. Er wollte so vernünftig sein, möglichst bald hier herauszukommen. Wenn Großvater erst im Kloster war, wollte er Stunden geben und sich ein Zimmer mieten mit einem hohen Fenster und Morgensonne. Morgensonne — das war sein lichter Traum.

Linde nannte ihn eingebildet. „Tust so, als wenn du mich nicht mehr kennst, bloß weil du das Glück gehabt hast. Wenn ich dir zu schlecht bin, brauchen wir ja nicht zusammen zu sprechen. Aber das sage ich dir, über mich wegsehen, weil du jetzt in die Gelehrtenschule gehst und draußen bei den Damen kommen darfst, Truges, so was tun bloß dumme Leute."

„Linde, du mußt das besser begreifen. Über dich sehe ich nicht weg, ich habe dich genau so lieb wie immer. Aber das Ganze hier ..." Er sah um sich herum. Eine Schale mit Kartoffelabfällen stand neben einem zerrissenen Holzpantoffel. Dabei lehnte ein struppiger Besen, ein Fetzen Zeitungspapier war darin haften geblieben. Tante Franziska hatte aufgefegt, und der zusammengefegte Staub füllte die Schaufel. „Schrecklich! Siehst du das gar nicht?"

„Mach' die Augen zu, Truges. Ich weiß auch, daß es hier nicht schön ist, aber ich arbeite mich durch. Wenn es mir besser geht, zieh' ich auch aus."

„Siehst du! So eine Stube mit Morgensonne, nicht, Linde?"

„Ja, die möcht' ich wohl haben."

Sie kamen näher aneinander.

„Und wenn man da steht," schwärmte er, „und kann über die ganze Stadt und den Hafen sehen, und der Rauch geht so gerade aus den Schornsteinen, und alle die Schiffe kommen, und alles, alles ist in Sonne. Ja, Linde, das wird wunderschön. So weit will ich es bringen."

„Du bringst es noch viel weiter. Wenn du erst Pastor bist, hast du ein ganzes Haus."

„Ein ganzes Haus — was soll ich damit?"

„Bleibst ja nicht allein, Truges."

Das Mädchen stand dicht neben ihm, und in dem Glücksgefühl, das ihm sein Traum gab, kam die alte Zärtlichkeit zu Linde wieder in ihm auf.

„Möchtest du mit, Linde?"

„Mich hast du dann lange vergessen, und ich bin eine alte Putzmacherin."

„Linde, nein, kommst du mit?"

„Ich weiß es nicht, Truges, manchmal denk' ich, ich möcht' es wohl."

Sie lehnte sich an ihn. Gut war sie. Keine Königin, aber die brauchte er jetzt auch nicht, er hatte genug in Gedanken zu dienen, wenn er draußen in Düsternbrook war. Aber in der Morgensonne, am offenen Fenster, und Linde bei ihm, Linde, die ihn doch begriff, wenn sie ihm auch einmal böse wurde, weil er so was wie hochmütig geworden war — Linde, der er unrecht getan hatte, weil er ihr Kleid nicht hübsch genug fand.

„Linde, ich glaub', du bist die Beste."

Die jungen Menschen hielten sich umarmt in dem dunklen Korridor. Schläfe an Schläfe. Bisweilen ein stiller Kuß und ein Träumen von einem großen, hellen Fenster, in das die Morgensonne hineinschien. Da standen sie dann ebenso.

So stark war das Träumen in Truges, daß er Linde damit einlullte.

Morgensonne ... Gibt es die für Menschen aus der Haßstraße?

* * *

„Ich bin neugierig, Herr Brammer. Sie haben mir so viel von Tante Franziska erzählt und von Mutter Mordhorst mit dem Kaffeegrund. Wissen Sie, ich bestelle mir einen Hut bei Mamsell Papius, und dann besuche ich Ihre alten Freundinnen, nicht wahr?"

O weh! Das war schlimm! Fräulein Samsoe in dem Hause. Truges hatte ihr

Digitized by Google

mancherlei geschildert von der kleinen Welt, worin Tante Franziska umherging, und in seiner Darstellung war die Welt bunt und eigenartig genug geworden. Jetzt tat es ihm leid. Ihm selbst erschien Tante Franziskas Stube auf einmal unsäglich nüchtern. Und mit Mutter Mordhorst wollte Fräulein Samsoe sprechen? Lachen konnte man wohl über sie und ihren Kaffeegrund, aber das Komische verschwand, als Truges sich dachte, daß Bodie sie kennen lernen wollte.

„Es ist — ganz anders bei uns," erwiderte er stockend.

„Gerade deshalb."

„Am Ende ist Tante Franziska furchtbar verlegen."

„Ich bin sehr lieb zu alten Damen."

„Aber für mich selbst ..."

„Sehen Sie, Herr Brammer, gerade auch Ihretwegen. Ich möchte gern wissen, wo Sie eigentlich Ihre Jugend verbracht haben. Sie können mir das nicht verdenken. Lassen Sie mich nur, ja? Sonntagmorgen."

Ein Widerspruch war nicht möglich.

Nun hatte Tante Franziska zu putzen und zu wischen. Neue Gardinen hängte sie auf. Die Tasse mit dem Goldrand wurde heruntergeholt. Wenn seine Gäste kamen, gab es immer Schokolade auf Siemshagen.

Madame Mordhorst war nicht dafür, daß die Treppe oft gescheuert wurde. Das Holz litt von der Nässe. Aber nun mußte doch Trine Sucksdorf von schräg über vorkommen und feudeln. Frau Papius setzte eine rote Zeugrose auf ihre Haube, und Schuster Brammer? Ja, war es Zufall, oder wurde auch er von der allgemeinen Erregung ergriffen, die die Nachricht von Fräulein Samsoes Besuch in das Haus brachte? Meister Brammer nahm seine Schusterkugel und füllte sie mit frischem Wasser. Festlich sah das aus.

Linde war sehr ruhig dabei: „Das ist eine Kundin wie alle andern." Sie sträubte sich dagegen, etwas Besondres in Fräulein Samsoe zu sehen. „Die kommt, und ich bediene sie. Warum du uns das nur erst groß angekündigt hast, Truges!"

„Ankündigen?" meinte Truges und ging um ihre Eifersucht herum. „Ankündigen mußte ich es doch wohl, sie will ja nicht bloß zu dir. Tante Franziska hat lange keinen Besuch gehabt."

Linde ärgerte sich. Die in Düsternbrook! Eine Wichtigkeit war es mit der!

Blank war das Haus. So blank, wie es werden konnte. Die Treppen zeigten um die vielen dunklen Holzknäste herum ihre helle Farbe. Und bei Tante Franziska war es eine Herrlichkeit, so sauber, so zierlich, so viele Decken, so viel Porzellangeschirr.

Bodie kam. Erst ging sie in den Laden: „Wenn ich Mamsell Papius sprechen könnte?"

„Ich will sie rufen, sie ist oben," sagte Frau Papius. So war es. Linde war nicht Fräulein Samsoes wegen heruntergekommen, um auf sie zu warten.

„Sie ist bei der Arbeit, ich gehe hinauf," erklärte das Fräulein. Dann suchte sie sich noch ein paar Kleinigkeiten aus. Frau Papius wollte sie begleiten. „Ich finde leicht. Bitte, keine Bemühung." Alles so liebenswürdig und doch so ganz kurz.

Mutter Mordhorst hielt die Ehrenwache auf dem Hausflur. „Wenn Sie nun hier man raufgehen wollen, nicht? Das ist die Treppe."

„Danke!" Bodie war rasch oben auf dem Flur. Da stand Truges vor seiner geschlossenen Kammer. Schuster Brammer hatte den Kopf durch die Tür gesteckt, so daß er mit einem Brillenglas hinaussehen konnte. Tante Franziska knickste vor ihrer offenen Stube und trat beiseite. Das war die Einladung.

„Noch höher?" fragte Bodie.

„Bitte." Alle baten, bloß Mamsell Papius da oben, die bat nicht. Unten war alles warm, hier oben, als ob gleich die Eisnadeln an den Wänden sprießen würden. Bodie gab Linde die Hand. Die beiden kannten sich, Frau Bergithe war schon mit ihrer Tochter in dem Laden gewesen, aber allein waren sie heute zum erstenmal. Linde nahm die Hand mit geschäftsmäßiger Hochachtung.

„Wenn gnädiges Fräulein Platz nehmen will." Sie selbst blieb stehen. So gehörte es sich bei der Kundschaft.

„Nun wollte ich fragen ..." Bodie ließ sich Vorschläge machen und beschrieb selbst, wie sie es haben wollte: „Wellig an den Seiten und ein Band hinten im Nacken herunter." Sie machte mit der Hand die Bewegung, als setze sie den Hut auf ihrem Haar zurecht.

„Wie gnädiges Fräulein wünscht."

Bodie war in der Absicht gekommen, mit Linde zu plaudern. Das war nicht möglich.

Digitized by Google

Linde blieb kühl höflich. Noch einmal näherte sich Bodie ihr. „Sie kennen Herrn Brammer schon lange?"

„Ja, kennen — was heißt das? Wir sind zusammen aufgewachsen."

„Er ist so fleißig und talentvoll."

„Wenn es ihm so gut geboten wird, wär' es ja Sünde, wenn er nicht seine Pflicht täte."

Pflicht. Wo das Wort vorkam, gab es keine Vertrautheit.

„Nächsten Donnerstag kann der Hut fertig sein?" fragte Bodie. „Ich lasse ihn holen."

„Wie gnädiges Fräulein es wünscht, sonst bringe ich ihn auch gern hinaus."

Die Eisseele. Bodie wußte nicht, warum das Mädchen ihre Freundlichkeit so völlig ablehnte. Sie wunderte sich, aber es lohnte nicht, lange darüber nachzudenken. Linde wollte die Kundin die Treppe hinunterbegleiten.

„Danke, ich finde."

Linde blieb oben. „Wie gnädiges Fräulein wünscht." —

„Darf ich vorsprechen, Fräulein von Siem?"

Schuster Brammer war in seiner Stube, Truges war nicht zu sehen. Tante Franziska streckte beide Hände nach dem Gast aus. „Bitte, ich habe so gern Besuch, aber es kommt keiner zu mir. Früher, als wir unser Gut hatten, da war jeden Abend Gesellschaft. Die Herren trugen rote Röcke, und die Damen waren in Weiß. Und bei Tisch wurde auf dem Klavier gespielt. Ich durfte manchmal aufbleiben. Nun bin ich ganz einsam. Wir wollen uns setzen. Bitte."

Tante Franziska geleitete das Fräulein zum Sofa. Sie rückte den Tisch ein wenig ab, damit Bodie besser auf ihren Platz kam. Beim Rücken klirrte die Tasse mit dem Goldrand leise. Tante Franziska schwebte in der Stube herum, zeigte bald dieses, bald jenes. „Das ist meine Tante Mathilde, die war Hofdame." Sie wies auf eine Silhouette. „In dem Kasten hat mein Vater seinen Tabak gehabt." Sie öffnete den Deckel.

Bodie ging auf die Art des alten Fräuleins ein. Sie ließ es an Komplimenten nicht fehlen. „Wie wunderhübsch Sie es haben, Fräulein von Siem."

Der Alten tat es wohl, mit ihrem echten Namen angeredet zu werden.

„Die wertvollen Schalen."

Wertvoll? Tante Franziska bekam Selbstbewußtsein: „Ja, ganz verarmt bin ich nicht. Das hab' ich behalten können, und wenn ich einmal davongehe, dann soll Truges es erben."

„So rüstig, wie Sie sind, denkt man nicht ans Sterben. So wohl, wie Sie aussehen."

„Ach nein, bitte, bitte."

„Bitte, bitte, doch."

„Wenn man eine so schöne Mademoiselle ist wie Sie."

„O bitte, bitte, Fräulein von Siem."

„Bitte, bitte, doch."

In dieser Stube und bei den beiden Damen schrieb sich die Zeit noch nicht mit Achtzehnhundert. Bodie schmiegte sich dem altmodischen Wesen an. Es war ein Loben und Wundern, auch über die Tasse mit dem Goldreif.

„Der König ... Auf Siemshagen ..."

„Ein seltenes Stück."

Tante Franziska trug die Schokolade herein und einen Teller mit Sandkuchen.

„So würzig wie das alles duftet, Fräulein von Siem."

„O bitte, bitte, nein."

„Bitte, bitte, doch."

Tante Franziska erzählte. Alles, was sie erlebt hatte, als sie noch wirklich das Fräulein von Siem und ebenso schön war wie das dänische Fräulein. Alles wachte auf.

Zuletzt weinte sie. „Nun sitz' ich hier, und kein Mensch hat mich lieb."

Bodie stand schnell auf. Sie vergaß den Stil vor Achtzehnhundert, sie schlang ihren Arm um das alte Fräulein. „Wer Sie kennt, hat Sie lieb, Tante Franziska."

Damit wurden sie vertraulicher. Die Komplimente schwanden, Bodie blieb bei der Anrede „Tante Franziska", und das Fräulein war nicht traurig darüber, so gern sie sich adlig nennen hörte. All ihre Heimlichkeiten zeigte Tante Franziska. Die Märchenbücher. „Darin hat Truges immer gelesen." Dann kam sie sogar mit dem Buch vom wahrhaftigen feurigen Drachen. „Aufmachen dürfen Sie es nicht, da sind Geister drin."

„O!" Bodie machte ein furchtsames Gesicht.

„Die Karten, wenn ich die leg' ..."

„Legen Sie sie mir, ja?"

Tante Franziska hatte Angst. Wenn das schlecht ausfiel?

„Ach," meinte Bodie, „wenn es was Böses ist, glaub' ich es nicht, ich glaube immer nur das Gute."

Gnädig waren die Karten. Bodie wurde sehr geliebt und machte eine reiche Heirat,

Digitized by Google

und viele weite Reisen, und alle Trübsal war nur im Vorübergehen.

„Sehen Sie! Das glaub' ich alles, Tante Franziska."

Beim Abschied wieder Komplimente. Einen Augenblick stand Bodie unentschlossen auf der Vordiele, da öffneten sich die beiden andern Türen. Schuster Brammer ließ wieder das eine Brillenglas hinauslugen, und Truges stand vor seiner Kammer. Er vergaß, die Tür zuzumachen. Bodie trat auf den Großvater zu und blickte in seine Stube. Die Schusterkugel leuchtete. „Geht es Ihnen gut?"

„Na ..." Er murmelte. „All torecht ..."

„Adieu, Herr Brammer."

„Adieu."

Auch in Truges' Kammer warf das junge Mädchen einen schnellen Blick. Dann hinunter.

Mutter Mordhorst hielt noch immer Ehrenwache. „Wenn das Fräulein nu noch mal bei mir einsehn will, ich hab' es auch ganz nett."

Bodie ließ sich bewegen.

„So ein Tisch wie hier in der Stube," sagte Mutter Mordhorst, „den machen sie jetzt nich mehr. Den hat mein Seliger getischlert, der konnte alles."

Auf dem Tisch stand ein Teller mit Kaffeegrund. Bodie sah es und lächelte: „Ja, Truges hat mir erzählt, Sie können wahrsagen. Wie interessant!"

An der Haustür traf sie Truges.

„Ganz anders bei Ihnen — ja, Herr Brammer."

„Ich wußte das," entgegnete Truges. „Warum sind Sie hierher gekommen?"

„So meine ich es nicht. Es ist gut, daß ich hier gewesen bin. Das erklärt mir manches bei Ihnen."

Sie sah zum Hause hinauf. Schnell bog Linde oben den Kopf ins Fenster zurück. Bodie konnte nicht hier draußen bleiben und sich mit einem jungen Mann unterhalten. —

Anders ... Fräulein Samsoe sprach zu sich auf dem Heimweg: Gehörte Truges Brammer da hinein? Von Geburt wohl. Wirklich von Geburt? Mama hatte etwas angedeutet, was junge Mädchen nicht wissen dürfen und doch gleich verstehen. Und wie sie das dachte, da war es ihr auch schon, als sei Truges ein Fremdling in diesem Hause, vom Schicksal weither verschlagen. —

Ein paar Tage darauf erhielt Truges Brammer einen Brief: „Wenn Sie Ferien haben, so würden Mama und ich uns freuen, wenn Sie die Tage bei uns hier draußen verleben wollten."

Das dänische Fräulein bekam ihren Hut am Donnerstag noch lange nicht. Wenigstens acht Tage mußte sie noch darauf warten. Und aufgeputzt war er, als ob Mutter Mordhorst damit Sonntagnachmittags zu Geburtstag gehen wollte. Das war der letzte Hut, den Fräulein Samsoe bei Mamsell Papius bestellte.

Truges aber legte den Brief in die heilige Mappe zu dem Brief seiner Mutter.

Noch fünfzehn Tage! Noch zehn Tage! Noch sieben Tage! Nun galt es aber schon, die Kiste zu packen: Bücher, Zeug, ein neues Halstuch. Noch drei Tage. Und dann —

„Morgen verreis' ich — nach Düsternbrook. Ganz früh."

„Pöh! Verreisen! Der Katzensprung!" sagte Linde. „Kommst du denn überhaupt wieder? Die behalten dich wohl gleich da?"

Truges lächelte geringschätzig. Streiten wollte er sich nicht, dazu war ihm seine Vorfreude zu wertvoll.

Ein Junge schob ihm auf einer Karre die Kiste hinaus durch den Düsternbrooker Weg. Die Karre quietschte. Truges ging auf dem Fußsteig, ein bißchen recht weit von dem Jungen weg. So reisen die Prinzen!

* * *

Eine weite Reise. Nur einmal hatte Truges eine noch weitere gemacht, das war damals, als er von Frau Papius zu Großvater Brammer hinuntergebracht wurde, um fortan allein zu schlafen.

Je länger er ging, desto froher und freier ward ihm zu Sinn. Ihm war, als sähe er die Gegend zum erstenmal, als käme er in ein viel weicheres, wärmeres Klima. So mußte es sein, wenn man nach Italien reiste. Immer lichter, immer heller der Himmel, immer blauer. Er dachte sich Frau Bergiths Garten von Palmen überragt, und ihn dünkte, als sähe er schon hier in der Allee Vögel mit schillerndem Gefieder durch die Bäume huschen.

Nach Italien! Sein Herz hüpfte, und der arme Junge, der ihm die Kiste schob, hatte genug zu tun, um nur mit dem vornehmen Herrn Schritt zu halten. Ein Jauchzen saß Truges unter der Kehle, und sein

Digitized by Google

ganzes Leid war es, daß er es nicht hinaussingen konnte. Aber dazu war er bei allem Jubel doch zu sehr Truhs Brammer aus der Haßstraße.

Haßstraße! Wo war die eigentlich? Dahinten, ganz weg in Nebel und Dunst, und die Erde war rund, es wölbte sich schon ein großer Bogen zwischen ihm und der Haßstraße. Die Menschen dort. Was machten die jetzt wohl? ... Aber was sie auch tun und treiben mochten, sie dachten doch am Ende an ihn; und wenn sie gewußt hätten, wie gut es ihm ging, so würden sie ihn beneidet haben. Und bei Linde war außerdem noch ein andres Gefühl: das dänische Fräulein benahm sich sehr freundlich gegen Truges.

Er wollte sich gern loslösen von dahinten. Er redete sich ein, die Haßstraße, das Vergangene sei versunken, er wollte nur der Gegenwart, dem Lichte leben. Aber das gelang ihm nicht, der Schatten aus der Haßstraße umhüllte ihn, und nicht lange dauerte es, so erschien ihm die Luft nicht mehr so milde. Es tat ihm leid, daß er allein hier hinausging, er hätte Linde solche Reise auch einmal gegönnt. Er fühlte ein Unrecht in sich, daß er nur an sich denken wollte, daß er beinahe eine Freude daran gehabt hatte, Linde weh zu tun mit dem dänischen Fräulein. Düster wurde es um ihn. Umkehren? Das war unmöglich.

Und siehe, da brach durch eine Lichtung der volle Sonnenschein auf ihn hernieder, und es kam eine Brise von der See. Sein Herz atmete hoch, seine Lider spreizten sich, er vergaß das Mitleiden und Mitleben mit denen in der Haßstraße, und seine Seele war fröhlich.

Nach Italien! —

Fräulein Bodie war im Vorgarten, bei ihr ein andres junges Mädchen. Fräulein Bodie kam schnell auf ihn zu. „Das gute Wetter, das Sie sich ausgesucht haben! — Herr Studiosus Brammer — Fräulein Baggesen, meine Freundin. Auch zu Besuch."

Das Dienstmädchen trug dem Angekommenen die Kiste ins Haus. Er wehrte sich dagegen und hielt sein Reisezeug fest im Arm, um es selbst zu besorgen, aber Bodie machte ein ernstes Gesicht. „Nimm, Kerstine."

Das Dienstmädchen folgte dem Befehl, und Truges wagte nicht, sich ihm zu widersetzen. Der Junge mit dem Karren bekam vom Dienstmädchen Geld und schob ab.

„Kerstine zeigt Ihnen Ihr Zimmer."

„Danke, ja, aber bloß nicht —"

Was bereitete er den Damen für Umstände. Ein Zimmer hatten sie ihm eingeräumt. Er hätte am liebsten aus lauter Rücksicht und Bescheidenheit irgendwo auf dem Boden geschlafen oder im Freien. Das Mädchen, die Kiste mit den drallen roten Armen umschlingend, ging voran, er stolperte hinterher. Durch den Flur, die Treppe hinauf, und da war wieder eine große Diele. „Puh!" machte Kerstine und ließ die Kiste auf den Fußboden sinken. Dann öffnete sie eine Tür: „Wenn der Herr hier ..."

„Hier?" Truges war erschrocken. Ein Zimmer mit zwei Fenstern, Gardinen daran, und lauter blanke große Möbel. Ein Waschtisch mit Marmor, das war das erste, was ihm in der Sonne auffiel. Morgensonne! Hier war sie!

Er schob die Kiste hinein und blieb allein. Was er anfangen sollte, wußte er nicht. Er besah sich die Aussicht. Wie die Buche vor seinem Fenster rauschte! Er betrachtete die Herrlichkeiten in der Stube — die schönen Bilder. Napoleon war darauf, und Truges kam sich unwürdig vor, in solchem Raum zu weilen. Überall glaubte er Mühe zu sehen. Was mußte es für Arbeit gekostet haben, ehe sie es so für ihn zurechtgemacht hatten. Er begriff nicht das Selbstverständliche, womit ein wohlhabendes Haus Gäste aufnimmt. Alles, bildete er sich ein, sei erst für ihn hingestellt.

Vor lauter Empfindungen hatte Truges schon viel zu leiden in dieser ersten Stunde in Italien. Es beschämte ihn, daß man ihn so fein empfing und seinem Besuch so viel Wichtigkeit beilegte. Es tat ihm weh, daß Linde nicht hier war. Die Morgensonne. Gerade, wie sie sich's geträumt hatten. Dann war er wieder stolz, sogar eitel, weil er es vornehm hatte. Er zweifelte, ob er hierbleiben müsse, bis man ihn rief, oder ob er selbst, ein kühner junger Mann, über den Flur die Treppe hinuntergehen durfte.

Lauter Empfindungen, Freuden und Schmerzen. Und das ist seltsam: wenn sich Freuden und Schmerzen mischen bei Menschen, wie Truges Brammer einer war, so gibt das Ganze doch nur ein Leid. Die Freude kann höchstens die Farbe ein klein wenig lichter gestalten. Truges stand mitten in der Stube und starrte sein Bild im Spie-

Digitized by Google

gel an. Wir beide haben was durchzumachen, was, du?

Es klopfte.

„Ob der junge Herr wollte so gut sein und kommen zu Frühstück."

Mein Gott, er hatte ja erst Kaffee getrunken, nun machten sie seinetwegen alle die Umstände. Er kam nicht los davon: seinetwegen. Es dünkte ihn unmöglich, daß die Damen jeden Tag um halb zehn frühstückten. Er ließ sich vom Mädchen in das große Eßzimmer hinabführen. Frau Bergithe saß neben der Teemaschine. Sie streckte ihm die Hand entgegen, der Spitzenärmel fiel hinter ihr Armband zurück.

„Schön, daß Sie Wort gehalten haben, Herr Brammer. Nun ganz wie zu Hause, nicht wahr?"

Wie zu Hause. Die ahnte auch was von seinem zu Hause.

Er bekam seinen Platz Frau Bergithe gegenüber, links und rechts von ihm saßen die jungen Mädchen. Bodie sprach wenig, sie blickte sinnend auf ihren Teller. Fräulein Baggesen war um so lebhafter, und jedes dritte Wort war „mein Bruder".

„Wenn mein Bruder wieder von See kommt, bleibt er in der Admiralität, aber nachher muß mein Bruder vielleicht auf ‚Christian VIII.'"

So, dachte Truges, der ist bei der Marine? Ob der wohl Hannes Knall kannte? Und nach einem herzstärkenden Schluck aus der Teetasse nahm er allen Mut zusammen: „Ich hab' auch einen Freund, der ist zur See und auch schon bei der Marine."

„O, ist der Leutnant?" fragte Fräulein Baggesen.

Hannes Knall und Leutnant! Hannes Knall war entweder Matrose oder Admiral, ein drittes gab es für so einen eigenartigen Charakter nicht. Truges wurde rot, aber er gewann seine Ruhe doch wieder und meinte: „Das kann er wohl nicht werden."

Da hatte Fräulein Baggesen kein Interesse mehr für seinen Freund. „Mein Bruder sagt, es kommt bald Krieg. Die Schleswig-Holsteiner sind Verräter."

„O, nicht, nicht!" rief Bodie mit einem Blick auf Truges.

Aber dem ging es weiter nicht nahe. Die vaterländische Begeisterung, die die andern jungen Leute in Kiel erfaßt hielt, war nicht in ihn eingedrungen, er hatte zuviel mit den eignen Angelegenheiten zu tun, als daß er sich mit der schleswig-holsteinischen Frage befassen konnte. Er besaß auch im Grunde kein Heimatsgefühl, keine Heimatsliebe. Weshalb nicht? Truges Brammer konnte einfach nicht andre Leute hassen oder verachten bloß aus dem Grunde, weil sie keine Schleswig-Holsteiner waren. Nein, Truges Brammer war nicht empört darüber, daß Fräulein Baggesen seine Landsleute Verräter hieß, denn er war sich überhaupt gar nicht bewußt, Landsleute zu haben.

„Krieg? O fi!" sagte Frau Bergithe.

„Mein Bruder sagt, das ist das Schönste, was es gibt," meinte Fräulein Baggesen.

„Wollen Sie nicht Soldat werden, Herr Brammer?" wandte sich Frau Bergithe zu Truges.

Truhs Brammer und Soldat! Das kam ihm undenkbar vor. Er machte ein verdutztes Gesicht.

Bodie beschützte ihn. „Die Gelehrten haben andre Dinge im Kopf als Krieg, und die Dichter erst recht."

Ah, das tat seiner Seele wohl: Gelehrter und Dichter. Nun konnte Fräulein Baggesen ihren Bruder mit seinem Krieg grüßen.

„Herr Brammer," fuhr Bodie fort, „hat so viel zu studieren, daß er sich nicht um die Politik kümmern kann."

„Ja," bestätigte Truges, aber er gestand sich ein, wenn er auch gar nichts zu studieren gehabt hätte, die Politik wäre ihm doch gleichgültig gewesen.

Nach dem Frühstück begab man sich in den Garten. Die beiden jungen Mädchen schritten voran, hinter ihnen Frau Bergithe und Truges. Die Dame sagte: „Fräulein Baggesen muß leider schon bald wieder fort."

„O!" machte Truges sehr bedauernd, aber es war ihm in Wirklichkeit lieb, daß Fräulein Baggesen bald abreiste. Es paßte ihm gar nicht, daß außer ihm noch ein Gast im Hause war. So ging es: es beklemmte ihn, daß man seinetwegen und für ihn Umstände machte, aber doch war der Wunsch in ihm, daß auch in Wahrheit das alles nur für ihn gemacht würde, daß er die Hauptperson, sozusagen der einzige sei. Was hatten andre hier zu suchen, wenn er da war? Er fühlte sich verletzt, beleidigt, er nahm es Frau Bergithe übel, daß sie noch jemand anders als ihm Platz in ihrem Hause einräumte. Truges Brammer war peinlich demütig und

Digitized by Google

scheu, leicht beschämt und doch anmaßend, voller kleiner Eitelkeiten. Ja, kleinlich war er, durch das Geringste gekränkt, aber nur ein Wort, und er verzieh im Überschwang. Er hatte den schrecklichen Trieb, immer dankbar zu sein, aber er rechnete auch für das Geringste, was er tat, auf überströmende Dankbarkeit. Er wollte gern etwas Eignes sein in seinem ganzen Auftreten, und er schmiegte sich doch aus Respekt vor allem, was außer ihm war, immer ängstlich den Formen an, die er rings um sich herum sah.

Er ärgerte sich über die jungen Mädchen, die Arm in Arm dahinwandelten, die Häupter zueinander neigend, so daß sich ihre Schläfenlöckchen berührten. Desto fester hielt er an Frau Bergithe. Er legte ihr Rechenschaft ab von dem, was er gelernt hatte. Sie bewunderte ihn, wie man nur so viel im Kopf behalten könnte.

Frau Bergithe gab sich scheinbar den Eindrücken hin, die Truhs Brammer mit seinem bedeutenden Geist auf sie machte, und das spornte ihn an, ihr immer mehr von sich selbst zu erzählen. Er geriet in eine Begeisterung für diese Frau, die ihn lächelnd an ihrer Seite gehen und sprechen ließ, soviel er wollte. Ob aber Frau Bergithe wirklich so genau zuhörte, wie Truhs Brammer sich einbildete?

Er durfte ihr seine Gedichte vortragen, ihr allein. Wenn die andern dabei waren, sträubte er sich. Frau Samsoe schwärmte für seine Gedichte. Und besonders für das eine kleine Lied — er mußte es ihr aufschreiben:

An eine Primel

Du standst in deiner Schwestern Reihn,
So duftig und so frisch,
In Frühlingswehn und Sonnenschein
Am knospenden Gebüsch.

Da schritt den Waldhang ich hinan,
Mit lenzesfrohem Sinn —
Blieb stehn, sah dich ein Weilchen an
Und beugte mich zu dir hin.

Ich frug nicht, ob ich lieb dir wär',
Du arme Primelbraut —
Ich riß dich fort, und nimmermehr
Siehst du dein Plätzchen traut.

Ich küßte dich und sog mich satt
An deinem süßen Hauch;
Doch deine Blättlein wurden matt
Und trüb dein goldig Aug'.

Dieweil ich diese Reim' erdacht,
Bist du schon welk und müd:
So stirb nur, Blümlein, fromm und sacht —
Du lebst ja fort im Lied!

Du standst in deiner Schwestern Reihn ... Ja, er deklamierte und erzählte von allem, was ihm einfiel: von seiner Jugend, von seiner Furcht vor dem Schusterschemel, von seiner Lehrlingszeit, und wie glücklich er jetzt sei. Alles Glück dankte er ihr. Frau Samsoe, die verstand ihn.

„Wenn ich erst meine Mutter bei mir habe ..." Das Wort klang oft in seine Rede hinein. Er fand, ohne es zu wollen, daß es etwas Rührendes an sich hatte. Aber das Wort wurde allmählich unechter, es lag nicht mehr die ganze Sehnsucht nach der Mutter darin. Frau Samsoe war es ja, die ihm in diesen Tagen so viel von seiner Mutter ersetzte, ihm so viel von seiner Sehnsucht erfüllte.

Frau Samsoe hatte zwar in Wirklichkeit für die Sehnsucht des jungen Menschen nicht den Sinn, aber sie forschte gern danach, wie es gewesen wäre vor seiner Geburt. Truges merkte, daß er sie gut unterhalten könne, wenn er geheimnisvoll über sich tat, und so kam es, daß er die Ehre seiner Mutter nur schwach behütete. Das Halbdunkel um ihn war so interessant.

Und wie ein Boot, das auf dem Hafen kreuzt, bald hier- und bald dorthin seine Segel wendet, das Steuer kreisen läßt und zuletzt doch immer wieder an den gewohnten Landungssteg zurückkommt, so ließ Truges alle seine Worte herumschweifen, aber zuletzt war er immer wieder bei Frau Samsoe: verdanken, verehren.

Lächelnd litt Frau Bergithe das Anschmiegen, das Huldigen. Sie wurde mütterlich zu ihm und behielt doch ihre Koketterie, gerade die Mischung, die Truges hinriß. Ihr den Schemel unter die Füße setzen, das Glas Wasser bringen dürfen — er holte es selbst vom Brunnen — zehnmal wurde das Glas ausgespült — und er war selig, wenn er gewagt hatte, davon zu nippen, bevor er es hineintrug.

Frau Bergithe nannte ihn erst Herr Truges, dann verschwand das Herr: Truges — Truhs. Mit welcher Lust er ihr diente! Frau Bergithe, des Befehlens kundig, hatte nur kurze Worte, wenn sie ihm etwas auftrug, und gerade nach dieser knappen Art

Digitized by Google

lechzte er ja. Auch ihr Dank war sparsam. O die Lust, solcher Dame zu dienen. Solcher Dame, die träge im Stuhl lag und am liebsten nur winkte.

So gab sich sein ganzes Herz dieser älteren Frau. Sie lächelte und wehrte ihm nicht. Nur einmal, da er gar zu eifrig war, ihr das seidene Tuch in der Abendluft über die Knie zu decken — knien konnte er dabei —, nur einmal strich sie ihm über das Haar und drohte ihm mit dem Zeigefinger. Aber sie lächelte, und Truges schaute zu ihr auf: wonneselig, seelenflehend.

An das Leben im Hause gewöhnte er sich rasch, weil er alles nachahmte, was Frau Samsoe tat. Mit Bodie sprach er wenig, viel zu jung war sie ihm. Auch als Fräulein Baggesen abreiste, blieb er Bodie noch fern. Das junge Mädchen schritt stiller als sonst einher, und Frau Samsoe vertraute ihrem Ritter an: „Leutnant von Baggesen macht sich Hoffnungen auf Bodie, deshalb war auch Lissi hier."

Ein kleiner Schmerz ... Eifersucht. Ja, aber tief traf ihn diese Nachricht nicht.

„Sie denkt darüber nach," fuhr Frau Samsoe fort. „Mit mir spricht sie noch nicht davon."

Truges war zu bescheiden, um sich weiter in das Vertrauen einzudrängen. Er hätte wohl gern gefragt: Meinen Sie, daß Fräulein Bodie ...? Aber so unzart war er nicht. Frau Samsoe war von selbst mitteilsam genug. „Ich glaube, sie tut es."

Das griff ihm ans Herz. Gewiß, er hatte nichts von Bodie, aber doch, neidisch war er auf den andern, trotz seiner Schwärmerei für Frau Vergithe. Mit einem Male war ihm Bodie wieder näher. Wie konnte er den Schmerz betäuben? Er wußte es. Er begann von Linde Papius zu erzählen. „Die hat mich sehr lieb." Er selbst besaß die Zuneigung eines Mädchens. Was hatte Leutnant von Baggesen vor ihm voraus?

„O, eine Braut!" rief Frau Samsoe. „Und mir macht er die Cour?"

Das nahm Truges ernst. Braut, das klang nach Heirat, und er war noch in Sekunda. Rot im Gesicht, stotterte er: „Ach nein, so nicht."

„O, mir macht er die Cour!" wiederholte Frau Samsoe. „Ein Don Juan."

Innig eitel und verzweifelt beschämt, so sah es in Truges aus. Reden konnte er nicht, nur ein knabenhaftes, verlegenes Kichern kam heraus.

So wären am Ende die Ferien hingegangen, Frau Vergithe hätte einen Ritter um sich gehabt, der ihr mit verklärtem Antlitz das Kissen nachtrug, und Fräulein Bodie wäre zufrieden gewesen, daß sie sich nicht viel zu unterhalten brauchte, sondern nachdenken konnte, ob sie Frau Leutnant von Baggesen werden wollte oder nicht. Truges wünschte sich nichts andres, er konnte sich überhaupt kaum etwas Schöneres wünschen. An die in der Haßstraße dachte er nur mit dem Gefühl: Wenn sie sehen könnten, wie fein ich mich benehme. Sein ganzer Schmerz — denn Truges spürte nie eine Seligkeit in sich, ohne daß er zugleich ein Weh fühlte —, sein ganzer Schmerz war der: die Tage hier draußen wurden weniger statt mehr. Es half ihm nichts, er mußte sie zählen. Er wollte oft vergessen, wieviel es noch waren — es half ihm nichts, er mußte genau alle vierundzwanzig Stunden einen Tag von der Zahl abstreichen.

So wäre es am Ende die ganzen Ferien gegangen. Eines Nachmittags jedoch wurde Frau Vergithe unruhig und kümmerte sich nicht um ihren Ritter. Die beiden Vorderzimmer im obern Stockwerk wurden herausgeputzt, Frau Vergithe wandelte mit einem Brief in der Hand umher. Sie war nicht mehr träge, wollte keine Kissen, keinen Schemel, kein Glas Wasser. Truges stand verlassen da.

Das sah Bodie, und sie kam zu ihm. „Nun erwartet Mama neuen Besuch. Morgen kommt Herr Etatsrat von Oertzen."

Von dem hatte Truges schon gehört. Es zuckte in ihm auf vor Eifersucht. Dieser Etatsrat! Heiraten wollte er Frau Samsoe. Und sie? Auf einmal war er Luft. Da blieb er einfach nicht hier, dann konnte die mit ihrem Etatsrat ... Es arbeitete in ihm. Bodie legte ihm die Hand auf den Arm. Er zitterte, seine Augen flackerten.

„Dann muß ich ..." Sein Gesicht war verzerrt.

„Nichts, Sie bleiben ruhig so lange, wie es bestimmt war, aber Sie müssen mit mir vorliebnehmen." Bis hierhin hatte sie gelächelt, nun wurde sie ernst. „Mama wird mancherlei mit Herrn Etatsrat zu sprechen haben."

So war es: lauter Heiratspläne. Das Fräulein mit diesem Leutnant von Baggesen und Frau Samsoe mit diesem Etatsrat

Digitized by Google

von Oertzen. Da sollte er bleiben? So überflüssig, wie er war? Er fühlte sich beleidigt.

Bodies Hand lag noch auf seinem Arm: „Sie sollen nichts vermissen.“ Sie hatte in seinem Gesicht gelesen. „Ich will auch Ihre Gedichte hören. Mich haben Sie ganz beiseite gelassen. Alles nur für Mama. Jetzt komm' ich dran, nicht wahr, Truges? Darauf freue ich mich.“

„Truges“ hatte ihn Fräulein Bodie genannt, Gedichte wollte sie hören. Es war nicht recht von ihm, daß er nur für ihre Mama dagewesen war. Deshalb war sie vielleicht trübselig einhergegangen, gar nicht so sehr des Leutnants wegen? Ach, dieser Leutnant überhaupt, was der sich einbildete! Gut, er blieb. Und Frau Bergithe konnte mit ihrem Etatsrat reden, so viel sie mochte. Blauer Himmel. Sonne. Ganz rasch.

„Und wenn wir nun Freunde sein wollen,“ bat die junge Dame, „so nennen Sie mich auch bei meinem Vornamen.“

Es gingen Stunden hin, ehe er das Wagnis fertigbrachte, aber dann war sie auch jede Minute dreimal Fräulein Bodie.

Frau Samsoe hatte an diesem Abend nur Auge für die beiden Zimmer, wo der Herr Etatsrat wohnen sollte, und für seinen Brief. Auf der Veranda saß Bodie, Truges stellte ihr den Schemel unter die Füße und sagte ihr Gedichte her, genau wie am Tage zuvor bei Frau Bergithe.

— — — — — — — — — — — —

Herr Etatsrat von Oertzen. Das Haar gelichtet, an den Schläfen wellig. Grau. Zwei kaltblanke, kleine Augen unter schwarzen geraden Brauen. Ein weißes, schmales, bartloses Gesicht mit einem niedlichen roten Mädchenmund. Unter dem Grübchen im Kinn schimmerte die seidene Binde. An den Armeln, die schmalen Handgelenke streichelnd, gefalbelte Manschetten. Die Hände schmal, mit dunkelblauen Adern, vorn spitz zulaufend. Ein ganz schwarzer Anzug. Ohne Stäubchen. Feierlich. Immer bereit, sich gegen Höhere zu verbeugen und an Niederen vorbeizusehen. Er hatte seinen Diener mitgebracht, der trug Silberstickerei auf blauer Livree und mußte bei Tisch hinter dem Stuhl seines Herrn stehen. Die Damen erschienen in Staatstoilette zum Essen.

Truges saß und schämte sich seines groben Rockes. Er hatte seinen Platz dem Etatsrat gegenüber. Aber Gott sei Dank, der Tisch war so groß, daß man sich nicht anzublicken brauchte, und der Strauß in der Mitte nahm wohltätig auch noch Aussicht weg.

War das ein Servieren, ein Geflüster, eine Angst davor, daß das Messer hart auf dem Teller schneiden könnte. Truges fühlte sich jedesmal um Mittag und Abend tief unglücklich. Aber den Etatsrat bewunderte er dennoch. Was für eine Macht hatte solch ein Mann. Wie mußte sich alles nach ihm richten, obschon er gar nichts beanspruchte. Ganz von selbst kam das — er war da, und er herrschte. Dabei hatte er nur leise, verbindliche Worte. Nie machte er ein unwilliges Gesicht. Nie forderte er etwas, aber alles flog vor ihm.

Frau Bergithe, die sich sonst beim Nachtisch gern in ihren Stuhl zurücklehnte, saß steif da und lauschte dem Herrn Etatsrat. Der erzählte mit milder, lispelnder Stimme vom Hof in Kopenhagen: „Seine Majestät hatten die Gnade, mich auf deutsch anzusprechen und sich nach den Verhältnissen in Schleswig zu erkundigen. Ich verhehlte Seiner Majestät nicht die Gefahren ...“

War das ein großer Mann! Truges starrte am Blumenstrauß vorbei. Der Etatsrat tupfte sich gerade mit dem Tuch den Weintropfen von seinen Mädchenlippen.

„Wir haben gute Erträgnisse, das ist nicht zu leugnen,“ fuhr der Etatsrat fort, immer zu Frau Bergithe gewandt, die ihn anschaute, unablässig, indem ab und zu ein leichtes Erröten über ihr Gesicht huschte. Wie ein Mädchen errötet, wenn es sich dabei ertappen muß, daß es einen Mann schön und sogar in des Herzens heimlichster Heimlichkeit begehrenswert gefunden hat, so errötete Frau Bergithe, während der Etatsrat sprach.

„Mein Gut in Angeln — gnädige Frau wissen, bei Gelting — hat die Jahre hindurch vortrefflich prosperiert, aber die Politik ... ich sehe im voraus ...“

War das ein großer Mann! Alle gehorchten ihm. Der König sprach seinetwegen Deutsch, und er verhehlte Seiner Majestät nicht die Gefahren, die er voraussah. Dann das Geld, das so einer hatte. Das Gut prosperierte. Man hörte ordentlich die Goldstücke aneinanderklirren.

Nach Tisch — Verbeugung, den Damen die Hand küssen, Hofknickse. Truges stand unten bei seinem Stuhl und dienerte in die Luft hinein. Der Herr Etatsrat gab Frau

Digitized by Google

Vergithe den Arm, und sie gingen die Treppe hinab in den Garten. Dabei schlief Frau Samsoe sonst doch so gern ein paar Stunden nach Tisch. Aber der Herr Etatsrat bedurfte der Mittagsruhe nicht, und deshalb war es selbstverständlich, daß Frau Vergithe in der unbequemen Toilette blieb und sich nicht auf ihr geliebtes Sofa ausstreckte.

„Nun geben Sie mir Ihren Arm, Truges, und dann gehen wir beide auf die Veranda," sagte Bodie.

Darauf hatte Truges nur gewartet. Feierlich schritt er mit dem Fräulein über den Flur, bot ihr auf der Veranda den Stuhl und sprach nur leise, das Haupt eben neigend, die Lippen ein wenig kräuselnd. Die Ellbogen hielt er an die Hüften gedrückt, und die Hände wurden vor der Brust zierlich, so zierlich, wie es nur möglich war, bewegt. Truges Brammer war auf einmal ein kleiner Etatsrat geworden.

Das ältere Paar kam an der Veranda vorüber. Der Etatsrat ohne Hut, aber mit dem Ebenholzstock, an dem die große Elfenbeinkrücke leuchtete. Er hob und senkte den Stock regelmäßig und drückte die Spitze nur wenig in den Sand. Bodie bekam ihren Gruß, Truges wurde nicht bemerkt.

Frau Vergithe am Arm des mächtigen Mannes, zu ihm geneigt, das Haupt nach vorn beugend, stützte sich kaum auf ihn, und doch war etwas in ihrer Haltung: Leidenschaft, Hingabe. Wenn er sie losließ, brach sie dann zusammen? — Sechs Schritte dahinter der Diener in der blauen Livree.

Truges hatte sich erhoben vor lauter Respekt und stand, bis der Zug vorüber war. Bodie sah ihrer Mutter nach. Ein Schein mädchenhafter Mißachtung lag in dem Blick.

„Wir müssen es uns nun um so gemütlicher machen, Truges," begann Bodie und nahm ihre Häkelarbeit. „Nun wird es wohl jeden Tag hier so steif hergehen. Aber ich mag nicht, daß Sie dastehen, als hätten Sie selbst solchen blauen Rock an. Sie sind unser Gast so gut wie der Herr Etatsrat. Sie müssen sich nicht selbst unter ihn stellen."

Als das ältere Paar abermals vorüberkam, blieb Truges sitzen, obschon ihm der Stuhl brannte. Einen ganz kurzen, stechenden Blick warf der Etatsrat zu ihm hin.

Bodie nickte: „Recht, Truges."

Frau Vergithe sah nichts. Sie lauschte dem Etatsrat, und wenn sie die Augen erhob, blieben sie an seinem Mädchenmunde haften. Ihre eignen Lippen waren leicht getrennt. Eine sehnsüchtige Frau schritt dort, eingeschnürt in Sitte und enge Kleider. Hinterher der Diener.

„Wenn Mama sich nur glücklich macht," meinte Bodie und sprach wie zu sich selbst.

Truges scheute sich, in fremde Dinge einzudringen. Die Scheu hemmte ihm die Frage, die er tun wollte. Bodie schüttelte den Kopf, wie zur Befreiung von etwas Lästigem.

„Nun will ich Ihnen die Sonate vorspielen, und dann singen wir Volkslieder zusammen."

Er fühlte erst keinen Mut, mit einzustimmen.

Sie wurde unwillig. „Wissen Sie, daß schüchterne Menschen langweilig sind? Wir werden keine Freunde, wenn Sie nie was riskieren. Jeder Mensch hat eine Stimme, und Sie, ein Dichter, haben auch Gehör. Wie ein kleines Mädchen sind Sie. Aber ich will einen jungen Mann zum Kameraden, sonst hol' ich mir meine Puppen und spiele damit, die sind nicht so bescheiden und so bange wie Sie."

Die Aufmunterung half. Truges sah ein, daß er Bodie weder mit Haßstraßen- noch mit Etatsratsmienen Freude machen konnte. Er raffte sich auf, und es klang nicht schlecht, als die beiden sangen:

Willst du mir lauschen, so sing' ich dir
Von einem kühnen Helden.
Vom Helden Olaf Aastesoн,
Der hat so lange geschlafen,
Bis die Sonne hell entlang der Wand schien ...

Bodie lobte ihn, und jetzt wurde er gleich stolz auf seine Stimme und konnte nicht genug vom Singen bekommen. Er hielt sich innerlich für einen großen Sänger und zog die Töne mächtig in die Länge. Die Lieder konnten ihm gar nicht hoch genug liegen.

Bodie erzog sich ihren Truges, und er war willfähriger, sich erziehen zu lassen, denn je.

Die Blätter der Blutbuche waren dunkelrot, nur oben an der Spitze hatten sie noch etwas Durchschimmerndes. Die Kastanie spreizte ihre vom Sommersaft strotzenden Finger, das Gras war blank und sattgrün. Die Beete um Bodies Gartenhaus blühten wie eine Schar ausgelassener Kinder. Eine Blume streckte und reckte sich vor die andre, um Sonne zu saugen. Sonne saugen! Heiß

Digitized by Google

waren die Steine am Strand. In dem seichten Uferwasser flitzten kleine Krabben und kleine Schollen über den gelben Sand, und Tierchen, die so leicht waren, daß sie auf dem Wasser laufen konnten, trotzten den kleinen Wellen, die heranhasteten. Zarte Algen kamen geschwommen und legten sich an die Steine. Da war es zu Ende mit ihrem wunderlieblichen Bau. Als formloses Netz klebten sie fest und wurden zerrieben.

Die weißen Muscheln leuchteten grell zwischen dem Tang, der unter der Sonne braun wurde und einschrumpfte. Gleich Stricken lag das Seegras längs dem Strand. Tiefer Sommer. Die Luft zog nicht über den Garten, über den Strand hinweg, sondern sie schwankte und wogte leise darüber hin und her, sie nahm immer mehr Wärme in sich auf, bis sie davon gesättigt war, bis die Wärme gleichsam die Luft sprengen mußte.

Die Damen trugen hellen Musselin. Der Etatsrat aber war stets im schwarzen Frack, nur die gestickte seidene Weste wählte er ein wenig farbig. Wo er kam, wich die Wärme, wich das Lächeln, trotz aller Verbindlichkeit.

Truges fühlte den Druck. Bodie stellte sich zum Etatsrat wie zu einem Feind, dem man nicht die Brust darbietet, sondern nur die Schulter, damit es ihm schwerer werde, zu treffen. Frau Vergithe aber wurde blasser, ihr brannte ein Schmerz auf den Lippen, der Schmerz der versehrten Frau.

Sie sprach wenig, ihr Gang war schleppend. Sie trug mühselig an ihrer Leidenschaft. Der Etatsrat aber litt nicht, daß sie die Leidenschaft ausbrechen ließ. Es war, als ob seine Hand wie eine Eisenklammer um den weichen Frauennacken ruhte. Sie durfte das Haupt mit den dürstenden Lippen nicht zu den seinen erheben, um zu trinken, um sich zu sättigen ... Sie durfte das ... noch nicht.

Wie abwesend, in sich zusammengesunken, saß sie manchmal da. Hörte sie dann seine leichten Schritte, so krampfte sich ihr Körper, und sie richtete sich empor. Sehnsüchtig, leidend, lächelnd erwartete sie ihn. Aber er machte immer die gleiche, nie die geringste Vertraulichkeit ausdrückende Verbeugung vor ihr. Sie bäumte sich auf, sie hätte schluchzen mögen, wenn sein Handkuß sie durchschauerte.

Er kräuselte die rosigen Mädchenlippen und begann sein Gespräch: „Sie haben wohl geruht, meine gnädige Frau?"

Geruht! Wenn er ahnte, wie wenig sie von Ruhe wußte. Aber er zwang sie, daß sie all ihr Fiebern zurückdrängte. Sie tändelte mit dem Klunker am Kissen und erwiderte: „Ich danke. Ja, Herr Etatsrat." Leichthin sagte sie das, und doch — und doch!

Er hatte das Ohr, das fein genug ist, die zitternden Untertöne unter den leichten Worten zu vernehmen. Es huschte etwas über sein Gesicht, als ob er dachte: Amoureuse! Abermals ein Handkuß. Daß sie nur nicht aufschrie. Sie preßte selbst ihr Seufzen hinunter, so umklammerte er sie.

Und Frau Vergithe wurde blaß und blässer. Arm in Arm lustwandelten sie durch den Garten wie am ersten Tage, nur der Diener wurde öfters weggeschickt. Es geschah jetzt auch hin und wieder, daß man sie auf den Gartenwegen nicht sah, dann hatten sie sich — vor der Sonnenglut — in der Laube niedergelassen, die Bodies Gartenhaus gegenüberlag. Das dichte Geraukt tauchte die Laube ganz in grünlichblaues Dämmerlicht. Auch der Eingang war verwachsen, die Ranken schwankten davor.

Hier war es still. Aus dem Hause kaum ein Geräusch. Vom Wasser her dann und wann ein Laut, bisweilen ein Möwenschrei. Ein Ruder fiel auf den Bootsrand: Bodie und der junge Brammer waren am Ende draußen.

Wunderbar abgeschlossen war es in dieser Laubeshülle. Kühl, wonnig kühl, und doch ... O, Frau Vergithe ... so schwül, so herzschlaghemmend schwül!

Und es kam die Stunde, da löste der strenge Mann, unter dem Frau Vergithe litt, die Eisenklammer von ihrem weichen Nacken. Er hatte sie so gezwungen, daß er ihrer sicher war für alle Zukunft. Sie durfte endlich trinken und trank, trank ...

— — — — — — — — — — —

Nun war Frau Vergithe Samsoe verlobt. Der Etatsrat blieb derselbe, ihre Seele aber prangte in roter Liebe wie ein Beet mit tausend üppigen Rosen. Sie sang, sie scherzte, sie schenkte. Sie wagte zwar nicht, zärtlich zu ihrem Verlobten zu sein, wenn Bodie oder Truges dabei waren, aber bisweilen konnte sie nicht anders und strich ihm leise über den Arm. Er bemerkte das nicht, und sie wollte dann schmollen. Aber sein kaltes Auge blickte kurz zu ihr hin — da senkte sie schon das Haupt und war gemessen.

Digitized by Google

Bodie ging ihrer Mutter beinahe aus dem Wege. Frau Samsoes Wesen strömte eine Überfülle von Liebe aus, die als feine, nach Tuberosen duftende Schleierhülle um sie herumwallte. Bodie wandte sich von diesem Duft ab. Sie duldete es unter Qualen, daß ihr künftiger Stiefvater ihr die Stirn küßte. Das tat er langsam, seine Züge waren gespannt dabei, er wollte das Siegel seiner Macht auch auf diese Stirn drücken. Aber Bodie zerstörte immer wieder die Siegelspur, sie streifte mit dem Tuch über die Stelle, wo er sie geküßt hatte.

Frau Bergithe konnte bei all ihrer Seligkeit weinen. „Es ist," so sagte sie zu ihrer Tochter, „als ob du mir das Glück nicht gönnst. Du bist kalt gegen mich. Du nimmst an nichts Anteil. Ganz wie dein Vater bist du, der gönnte mir auch nichts."

„Vielleicht hast du nie das gewünscht, Mama, was er dir zu deinem Besten gönnen durfte."

„Dein Vater war immer grausam gegen mich."

„Ach, Mama, wenn du nur meines Vaters Güte begriffen hättest!"

„Grausam war er!"

„Und der Herr Etatsrat ist wohl sehr milden Sinnes?"

Frau Bergithe schauerte zusammen. „Wie er mich liebt!"

„Mama!"

Bodie war empört. Die alte Frau da! Bodies Jugend fragte: Hat die überhaupt noch ein Recht, zu lieben? Ist das nicht mein Vorrecht? Ist nicht die Liebe der alten Frau etwas Häßliches? Mochte sich Frau Bergithe in weiche, lose Gewänder schmiegen, mochten ihre Wangen rund und glatt sein — um die Augen saßen doch die Jahresringe. Bodie sah scharf. Bei der Mutter hätte sie am Ende die Falten kaum entdeckt, oder lieber noch: sie hätte die Augen geküßt um ihrer Falten willen. Aber die Frau da streifte das Mütterliche ab und wollte ohne Falten sein, wollte lieben, geliebt werden. Da war auch Bodie nicht mehr nur die Tochter, sondern das junge Weib, das sich in unwillkürlicher Eifersucht und zugleich im Bewußtsein seiner Vorzüge, nein! seiner Vorrechte, mit der bejahrten Frau maß.

Unbarmherzig prüfte ihr Blick Frau Samsoe, und sie empfand es als etwas Unnatürliches, daß ihre Mutter noch von solcher Glut erfaßt wurde. Nie zuvor war ihr die Mutter so verblüht erschienen wie jetzt, wo Bergithes Gefühle zurücktauchten in die Jahre des Flügelleides.

So wehrte sich in Bodie das junge Mädchen gegen die Frau, die sich rückhaltlos der späten Liebe hingab. Und die Tochter in ihr war es, die dem Etatsrat jegliche Annäherung versagte. Sie hielt zu ihrem Vater.

Wie rasch das mit der Verlobung gegangen war!

Truges hatte kaum bei Bodie den Schmerz verwunden, den ihm Frau Samsoe antat, als sie ihn des Etatsrats wegen beiseite ließ. Kaum war ihm, weil er sein Auge ganz auf Bodie richtete, Frau Samsoe fast außer Sicht gekommen, da war sie plötzlich wieder vor ihm — ganz anders — als Braut. Seltsam. Das Mütterliche war von ihr gewichen, in dem Wort Braut schwand es hin. Während aber Bodie ihre Mutter in Gedanken eine alte Frau nannte, hatte Truges diese Frau noch nie so jung gefunden wie jetzt. Alle Bräute waren jung — geheimnisvoll, mädchenhaft jung. Was Bodie abstieß, der feine Tuberosenduft um Frau Bergithe, das erregte Truges im Innersten. Überall spürte er ihn: auf den Wegen, über den Beeten, in der Laube, ja, der Duft zitterte um die Pappel, er strömte gegen die heranperlenden Wellen und dämpfte sie. Er gab der Sonne einen Schleier von flimmerndem, hellem Violett.

Frau Bergithe war seinen Träumen unerreichbar. Seine Seele wußte nichts von Begehr nach ihr. Nicht einmal von ihr schwärmen durfte er. Sie war Braut. Und die Braut dieses Mannes, der unheimlich blieb in seiner Ruhe, und dem Truges auswich, weil er ihn fürchtete.

Frau Bergithe war für Truges erhöht. Er hatte einmal ein katholisches Heiligenbild gesehen: eine junge Frau, die stand lächelnd auf Wolken. So sah er jetzt Frau Bergithe über sich. Aber wer schritt an seiner Seite? Bodie, die mit wehmütiger Stimme von ihrem Vater sprach. Bodie, die sich wundervoll gütig zu ihm neigte und ihn ihren Freund hieß. Bodie, der alle Schönheit über den Brauen thronte.

Die feinen Kristallnadeln kommen herangeschossen und heften sich rings um einen Punkt. Das ist wie ein Blitz. Die Nadeln ziehen neue Pfeile zu sich, die wollen sich

Digitized by Google

Karl Langhammer: Die Wasserburg

WESTERMANN MONATSHEFTE

Digitized by Google

mit ihnen verschmelzen, und aus den Nadeln und Pfeilen werden Flächen, blanke, breite Flächen. Die wachsen von außen, und doch scheint es, als ob sie aus sich selbst hervorquellen und schwellen, immer massiger, immer mehr um- und durcheinander. Gewaltig arbeitet das, und so still ist es bei aller Gewalt. Es bebt und zittert, und doch gibt es kein Atom, das sich nicht den ewigen Gesetzen fügte. Alles Ordnung. Masse an Masse, Kristall an Kristall, bis eine große, schwere Traube um den Punkt hängt, aus dem Unsichtbaren geboren.

So schossen jählings alle Gefühle in Truges um den Namen Bodie zusammen. Es war ein furchtbarer Sturm, der in seiner Seele riß, aber still, ganz still ging alles vor sich.

Das junge Mädchen war verlassen. Sie mied die Mutter, sie maß den Etatsrat mit einem Blick, in dem Feindseligkeit lag. Aber da war nun Truges, der gute, anschmiegsame Truges, der ihr alles an den Augen absah, mit dem sie viele Stunden des Tages verbrachte und Zwiesprache hielt über das, was sie beide dachten — Truges, der versuchte, den Kavalier zu spielen. Wie rührend ungeschickt solch ein Handkuß war.

„Ach, Truges, das kann der Herr Etatsrat besser. Es steht Ihnen nicht." Tiefrot war er geworden, das tat ihr leid. „Aber Sie lernen es am Ende. Freilich, ist das nötig?"

Truges hatte die Stirn in die Hand gestützt, beide schwiegen. Bodie dachte zurück an ihre Gänge durch Düsternbrook. War wieder etwas, was ausbrechen wollte, wie damals in ihm? Was den armen Jungen so wild machte? Der gute, arme Junge! Die paar Tage, die er hier noch hatte ... Sie wollte nicht wieder so verzweifelte Augen bei ihm sehen wie damals. Die paar Tage. Aber wehetun mußte sie ihm dennoch. „Sie werden vielleicht schon eher wieder in die Stadt gehen, Truges. Ich reise Freitag. Und ob es für Sie angenehm ist, hier mit den beiden andern zu sein ...?"

„Nein, dann geh' ich." Und als ob er sich jetzt erst recht auf das besänne, was Bodie sagte, wiederholte er: „Reisen?"

Bodie nickte: „Nach Kopenhagen. Fräulein Baggesen hat mich eingeladen."

„Der Leutnant." Das lallte Truges. Er hielt sich mit Macht an der Stuhllehne fest.

Bodie wiegte das Haupt: „Deswegen? Wohl kaum. Ich mag hier nicht mehr sein. Es ist unbehaglich hier. Sie wissen ja, weshalb."

Der Abschied war nähergerückt, drei Tage, ganze zweiundsiebzig Stunden näher, als Truges ausgerechnet hatte. Abschied, das war Gefahr. Gefahr jedoch gibt auch dem Unsichern Mut. Truges hielt noch immer die Lehne umklammert, aber er hob sein Gesicht. Blutleer sah es aus. Seine Lippen zuckten. „Und daß ich hier bin, Fräulein Bodie, das hilft nichts, um es Ihnen behaglicher zu machen?"

Sie reichte ihm die Hand: „Doch, Truges, es hat mir viel geholfen. Es hat mir wohlgetan, daß ich mit Ihnen reden konnte. Ich habe Ihnen viel vertraut. Das fühlten Sie doch, nicht wahr?"

„Ich habe alles gefühlt, was Sie mir Gutes erwiesen haben, und ich will auch nicht unbescheiden sein, aber es ist so furchtbar. So furchtbar." Er weinte. Sie strich ihm über die Haare. Er, unter seinem Schluchzen: „Wenn Sie jetzt einmal fort sind, dann kommen Sie nicht wieder. Ich sehe Sie nie wieder."

„Doch, Truges, ich komme wieder."

„Aber nicht so."

Sie nahm leicht die Hand von seinem Kopf. Er hatte in seiner Seele geschrien: Sag' wieder: Doch, Truges. Sie aber hatte geschwiegen, also hatte er recht. „Nicht so," schluchzte er.

Da beugte sie sich zu ihm hin: „Geht es so tief, Truges? Sehen Sie mich an."

Langsam tat er, wie sie ihm geheißen hatte. Rote Flecken saßen auf seinen Wangen, die Stirn glühte, wo er sie gegen die Finger und den Tisch gedrückt hatte. Die Tränen rollten an seinem Kinn herab, und ihre nassen Spuren bedeckten das ganze Antlitz. Das Haar hing unordentlich. Ach, es war kein schöner Jüngling, der da zu dem Mädchen aufsah, aber unendlich rührend waren diese Augen, die mit innigstem Flehen und trostlosem Entsagen zugleich an Bodies Augen hafteten.

„So tief, Truges?"

Da ließ er das Haupt wieder sinken und hauchte: „Ja, so tief, Bodie."

Lange sprachen sie nichts. Dann begann Bodie: „Wir wollen uns die letzte Zeit nicht traurig machen, nicht wahr? Kommen Sie, wir fahren hinaus auf den Hafen. Diese

Digitized by Google

Tage sollen doch für uns beide eine schöne Erinnerung bleiben."

Truges stand auf. Er kehrte verschämt sein Gesicht von ihr. „Das werden sie auch, aber erst viel, viel später, Fräulein Bodie. Jetzt sind sie voller Weh."

„Wenn ich wüßte, wie ich sie Ihnen fröhlich machen könnte ..."

Er schüttelte nur den Kopf.

Sie ruderten. Das erfrischte ihn. Das Blut sank ab, er wurde heiter.

Bodie scherzte und spritzte ihn mit Wasser. „So ein heißblütiger Jüngling muß abgekühlt werden."

„Und die Dame, die ihn in Glut setzt?"

„Die wird verbannt."

Das Wort war unvorsichtig, es trug den Gedanken an Abschied in sich. Seine Stirn trübte sich von neuem, seine Ruderschläge wurden ungleich, flau. Bald lag das Boot wieder an der Kette.

„Sie sollen auch in mein Gartenhaus hinein, Truges."

„Heute?" Er faßte gierig zu.

Bodie wollte schon auf das Häuschen zuschreiten, da hielt sie doch den Fuß an. „Nein, zur Belohnung ein andres Mal. Wenn Sie ruhig sind."

Einst sehnte er sich danach, daß sie nur ahnte, wie es um ihn stand, sie aber wies ihn ab. Heute fragte sie ihn selbst: So tief, Truges? Was sie früher nicht ahnen wollte, das wußte sie jetzt und war milde dabei. Milde wie nie zuvor. Wie kam das? War doch auch an sie etwas von dem feinen Tuberosenduft herangelangt, der überall webte und schwebte? Ihr Gesang klang zitternd weich, ihre Bewegungen waren nicht ganz straff ...

Die Frische von draußen auf dem Wasser ermunterte Truges. Bodie hatte recht: diese Tage nicht in Trübsal verbringen. Und jetzt kamen die Verse. Um den Stiel einer Knospe war ein Stück Papier gewickelt. Bodie rollte es auf, während er mit verhaltenem Atem dabeistand. Sie las:

Schöner kann ein Knösplein nicht erblühen,
Als von deiner edlen Hand gewiegt,
Und die Blüte schöner nicht verglühen,
Als an deine heil'ge Brust geschmiegt.

Dann kam das Lied, das alle Dichter singen, und dessen erster Vers immer lautet: „Ich weiß wohl, ich bin dein nicht wert ..." Und immer kühner:

Wer weiß, wie bald die Stunde schlägt,
Die fort von dir mich reißt,
Da ich dir's nicht mehr sagen darf,
Wie innig lieb du mir!

Du jubelst dann, vom Glück umwogt,
Und schwelgst im Minnerausch;
Ich Armer aber schluchze laut,
Durchzuckt von wildem Gram.

Mein Gott, mein Gott! Rings Nacht und Nacht,
Nie kehrt das Licht zurück!
Gequältes Herz — für die du pochst,
Sie löst im fremden Arm!

O Mädchen, glaub': wenn dann dein Blick,
Erhellt von Seligkeit,
Mein tränenmüdes Auge trifft,
Das wehvoll auf dir ruht,

Da wird es dir wie Reueschmerz
Durch deine Wonne ziehn:
Er gab so viel — gab ganz sich mir,
Ich — hatte nichts für ihn!

Dann:

Hast du's gesehn, wenn fern am Horizonte
Die düstern Unheilsdämpfe sich geballt,
Wie noch im süßen Licht die Welt sich sonnte,
Die schlanke Freude hüpft in Flur und Wald?

Und wenn's nun höher schwillt und immer breiter,
Geht wohl ein Schauer durch die Kreatur,
Doch lächelnd schwebt das holde Mädchen weiter:
Es ist ja nichts — ist ja ein Ahnen nur!

Wenn endlich dann zersetzt die Wolken fliegen,
Da bäumt sich die Natur in wilder Not
Und kämpft — und kämpft umsonst — muß unterliegen;
Am Eichstumpf lehnt die Freude, blaß und tot.

So blick' auch ich dem Künftigen entgegen —
Noch ist es fern — ich wandle froh im Licht;
Schon aber, dünkt mich, will der Sturm sich regen,
Und wenn er losbricht — ach! ich trotz' ihm nicht!

Verse, Verse! Der Schmerz peitschte seine Liebe auf, und er überströmte Bodie. Er erschreckte sie, aber sie nahm die Verse doch, wehrte ihm nicht und las sie heimlich immer wieder. In ein Kästlein für sich legte sie die Gedichte, und die vertrocknete Knospe darauf.

Schöner kann ein Knösplein nicht erblühen ...

Er umspann sie, sie duldete es wohlig, nur noch die paar Tage. Freitag kam ja der Junge und fuhr ihm seine Kiste wieder nach der Haßstraße. Fort mußte er, aus dem warmen Süden, wo ihm Feenaugen

Digitized by Google

lächelten. Feenaugen? Nein, die Sonne selbst. Zum ersten und zum einzigen Male.

Und er dichtete aus all seiner Sehnsucht nach der vollkommenen Liebe heraus ein Märchen für Bodie.

— — — — — — — — — — — —

Tief, tief unter der Erde, wohin des Bergmanns Hacke nie dringt, haust ein armes, ein seltsames Volk. Gott selbst, so scheint es, hat es vergessen. Das Licht des Tages lebt bei dem Volk nur in uralten Sagen.

Einst zwar, da waren die Vorfahren des Volkes begnadet wie alle andern Menschen. Sie fischten in klaren Seen, sie jagten in rauschenden Wäldern, sie wärmten sich an den Strahlen der Sonne, sie freuten sich an allen Farben, an der Herrlichkeit des Himmels und der Erde.

Große Herden besaßen sie, und die Macht ihrer Waffen war gefürchtet weit herum. Sie herrschten über ihre Nachbarn. Da aber ward das Volk übermütig und wollte auch mit den Geisterriesen kämpfen und sie zu ihren Sklaven hinabzwingen. Und einer war da, der fesselte wirklich den König der Erdgeister, den gewaltigen Bargontir, daß er ihm das Feuer seines Herdes entzünden, seine Mühle drehen, Eichen fällen und Blöcke aus den Felswänden brechen mußte.

Siehe, da versammelten sich die Geisterriesen der Luft, des Wassers und der Erde, um zu rächen die Schmach, die ihrem König angetan war, und es brach die fürchterliche Nacht herein. Die Gebirge stürzten zusammen, und der Erdboden klaffte bis ins Unergründliche. Das Feuer von unten schleuderte heißen Dampf und düsterrote Gluten empor, und es versank, verbrannte, verging alle Kreatur.

Nur zwei Menschen jenes einst so glücklichen Geschlechts — die Sage weiß, daß sie Zengjav und Nada hießen, das will bedeuten: der zur Trübsal Bleibende und die Mitduldende —, nur diese beiden Menschen, die auch in die Tiefe gerissen worden waren, erwachten nach langer Betäubung wieder. Aber wie! In Dunkel und Grauen. Kaum des Atmens mächtig, umengt von spitzem Gestein. Eins regte sich am andern. Sie fühlten wieder, sie weinten miteinander, sie umklammerten sich. Und in all ihrem Elend sprachen sie sich tröstliche Worte zu: sie würden den Ausgang der Höhle finden, sie würden schon bald ihre Höfe wiedersehen.

Mühselig erhoben sie die zerschlagenen Glieder. Das Gestein polterte unter ihren Füßen. Mühselig stützten sie sich aneinander. Aber so sehr es sie trieb, aufwärts zu klimmen, so ängstlich sie suchten — es gab nach obenhin keinen Weg durch das Geklüft. Sie stießen ihre Häupter gegen unerbittliche Mauern.

Nun drängten sie sich dicht zusammen und folgten gleitend dem Spalt abwärts. Sie tasteten. Manchmal überkam sie die blasse Todesfurcht, sie schrien um Hilfe, aber die Wände verschlangen den Schrei. Dunkel, in schrecklicher Einsamkeit, so ging es vorwärts, abwärts. Und das einzige, was sie aufrecht hielt, war, daß sie miteinander sprechen und Wange an Wange drücken konnten.

Dann aber kam die Stunde, wo sie nicht mehr an das Leben, sondern nur noch an den Tod dachten. Das Verschmachten raubte ihnen die Kraft. Aber so gewaltig war eine Liebe zwischen ihnen aufgeleuchtet in allem Düster, daß eins noch das andre retten wollte, eins dem andern sein Blut darbot zur Sättigung. Keines nahm den furchtbaren Trunk. Und sie dachten nicht mehr an ihr eignes einzelnes, sondern an ihr gemeinsames Sterben. In all dem Elend, von Wunden zerrissen, preßten sie Lippen auf Lippen, und im Kuß harrten sie des Endes.

Ihre Augen hatten sie geschlossen gehalten, denn was nützten ihnen offene Augen, wo doch kein Schimmer hineindrang? Jetzt, seufzend, die letzte Not des Vergessens ersehnend und doch ein letztes Glück empfindend, schlug Zengjav die Lider empor, wie zum Himmel. Und siehe, da kam etwas wie Licht in seinen Augenstern. Jählings reckte er sich auf: „Nada! Nada!"

Das Weib, schon sterbensmüde und von allen Schmerzen fast schon durch die Betäubung befreit, fragte: „Warum störst du so rauh unser Einschlafen? Mir war selig matt."

„Licht, Nada!"

Und sie pilgerten — denn auch den Sterbensmüden belebt die Hoffnung —, sie pilgerten auf schwankenden Knien über das Geröll, und der Gang wurde weiter und weiter, bis sie in einer unermeßlich großen Höhle standen. Zu ihrer Rechten floß langsam ein feuriger Strom dahin, der erhellte die Luft mit einem Dämmerlicht, und zu ihrer Linken rauschte ein klares Gewässer. Sie tran-

Digitized by Google

ken und griffen nach den weißen Fischen, die in dem Gewässer schwammen.

Und das Leben, das unendlich reiche Leben, das sich überall hinpflanzt, wenn es auch nur mit Grausamkeit geschehen kann, das sich hinpflanzt selbst da — so müßte unser Mund, der höchsten Weisheit nicht kundig, sprechen —, wo Gott nicht hinkommt, dies Leben wirkte und wirkte. Zengjav und Nada wurden die Ureltern des Volkes der Unterirdischen.

Die Unterirdischen.

Aus den Felsen lernten sie die wenigen Geräte hauen, deren sie bedurften. Flüssiges Erz schöpften sie aus dem einen Strom und gossen es in Formen, daß es ihnen zu Gefäßen erstarrte. Sie machten sich auf, die Grenze der Höhle zu entdecken, und kamen bis dahin, wo der feurige Strom und das Wasser in die Tiefe hinabtosten, miteinander sich verbindend und heiße Wolken hinaufsprühend. Undurchdringlich. Umsonst versuchten sie auch wohl, den Weg zurückzufinden, den einst Zengjav und Nada herabgekommen waren. Der Spalt war längst verschüttet, die Unterirdischen waren abgeschlossen von allem, was Tag und Nacht hieß.

Ewig gleichmäßig floß ihnen die Zeit. Sie sahen keinen Stern, sie kannten keinen Sturm. Über ihnen, unerreichbar hoch, das Gewölbe der Höhle, schwarz und nur hie und da matt blinkend — das war ihr Himmel. Ein Himmel, der sich nicht mit guten Göttern bevölkern ließ. Da huschten nur finstere Dämonen hin und her, zu denen die Unterirdischen Gebete stammelten, daß nicht der feurige Strom verlösche, daß er auch nicht über seine Ufer treten möchte. Daß nicht das Wasser versiege, und daß niemals die weißen Fische aus dem Strom verschwänden.

Es gab kaum Sitte und Gesetz bei ihnen, denn niemand war, der den Trieb gefühlt hätte, gegen eine Sitte, gegen ein Gesetz zu handeln. In ewiger Dumpfheit lebten sie dahin, und nur eine ferne Sage blieb zuletzt übrig von Zengjav und Nada, die von einem blauen Himmel herabgestiegen waren, an dem eine feurige Kugel hing, Gott. Und gute weiße Geister zogen dort durch die Luft. Auf dem Grunde jenes Himmels aber gab es lebendige Steine, die waren viel prächtiger als alle die glitzernden Kristalle hier unten. Aber sie vergingen auch, wenn die feurige Kugel auf sie schien.

War einer von den Unterirdischen gestorben, so trugen ihn seine Genossen dahin, wo das feurige Erz und der Wasserstrom zusammentrafen. Dann senkten sie den Leichnam durch den Dampf in die Tiefe und schauten aufwärts, denn nun schwang sich die Seele des Dahingeschiedenen als dampfendes Wolkengebilde zu den andern Dämonen unter dem schwarzen Himmel auf.

Die aber vornehmlich die Gebete zu den Dämonen sprachen und die alten Sagen genau wußten und auslegten, standen in hohen Ehren bei dem Volk, und ihr Ältester war der König der Unterirdischen.

Jahrhunderte gingen hin. Sie fingen die weißen Fische und fristeten ihr Dasein, von Dämonen regiert. Gott hatte die Unterirdischen vergessen.

Da aber war einer in dem Volk, ein Jüngling, der hieß Segrut, das heißt der mit Ahnungen Begabte. Der forschte voller Eifer in den ehernen Tafeln, worauf die Sagen eingemeißelt waren, und sein Blick schweifte an den Wänden der Höhle entlang, denn er wollte den Weg finden, den seine Ureltern herabgekommen waren. Er prüfte das Gestein ringsum, und als er an die Stätte kam, wo nach dem Überlieferten der Eingang zur Höhle gewesen war, da ruhte er nicht: er wälzte große Felsblöcke fort und grub sich weit in den Felsen ein.

Die Genossen seines Volkes verhöhnten ihn, und die Priester verboten ihm sein Tun, denn es war wider das Recht der Dämonen, nach einer andern Welt zu forschen. Segrut jedoch ließ nicht ab. Er wollte die feurige Kugel am Himmel und die weißen Geister darunter und die blühenden Steine sehen. Fels um Fels räumte er fort. Die Blöcke stürzten durcheinander, und plötzlich traf ihn ein Hauch aus einem tiefen Schacht.

Segrut wähnte, es sei der Hauch eines zürnenden Dämons, und verbarg sein Antlitz auf seine Knie. Aber der Hauch wehte gleichmäßig weiter, und als zuletzt Segrut das Haupt zu erheben wagte, sah er einen tiefen, tiefen Gang vor sich. Nun schlummerte er nicht mehr, aus Sehnsucht nach dem Himmel, er, der mit Ahnungen Begabte, der da fühlte, daß er diesen Gang aufwärts schreiten müsse, allen Gefahren zum Trotz, denn der Weg führte ihn zum blauen Himmel, hinweg über die Dämonen, die sonst seines Daseins Herren waren.

Digitized by Google

Fritz von Uhde: Christi Himmelfahrt. Skizze. (Original im Besitz des Herrn Gustav Gurschner in Wien.)

WESTERMANNS MONATSHEFTE

Digitized by Google

Digitized by Google

In einem Netz — denn die Unterirdischen flochten sich Netze aus dünnen Erzesfäden —, in einem Netz barg er Nahrung, und heimlich entwich er von seinem Volk, gewillt, in jenem tiefen Schacht zu sterben, wenn es ihm nicht gelang, zu dem blauen Himmel emporzusteigen und die Welt zu sehen, aus der seine Ureltern herabgeschleudert worden waren um ihres Übermutes willen.

Aufwärts wies ihn der Schacht. Unsäglich war die Mühe, die Segrut ertrug. Unsäglich die Angst, die ihn in dem Gestein beklemmte. Er ließ nicht nach. Er hatte die Ahnung: du wirst jene Welt schauen, wo die Dämonen machtlos sind, und wo der gute große feurige Gott waltet über Geschöpfe, die sorglos in einem Reichtum voll unbekannter Dinge ein langes, langes, seliges Leben führen.

Er stieg und stieg. Füße und Hände bluteten ihm, das Haupt war ihm zerschlagen und wirr. Aber er sah nicht, er fühlte nur seine Wunden, denn er hatte ja selbst das Dämmerlicht seiner Höhle verlassen und war in völliges Dunkel getaucht, um dafür in den überirdischen Glanz zu gelangen. Er stieg und stieg, und ihn dünkte, daß die Luft, je höher er kam, um so freier und leichter ward. Es schmerzte ihn, den an Dumpfheit Gewöhnten, hier zu atmen, aber dennoch durchdrang ihn ein wonniges Empfinden: kam er seinem Ziel nicht näher?

Er stieg und stieg durch gewundene Gänge, die sich verästeten, aufs engste zu verlaufen schienen und sich dann wieder mächtig erweiterten. Und auf einmal flutete Licht an ihn heran, Licht, wie er es nie gesehen hatte! Taumelnd schlug er gegen die Felswand und lag lange, seiner nicht mächtig.

Endlich kroch er doch weiter. Kalt schlug ihm der Wind entgegen. Er vernahm ein unbekanntes Brausen. Sein Herz zuckte und zitterte, und nur seine Sehnsucht trieb ihn noch an. Sie war aber so mächtig, daß sie alle seine Schwäche überwand.

Und dann, dann ... da er aus seiner Höhle hervorkroch ...

Sah er ihn: den tiefblauen Himmel, an dem die guten Wolkengeister hinzogen. Der feurige Gott schwebte mitten unter ihnen, und rings blühten die lebendigen Edelsteine, und es offenbarte sich Segrut alles, die ganze Herrlichkeit, von der er geträumt hatte, daß sie keine leere Sage, sondern Wahrheit sei, und daß glückliche Geschöpfe in ihr wohnten. Er sah alles, aber nur einen einzigen kurzen, seligen Augenblick lang, denn seine armen Augen konnten so viel Licht, so viel Glück nicht ertragen. Sie erblindeten unter dem Strom der Helle, die mit Urgewalt auf ihn einstürzte.

Finsterer als in der finstersten Schlucht war es nun um Segrut. Er stürzte nieder und lag mitten unter den blühenden Edelsteinen, unter dem tiefblauen Himmel, umhüllt von den warmen Lebensstrahlen. Er lag in der Welt, die er geahnt und erlechzt hatte, und war doch weltenfern von all ihrer Schönheit. So hatte ihn, der von den Unterirdischen entfliehen wollte, doch der Fluch seiner Dämonen getroffen.

Seine Augen waren tot.

Und nun gehörte er zu keiner Welt mehr, nicht zu den Unterirdischen mit ihrer Dämmerung, nicht zu den Himmlischen mit ihrer Sonne. Klänge kamen an sein Ohr, ihn umspielte ein fremder Duft, seine Hände griffen ins Leere. Da erfuhr er, was mit ihm geschehen war, da konnte er nicht einmal mehr hoffen, daß alles Erschaute nur ein Traum gewesen sei, daß er noch in den Schluchten aufwärts kroch. Nein, die Welt war wirklich, die er erblickt, und der Tod war wirklich, der seine Augen gelähmt hatte. Seine Augen zuerst, um nun sein ganzes Leben zu vernichten. Bald — nur bald!

Von den lebenden Edelsteinen riß er eine Handvoll aus. Dann schleppte er sich hin, wo er meinte, daß die Höhle zu seinem Volk hinabführte. Er traf auf eine Felswand. Da streckte er sich aus und lehnte sein Haupt an die Handvoll Blumen und Gräser. Er war nicht unglücklich. Mochte es Strafe sein für seine Vermessenheit, was ihn so hart schlug. Kein Dämon dort unten in der Höhle konnte ihm rauben, was er gesehen, was er erlebt hatte. Mochte es Rache des Feuergottes sein — der Feuergott war selbst gegen ihn nicht ganz böse, denn er gönnte ihm ja, in dieser Welt zu sterben, umspielt vom Duft der lebenden Edelsteine.

Nein, Segrut war nicht unglücklich. Was ihm geahnt, das hatte er genossen. Einen Augenblick oder tausend Zeiten, was tat das? Und immer wieder zauberte er sich die Welt vor, die wie ein Blitz in ihn hineingeschleudert worden war. Kein Licht war mehr um ihn, wohl aber war die helle Seligkeit des

Digitized by Google

Erinnerns in ihm. Innerlich sehend war er geworden.

So verschmachtete Segrut im Felsenwinkel.

Die Priester der Unterirdischen aber haben den Gang verschüttet, durch den der Frevler entflohen war, und sie verkündigten sein schauriges Los: sein Geist ist ins Gestein gebannt und darf nicht unter den Dämonen oben in der Höhle schweben, weil sein Körper nicht im Dampfgetöse vergangen ist.

Dumpf leben sie dahin, die Unterirdischen, und keiner ist unter ihnen, der Segruts Seele im Geist um den Feuergott schweben sähe.

So lautet die Sage von den Unterirdischen und von Segrut, der blind und doch sehend wurde, als er dem Feuergott und seiner Welt ins Antlitz schaute, von Segrut, dem mit Ahnungen Bedachten.

— — — — — — — — — — —

Bodie Samsoe hatte das Märchen in ihrem Gartenhause gelesen. Schmerz lag auf den Zügen des jungen Mädchens. Ein Mitleid. Sie erhob sich sinnend und trat vor die Tür. Hell und heiß war es. Aber mußte man denn blind davon werden?

Truges lehnte an der Bootsbrücke.

„Truges!"

Er kam. Bodie stand jetzt fast lächelnd vor dem Gartenhaus, die Blätter mit dem Märchen in der herabgesunkenen Hand. Um sie blühte und glühte der Sommerflor.

„Truges!" Sie trat ein wenig zurück. Sie lud ihn ein.

Er sah sie fragend, sprachlos an.

„Kommen Sie nur, Truges, heute dürfen Sie hier hinein." Sie faßte ihn bei der Hand. So weich, so gütig war sie, die stolze Bodie. Ihre Augen waren leicht verschwommen. „Kommen Sie."

Nun folgte er, noch immer ohne Worte. Sie waren beide in dem kleinen Gartenhaus.

„Sehen Sie," sagte Bodie, „hier ist nichts Besonderes."

Truges sah. Nur ein paar weiße Möbel, gestickte Kissen, ein ovaler Spiegel, und die Wände mit geblümten Tapeten beklebt. Eine Tüllgardine vor dem Fenster.

„Nichts Besonderes," wiederholte Bodie und begleitete Truges' Blick. „Aber ich will einen Raum für mich haben, den ich mit niemandem zu teilen brauche."

„Heute teilen Sie doch?"

„Teilen?" Sie kam näher an ihn, daß er ihre Schulter an seiner spürte. „Heute ist das kein Teilen mit Ihnen, heute gehören Sie zu mir, verstehen Sie mich, Truges? Morgen sind wir weit auseinander."

„Für immer!"

Bodie schloß die Augen und bog das Haupt zurück. „Wenn wir das auch nicht wissen, Truges — es ist immer gut, daß wir es denken. Dann träumen wir nicht über das Mögliche hinaus."

„Alle Träume gehen in das Unmögliche, alle meine Träume wenigstens." Trotzig sprach er es.

Sie blieb sanft. „Warum aber immer an das Ende denken? Ist die Gegenwart nichts?" Sie ließ sich auf die Bank nieder und zog ihn neben sich. „Sie haben mir viel gegeben in diesen Tagen, mein Truges. Ich habe viel Liebe von Ihnen erfahren, so viel, wie ich vielleicht im Leben nicht wiederfinde. Es wird mir immer eine tiefe Erinnerung bleiben an unsre Zeit, nicht wahr, so wollen wir diese Tage nennen: unsre Zeit. Das ist das Gemeinsame in unserm Leben, das verbindet uns, was uns sonst auch trennt."

Truges stöhnte auf. „Sie sollen nicht von trennen sprechen. Ich gehe morgen ganz, ganz früh aus dem Haus. Ich kann nicht von Ihnen Abschied nehmen."

„Das ist recht. Wir wollen keinen Abschied nehmen. Aber das hilft nun doch nichts, Truges, wir müssen uns klar darüber sein: trennen." Diese leise, sanfte Unerbittlichkeit. Das war doch wieder Bodie: stolz vor dem Unvermeidlichen.

„Wenn Sie mir nur eins sagen wollten ..." Er haftete die Worte heraus. „Wenn all das nicht wäre, was uns trennt, ich meine all das Äußerliche — Ach, ich seh' es ja wohl ein, ich bin lächerlich! Aber wenn all das Äußerliche nicht wäre, würden Sie mich dann lieben können?"

Das junge Mädchen nickte.

Und mit allem Mut, den seine Seele besaß, fragte er weiter: „So lieben, daß ich lange, daß ich — immer bei Ihnen bleiben dürfte?"

Da wandte das junge Mädchen die Augen zu ihm und sagte schlicht: „Ich glaube wohl, Truges."

Er streckte sich hoch auf, die Arme weit, weit voneinander breitend: „Nun bin ich aus der Höhle, nun sehe ich alle Sonne, und nun muß ich blind werden, ich Unterirdischer!"

„Nein!" rief Bodie angstvoll.

Digitized by Google

Sie wollte ihn umfassen, aber er sank vor ihr nieder und umschlang ihre Knie. Dann schaute er verklärt und doch voller Weh zu ihr hinauf: „Was schadet es denn, Bodie, wenn ich jetzt blind werde? Das Licht habe ich doch in mir. Licht, Bodie! Weißt du nicht? Ob für einen Augenblick oder tausend Zeiten, was tut es?"

„Nicht blind, Truges. Komm. Die Augen sollen noch viel Schönes sehen, dazu will ich sie küssen. Die lieben Augen."

Sie nahm sein Haupt in die Hände und drückte ihre Lippen auf seine Lider. Ein Schluchzen und Jauchzen zugleich war es, was aus seiner Brust drang. Ja, seine Augen küßte sie langsam und innig, dann blickte sie mit aller Zärtlichkeit hinein.

„Wenn es nach mir ginge, Truges — die Augen sollten immer klarer werden."

„Fürs Dunkel? Wenn sie dich nicht mehr sehen, Bodie?"

„Andre ..."

„Nie!"

Wonniger wurde ihre Wechselrede, flirrender, nur der Hauch galt noch, das Wort verlor die scharfen Umrisse, verlor die Bedeutung. Ihre Atemzüge vermischten sich, ihre Lippen kamen näher und näher aneinander, kamen zueinander ...

— — — — — — — — — — — —

Das Rad an der Schubkarre kreischte. Der Junge hatte zu tun. Die Kiste war schwerer als an dem Morgen, wo er sie hinausschob. De hett wat schenkt kreegen, dachte der Junge und beneidete Truges. Aber der sah gar nicht beneidenswert aus. Er ging nicht nebenher, weit vom Schubkarren entfernt, nein, er schlich gesenkten Hauptes hinter dem Jungen.

Wie, Truges? Reisen so die Prinzen?

Ach nein! So reisen nur die armen, die ganz armen Dichter.

Die Schubkarre kreischte. Da zog Truhs Brammer aus Italien wieder gen Norden — in die Haßstraße. — —

Aber als er nach Hause kam, begrüßten sie ihn nicht, obschon große Versammlung bei Schuster Brammer war. Sie sahen ihn nämlich gar nicht, er trat unbemerkt ein, so waren sie mit andern Dingen beschäftigt. Sie hockten am Fenster zusammen, alle um einen Brief. Den hielt Tante Franziska so hoch gegen das Licht, als es nur ging, und es war mäuschenstill, als sie las: „... Teile auftragsgemäß Herrn Schuster Brammer hierdurch mit, daß die Demoiselle Gisela di Timoni hierselbst im Hamburgischen gestorben ist und für ihren Sohn den beiliegenden Fingerring schickt. Sonst ist kein Nachlaß. Auch soll gemäß dem letzten Willen der Gestorbenen nach nichts geforscht werden, da dies doch nichts hülfe."

* * *

Truges hatte sich schwer gegen die Tür gestützt. Das hörten die andern. Sie sahen zu ihm hin und erschraken. Niemand hieß ihn willkommen. Sie drängten sich um den Brief, als ob sie ihn vor Truges verbergen wollten. So bleich, wie er aussah. Nur Linde faßte sich schnell.

„Das ist dummes Zeug, was da steht. Bist du wieder da, Truges? Hast du dich gut unterhalten?"

Sie ging auf ihn zu, er wich vor ihr zur Seite. Keiner durfte ihn berühren. Langsam kam er nach dem Fenster hin.

„Das ist nicht wahr, was da steht!" rief Linde nochmals. Ihr Blick ruhte besorgt auf Truges.

Tante Franziska und Mutter Mordhorst traten zurück. Schuster Brammer ging auf seinen Schemel zu. Das war der einzige Ort, wo er nachdenken konnte. Frau Papius setzte sich seufzend auf das Sofa. Truges nahm den Brief und schaute lange hinein. Dann hob er den Ring von der Fensterbank auf.

„Den Ring kenn ick," flüsterte Mutter Mordhorst. „Den harr se all, as se bi mi wahnen ded."

„Scht!" machte Tante Franziska.

Truges blickte Mutter Mordhorst an: „Ja? Mutters Ring?"

Er barg ihn in der einen Hand, dann schritt er zur Tür, den Brief gegen die Brust gepreßt. Linde folgte ihm. Sie hatte die Arme erhoben, sie streichelte ihn. Er schauderte und stieß sie zurück. Wie konnte jemand es wagen, ihn auch nur anzutasten, ihn, den Bodie Samsoe ...

Er blickte das Mädchen böse und starr an. Sie ließ ihn. Truges hob seine Reiseliste, die im Korridor stand, auf und trug sie mit Not in seine Kammer. Riegel vor. Das Fenster dicht verhängt. Jetzt legte er sich aufs Bett. Den Ring immer in der Hand.

Lindes Freundschaft überwand die Kränkung. Das Mädchen klopfte an: „Truges,

Digitized by Google

mach' auf, komm zu mir herauf, wir besprechen alles."

Er antwortete erst gar nicht.

„Truhs, was hab' ich dir denn getan? Ich will dir doch bloß helfen. Sei nicht so häßlich gegen mich."

„Krank, Linde. Laß man."

„Truhs, das mit dem Brief ist ja doch unmöglich, sonst wär' er ganz anders geschrieben. Komm, Truhs, wir sitzen zusammen, und du erzählst mir, was du erlebt hast."

Er wandte sich im Bett herum, als kehre er sich ab von seiner Jugendfreundin.

Gott sei Dank, er hatte Ruhe.

Nein, doch nicht. Tante Franziska pochte zaghaft: „Mein Junge, mein lieber Junge, hast du kein Vertrauen zu mir?"

Was sollte er ihr vertrauen? Den Brief hatte sie selbst gelesen, und alles andre ging sie nichts an. „Krank, Tante Franziska. Laß mich. Will schlafen."

Traurig schlich das kleine Fräulein von dannen.

Mutter Mordhorst und Frau Papius gingen nach unten. Sie zweifelten nicht, daß die Nachricht wahr sei.

„Dat Slimme mutt man jümmers glöben," sagte Mutter Mordhorst. „Blots, wenn wat Godes in so'n Breef steiht, denn is't nich wohr."

Frau Papius glaubte auch an den Brief, sie hatte dieselbe Philosophie wie Mutter Mordhorst. Es war nett und rührsam, an Trübsal zu glauben, und der beste Beweis war ja der Ring.

Jetzt hatte Truges es so einsam, wie er es brauchte. Er hörte nichts als den Schusterhammer. Ja, da saß sein Großvater oder der Mann, den er Großvater nannte, und schusterte den ganzen Tag. Truges verzog sein Gesicht zu einem bittern Lächeln. Treckt sick all torecht, nicht wahr? Das war alles, was der alte Mann dachte. Was ging ihn der alte Mann an? Und wenn er wirklich sein Großvater war. Einsam war Truges, und einsam wollte er sein.

Mutterseelenallein.

Er fühlte den Ring. Der schmückte einst die schlanke Hand seiner Mutter. Nun hatte sie ihm das Kleinod gesandt — von ihrem Sterbelager. Sie hatte ihren Sohn nicht einmal in ihren letzten Tagen zu sich rufen lassen, obschon sie nahe bei ihm war. War das unrecht? Nein, doch nicht. Das Sterben wäre ihr gar zu schwer geworden. Und was hätte er von seiner Mutter für ein Bild gehabt? Vielleicht ein furchtbar verzerrtes.

Still, ohne ihren Sohn zu sehen, war sie davongegangen, so sehr sie sich natürlich sehnte, ihm noch zuletzt ins Auge zu blicken. Sie hatte sich überwunden. Er sollte an seine Mutter nur denken als an eine Traumgestalt. Er sollte sie tanzen sehen, singen hören, in Jugendschöne. Kein sieches Weib war seine Mutter — eine ewig Holde schwebte sie um ihn.

Wie mußte er seiner Mutter danken dafür, daß sie ihn nicht hingerufen hatte, um ihr Sterben zu sehen und dann für Lebenszeit eine finstere Wolke auf der Stirn zu tragen: die Erinnerung an das überschmerzliche Scheiden, nachdem sie sich eben gefunden hatten.

Nein, es war nicht unrecht. Es war die höchste Schönheit von seiner Mutter, der höchste Beweis von Mutterliebe, daß sie ihn ließ, wo er war. Und nicht nachforschen sollte er. Auch das war recht. Sie war vielleicht im Elend, in irgendeinem Armenhospital gestorben. Unter den Ärmsten war ihr Grab, ihr rasch vergängliches. Sie wollte nicht, daß er je an einer armseligen Stätte hafte, wo ihr Leib moderte. Sie wollte für ihn gar nicht begraben sein.

Kann man Traumgestalten einsargen und in der Erde vermodern lassen? Nie! Die schwingen sich frei um unsre Seele. Ewig heitere Luftgeister, Unsterbliche. O, welch ein feiner Geist war seine Mutter, daß sie so gar nicht mit dem Körperlichen bei ihm sein wollte! Nur als ein bunter Schatten, lächelnd, ein bißchen wehmütig und sehnsüchtig, aber doch lächelnd. Sie haben mich selbst von dir getrieben mit ihrem Wesen, das mich nicht verstand. Schuldig oder nicht, ich habe mein Kind entbehren müssen, mein ganzes Leben lang, aber ich bin doch in seiner Nähe gewesen im Leben. Weißt du noch, wie ich dir Spielsachen schenkte? Und im Tode meinen Ring. Ich bin immer bei dir, du verlierst mich nie, denn man kann ja nur das verlieren, was man besitzt, und besessen, Truges, hast du deine Mutter nie.

Aus dem Trost, den er sich mit aller Gewalt aufgebaut hatte: meine Mutter ist immer bei mir, quoll nun das Leid: nie besessen.

Mutterseelenallein.

Damit mußte er fertig werden. Eine Mutter gab es nicht mehr für ihn. Alles,

Digitized by Google

was er sich geträumt hatte, wie er sie suchen, wie er die Gefundene hegen und pflegen, wie er sie mit urmächtiger Sohnesliebe zwingen wollte, ihm die zärtlichste Mutter zu sein, die auf Erden wandelte, all das war vorbei. Er brauchte seine Mutter nicht mehr zu suchen.

Aber dann ging es ihm wunderbar. Während er danach rang, sich von diesem immer wieder gedachten Traum: ich will meine Mutter suchen, loszureißen, stieg in ihm stärker denn je der Zweifel auf: war es wirklich die Frau, die ihn geboren hatte, nach der er bis jetzt suchte? Was hatte er getan, um sie zu finden? Nichts. War es überhaupt eine ganz bestimmte Frau, nach der er sich sehnte? Oder lechzte er nur nach einem Geschöpf, das ihm alles, all sein Sehnen erfüllte, und nannte, wie ihm das schon so oft durchs Herz gezuckt war, dieses Geschöpf Mutter? Konnte er überhaupt die Frau, der er sein Leben verdankte, als seine Mutter im Herzen tragen?

Der Zweifel machte ihn heiß. Er richtete sich im Bett auf. Sein Auge hatte sich an das künstliche Dunkel in der Kammer gewöhnt, er sah die Dinge um sich, er starrte auf einen Punkt an der Wand, als säße da der Zweifel, und er wollte ihn durchdringen. Konnte ihm vielleicht noch jemand anders Mutter sein als jene Frau, deren Tod er erfahren hatte? War er also — er wußte nicht, ob er denken sollte: damit beglückt oder dazu verdammt, weiter, weiter nach seiner Mutter zu suchen? Aber wo denn? Wo denn? — Denkst du nicht an das Gartenhaus, Truges?

Das warf ihn rücklings nieder. Der Brief aus Hamburg hatte für einen Augenblick die Erinnerung an das übertäubt, was er eben durchlebte. Nur ein unbestimmter Druck war in seiner Seele geblieben. Jetzt hob sich die Erinnerung mit Macht und kämpfte mit dem neuen Schmerz. Kämpfte, daß es den armen Jungen in der Brust riß. Er nahm seine Decke zwischen die Zähne und wand sich. Seine Mutter tot. Bodie, an deren Schulter er keine Mutter mehr vermißt hatte, Bodie ... sie fuhr über die See ... Und wenn sie dann heimkehrte, so tat sie es nicht für ihn, nicht zu ihm. Nichts war mehr sein, im Traum nicht und nicht im Wachen.

Mutterseelenallein.

Und doch, was hatte sich schließlich in seinem Dasein geändert? Ob seine Mutter lebte, ob sie tot war, es blieb sich gleich für ihn, denn ob er sie in Wahrheit jemals gefunden hätte? Ja, ob er sie in Wahrheit jemals ernsthaft gesucht hätte? Er kannte sich: Träumen vom Suchen und Finden, ja. Aber das Tun? Er wäre vielleicht ganz ruhig immer hier geblieben und hätte seine Mutter nicht gesucht, sondern auf sie gewartet, wie er eigentlich auf alles wartete. Denn alles mußte so kommen, wie es von Anbeginn bestimmt war. Unmöglich konnte er einen Schritt tun, der nicht schon notwendig geworden war in dem ersten Augenblick, da sich zwei Atome des Weltennebels fanden.

Ob er seine Mutter traf oder nicht, das hing gar nicht von ihm ab. Er hatte seine Sehnsucht, das war alles. Im übrigen mußte er sich treiben lassen, das war Bestimmung. Fand er die Mutter je — es war nicht sein Verdienst, fand er sie nie — er konnte nichts dafür. Nun, wo sie tot war, da war also im Innersten nichts weiter geschehen, als daß sein Erwarten überflüssig wurde. Im Traum hatte er seine Mutter nach wie vor, weil sie eben nie etwas Körperliches für ihn bedeutete, trotz ihres Bildes, trotz der Spielsachen, trotz des Ringes, wie sehr er auch — er, der bei all seinen Träumen seine Verehrung an Äußerliches knüpfte — an diesen Dingen hängen mochte.

Nein, gewandelt hatte sich für ihn sogut wie nichts. Aber Bodie? O, die heilige Erinnerung! Diese Erinnerung, die so keusch war, daß er selbst im Traum nicht den Schleier von ihr zu ziehen wagte! Einmal die Sonne sehen und dann blind werden. Ob einen Augenblick oder tausend Zeiten, was tat es? Das mußte er sich zur Gewißheit machen. Ganz mußte er sich zwingen, dann war Bodie ewig sein, ebensogut wie seine Mutter. Im Traum hatte er beide, im Traum war alles erfüllt, was er sich wünschte, was er genießen konnte an Frauenliebe. Im Traum verschmolzen die beiden Gestalten, seine Mutter und Bodie, zu einer einzigen. Die Gestalt war fortan seine Göttin.

Truges wollte glücklich sein, daß er diese Göttin sein eigen nannte. Er wollte und wollte, und doch sank er wieder in sein Kissen und schluchzte.

Mutterseelenallein.

Digitized by Google

Wie? Hast du doch zu viel Wirkliches gehabt, Truges? War Bodies Kuß nicht nur eine Regung deiner sehnsüchtigen Lippen? War Brief und Ring nicht nur aus Schatten gewebt? Zu viel Wirkliches? Er arbeitete mächtig in sich, um alles ins Traumhafte umzuformen, in jenen Zustand, wo es ihn nicht mehr schmerzen konnte.

Sonst gelang ihm das leicht, aber die letzten Erlebnisse waren zu gewaltig. Sie kamen so schnell übereinander, sie waren einander — so, wie er sie jetzt empfand — fast gleich und verdoppelten daher ihre Furchtbarkeit. Verloren, was er nie besessen, oder woran er doch nur gerührt hatte, das war das Gemeinsame in beiden: Mutter und Bodie.

Und nun sollte er seinen Verstand zwingen. Man kann nicht verlieren, was man nie besessen hat, und man besitzt nur ewig, was man einmal in den Tempel des Traumhaften geborgen hat.

Linde klopfte wieder: „Sei vernünftig, Truges. Du bist doch ein erwachsener Mensch und mußt doch mit dir sprechen lassen."

Tante Franziska pochte wieder an: „Ein Teller Suppe, mein lieber Junge. Das stärkt dich."

Truges antwortete nicht. Die sollten nur denken, daß er schlief, die da draußen, die immer meinten, daß alles mit Besprechen und Suppe in Ordnung zu bringen war.

Das war seine einzige Rettung: von der Welt des Wirklichen ab. War es ihm nicht vergönnt, auf Erden leibhaftig das Wesen zu finden, das er suchte — in Gedanken hatte er es, und darauf konnte er stolz sein. Seine Phantasie war mächtiger als alle Wahrheit, in ihr gab es keine Enttäuschung, wie im Leben. Alle die um ihn herum hingen am Wirklichen, sie hatten nichts, wenn es ihnen am Wirklichen gebrach. Er aber brauchte das Wirkliche nicht, er hatte mehr — Reineres, Höheres.

Erst war es ihm gewesen, als träte er jetzt ins Leere, und er hatte sich davor gefürchtet. Aber nun sollte ihm die Leere lieb werden, nun wollte er den Schritt hinein wagen; o, da hatte er nicht nötig, zu fürchten, daß er hinabstürzte. Nein, er flog. Das war seine Gabe, die ihn über alle andern erhob; das war seine Kraft, die ihn tröstete über das, was er entbehren mußte, und was ihn doch immer und immer wieder bitterlich weinen machte, bei all seiner Mühe, sich vorzustellen, daß er nichts vermißte. Er flog.

Ja, ihm schien, er schwebte über die Stadt dahin, von der Haßstraße hinweg über den Garten, wo er die Seligkeit der Welt auf eine Sekunde geschaut hatte. Über das Schiff, wo Bodie an der Brüstung lehnte und mit tiefgesenkten Lidern in die Wellen schaute, die sich weich um den Bug schmiegten. Über ein Feld, das war ganz eben, nur ein einziger Hügel wölbte sich mitten darauf, ein Grabhügel. Das Empfinden des Schwebens brachte ihm Ruhe, und ob er schon ein Träumer war, sah er doch jetzt klarer. Linde hatte ausgerufen, es wäre nicht wahr, was in dem Brief stand. Aber warum sollte er zweifeln? Und wenn seine Mutter nicht gestorben war — für ihn wollte sie doch tot sein, sie schickte ihm die Botschaft und den Ring. Tot für ihn.

Das war wieder das Ähnliche mit Bodie. Die hatte zu ihm gesagt: Vergessen sollst du mich nicht, aber du sollst nie denken, daß diese Stunde je wiederkommt.

Tot für ihn. Beide. Nun galt es stark sein. Nicht mit jener Stärke, die die andern hatten, mit jener Stärke, die sich laut den Weg bahnt durch die Menschen und sich selbst rühmt, nein, leise und zähe sein, das war auch Stärke. Seine Welt für sich behalten, friedsam unter den Menschen wandeln, aber sie nicht hineinblicken lassen in sein Eigenstes. Das sollte seine Stärke sein.

Dabei wollte er arbeiten, daß er bald frei wurde von allen Wohltaten. Nicht, um die Dankbarkeit in sich zu ertöten, sondern um sich selbst sein Leben zu verdanken. Arbeiten, stark sein in seiner Art, seinen verschwiegenen Tempel haben — das war das Glück für ihn.

So ward er ruhig. Er nahm das Tuch vom Fenster, und das plötzlich hereinflutende Licht ließ ihm seine Kammer heller erscheinen als jemals, freier.

Linde kam zum drittenmal: „Truges, ich kann es nicht aushalten, ich sorg' mich so um dich."

„Laß man, Linde. Ich komm' gleich."

Sie sorgte sich um ihn. Er wollte es sie nicht merken lassen, daß er trotz der warmen Hand, die sie ihm bot, allein war.

Mutterseelenallein.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Das Goethe-Schiller-Denkmal in Weimar

Zur Geschichte seiner Entstehung. Mit Briefen Rietschels, Rauchs, König Ludwigs I. von Bayern, Großherzog Karl Alexanders von Sachsen-Weimar und andrer. Von D. Georg Rietschel

II

Im Herbst des Jahres 1852 scheint Rietschel die Arbeit energischer aufgenommen zu haben. Wenigstens schreibt er am 8. November 1852 an Rauch:

„Ich habe angefangen an der Skizze zu Goethe und Schiller, kann noch nichts davon sagen, da Alles im Werden ist und fühle ich die ungeheure Schwierigkeit durch, und weiß nicht, wie das Ende sein wird."

Am 1. Januar 1853 kann er aber melden:

„Meine Skizze zum Goethe- und Schillerdenkmal schicke ich in diesen Tagen nach Weimar."

Im Auftrage des Königs Ludwig schrieb Ernst Förster am 1. Februar an Rietschel:

„Er (König Ludwig) ist sehr begierig es zu sehen und sehr vertrauensvoll in Dich. Erst vor 2 Tagen hat er sich deßfalls gegen mich mit großer Wärme ausgesprochen. Obschon Gegner der Gruppierung ist er doch zufrieden, wenn nur keine ‚Maskerade' mit den Dichtern der Nation vorgenommen und wenn Schiller nicht hintangesetzt wird."

Rietschel begleitete die Übersendung der Skizze an den König Ludwig u. a. mit folgenden Worten:

„Möchte es mir nur einigermaßen gelungen seyn, die schwierige, große und herrliche Aufgabe soweit in der Skizze erfaßt zu haben, daß sich daraus schließen und hoffen laße, es werde sich das, was hier in dieser, wie in jeder Skizze nur unzulänglich angedeutet werden konnte, bei tieferem Durchdenken und Durchfühlen im Großen dem hohen Ziele möglichst nahe führen laßen, dem Ziele nämlich der Zufriedenheit Ew. K. M. und der Befriedigung des deutschen Volkes.

Mein Dank für das Allergnädigste Vertrauen Ew. K. M., meine Liebe und Begeisterung für die Sache sollen mein Streben leiten und meine Hand führen."

Dem Briefe lag folgende Erklärung über die Auffassung der beiden Dichter im Denkmalsentwurf bei:*

„Bei der Auffassung der beiden Individualitäten Goethes und Schillers verbunden als Gruppe zu einem Monument habe ich geglaubt in Goethe die selbstbewußte Größe und klare Weltanschauung in möglichst ruhiger und fester Haltung, sowie Schillers kühnen, strebenden, idealen Geist durch mehr vorstrebende Bewegung und etwas gehobenen Blick zu charakterisiren, die Gestalten aber selbst, wie die Individualitäten, die Kleidung, wie ihre Stellung im Leben es bedingten.

Schiller will ich noch mit gänzlicher Beibehaltung der Stellung ein wenig nach innen rücken, daß die Figuren etwas mehr sich zugewendet werden, doch nicht mehr, als daß beide Gestalten noch neben einander gleichsam dem Volke gegenüber stehen. Auch werde ich mich vorzugsweise bestreben, daß die bewegtere Stellung Schillers den monumentalen Forderungen der Ruhe möglichst entspricht. Vielleicht tritt Schiller noch etwas zu stark vor, beide sollen möglichst ihren Standpunkt auf gleicher Linie haben. Da eine körperliche Berührung als Zeichen ihrer Freundschaft stattfinden muß, so glaubte ich in der Lage der linken Hand Goethes auf Schillers Schulter das trauliche Gemüthsverhältniß anzudeuten."*

Goethe, 10 Jahre älter als Schiller, also früher im Besitze seines Ruhms, hält den Kranz fest, den er als Symbol der Poesie und des Ruhmes oder der Unsterblichkeit errungen oder den ihm die Nation gereicht, Schiller, seiner hohen Bedeutung sich bewußt, faßt zugleich hinein.

Ob auf Goethes Kleid der Stern anzudeuten sei, ist zu überlegen. Was dagegen zu sagen, liegt nahe, was dafür zu sagen, wäre das, daß Goethe als Staatsmann zugleich als Freund seines Fürsten und in seiner Stellung zum Weimarschen Hofe, in seiner Entwicklung gerade so wurde, wie er war; in anderen kleinen Verhältnißen hätte seine Entwicklung einen andern Gang genommen. Darum scheint mir das Kleid, das der Beruf bedingt, auch wenn dieser nicht speciell mit der geistigen Wirksamkeit übereinstimmt, ein nothwendiges Bedingniß zu seyn, da die geistige Wirksamkeit durch den Beruf influenzirt wird."

* Brief und Erklärung liegen im Konzept vor.

* Im Konzept ist beigefügt, aber sodann durchstrichen: „... und glaube wohl nicht, daß es wie ein Stützen Goethes auf Schiller oder wie ein protegierendes Vorschieben desselben gedeutet werden kann".

Digitized by Google

König Ludwig antwortete mit folgendem Schreiben:

Herr Professor Rietschel!

Auf Ihr gefälliges Schreiben vom 6ten dieses Monats erwidere Ich Ihnen, daß die mir von Ihnen übersendete Skizze zum Göthe-Schillers Denkmal im Allgemeinen Meinen vollkommenen Beyfall hat, nur in weniger bedeutenden Nebensachen glaube Ich Ihnen einige Bedenken äußern zu sollen, nämlich über die Zusammenstellung Göthes im Degenkleide* mit Schiller im Hauskleide, da Letzterer, wenn zwar nicht häufig, jedenfalls doch auch einen Hofanzug getragen, womit aber keineswegs gesagt seyn solle, daß Beyde im Degenkleide abzubilden; im Gegentheile möchte Göthe ebenfalls im einfachen Hauskleide, wie man ihn häufig als Dichter, nicht als Staatsmann dargestellt findet, darzustellen seyn und dieß um so mehr, da auch die Wirkung des kurzen Kleides bey einer ausgeführten Statue im Großen gewiß nicht vortheilhaft seyn möchte. Wird aber der Staatsrock gewählt, so gehört jedenfalls auch der Stern dazu, eben so, wie bey Schiller unbedingt der Zopf, nachdem er einen solchen getragen, — was zwar bey einer Marmor-Statue sich kaum gut ausnehmen dürfte, bey einer solchen u. Erz aber recht gut geht, wie solches z. B. an Kreitmayr's Erzstatue in München zu sehen ist. — Diese Bemerkungen sollen keineswegs einen Wunsch zur Abänderung ausdrücken, sondern Ich glaubte Sie nur darauf aufmerksam machen zu müßen. — Wünsche daß die Stellung, wie sie im Entwurfe ist, ja nicht verändert werde. —

Mit Meinem Danke für die Aufmerksamkeit, welche Sie Mir durch die Uebersendung der erwähnten Skizze erwiesen, versichert Sie gerne der Gesinnungen der Werthschätzung

Ihr Ihnen wohlgewogener
gez. Ludwig.

München den 26ten Februar 1853.

Drei Skizzen zu dem Denkmal sind vorhanden; sie befinden sich im Albertinum zu Dresden (Abbild. S. 437, 439 u. 441). Alle drei zeigen den gleichen, von vornherein feststehenden Grundgedanken. Abbild. S. 439 ist wohl als die ausgeführteste die nach Weimar und München entsendete, Abbild. S. 441, welche die Zuwendung Schillers zu Goethe mehr zu verwirklichen sucht, vielleicht die späteste. Beachtenswert ist in den drei Skizzen die verschiedenartige Stellung der Beine, die ja besondere Schwierigkeiten für den ästhetischen Eindruck auf den Beschauer bot. Die Ausführung des Denkmals (Abbild. S. 443) hat wesentliche Änderungen nicht bewirkt. Nur der Kopf Schillers hat eine bedeutsame Wendung in die Höhe und Weite nach seiner linken Seite erfahren, wie solche bereits in der zweiten Bleistiftskizze erscheint (Abbild. S. 107). Auf die Wünsche des Königs Ludwig hat Rietschel keine Rücksicht genommen. Der Zopf an Schillers Haupt war ihm durchaus unannehmbar. Aber auch das Hauskleid Goethes, das auch Förster so entschieden befürwortet hatte, trat nicht an die Stelle des „Degenkleides", an dem er sich aber genügen ließ, ohne es mit dem Stern zu beschweren.

Neben diesen Bedenken des Königs gab anderwärts der Kranz zu der Frage Anlaß, ob die als „Realismus" bezeichnete Darstellung der Dichter mit dieser symbolischen Handlung sich vereinigen lasse. Rietschel schrieb über die verschiedenen Einwendungen am 5. März 1853 an die Fürstin Wittgenstein in Weimar:*

„Eigen, daß nach den verschiedenen Städten verschiedene Auffassungen sich bilden. Hier [in Dresden] war man mit Kranz und Kleid zufrieden, in Weimar ist man gegen den Kranz, in München, scheint es, gegen das Hofkleid Goethes. Den Kranz findet Förster als die Spitze der Idee. Der König ist zufrieden, er hat nur ein Bedenken gegen das Kleid, er glaubt daß ein Oberrock besser sei. Das ist künstlerisch schwer, zwei Oberröcke. Offen können nicht beide sein, also Goethes zu, ein Sack dann auf zwei Füßen. Wie uninteressant und prosaisch! Als wenn der Oberrock den Dichter mache. Ich denke, nehme ich die Durchschnittsansicht, so ist sie im Ganzen für die Gruppe, wie sie ist."

Im selben Monat schreibt Rietschel treffend auch an Dr. Schiller in Braunschweig, den Hauptförderer des Lessingdenkmals:

„Nur Ein Motiv mit dem Kranze, den Goethe hält und in welchen Schiller hineinfaßt, erregt verschiedene Ansicht. Die Künstler finden Gedanken und Darstellung, wie ich die Handhabung des Kranzes gefaßt,** sehr glücklich, die Christleute haben Bedenken, Symbol und wirkliche Lebenswahrheit nebeneinander! Ich meine man soll den ersten Eindruck auf sich wirken lassen. Durch

* In Grimms „Wörterbuch der deutschen Sprache" ist das Wort „Degenkleid" allein auf Grund und mit ausdrücklicher Anführung dieses Briefes aufgenommen worden. Wahrscheinlich hat Ernst Förster die Aufnahme des Wortes veranlaßt.

* La Mara: „Aus der Glanzzeit der Weimarer Altenburg", S. 48. Leipzig 1906.

** Schillers „Hineinfassen" ist nur ein Greifen der feinen Dichterhand, der keine Zeit zum Festhalten des mühsam errungenen Ruhms gegeben war.

Digitized by Google

Erster Skizzenentwurf von Rietschel.

Reflexion und Abstraction kann man das Blaue vom Himmel herunter als unpassend erkennen. Ich glaube ich habe in Goethe den Herrschenden, in Schiller den Strebenden dargestellt." —

Da Rauch die Skizze, die nach München gegangen war, nicht sehen konnte, sandte ihm Rietschel als dürftigen Ersatz eine Daguerreotypie, die freilich, da hierbei das Bild direkt auf die Platte aufgenommen wurde, alles in umgekehrter Weise erscheinen ließ. Rauch sprach sich anerkennend aus, besonders auch über den die beiden gemeinsam verbindenden Kranz, gab aber doch zuletzt seinen „guten wohlgemeinten Rat", zwei Einzeldenkmäler

Digitized by Google

„nach Ihm R(ietschel) sattsam erprobter Weise" auszuführen, „da die beiden Dichtergestalten in ihren Naturkostumen dargestellt werden sollen".

Die Ausführung des Denkmals selbst konnte von Rietschel erst 1854 begonnen werden, da in den ersten Monaten dieses Jahres ihm von der sächsischen Regierung ein neues größeres Atelier im Ausstellungsgebäude auf der Brühlschen Terrasse zur Verfügung gestellt wurde.* Immer mehr aber wurde während der Arbeit dem Meister die Größe und Schwierigkeit klar, die durch die Doppelstatue bedingt war. Am 1. Januar 1855 schreibt er an Rauch, nachdem er während des Monats Oktober in Berlin zur Vollendung seiner Pietätgruppe in Marmor für die Friedenskirche in Potsdam geweilt hatte:

„Seit ich zurück bin, habe ich mit meiner Goethe-Schillergruppe große Noth durchgemacht. Das erfrischte Auge erkannte sogleich entschiedene Mängel in der Stellung beider Figuren und ich begann nach Art und Weise, wie Ihre Schüler es von Ihnen gelernt, mit radikaler Aenderung, bei der mir manchmal der Muth gesunken ist, so daß ich glaubte es weder geistig noch körperlich durchführen zu können. Ich bin nun wieder auf dem Punkte angelangt (doch besser und deshalb vorgeschritten) auf welchem ich stand, als ich nach Berlin abreiste; ich finde, daß zwei solche Figuren zusammen, wo eine die Bewegung der Anderen bedingt, mindestens so viel Arbeit macht, als 3 Figuren einzeln."

Einen Monat später (11. Februar) heißt es in einem Brief an Rauch:

„Sie fürchten** bei Ihrem Frühjahrsbesuch in Dresden, auf den ich mich unbeschreiblich freue, meine Gruppe schon in Form zu sehen. Mich übersiel dabei eine wahre Angst und Schaam. Ich will froh sein, bin ich im Herbste so weit. Ich habe bei meinen Arbeiten gar manche schwere Stunde und Angst gehabt, doch wie jetzt noch nie. Zwei so große Gestalten, die in einer ihrem Charakter entsprechenden Stellung und Handlung und so und nicht anders stehn und sich gebahren dürfen, dabei aber unbekleidet der Idee, die man hatte, entsprechen, und bekleidet ganz andere Menschen werden, andere Bewegungen machen,*** das Alles ist über die Maaßen schwer. Ich habe zu kleine Hilfsmodelle gemacht und im Großen geändert, nun fehlt mir das Ueberschen, das nur unten und in der Ferne möglich ist. Ich habe Monate lang gearbeitet ohne vorwärts zu kommen, immer von Neuem wieder eingerissen. Die Fenster sind für so große Gestalten auch nicht hoch und groß genug für scharfe Lichter und Schatten. Ach wie habe ich Ihr scharfblickendes Auge mir oft zur Seite gewünscht, nur einmal Sie fragen zu können, wo fehlt es? Wie muß ich auch die vielen technischen materiellen Schwierigkeiten alle selbst erfahren und durchmachen, statt daß in Berlin einer die Erfahrung des anderen benutzen kann. Ich bin noch lange nicht mit einer reinen Anlage zusammen, ich habe nur mit Charakter und Stellung zu thun gehabt und nur mit Goethe; Schiller wird mir hoffentlich nicht so viel zu schaffen machen.

Ich denke Tag und Nacht nichts als Goethe und Schiller, ich habe oft den Muth verloren, und erst jetzt wieder etwas gewonnen."

Am 25. März kann er melden:

„Mit meinem Goethe und Schiller geht es langsam vorwärts und ich bin so weit, daß Stellung und Bewegung und das Stehen zu einander nach meiner Ansicht in Ordnung ist, und nun weiter an die Durchbildung! Sollte ich Ihnen erzählen meine Noth und Kämpfe und Anstrengung, so würde ich Ihre Hand öfters nach den Haaren fahren sehen, begleitet von einem mundverschlossenen stöhnenden Hm mit zugedrückten Augen."

Ein Trost ist es Rietschel, daß auch Rauch von sich die gleichen Kämpfe bei Gestaltung seiner Mosesgruppe bezeugt. Am 29. April schreibt Rietschel an Rauch:

„Was mich in Ihrem Briefe ganz besonders gestärkt hat (erblicken Sie darin nicht etwa eine Schadenfreude) das ist auch Ihr Kampf mit Ihrer Arbeit. Wenn es am grünen Holz so hergeht, was soll am dürren werden? Wenn der Großmeister so ringt, was soll der Schüler bessres wünschen? ... Ich glaube, Sie haben mir es zu Liebe gethan, denn ich kann sagen, daß es mich für meine Arbeit ungewöhnlich ermuthigt hat und sehe, daß ich nicht verzagen darf, wenn der Großmeister auch noch, immer fort, die Leiden des Schaffens durchmachen muß ... Wie oft hat mich bei dieser Arbeit Ihr Beispiel gehalten, nicht zu ruhen, bis es besser geworden, und Goethe und Schiller würden, hätten Sie in diesen Thongestalten gelebt, mich für einen Thierquäler gehalten haben, denn alle grausamen Operationen, die vor Sebastopol nur vorkommen können, sind hier manipulirt worden, ich habe also ganz wie Sie den Geduldsfaden und in

* Das bisherige Atelier, in dem noch der Lessing geschaffen war, war ein niedriger, ganz unzureichender Pavillon der Brühlschen Terrasse, der an der Stelle stand, auf der jetzt das Denkmal Rietschels sich erhebt.

** Wohl Schreibfehler (aus Rietschels Empfindung entstanden) für „hoffen".

*** Die Figuren wurden zuerst vollständig nackt gestaltet und alles, was sodann am Körper bekleidet war, mit roter Farbe überstrichen, so daß sofort der anatomische Fehler ersichtlich, sobald beim Andern die rote Farbe zutage trat.

Digitized by Google

Zweiter Skizzenentwurf von Rietschel.

Ihrer Art fortgesponnen, in Ihrer rücksichtsvollen Milde, die allerdings manchmal einem anderen wie eine Art Berserkerwuth vorkommt, doch Niemand sieht ins Innere."

Im September 1855 kam Rauch nach Dresden. Rietschel schrieb am 19. August im Hinblick auf diesen Besuch: „Mit Beklommenheit sehe ich Ihnen entgegen. Was werden Sie sagen?"

Lebhaft erinnert sich der Schreiber dieser Zeilen als Sohn, mit welcher Erwartung und Erregung der Meister dem Urteil des

Digitized by Google

„Großmeisters“ entgegensah. Ihm gegenüber fühlte er sich noch stets als lernenden Schüler. Wie beglückt war er aber auch, als Rauch rückhaltlos seine bewundernde Anerkennung aussprach!

Ein besonders den Mut hebendes Ereignis trat unmittelbar darauf ein, das zugleich das Freundschaftsverhältnis der beiden Meister in helles Licht stellt. Rauch und Rietschel hatten Werke zur ersten Pariser Weltausstellung gesendet: Rauch die Kopie seines Denkmals des alten Fritz, Rietschel unter anderm den Lessing und die Pietà (Maria am Leichnam Christi). Rietschel und Cornelius waren die einzigen deutschen Künstler, die die große goldene Medaille erhielten. In neidloser Freude schrieb Rauch am 8. November an Rietschel:

„Vor Allem meinen herzlichsten wärmsten Glückwunsch der wohl verdienten großen Auszeichnung die Ihnen und unserer Kunst durch Pariser allgemeine Kunstausstellung geworden ist, eine Preiswürdigung aus diesem ungehenren Skulpturwerken Umfang ist in Ihrer Nähe ein wohlthätiger Glanzpunkt, für die Ferne aber und in unserem, deutschen Kunstkreise weit ausreichender, als durch mehrjährige Thätigkeit zu Ihrer Würdigung erreicht worden wäre, wozu Ihnen nun der Himmel auch gute Gesundheit mit geistiger Frische in der Werkstatt wie im Hausfrieden schenken möge, welches alle die Sie kennen, die Freunde vollends, Ihnen mit aller Liebe von Herzen mit mir wünschen werden ... Immer so Vorwärts!“

Ist dieser Brief ein Kennzeichen der neidlosen Gesinnung des edlen Rauch, so ist die Antwort Rietschels ein neuer Beweis für seinen selbstlosen Charakter:

„Preis- Liebens- Verehrungswürdiger Freund, und was weiß ich, was Alles Sie würdig sind. Wie innig erfreut hat mich Ihr theilnehmender Brief! wie hat er mich gleichsam fähig gemacht, der unerwarteten Auszeichnung froh zu werden. Wohl noch nie in meinem Leben habe ich etwas weniger gehofft und erwartet und wenn Rückkehrende von Paris nie etwas äußerten, ob meine Arbeiten nur zu bemerken wären, wenn ich von Niemand hörte, ob in den vielfach erschienenen Journalrecensionen sie nur erwähnt wären, so wurde meine Meinung fest, daß ich mich blamirt habe und obschon meine besten Trümpfe ausgespielt, doch neben den glanzvollen Werken solcher Ausstellung nicht zur Anerkennung auch nur bescheidener Art mich bemerkbar machen würde, wenn ich [mich] auch nicht dem dem Publikum in die Augen fallenden großen Theil der ausgestellten Werke für unebenbürtig gehalten habe. Ich habe hundertmal bereut, etwas hingeschickt zu haben und bin nun beschämt über eine Auszeichnung, deren Effekt einen gewissen Glanz hat, wie ein noch so glücklich gelungenes Werk ihn nicht hätte haben können. Dieser Effekt ist das Ausland, für den Deutschen höher, als das oft Bessere und Gescheutere im Vaterlande. Ich weiß daher an die Bedeutung dieser Auszeichnung den richtigen Maasstab anzulegen, überschätze sie nicht als den Maasstab für meine künstlerischen Leistungen, wie ich sie nicht unterschätze als ein großer, im Leben geltender Vortheil. Es ist doch mehr oder weniger eine Art Lotterie, ich habe eine Ehrenmedaille gezogen, weil dies so und jenes anders war, und wenn nun jenes so und dieses anders gewesen, hätte sie der Andere bekommen. Solche Erfolge machen mich erst recht demüthig und weisen mich darauf hin, daß ich's noch nicht ergriffen habe, daß ich ihm aber nachzujagen habe, daß ich's ergreife; sie muntern mich auf und regen mich an, und so erfreuen sie mich und es beglückt mich, daß sie die Frucht des Samens sind, den Sie, innigstverehrter Freund, gestreut haben. Wie alles in mir geworden ist, so oder anders, immer fühl ich von Neuem, und jetzt erst recht an meiner [Goethe-Schiller] Gruppe, daß ich ohne bei Ihnen, unter Ihrer Leitung gewesen zu sein, nimmer zu meiner Entwicklung gekommen wäre. Ihnen danke ich gerührt und mit Freuden alles, und jede Anerkennung, die mir etwa wiederfährt, ist nur eine Abstrahlung Ihres Ruhmes und Ihrer Ehre! Sie theurer, geliebter Meister!“

Noch aber waren die Kämpfe, die die Dichtergruppe ihm bereitete, nicht zu Ende. Am 31. Dezember schreibt Rietschel:

„Meiner Goethe und Schillergruppe, der ich ... überall etwas stärkeren Durchmesser gegeben, habe ich schon öfters ein Endziel voraussagen wollen, ich sah es immer wieder hinausrücken. Ich fürchte durch mein langes Daranarbeiten ein Kinderspott zu werden, doch es glaubt Niemand und ich spreche nicht mehr darüber. Soviel Nöthe habe ich mir nie vorgestellt.“

Am 5. Juli 1856 kann er an Rauch endlich melden:

„In 10, höchstens 14 Tagen bin ich fertig, aber nicht nur mit der Arbeit sondern auch mit mir. Ich bin todmüde äußerlich und innerlich.“

Kurz darauf schreibt er an Dr. Schiller in Braunschweig:

„Meine Dichtergruppe ist fertig, ich bin aber auch mit meinen Kräften zu Ende, nervös erregt, abgespannt, von steter Anspannung körper-

Digitized by Google

Dritter Skizzenentwurf von Rietschel.

lich geplackt ... oft bis zum Zusammensinken. Da habe ich über drei Jahre daran gearbeitet, zwei und ein halbes Jahr ununterbrochen; dafür erhalte ich 5500 Thaler — Auslagen habe ich 1600 Thaler — kommt auf das Jahr 1300 Thaler Verdienst. Wenn ein Mann wie Biefve in Brüssel für eine Skizze 1—200 Louisdor verlangt und erhält, der sich doch mit Gallait nicht im entferntesten messen kann, wenn er vom König von Preußen für ein großes Bild, das er in einem Jahr zusammenwirft 10000 Thaler erhält, so treten dem deutschen Künstler bei oben

Digitized by Google

angedeuteten Verhältnissen eigene Empfindungen entgegen. Doch das ists nicht, was mich glücklich machen würde, obschon es zu schätzen ist — wird aber die Wirkung im Freien die rechte sein? Ich kann es im Atelier nicht beurtheilen und lebe so lange in Spannung, bis der Moment da ist, um die Freude statt des Geldes zu genießen — oder in meiner künstlerischen Thätigkeit für — ich fürchte — immer geknickt zu sein. Es liegt ein Lebensaccent für mich auf dieser Arbeit, es ist viel, dazu viel Unberufenes darüber gesagt worden, die Spannung ist erregt für einen Gegenstand, der jeden Deutschen interessirt. Helfe Gott zum guten Ausgang!"

„Äußerlich und innerlich fertig." Man versteht dieses Wort, wenn man bedenkt, daß mit dem unausgesetzten künstlerischen Kämpfen und Ringen um die Aufgabe während dieser drei Jahre stets die schwersten körperlichen Hemmungen verbunden waren. Das fortschreitende schwere Lungenleiden machte oft lange Pausen nötig, der scharfe Ostwind des Winters bannte den rührigen Mann auf ärztliches Gebot oft wochenlang an das Haus. Lange Zeiten mußte er sich täglich in einer geschlossenen Sänfte aus der Wohnung unmittelbar in das Atelier tragen lassen. Im Juli hatte er sich durch einen Fehltritt vom Gerüst herab, das die Figuren umgab, eine Verstauchung des Fußgelenks zugezogen, die eine längere Unterbrechung der Arbeit nötig machte. Nur seine eiserne Willenskraft vermochte es, alle die seelischen und leiblichen Hemmungen zu überwinden.

Im Januar 1857 konnte das in Gips gegossene fertige Modell zum Erzguß nach München übersendet werden. Rietschel meldete dem König Ludwig die bevorstehende Ankunft des Werkes und erhielt von ihm folgenden Brief:

Herr Professor Rietschel!

Habe Ihr Schreiben vom 7ten dieses Monats, in welchem Sie Mir die Anzeige machen, daß am 13ten dieses Monats das von Ihnen verfertigte Modell der Dichtergruppe in München eintreffen werde, empfangen, welche Anzeige Ich, der Ich bezüglich der Herstellung des Erzgusses dieses Denkmales, wozu Ich, was Ihnen bereits bekannt, das Erz als Geschenk gebe, ausser diesem weiter nichts damit zu thun habe, Mich aber recht sehr freue, das Modell von einem so ausgezeichneten Künstler, wie Sie sind, hergestellt zu sehen, mit Vergnügen gelesen, Sie dabey zugleich gerne der Gesinnungen Meiner Werthschätzung versichernd

Ihr Ihnen wohlgewogener
gez. Ludwig.

München den 11ten Jänner 1857.

Von dem mächtigen Eindruck, den die Gruppe in München, besonders auch in den Künstlerkreisen machte, liegen mannigfache Zeugnisse in Zeitungen und Briefen vor. Wir geben nur den Brief wieder, den der Direktor der Erzgießerei, von Miller, am 27. Januar an Rietschel schrieb:

„Wo soll ich anfangen oder wie soll ich es anfangen, Ihnen den Jubel und die freudige Begeisterung zu schildern, die Ihr Werk hier hervorgerufen, ich fühle, es wäre ein müßiges Unternehmen, denn es würde mir nicht gelingen, Ihnen auch nur annähernd ein wahres Bild zu liefern, genug, wenn ich Sie versichere, der ich doch schon viel Gelegenheit hatte, in ähnlicher Veranlassung die Münchner zu beobachten, so einig, so befriedigt, so entzückt sah ich sie nie, wie dießmal beim Anblick Ihres Meisterwerks.

Jetzt begreife ich wohl, daß Sie besorgt sind um Ihr Werk, wie um ein liebgewordenes Kind und ich fühle ganz, wie viel Sie mir anvertraut haben. Dieses Werk, das mir immer lieber wird, je länger ichs ansehe, flößt mir eine solche Hochachtung und Verehrung für dessen Schöpfer ein, die ich nicht auszusprechen vermag, ich kann sie höchstens in den Wunsch einkleiden, Gott erhalte Sie noch viele viele Jahre gesund und frisch zu fernerem Wirken, zum Wohle und zum Ruhme deutscher Kunst. — Sie haben Bahn gebrochen, eine neue schöne Zukunft verkündet dieses Werk der deutschen Plastik.

Es kostet mich eine Ueberwindung Hand an das Werk zu legen, zwei Tage hatte ich's ausgestellt und zwey Tage war die Gießerey bestürmt von Freunden der Kunst, die alle Ihre Freunde geworden. König Ludwig, der strenge Richter, war hocherfreut über das Werk; daß er Schiller zurückgesetzt glaubt, rührt mehr von der hohen Begeisterung her, die er für den großen Dichter hat und Göthe nicht einmal den Vorzug des Alters gönnen will. Sie hätten ihm diese Bemerkung verziehen, wenn Sie gesehen hätten, wie er eine Viertelstunde in Anschauung versunken öfter ausrief, mein Schiller ist herrlich, der Ausdruck des Schillerkopfes ist herrlich. — Die befürchtete Bemerkung wegen Göthes Frack erfolgte nicht, ein Beweis, daß er befriedigt war. Göthe, glaubte er, sey in der Zeit jünger gewesen ...

König Max war nicht minder erfreut, so weit dieser Herr auf Gebilde der Kunst einzugehen vermag, that er es."

Am Schluß des Briefes folgt die kurze Nachschrift: „Göthe ist glücklich in der Grube, Schiller folgt morgen nach. i. Eile."

Neue schwere Sorgen brachte aber nunmehr die Fertigstellung des Erzgusses in

Digitized by Google

Das ausgeführte Denkmal vor dem neuen Theater in Weimar.

München. Ist es doch überhaupt in jedem Falle, wenn der Künstler sein Werk nicht selbst in Marmor ausführen darf, die schmerzvolle Selbstverleugnung des Plastikers, daß er sein Originalwerk in Ton rettungslos verloren geben muß, während des Malers Bild bleibt, wie er selbst unmittelbar es geschaffen hat. In dem Gipsabguß geht bereits vieles von den Feinheiten des Tonmodells verloren. Vollends aber wird der von dem Gipsmodell abgeformte Bronzeguß in seiner gesamten Oberfläche von andern Händen überarbeitet, weil zwischen Form und Metall eine Oxydablagerung als Gußhaut sich bildet, abgesehen davon, daß einzelne Blasen und Unebenheiten auch beim besten

Digitized by Google

Der Kopf Goethes am ausgeführten Denkmal.

Guß unvermeidlich sind. Dazu kommt, daß jede Gußform aus vielen einzelnen zusammengefügten Teilen besteht, die an der Oberfläche der Statue durch Nähte sich kennzeichnen und beseitigt werden müssen. Es verlangt daher die Fertigstellung des Erzbildes von den Ziseleuren, denen die Vollendung anvertraut ist, in langer mühevoller und sorgsamer Arbeit nicht nur handwerksmäßige Technik, sondern auch künstlerisches Verständnis.

Hier drohten aber gerade in München Gefahren. Zwar war in der hervorragenden Persönlichkeit des Direktors von Miller ein Mann gegeben, der in jeder Hinsicht die Gewähr für ein gutes Gelingen bot. Aber durch die fieberhafte Ungeduld König Ludwigs, der sein München mit Denkmälern schmücken wollte, war unter den Arbeitern und Ziseleuren eine handwerksmäßige, alles künstlerischen Verständnisses bare Arbeitsweise eingerissen.

Und nun sollte das Denkmal auf den dringenden Wunsch des nunmehrigen Großherzogs von Weimar, Karl Alexander, bereits am Anfang September desselben Jahres in Weimar enthüllt werden.

Der Großherzog schrieb eigenhändig am 2. Febr. 1857 an Rietschel (s. das Faksimile):

Alle Zeitungen sind des Lobes über die Goethe-Schiller-Gruppe voll, Briefe aus München bezeugen noch ausführlich, bestätigen die bewundernde Freude, die Sie, mein verehrter Meister, hervorriefen. Noch habe ich zwar nicht das Werk vollendet gesehen, allein die Bewunderung die ich Ihrem Talente zolle, das Vertrauen das ich deshalb in dasselbe, in Sie setze, endlich die Erinnerung des mächtigen Eindrucks, welchen ich durch die Besichtigung des halb vollendeten Modells erhielt — dies Alles genügt, mich schon jetzt anzutreiben, Ihnen zu danken, anzufangen Ihnen zu danken. Entnehmen Sie das Maaß dieses Gefühls aus der freudigen Zuversicht, mit der ich Ihnen dieses nationale Monument anvertraut und der Befriedigung, die ich empfinde das Resultat so anerkannt zu wissen. Nicht weniger werden Sie aber auch meinen Eifer durchfühlen die Errichtung am 3. Sep. d. J. dennoch möglich zu machen, ist dieser Tag doch der 100jäh. Geburtstag Carl Auguste! In diesem Umstand endlich — auch dieses werden Sie tief fühlen — liegt aber auch ein mächtiger Mahnruf an mich: nicht bei diesem Monument stehen zu bleiben, sondern sofort, gleich an diesem selben dritten September weiter zu schreiten zu der Grundsteinlegung des Monumentes für Carl August selbst, das Sie und wiederum nur Sie ausführen können. Es zu übernehmen ist nun meine ernstliche Bitte. Die Zeit soll dabei Sie nicht drängen, aber es drängt die Ueberzeugung mich zu Ihnen, daß Sie diese Aufgabe auch zu lösen berufen sind. Deshalb bitte ich Sie sie anzunehmen.*

Wie sehr ich Sie schätze fühlen Sie, empfangen Sie hiervon die Bestätigung von

Ihrem Carl Alexander.

Die Antwort Rietschels auf diesen Brief liegt uns nicht vor, wohl aber ein zweiter eigenhändiger Brief des Großherzogs in dieser Angelegenheit vom 11. Mai:

Aus beiliegendem Berichte des Hofrath Schöll, mein lieber Herr Professor, werden Sie ersehen, welch erfreuliche Mittheilung mir in Bezug auf die Anfertigung des Doppelmonumentes zugekommen ist.** Nur eins muß meine Freude

* Das Karl-August-Denkmal, das nach Rietschels Tod (1861) seinem Schüler Adolf Donndorf anvertraut wurde, liegt außerhalb des Rahmens dieser Zeilen. Wir bedauern, die interessanten Verhandlungen, die sich über die Auffassung des Denkmals zwischen dem Großherzog und Rietschel entspannen, und die das feine Verständnis des in der Öffentlichkeit so oft verkannten Fürsten in einem bedeutsamen Licht erscheinen lassen, hier nicht mitteilen zu können.

** Wohl die Nachricht, daß die Münchner Gießerei erklärte, das Denkmal zu dem erwünschten Zeitpunkt fertigstellen zu können.

Digitized by Google

trüben, dies ist die Besorgniß, welche Sie zu haben scheinen. Daß diese Besorgniß beseitigt werden möchte, durch Sie beseitigt werden möchte, mein verehrter Meister der Kunst, ist nun mein eben so aufrichtiger Wunsch, wie meine dringende Bitte. In dem Umstand, daß die Motive, welche die Epoche des dritten Septembers als die richtigste bezeichneten, in ihrer Bedeutendheit vollkommen erkannt worden sind, auch von Ihnen zunächst erkannt worden sind, liegt die Ursache, daß ich an dieser Epoche entschieden festhalten muß. Dazu aber können Sie mir helfen und deßhalb wende ich mich an Sie mit dem Vertrauen, mit dem ich mich unterzeichne als Ihr Sie sehr hochschätzender

Carl Alexander.

Weimar den 11. Mai 1857.

Ich bitte Sie mir die Beilage zurückzuschicken.

Wer möchte den Wunsch des Großherzogs nicht in vollem Maße verstehen, wer wird aber auch nicht begreifen, in welche schwierige Lage Rietschel im Hinblick auf sein Werk und seine künstlerische Selbstachtung versetzt war! Er antwortete dem Großherzog bereits am 13. Mai:*

Durchlauchtigster Großherzog!
Allergnädigster Fürst und Herr!

Die in Beilage an Ew. Königliche Hoheit ergangenen Notizen vom Hofrath Schöll beruhen auf Nachrichten von mir, die ich letzteren mitgetheilt. Ich habe nun die Ehre denselben hinzuzufügen, daß Ew. Königliche Hoheit darauf rechnen können, daß ich in Erkenntniß und Würdigung der hohen Bedeutung des 3. September den heißen Wunsch fühle, dieses Tags und Ew. Königlichen Hoheit wegen, das Werk vollendet zu sehen, und damit es möglich werde, gern manches zulassen werde, was unter andern Umständen nicht der Fall sein dürfte.

Diese Zulassungen haben freilich eine natürliche unüberschreitbare Grenze, die darum zu überschreiten mir E. K. H. selbst um so weniger zumuthen werden, weil sie nur im Interesse E. K. H. selbst gezogen seyen soll, um das Werk, das Ihre Anstrengungen und Opfer durch meine Hand hervorgerufen, vor unwürdiger Verstümmelung zu schützen, welche demselben den Kunstwerth, den die aufrichtigste Anstrengung aller meiner Kräfte ihm etwa zu geben vermochte, für alle Zeiten rauben würde. Ich will alle Kräfte auch ferner aufbieten und aufbieten lassen, um die Vollendung zu beeilen; ich werde selbst nach München gehen und sie fördern, wie ich kann. Was nur immer möglich ist, soll geschehen, um den von mir so verehrten

Der Kopf Schillers am ausgeführten Denkmal.

Wunsch E. K. H., der ja auch mein eigner sehnlichster ist, zu erfüllen, aber ich bin zu sehr von Ehrfurcht für Ihre wahre Kunstliebe erfüllt, um nicht überzeugt zu seyn, daß Sie Selbst in edler Aufopferung eher dieser Erfüllung entgegentreten, als die Vernichtung des vollen Kunstwerthes des Monuments zulassen würden. Diese Vernichtung würde aber eintreten, wenn unter Ciselirung hier eine bloße Überfeilung des Gusses verstanden werden könnte, um ihm eine gleichmäßige Farbe zu geben, wodurch ihm aber alles feine detail geraubt würde. Dann ist der Guß einer Statue dem Gusse einer Glocke oder Kanone gleichgestellt, und der Begriff eines Kunstwerks hat aufgehört, sein Werth und Bedeutung sind vernichtet. Ich habe daher Herrn v. Miller meine Ansichten und Vorschläge mitgetheilt, das Ziel zu erreichen, nur weiß ich nicht, da ich nicht technische Kenntnisse darin im weiteren Sinne habe, ob meine Vorschläge ausführbar sind, und ob bei den außerordentlichen Erfahrungen v. Millers nicht Vortheile möglich sind, die ich nicht kenne. Erst im Juni, wo ich nach München reisen werde, um mich mit Herrn v. Miller zu besprechen, werde ich im Stande seyn, ein kompetentes Urtheil zu gewinnen.

Ew. Königliche Hoheit mögen auf meinen größten Eifer und ernstlichen Willen rechnen, Alles beizutragen, Allerhöchst Ihren Wunsch zu erfüllen.

* Der Brief liegt mir im Entwurf vor.

Digitized by Google

Mit dem Ausdrucke ehrfurchtsvollster Gesinnung und Dankbarkeit

Ew. Königlichen Hoheit
unterthänigster Diener
Ernst Rietschel.

Dresden d. 13. Mai 1857.

Mitte Juni kamen mit bestem Gelingen die beiden Statuen aus der Gußform ans Tageslicht. Der Großherzog sandte auf die Nachricht hin sofort folgenden eigenhändigen Brief an Rietschel:

Die freudige Kunde von dem gelungenen Guß hat auch Sie erreicht, hat Sie bereits, wie ich vernommen, nach München gerufen. Mit welch gespannter Erwartung ich an München denke, ich auf Sie blicke, fühlen Sie selbst. Alles ist zu der Enthüllung vorbereitet, die Einladungen sind zum Theil gemacht; vertrauensvoll wende ich mich an Sie, damit wir von der Hoffnung zu der Wirklichkeit nun schreiten können, die Enthüllung am 4ten September d. J.* vornehmen. Die Verwirklichung liegt noch in Ihrer Hand, da es Ihre Einwirkung seyn wird, welche über die Ausdehnung der Ciselirung zu entscheiden hat. Ich wende mich deshalb nochmals mit der Bitte an Sie, diese Verwirklichung zu bewerkstelligen und zeichne wie immer mit aufrichtiger Hochachtung

Ihr Sie sehr liebender
Carl Alexander.

Weimar den 15. Juny 1857.

Rietschel war nach München geeilt und blieb dort zehn Tage, um sich mit von Miller über die Behandlungsweise zu vereinbaren, um die Arbeit zu beaufsichtigen und Anweisung zu geben, ja selbst an einigen Stellen mit Hand anzulegen. Er schrieb darüber am 14. Juli an Rauch:

„Meine Statuen müssen nun in 6 Wochen fertig werden, was soll ich machen, wenn alles einstürmt, des Festes Glanz nicht zu stören. Miller sagt, daß er fertig werde. Ich habe während meines Aufenthaltes in München die verschiedenen Behandlungsweisen probiren lassen, bloßes Aufreißen der Gußhaut, wo sie rein war, feilen, rifseln etc. etc. Das Rädeln** ist verpönt. Ich habe auf Manches resignirt, in Manches mich gefügt, und Manches hoffe ich, da das Modell vollendet war und nichts Neues hinein gemacht zu werden braucht, wie die größere Anzahl von Modellen, die man dort sieht, uns einen wahren Ekel vor solcher Stulptur bekommt [Schreibfehler für: bereitet]. Solche Roheit, solche Gewissenlosigkeit, solcher Mangel an Können und Wissen; und welche Talente und Kräfte sind dort unter dem Drucke Schwanthalerscher Absolutheit im Schach gehalten worden! Welch' Genie war Schwanthaler und was hat er der Welt hinterlassen? Bewunderungswürdige Anfänge und was für Endarbeiten?"

Noch war der Platz, auf dem das Denkmal stehen sollte, endgültig zu bestimmen. Wir wissen von früher, daß Rauch den Platz vor dem Theater gewählt hatte. Auch Rietschel hatte sich zuletzt für ihn entschieden. Nun war die Frage, ob das Denkmal gegenüber vom Theater zu stehen kommen solle, so daß die Dichter das Theater anschauten und der Verkehr zwischen Theater und Denkmal erfolgte, oder ob das Theater den Hintergrund bilden sollte. Bei der äußern Gestaltung des Platzes war die letztere Anordnung günstiger, für die Besichtigung des Denkmals dagegen entschieden ungünstiger, weil die Angesichter fast ganz der Nordseite (nur etwas nach Osten) zugekehrt sind, die Sonne dem Beschauer am Tage vor Augen steht und die Gestalten keine Beleuchtung haben. Rietschel hatte die erstgenannte Stellung gewünscht. Der Großherzog aber entschied, nachdem er am 21. Juli persönlich mit Rietschel die Angelegenheit in Wilhelmsthal besprochen hatte, in einem Schreiben an Rietschel, dem einzigen, das nicht eigenhändig geschrieben, sondern nur unterzeichnet ist:

Indem ich Ihnen, mein bester Herr Professor, meinen Dank für Ihr ausführliches Schreiben vom 24. d. M. ausspreche, unterlasse ich nicht Ihnen mitzutheilen, daß ich bei dem beharre, was ich Ihnen bereits erklärt habe, daß nämlich die Stellung der Statuen so bewirkt werde, daß sie dem Theater den Rücken zukehren. Stellt sich heraus, daß diese Stellung eine ungünstige wäre, so kann man eine Änderung eintreten lassen, wenn das Piedestal verändert wird, was doch auf jeden Fall stattfinden muß.* Ich theile

* Auf den 3. September (Geburtstag Karl Augusts) war die Grundsteinlegung zu dessen Denkmal, auf den 4. September die Enthüllung der Denkmäler (außer der Doppelstatue des Denkmals Wielands von Gasser) vorgesehen.

** Eine Methode, die v. Miller vielfach angewendet hatte, die aber Rietschel verwarf.

* Bei der Enthüllung des Denkmals war das von Professor Nicolai in Dresden entworfene Piedestal nur ein provisorisches, da der von dem Großherzog von Baden für diesen Zweck geschenkte Granit bis zu diesem Termin nicht fertiggestellt werden konnte. Bei dem im Jahre 1907 vollendeten Neubau des Weimarer Theaters hat das Monument wegen der neuen Fassade einen etwas veränderten Platz bekommen, ohne daß leider die bisherigen Übelstände — die Richtung nach Norden — geändert werden konnten.

Digitized by Google

jedoch Ihre Meinung, daß das Monument ein Ganzes zu sein hat mit dem Theater.

Mit der Wiederholung des Ausdrucks der Ihnen bekannten Gesinnung verbleibe ich

Ihr Sie aufrichtig hochschätzender
gez. Carl Alexander.

Wilhelmsthal den 31. Juli 1857.

Nachdem am 3. September die Grundsteinlegung zu dem Denkmal Karl Augusts, dessen Ausführung ja, wie wir bereits hörten, Rietschel übertragen worden war, erfolgt war, wurden am 4. September nacheinander die Statue Wielands von Gasser und sodann das Goethe-Schiller-Denkmal unter allgemeiner Begeisterung enthüllt.* Die meisterhafte Rede des Gymnasialdirektors Heiland schloß mit den Worten:

„Der Dichter irdische Erscheinung festzuhalten und sie in unvergleichlichen Gestalten, verbunden durch den Kranz des Ruhms, auf die Nachwelt zu bringen, das ward dem geistvollen Künstler beschieden, dem Deutschland bereits seinen Lessing verdankt. Ihm gelang es, dort jenes majestätische Haupt zu bilden,

Welchem Phöbus die Augen, die Lippen Hermes gelöset,
Und das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt,

bei dessen Anblick die Seele des Beschauers voll wird, wie der Tautropfen von der Morgensonne — hier dieses edle, im Abglanz der idealen Welt verklärte Antlitz, voll von jenem Mute, der den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,

Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

Der Kranz aber, der sie verbunden hält, ist zugleich dein Kranz, mein deutsches Volk, der Kranz, mit dem sie dich königlich geschmückt haben vor allen Völkern der Erde. Schaue es selbst und kränze deine Dichter mit neuer Verehrung und neuer Liebe!"

Berthold Auerbach** und der dänische Dichter Andersen haben lebensvolle begeisterte Schilderungen der Enthüllung gegeben. Andersen schreibt unter anderm:

„Als die Hülle fiel, sah ich einen von den poetischen Momenten des Zufalls; ein weißer Schmetterling flog über Goethes und Schillers Haupt, als ob er nicht wüßte, auf welchen von ihnen er sich niederlassen sollte — als Sinnbild der Unsterblichkeit. Nach kurzem Schwärmen erhob er sich in das klare Sonnenlicht und verschwand."

Auch Franz Liszt gab eine Beschreibung des Festes, der eine überaus feine Charakteristik der beiden Dichtergestalten beigefügt ist.* Auch tritt Liszt in diesem Artikel mit Entschiedenheit denen entgegen, die an dem Motiv des Lorbeerkranzes, der beide verbindet, mit ihrer Kritik eingesetzt hatten. —

Unser Bericht über die Entstehung des Goethe-Schiller-Denkmals ist ganz von selbst zu einem laut redenden Zeugnis von dem Seelenbunde der beiden Freunde Rauch und Rietschel geworden. Wir können ihn darum nicht besser schließen als mit den Worten Rietschels, die er nach dem erhebenden Feste an Rauch schrieb, der zu seinem Schmerz durch Unwohlsein verhindert war, dem Ehrentage seines einstigen Schülers und Freundes beizuwohnen:

Mein hochverehrter Meister und Freund!

Ihre Grüße durch Frau Prof. v. Alton** und Ihr Brief waren mir in Weimar die freundlichsten Begegnisse unter all den vielen lieben und interessanten Bekanntschaften und Wiedersehen früherer Bekannter; ich wußte, daß Keiner so viel Theil nehmen konnte, so viel Theil jedenfalls hatte, an dem, was mir Gutes widerfahren mochte. Sie sind ja der Grundstein, auf dem mein künstlerisches Glück sich aufgebaut hat. Mit immer neuem Dank erkenne ich die tüchtige Schule, die ich bei Ihnen durchgemacht, sie ist's, die meinem Talent, das von gar vielen weit übertroffen wird, den Weg gezeigt, auf den es ohne hin und her zu irrlichterliren, zu gehen hatte, um ihm Gemäßes hervorzubringen.

Das möchte nun scheinen, als wäre ich hier gewiß, daß ich mit diesen Bedingungen eben das Tüchtigste geleistet hätte. Sie kennen mich, Verehrtester, daß ich davon entfernt bin, daß mir das, oder alles gefalle, was ich gemacht, weil es anderen gefällt, ich habe nur die Beruhigung,

* Wie sehr die Auffassung der beiden Dichtergestalten das deutsche Gemüt anspricht, beweist unter anderm die Tatsache, daß schon mehreremal die Doppelstatue Rietschels in Erzguß in amerikanischen Städten von den dortigen Deutschen errichtet worden ist, z. B. in San Franzisko 1901, in Cleveland (Ohio) am 9. Juni 1907. Neuerdings ist die Aufstellung in Milwaukee (Wisconsin) im Werke.

** Morgenblatt 1857, Nr. 42. Die Schilderung ist bei Oppermann S. 292 ff. abgedruckt.

* In „Anregungen für Kunst, Leben und Wissenschaft", herausgeg. von Fr. Brendel und R. Pohl, Leipzig, Jahrg. 1857, Heft 5: „Das Septemberfest zur Feier von Karl Augusts hundertjährigem Geburtstag." Abgedruckt in Liszts Schriften, Bd. 5, S. 113 ff.

** Rauchs Tochter.

Digitized by Google

daß ich das meinen Kräften Gemäße mit Liebe und Treue geleistet, was da fehlt, das konnte ich nicht. Wo aber das Erwähnte erkannt wird, da geht es auch über in den Beschauer, und er sieht sich mit Liebe und Treue hinein, weil er sie heraus fühlt. Das ist mein Verdienst dabei gewesen, nicht aber Vollkommenheit, von der sie weit entfernt ist, denn gar bittere Stimmungen gehen durch die Seele, wenn das eigene kritische Auge die Bronce auf erhöhtem Sockel und freiem Platze mustert. Da ist aller Ecken und Enden eine Aufforderung zu drücken, zu decken, abzunehmen, zu mildern, und ich kenne nur eine Empfindung, die mich erfüllt, die ist: Resignation.

Was mir Gutes, Übermäßiges widerfahren, Sie haben es durch Frau Prof. v. Alton gehört. Es war so viel, daß es für Jahre ausreicht. Es war ein Erlebnis, wie es mir nie wiederkommen kann, da ich keine Arbeit machen, keinen Auftrag erhalten kann, der so von allgemeinem Interesse gehoben, auch meinen Leistungen entgegenkommt und sie mit trägt.* Das ist ein Glück aber kein Verdienst.

Was Miller geleistet hat, ist außerordentlich, seine Praktik, die Sicherheit, mit welcher er alles vollführt, ist bewunderungswürdig. Damit ist aber nicht gesagt, das Alles ist und sein kann, wie ich es wünschte. Eine Vollendung der Ciselirung konnte gar nicht gewollt werden. Vieles ist unberührt, wie es aus der Form kommt, doch leider kommt alles unreiner aus der Form als das Modell ist, da manche Unreinheit in die Form hinein gewaschen wird. Was überfeilt ist, hat wieder auch nicht können mit der Sorgfalt der Vollendung gemacht werden, wie wir es immer erstrebt haben, allein trotzdem, daß ich Vieles störende von unten sehe, stört mich es für die Totalität nicht. Nur der Glanz ist mir fürchterlich, der die Massen zerschneidet, Tiefen und Höhen wechselt, den Gesichtern falschen Ausdruck giebt.

Wie habe ich Sie zu mir gesehnt, mit Ihrem Auge zu sehen und Beruhigung für Manches zu erlangen, was an mir nagte, wo mich andere priesen.

Doch dies Gefühl kennen Sie am Besten, Sie der es am wenigsten nöthig hätte, und ich meine, es wäre kaum gut, hätten wir diese Empfindungen nicht, das Ende des Strebens wäre dann da.

Ich habe trotz der vielen kritischen Scrupel doch glückliche Tage in Weimar erlebt, da die Theilnahme und Freude für das Werk eine Art Opium für mich blieb. Gebe Gott, daß es auch später so günstig beurtheilt werden kann, wenn der Festrausch verschwunden.

Dieser Brief ist überhaupt der letzte, der zwischen den beiden Freunden gewechselt wurde. Anfang Oktober desselben Jahres 1857 kam Rauch zu einer ärztlichen Konsultation nach Dresden. Ehe noch ein in Aussicht genommener operativer Eingriff erfolgen konnte, wurde der edle Meister auf ein schweres Krankenlager geworfen und starb in Dresden in der Nähe des geliebten Freundes am 3. Dezember 1857.

* Rietschel ahnte damals nicht, daß er berufen werden sollte, das Lutherdenkmal in Worms zu schaffen, dessen Vollendung ihm allerdings nicht vergönnt war.

Zwischen Rast und Ruh'

Nun alles Lebens Räder
Ermattet stillestehn
Und meines Tags Gedanken
Wegmüde schlafen gehn,

Da tritt an meines Sessels
Still-fromme Abendrast
Mit leisem Fuß das Schweigen,
Ein scheuer, lieber Gast;

Legt um die heiße Stirne
Sein blaues Schleierband,
Nimmt friedlicher Gebärde
Die werkesschlaffe Hand,

Entführt mich leicht in Lande,
Die tiefste Sehnsucht dacht',
Darin ein silbern Rauschen
Aus schattigen Hainen lacht.

Auf tauiger Wiese schreitet
Im Tanztakt ein junges Kind,
Unter hüpfender Goldlocken Leuchten
Ich deine Züge find',

Die du mein wundes Leben
In weichen Händen kühlst
Und meiner Sehnsucht Ströme
Vor dir verrieseln fühlst.

Heinz Georg Scholz

Digitized by Google

Dramatische Rundschau

Von Dr. Friedrich Düsel

„Liebe" von Paul Apel — „Nju" von Ossip Dymow — „Lumpengesindel" von Ernst von Wolzogen — Gesammelte Werke von Heinrich Hart — „Herostrat von Ephesus" von Ludwig Löser — Der französische Tragöde Mounet-Sully und die Nederlandsche Tooneelvereeniging — Die Memoiren der Sarah Bernhardt

Lenz und Liebe — das gibt auch auf dem Theater immer noch einen guten Reim. Die einzigen beiden Stücke, die aus dem Berliner Schwank- und Possenunkraut der Frühlingswochen um einer Blütenkrone Länge herauslugen und einen gewissen Anspruch auf literarische Würdigung machen können, variieren das große Welt- und Ewigkeitsthema von den Wonnen und Schmerzen des Eros. Sie tun es flüchtig und leichthin, wie ein Falter über eine Blume huscht oder eine wandernde Wolke ihren Schatten auf ein Gartenbeet wirft, und so ziemt es wohl auch dem Kritiker, nur mit ein paar behutsamen Worten darüberhin zu streifen.

Da ist zunächst der junge Deutsche Paul Apel: den lockt es, die schöne Zeit der jungen Liebe einmal höchst unschillerisch von der parodistischen Kehrseite zu betrachten. Und so zeigt er uns in seiner Groteske „Liebe" (Buchausgabe bei Oesterheld u. Co., Berlin), mit deren Aufführung das Hebbeltheater unter seinen Besuchern recht gemischte Gefühle hervorrief, zwei jener halberwachsenen Flaumbärte, die die unverdorbene Reinheit ihrer eignen Herzen auch in jedem andern, zumal jedem weiblichen, suchen, und die deshalb in kameradschaftlichem Wettstreit die Erstlinge ihrer männlichen Gefühle einer jungen, aber schon äußerst lebenserfahrenen Witwe darbringen. Dabei ahnen die blonden Jungen gar nicht, daß die fesche Frau Marion sich von der Vorspeise dieser selbstlosen Huldigungen nur Appetit machen läßt auf die nahrhaftere Kost, die ihr der stramme Herr Briesemann, königlich preußischer Bahnassistent und mehrfach medaillierter Preisschwimmer, mit seiner Liebe verspricht. Die grotesk-komische Schlußszene faßt wie ein Epigramm den Sinn und Humor des Ganzen zusammen: Frau Marion, die eben noch wieder in den Armen des cand. phil. Peter Winter gelegen und dann unter Tränen der Rührung Abschied von ihm genommen hat, klopft in der nächsten Minute an seine Zimmertür — die beiden sind Pensionsnachbarn — und erbittet sich vor dem Schlafengehen ein Zündhölzchen. Ein einziges nur, als Andenken gleichsam an die zum Tode verurteilte Flamme ihrer Liebe. Wozu sie das haben will, sagt sie nicht. Der Zuschauer aber weiß es, wenn er sie gleich darauf auf leisen Sohlen zu dem Licht schleichen sieht, das Herr Briesemann, ein moderner Leander, sich von seiner Hero als nächtliches Liebeszeichen erbeten hat. Dergleichen deutsame Pikanterien sind dem Verfasser von einigen kritischen Tugendwächtern schlechthin als frühreifer Zynismus ausgelegt worden. Dagegen hat er dann selbst das Wort zur Verteidigung ergriffen. Er habe nicht „die" Liebe im pathetischen Sinne des Wortes gemeint, sondern nur eine komische Abart, und die habe er geglaubt ironisch-parodistisch behandeln zu dürfen. Seiner ganzen Lebensauffassung liege jeder Zynismus weltenfern, wie es sich eigentlich bei dem Verfasser des Buches „Wie adeln wir unsre Seele?" von selbst verstünde. So habe er denn in seinen Peter und Hänschen zwei liebe, ahnungslos reine, wenn auch bodenlos lebensunreife junge Menschen zeichnen wollen, deren Liebesirrungen nichts weniger als vorbildlich zu sein brauchten. Und wirklich: er, der da soeben der vermeintlichen „Liebe" die Narrenmütze über die Ohren gestülpt, hat gewiß gar nichts dagegen, wenn die lieben Tölpel im nächsten Mai in neuer Seligkeit erfahren, was echte erste Liebe, Liebe von Jugend zu Jugend, von Herz zu Herz, von Begeisterung zu Begeisterung ist. Es sollte uns wohltun, mit seinen halbreifen Helden auf diesem Wege auch den augenscheinlich begabten Verfasser vom Parodisten zum Humoristen wachsen zu sehen.

Was ist komisch, was ist tragisch? Gefühl ist alles. Die Nadel auf der Skala ein wenig

Digitized by Google

Heinrich Hart.

nach links oder rechts gerückt, und aus der Alltagsgroteske, über die wir mit ein wenig gutem Willen herzhaft lachen können, wird eine Alltagstragödie, die einem jungen Menschenkinde das Leben kostet und uns Tränen wehmütigen Mitleids entlockt. Was den törichten Knaben der Apelischen Groteske ein freundlicher Gott gnädig erspart: die bittere Enttäuschung eines umsonst sich gebenden reinen und einzigen Gefühls, das bricht der kleinen Nju, der Titelheldin in des Russen Ossip Dymow Stück, das Herz. (Deutsche Ausgabe im Verlag Russischer Autoren, Berlin.) Neun volle Jahre schon hat Njura neben ihrem Manne, einem braven, wenn auch wenig geschmackvollen Philister, der ihr redlich gut ist, dahingelebt, da verläßt sie eines jungen Dichters willen Gatten und Kind, weil „Er" ihr endlich die Erfüllung jenes unsagbaren „Höheren" verspricht, das sich ihr in der Ehe noch nie enthüllte, das vielleicht jenseits aller Liebe, ja auch jenseits alles Glückes liegt, nach dem eine heimliche Stimme in ihr aber doch so sehnsüchtig ruft. Wie Nora auf das „Wunderbare", so hofft Njura auf das Höhere, auf dieses Etwas, wo uns nichts mehr geschehen kann, und das dem, der es einmal besitzt, nicht mehr genommen werden kann, auf den Laut jenes Zauberwortes, ihres Wortes, das tief drinnen irgendwo in ihr schlummert, und das sie allein doch nicht aus der Kehle bringt. Am ehesten, scheint ihr, könnte man dies geheimnisvoll in uns Webende mit einer seltsamen Melodie vergleichen, die man noch nie zuvor gehört hat, und die man doch plötzlich, wenn man einsam im Walde oder am Ufer des Flusses sitzt, leise vor sich hinsummt. „Manchmal kommen einem die Worte zur Melodie: ganz einfache, schlichte Worte. Später möchte man sich wohl daran erinnern, aber das gelingt nie." Nein, es gelingt nie, auch mit Hilfe des Dichters nicht. Mit seiner am allerwenigsten. Denn wann und wo wäre es den Dichtern eingefallen, zu geben, sich selbstlos dahinzuschenken? Ist es nicht stets ihre Art gewesen, an den Dingen vorüberzugehen, sie nur zu streifen, allenfalls Scheite daraus zu gewinnen für das neue Werk, das sie im Feuer haben? Alle Dichter sind schamlos, sagt Nietzsche. So ist auch dieser Dichter trotz all seiner lyrischen Zärtlichkeit für die kleine Nju nicht gesonnen, sich mit dem „Veritchen ihrer Seele" zu begnügen, auch ihm ist sie nur ein Spielzeug seiner Launen und seines Gefühlsdranges. Als sie das deutlicher und deutlicher erfährt, löscht sie sich leise aus von der Tafel des Lebens, weiß sie doch in ihrer Gefühls- und Schicksalsverwirrung nicht einmal gewiß, von wem das Kind ist, das sie unter ihrem Herzen trägt ... Diese Alltagstragödie ist reich an feinen Stimmungen und oft äußerst glücklich in dem Auffangen und Gestalten scheinbar gleichgültiger Alltagszüge, aus denen sich doch am Ende unser aller Geschick zusammenwebt; ihr Wert liegt aber trotz der parodistischen Revolverschüsse des eifersüchtigen Gatten, die darin knallen, eher auf lyrischem als auf dramatischem Felde. Es ist ein Kammerspiel zarter seelischer Dämmerungen und Heimlichkeiten, und so paßte es mit Gertrud Eysoldt in der Titelrolle vortrefflich in das intime Nachbargehäuse des „Deutschen Theaters", das sich „Kammerspiele" nennt und sich damit im voraus einen Ablaßbrief für alle Versäumnisse und Verschlungen gegen die dramatischen Aufgaben einer großen Bühne gekauft zu haben scheint.

Wie kleinmütig aber auch Berliner führende Bühnen vom Range und von der Geschichte des Brahmschen Ensembles allmählich geworden sind, wenn es gilt, ein lebendiges Verhältnis zu der jungen, kräftiger ins Zeug gehenden Dramatik zu gewinnen, dafür zeugt allein die denkwürdige Tatsache, daß Brahms Lessingtheater in den Frühlingsmonaten kurz hintereinander Dreyers recht oberflächlichen Schwank „Das Tal des Lebens" (1904), Ernst von Wolzogens Literaturkomödie „Lumpengesindel" (1892) und — Schönthans „Raub der Sabinerinnen" (1884) wieder aufnahm. Und so bescheiden ist unser Theaterpublikum mittlerweile geworden, daß es Wolzogens Komödie und Schönthans Lustspiel wirklich zu einer Art verjüngten Erfolges brachten, dieses freilich nur dank Else Lehmanns kunstschwärmendem Dienstmädchen und Albert Bassermanns

Digitized by Google

Emanuel Reicher als Dr. Friedrich Kern und Ida Orloff als Frau Else Kern in Ernst von Wolzogens Tragikomödie „Lumpengesindel". (Nach der Aufführung im Berliner Lessingtheater aufgenommen von Becker u. Maaß in Berlin.)

Striese, jenes dank einer persönlichen Erinnerung, die dieser Bohemekomödie aus der jüngsten Sturm- und Drangzeit der Berliner Literatur ihr Licht schenkt.

Man plaudert ja jetzt kein Geheimnis mehr aus, wenn man verrät, daß für die Brüder Kern des Wolzogenschen „Lumpengesindels" die Brüder Hart Modell gestanden haben. Einer von ihnen: Heinrich Hart — er, der in diesem Juni schon zwei Jahre unter dem grünen Rasen des Tecklenburger Friedhofes in seiner westfälischen Heimaterde ruht —, hat zwar in seinen nachgelassenen Erinnerungen erklärt, Wolzogens Komödie gebe kaum einen matten Abglanz von der Wirklichkeit jenes literarischen Zigeunertreibens in Friedrichshagen, habe der Dichter es doch nur von Hörensagen gekannt — dennoch: gerade seine Gestalt tritt uns, zumal wenn Emanuel Reicher sie so pietätvoll verkörpert, wie es im Lessingtheater geschah, aus diesen Szenen in leibhaftiger Wahrheit und Wärme entgegen. Das ist seine goldene, unzerstörbare Frohgläubigkeit, das seine oft betrogene, immer wieder neu erblühende Güte, das seine bis zum Ende unerwachsene, weltunkundige und doch so hellsichtige Kindlichkeit. Er war ein geborener

Digitized by Google

und erklärter Liebling der Frauen, sagte Frau Adele Gerhard von ihm bei der Berliner Totenfeier vor anderthalb Jahren. Und warum? „Weil sich in sein Auge noch ein Stück von jenem seligen Kinderparadies gerettet hatte, das die Männer sonst so bald abtun, und weil wir Frauen fühlten, er stand der Natur, aus deren Schoß wir alle einmal gekommen, noch um eine gute Strecke näher als die andern, die durch die Lohe des Lebens gegangen ..." So sahen nun auch wir ihn in Reichers diskreter Maske wieder vor uns, und es war unter denen, die ihn gekannt, wohl keiner, der ihm an jenem Abend über Tal und Hügel nicht seine Grüße gesandt hätte. In memoriam! Die beiden Unzertrennlichen rufen es einander zu, als sie im letzten Akt den Abschiedssalamander auf ihr kameradschaftliches Beisammensein reiben, in dem Augenblick, wo sie fühlen, daß das Junggesellenideal kommunistischer Gütergemeinschaft sich nicht in den Garten der Ehe verpflanzen läßt, soll nicht das zarte Frauchen des älteren daran zugrunde gehen. In memoriam! Uns klang es wie ein Gedenkgruß an ihn, der, wenn durch nichts andres, durch sein tapfer heitres Sterben bewiesen hat, daß hinter seinem achselzuckenden Skeptizismus, hinter seiner blasiert scheinenden Resignation doch ein edel gefaßter Wille und eine männlich gehaltene Charakterkraft wohnte. Da erkannten wir: im Innern war er doch ein Freier, den das erderlöste Lachen gesegnet hatte, und über seinen letzten, uns Zurückbleibenden so schrecklich scheinenden Krankheitstagen sahen wir den Genesungsstern frommer Gewißheit stehen: „Mir kann nix g'schehn." Jawohl, uns zu erinnern an dies „Modell", soll Wolzogens Stück uns als Gedächtnismal willkommen sein. Aufbauen und lebendig machen mögen uns das rechte und wahre Bild des so früh von der Tafel des Lebens Gerissenen seine Gesammelten Werke, die kürzlich unter Mitwirkung mehrerer Freunde von seinem Bruder Julius in vier Bänden herausgegeben worden sind (Berlin, E. Fleischel).

Da erleben wir ihn denn nun noch einmal: den schönheitstrunkenen, sonnen- und liebesfrohen Lyriker, der — wer kennt es? — das schmelzend süße Lied von „Avalun" gedichtet hat:

... Laß dich tragen, laß dich tragen
In das maiengrüne Land,
Wo in weißen Blütenhagen
Goldne Liebesstempel ragen,
Myrtenlaubumspannt.
Deine Wunden, deine Schmerzen
Lischen wie ein Hauch,
Knospend sprießen dir im Herzen
Seligkeiten auf.
Menschen siehst du feiernd wallen
In den lichtdurchgrünten Hallen,
Die wie Götter sind.
Liebend werden sie empfangen
Dich, der Sonne Kind.

Da sehen uns mit Kinderaugen die ersten Gesänge des „Liedes der Menschheit" an, jenes großgedachten „Epos in vierundzwanzig Erzählungen", das den Entwicklungsgang des homo sapiens von Tul und Nahila, den Urmenschen, bis auf unsre Gegenwart — nein, sogar in die „Ferne der Zeiten" besingen wollte, und von dem denn richtig der kleinste Philister im voraus wußte, daß es Fragment bleiben werde, bleiben müsse. Nur drei der Gesänge sind fertig geworden, mit „Mose" schon hört das Werk auf, und auch im Nachlaß haben sich nur vereinzelte Bruchstücke von der „Renaissance" gefunden. Bleibt uns also das Ganze mit seinem stolzen Ideengange und seinem kühnen Aufbau für immer vorenthalten, so mögen doch dereinst die verschwenderisch ausgestreuten Einzelschönheiten ein wieder für großzügige Dichtungen empfänglicheres Publikum erfreuen und entzücken ... Der Lyriker und Epiker Heinrich Hart hat im Fron des Tages dem Journalisten und Kritiker weichen müssen. Aber auch in diesen Arbeiten des Tages für den Tag, deren sorgsame Auswahl die beiden letzten Bände füllt, verleugnet sich der Denker und Dichter nicht. Wie Heinrich Hart an der Seite seines Bruders schon in den achtziger Jahren in den „Kritischen Waffengängen" für die Hebung der deutschen Schaubühne kämpfte und allen echten Begabungen gegenüber den bloßen schnellfertigen Machern Bahn brechen half — in seinen „Erinnerungen" (dritter Band) lesen wir viel Ernstes und Ergötzliches über diese literarischen Kämpfe im Berlin der achtziger und neunziger Jahre —, so hat er auch von der geklärten Warte seiner reifen Mannesjahre fort und fort dem Unwahren gewehrt und jedes ehrliche tüchtige Streben zu stützen gesucht. Er war ein ritterlicher Kämpfer, ein leidenschaftlicher, glühender Wahrheitssucher und ein bis zum letzten Atemzuge aufrechter Bekenner seelischer und geistiger Ideale: die Geschichte wird sich dessen erinnern, wenn in der Literatur, zumal der dramatischen, aus dem Dämmer trüber Zagheit erst wieder ein neuer Tag zu neuen Ufern lockt.

Daß es unsre jüngeren Dramatiker schon heute aus den dumpfen Stuben des Naturalismus zu stolzeren Stoffen, tieferen Problemen und edleren Formen zieht, dafür mehren sich tagtäglich die Zeichen. Noch sträubt sich unsre Reichshauptstadt, die mit der Elite ihrer unerreichten Darstellerkräfte noch immer die letzten Kränze des Bühnenerfolges verteilt, diesen Spuren mit vorurteilsloser Liebe nachzugehen. So wird es denn immer mehr Pflicht der Kritik, ab und an aus der reichen Dramenliteratur, die in Buchform oder auf Bühnen der „Provinz" hervortritt, eine Stichprobe zu machen — auch auf die Gefahr hin, daß bei dieser Politik des Zufalls einmal das Gute zum Feind des Besseren wird. Das mag auch der Fall sein, wenn ich, anstatt auf

Digitized by Google

Ludwig Löser. (Nach einer Aufnahme von C. F. Beddies u. Sohn [Inhaber Emil Homann] in Braunschweig.)

das neue Schauspiel des jungen Wolfenbüttler Oberlehrers Ludwig Löser („Die Krone") einzugehen, das mir seit Wochen im Manuskript vorliegt und mich vor vielen andern Petenten durch seinen geistigen Gehalt und seinen dramatischen Blick fesselt, hier zunächst ein paar Worte seiner kürzlich am Braunschweiger Hoftheater aufgeführten Tragödie „Herostrat von Ephesus" widme, obgleich dieses Werk schon vier Jahre alt ist (Verlag von Zwißler, Wolfenbüttel) und der Dichter inzwischen in seiner künstlerischen Entwicklung offenbar um ein beträchtliches darüber hinausgewachsen ist. Immerhin finden sich auch in diesem Werke bereits jene entscheidenden Ansätze ausgesprochener dramatischer Begabung, die den Schöpfungen Lösers Beachtung erzwingen: der sichere Blick für das geistige Problem und den seelisch dramatischen Konflikt, ein zielbewußter, mit den Maßen und Verhältnissen wohlvertrauter architektonischer Sinn und eine Charakterisierungsgabe, die gegen lyrische und rhetorische Versuchungen, wie sie dem Anfänger nur zu leicht gefährlich werden, durch einen sachlich klaren, männlich gefestigten Intellekt gefeit ist.

Von Lösers „Herostrat" auf den um fünf Jahre älteren Ludwig Fuldas zu blicken, wird man nicht gut umhinkönnen. Zum Überfluß verweist der Verfasser selbst darauf und stellt sein Werk bescheiden in den Schatten jenes älteren, dem er manche Einzelheit, vor allem aber eine Anregung verdanke: nämlich Herostrat mit Praxiteles in Wettbewerb um ein Artemisbild für den Tempel von Ephesus zu stellen. Dies herübergenommene Motiv bedingte eine Anzahl andrer innerer und äußerer Ähnlichkeiten. Gleich Fuldas Stück ist auch das Lösers eine Tragödie der verzehrenden Ruhmsucht eines Unberufenen, des unschöpferischen und deshalb in Zerstörungswut umschlagenden Künstlerneides. Was Praxiteles, der heitere, in warmer Lebenslust der Natur und der Wirklichkeit hingegebene Hellene, aus unmittelbarer sinnlicher Anschauung heraus schafft, spielend fast und mühelos, daran zergrübelt sich Herostrat, der Asiat, vergebens das brütende Hirn. Während er in seinem Kopfe noch Zug um Zug häuft, um dem Bilde der Göttin ja nichts von all ihren Eigenschaften fehlen zu lassen, hat sein begnadeter Nebenbuhler, dem sein Genius in eins die Gabe des Schauens und des Gestaltens gab, in den herrlichen, uneuweihten, auch ihn sich keusch versagenden Reizen der Tänzerin Eidothea das lebensatmende Vorbild für die Göttliche gefunden und es in wenigen Tagen glühender Schaffenslust nachgebildet. Als Herostrat dies erfährt und das Volk von Ephesus dem Werke des Praxiteles zujauchzen hört, erkennt er sich in seiner ohnmächtigen Unfruchtbarkeit, fühlt er, daß seine ahnenstolze Mutter, der letzte Sproß des gefeierten Paionios, des Marmorkünstlers, der das Wunderwerk des ephesischen Tempels erbaute, umsonst die Ehr- und Ruhmsucht in ihm, dem Epigonen, aufzustachelu gesucht hat, und verwirrt von dem düstern Mystizismus eines babylonischen Priesters, der ihm verkündet, zerstören sei so göttlich wie erschaffen, schlägt sein krampfhafter Schaffenstrieb in Zerstörungswut um. Der Drang

Digitized by Google

zur Tat verkehrt sich in Drang zur Untat. Seine ruchlosen Gedanken richten sich zunächst auf das Werk des glücklichen Nebenbuhlers. Als aber Eidothea, seine einstige Freundin, die jetzt mit all ihren tiefsten und reinsten Gefühlen dem Praxiteles angehört, ihm den Schlüssel zu dem Heiligtum verweigert, schlendert er die im jungen Glück ihrer ersten Liebe Erschauernde mit roher Faust in den Abgrund. Nach dieser ersten Freveltat wächst die verbrecherische Gier in ihm zu rasender Leidenschaft. Mit dem Aufruhr der gewitternden Natur im Wettstreit und Bunde, blickt ihr Stammverwandter der „Allzerstörerin" nun ohne Grauen in das blutigheiße Auge:

Gütig wären
die Götter? Mitch für Lämmer! Furchtbar, grausam
sind sie! Ja, unser Liebstes zu vernichten,
in ihre Lust, Zerstörung ist ihr Zeichen.
Dem Werden folgt die Qual, der Tod, das Nichts.
Ich will nicht sterben. Ach, Unsterblichkeit!
Die kleinen Kerlchen, die unsterblich sich
vermeinen, weil sie schufen! ...
Wozu so jämmerlich? Nein, wer euch Göttern
sich näherücken will, ha, der zerstöre!
Er überwinde jene dumme Furcht,
die Toren Ehrfurcht oder Frommheit nennen,
und er zerstöre! Ja, Paionios,
du großer Ahn, wer deinen Bau vernichtet,
ist der nicht mehr als du, der ihn geschaffen?
Wer wird ihn einst vernichten? Gott? Die Zeit?
Ich könnt' es auch ...
Wer
der Sterblichen ist größer wohl als ich?

Damit reißt er ein brennendes Scheit aus dem Pechbecken und stürzt ins Innere, sein Zerstörungswerk zu vollbringen.

Wer sich durch behenden Witz, gewandtere Bühnentechnik und glattere Form nicht bestechen läßt, vermag nicht zu verkennen, daß Löser für die Begründung und Vertiefung des in Herostrat aufschießenden Zerstörungsgeistes ein gut Teil mehr getan hat als Fulda. Zwar zeigt sich auch er weit davon entfernt, hinter Herostrats Tat positive Ideale einer im Werden begriffenen geistigeren Zeit heraufdämmern zu lassen, die keine Götterbilder mehr braucht, oder doch das tiefgründige — soll man sagen mythische oder mystische —, an die Kain- und Faustsage anklingende Problem: wie kommt dieser Geist der Zerstörung in die Welt? bis auf seine Wurzeln zu verfolgen, aber er hat sich doch innerhalb der Grenzen seiner Intuition mit ernstem Fleiß und glücklicher Erfindungskraft bemüht, die seelische Katastrophe in seinem Helden durch allerlei äußere und innere Motivierungen vorzubereiten. Dabei verfährt er nicht bloß sorgsamer, sondern auch psychologisch feiner und folgerichtiger als sein Vorgänger. Bei Fulda schlägt es zum Beispiel der bisher verfolgten Auffassung des Herostrat als eines ohnmächtigen Dilettanten geradezu ins Gesicht, wenn dieser selbe Wollen und Nichtkönner im vierten Akt von der Schöpfung des Atheners so überwältigt wird, daß er anstatt des fremden das eigne Werk zertrümmert. Ist es wirklich Dilettantenart, so hat schon Heinrich Hart in seiner Kritik des Fuldaischen „Herostrat" gesragt, aus sich selbst heraus die Überlegenheit des wahren Meisters anzuerkennen? Damit ist jedoch der psychologische Wirrwarr bei Fulda noch nicht zu Ende. Derselbe Herostrat, der dort bisher den Ruhm über alles geschätzt und seine Geliebte Klytia beinahe von sich gestoßen hat, bekennt plötzlich, daß ihm von jetzt an Welt und Kunst, Götter und Menschen ganz gleichgültig seien, wenn nur Klytia sein eigen sein wolle. Als ihm die nun aber erklärt, daß ihr Herz dem Athener gehöre, da gerät Herostrat in Tollwut und schreit ganz unvermittelt: Wohlan! wenn ich mir keinen Namen durch eine positive Tat gewinnen kann, so soll mir eine negative dazu verhelfen. In einer Augenblickswallung also wird der bisher nur als Pfuscher und Stümper gezeichnete zum Mordbrenner und Zerstörer. Gewiß, auch bei Löser bleiben in diesem verhängnisvollen Übergang empfindliche Lücken, aber durch die Betonung der unheilvollen, nur eretbten Ehrsucht im Blut der ahnenstolzen Mutter Gorgo, die diesen Stachel tief und tiefer auch in die Seele ihres Sohnes bohrt, sowie durch die Einführung des babylonischen Priesters, der an Stelle der gütigen Artemis das Bild der Astarte oder Ištar, der Allgebärerin und Allzerstörerin, heraufbeschwört, hat er die krankhafte Wendung im Charakter des Asiaten und Paionios-Enkels doch ungleich überzeugender zu gestalten gewußt. Auch daß Löser die beiden Nebenbuhler eine Weile gut Freund sein läßt, daß er nicht das fatale Cherchez la femme als billigen Erisapfel zwischen die Eifersüchtigen wirft — Eidothea war nur die Freundin, nicht die Geliebte Herostrats und gibt sich auch dem Praxiteles nur als Künstlermodell —, daß er durch ein paar tiefempfundene und tiefbeseelte Szenen der dionysisch gärenden Phantastik des Ephesers die lichte, naturfromme Heiterkeit, das schöne Gleichmaß, den reinen, begierdelosen Sinn des Attikers gegenüberstellt, der seine Artemis als „Phöbus' keusche Schwester" sieht, „die den Endymion nur, wenn er schläft, zu küssen wagt" — dieser und mancher andre Zug zählt zu den Feinheiten, die dem jüngern Dramatiker allein gehören.

Leider macht eine dieser Feinheiten, die stark betonte Charakteristik der Gorgo, nur desto nachdrücklicher auf eine empfindliche Schwäche des Dramas aufmerksam: die eigentliche Tragik liegt eigentlich gar nicht in der Seele des wohl liebenswürdigen, aber von vornherein schwächlichen Herostrat, sondern in der Seele seiner Mutter, die den großen Namen ihres Ahnen als Verpflichtung zu gleicher Größe auf sich und ihrem Hause lasten fühlt und doch nicht imstande ist.

Digitized by Google

Szene aus dem fünften Akt der Tragödie „Herostrat" von Ludwig Löser. (Nach der Uraufführung im Braunschweiger Hoftheater aufgenommen von C. F. Beddies u. Sohn [Inh. Emil Homann] in Braunschweig.)

diesem Erbe die Erfüllung zu verschaffen. So wird das dramatische Interesse zersplittert, und wenn der Dichter dann in den letzten Szenen des fünften Aktes — wenigstens in der Buchausgabe — versucht, diese verhängnisvolle Mutterliebe, die die bürgerliche Begabung des Sohnes zu titanenhaftem Ehrgeiz aufzupeitschen trachtete, noch zur Reue und Buße zu bekehren, so wirkt das nur als verspätetes und schwächliches Anhängsel, das mit der bisherigen Betätigung des stolzen und selbstgerechten Charakters nicht in Einklang zu bringen ist und das Ganze nur herabzieht. Andre Anfängerfehler, wie die Häufung der Monologe und Gebete, das allzu gefällige Eingreifen der Elemente, wenn die Handlung nicht aus sich selbst den erforderlichen Antrieb zu gewinnen vermag, Brüche und Willkürlichkeiten in den Charakteren der Eidothea wie der Gorgo, solche Unzulänglichkeiten übergehe ich in der zuversichtlichen Hoffnung, daß die Selbstkritik des Dichters sie gleichfalls schon erkannt habe, und in der Überzeugung, daß seine poetische und dramatische Begabung stark genug ist, um seiner Entwicklung einen erfreulichen Emporgang zu verbürgen. Zum zweitenmal in eines Fremden Kielwasser zu schwimmen — sei es Ludwig Fulda oder ein ihm ähnlicher —, wird ihm dann schon sein eigner gereifter Geschmack verbieten.

* * *

Der April ist ein witziger Herr. Auch auf dem Theater scheint es ihm ein diebisches Vergnügen zu machen, möglichst ungleiche Paare zusammenzubringen. Seine letzte Woche benutzte er dazu, in Berlin zwei äußerste Extreme dramatischer Darstellungskunst nahe aneinander zu rücken: bei Kroll schwang Mounet-Sully, der Sociétaire-Doyen der Comédie Française und Hohepriester des französisch-klassischen Tragödienstils, in feierlichen Linien das Zepter seiner erhabenen Kothurn- und musikalisch rauschenden Deklamationskunst; im Hebbeltheater hatte die Nederlandsche Tooneelvereeniging, eine Gesellschaft holländischer Schauspieler, ihren Herd aufgerichtet. Wer Gefallen dran fand, konnte an ein und demselben Abend von beiden Gastspielen ein Stück genießen. Er brauchte nur auf die Elektrische zu springen, und in einer kleinen Viertelstunde brachte sie ihn von Amsterdam nach Paris oder umgekehrt von der Comédie Française in die Hollandsche Schouwburg. Die geistige Kluft aber, die zwischen den beiden Polen der dort und hier geübten Schauspielkunst befestigt ist, wurde durch diese Fahrt des Körpers nicht überbrückt; vom einen zum andern gab und gibt es keine Drähte des Verständnisses. Von Urbeginn aller künstlerischen Nachahmung ist Feindschaft gesetzt zwischen dem Dienst der Lebenstreue, Natürlichkeit und Wahrhaftigkeit, wie die Holländer ihn versehen, und dem Kultus des musikalischen Hochklanges, der monumentalen Geste und des schönen Scheins, wie die Tempelhüter der heiligen Traditionen des Théâtre Français ihn pflegen. Dort ein getreues Nachzeichnen und behagliches Ausmalen der Lebenswirklichkeiten — hier ein krampfhaftes Erhöhen und Verklären,

Digitized by Google

Mounet-Sully als König Ödipus. (Nach einer Aufnahme von Paul Bayer u. Bert in Paris.)

Verallgemeinern und Verewigen der Dinge, mit einem Wort: ein grundsätzliches Stilisieren des Lebens. So vertraut und freundnachbarlich uns die Kunst der Holländer grüßt, so ewig fern und fremd erscheinen uns die Franzosen vom Schlage eines Mounet-Sully. Dort finden wir ein ruhiges, gemäßigtes Abbild unsers eben im Entschwinden begriffenen Naturalismus wieder; hier antwortet aus den Weiten und Leeren, die sich vor uns dehnen, der Stimme unsers Innern kein verwandter Laut. Vielleicht hat mit dem König Ödipus, den Mounet Sully spielt, einmal der Ähnlichkeit gehabt, den vor dritthalbtausend Jahren das Volk der Hellenen über die Szene schreiten sah; aber auch zur Zeit der Masken und des Kothurns würde man sich wahrscheinlich vor der lärmenden Aufgeregtheit und dem tosenden Pathos entsetzt haben, womit Mounet-Sully vergebens die französischen Alexandriner zu beleben sucht. Wenn diese Stelzenkunst nun aber gar in den Garten unsrer germanischen Bühnendichtung einbricht, wenn Mounet-Sully den Shakesperischen Hamlet spielt, oder sagen wir vorsichtiger: das, was die französische Bearbeitung von Dumas Meurice dafür ausgibt, so lehnt sich unser innerstes Gefühl dagegen auf. Von Shakespere hat dieser Franzose gerade nur die Äußerlichkeiten, die Erfordernisse und Wirkungen des Theaters erfaßt; alle Tiefen und Schönheiten der Gedanken, der Empfindungen und der seherischen Menschenkenntnis, die in dem Charakter des Dänenprinzen ruhen, bleiben ihm verschlossen. Zwar hat er selbst erklärt, er habe „gewissermaßen mit kindlich empfänglichem Gemüt", frei von aller Erklärerweisheit, seinen, seinen eignen Hamlet gefunden, „mit dem er nur dann zufrieden, wenn er, völlig sich selbst vergessend, die Shakesperische Gestalt zu sein glaube" — aber wie ist dieser Hamlet beschaffen? „Für mich," interpretiert Mounet-Sully, „ist Hamlet ein für alles Große, Schöne und Gute glühender Mensch, den die Verhältnisse zwingen, seine zur Hingebung und Freundschaft, zur Wahrheit und Offenheit neigende Natur zu verbergen und den Skeptiker, ja den Wahnsinnigen zu spielen. Er liebt Ophelia mit innigster Zärtlichkeit: als er aber während des Zwiegesprächs mit ihr verdächtiges Rascheln vernimmt, das er auf Horchen zurückführt, glaubt er, daß auch sie ihn verrät, und zieht sich hinter seine Maske zurück. So fasse ich Hamlet auf, so trachte ich zu empfinden (!), wenn ich ihn darstelle. Ja, ja, es muß das heißeste Bestreben des Künstlers sein, jedesmal aufs tiefste zu fühlen, was die interpretierte Gestalt bewegt. Aber ach! wie selten gelingt das!" Dieser Interpretation bleibt nichts weiter beizufügen, als daß Mounet Sully mit gellender Virtuosität den Wahnsinn spielt und alles Seelische und Geistige durch gequälte Gesten und tönende Tiraden in eine dem Dichter ganz und gar fremde heroisch mythologische Höhe zu schrauben sucht ... So gewiß es ist, daß es eine Versöhnung zwischen der Höhen- und der Wirklichkeitskunst auf der Bühne geben muß, ein Höheres, worin sich beide finden, ergänzen und gegenseitig veredeln, so gewiß ist es, daß unser Weg zu dieser Versöhnung der beiden Stile von dem französischen so grundverschieden sein wird wie die Erfüllung. Zweierlei gilt es für diesen Weg vor allem andern für uns festzuhalten, wollen wir unserm Selbst nicht untreu werden: den „Respekt vor dem Ganzen", die Zucht des Ensembles, den uns der große Schröder, nach ihm die Meininger und das Berliner Deutsche Theater unter L'Arronge und Brahm so eindringlich gelehrt und woran uns jetzt zur guten Stunde auch die Holländer gemahnt haben, und dann die Treue gegen das Leben, die Wahrhaftigkeit des natürlichen, unmittelbaren Gefühls.

„Henry Irving ist ein wunderbarer Künstler, aber kein Schauspieler, Coquelin ein großartiger Schauspieler, aber kein Künstler. Mounet-Sully besitzt Genie, das er bald in den Dienst des Künstlers, bald in den des Schauspielers stellt; dafür passieren ihm aber bisweilen als Künstler und Schauspieler Übertreibungen, vor denen sich die Jünger des Schönen und Wahren kopfschüttelnd abwenden müssen." Das ist eine

Digitized by Google

der zahlreichen Schauspielerkritiken, die Sarah Bernhardt in dem ersten Bande ihrer Memoiren zum besten gibt. (Deutsch von Franz Neubert und Dr. Frohwalt Küchler. Mit sieben Porträten und Rollenbildern; Leipzig, Schulze u. Ko.; geh. 10 M., geb. 12 M.) Sie nennt diese Aufzeichnungen „Mein Doppelleben" und betont schon mit diesem Titel, daß sie von früh auf ihr persönliches Leben neben dem künstlerischen als ein diesem an Wichtigkeit und Bedeutung ebenbürtiges empfunden habe. Nicht nur als Schauspielerin, auch als Bildhauerin und Malerin hat sich ja diese „Renaissancenatur" betätigt. So erhalten wir auf den bisher erschienenen 460 Seiten nicht nur genauen Aufschluß über die Laufbahn und den Entwicklungsgang der Schauspielerin, sondern auch eingehende Schilderungen alles dessen, was sie außerhalb der Bretterwelt erlebt hat oder erlebt zu haben glaubt. Das Buch ist gut geschrieben, geistreich, witzig, mit kluger Zurückhaltung des theatralischen Pathos — daß es ihre eigne Feder war, die es schrieb, nicht ein beauftragter Literat, wie die böse Welt in Frankreich tuschelt, „beweist" ein beigegebenes faksimiliertes Blatt der Originalhandschrift —, ja, es zeigt bei aller Lebhaftigkeit des Temperaments in seiner Darstellung doch jene klare Durchsichtigkeit des Stils, die eins der kostbarsten Erbteile französischer Kultur ist. Selbstverständlich sind viele dieser Blätter mit der Pfauenfeder der lieben Eitelkeit geschrieben. Bezeichnend ist z. B. schon, daß uns die Verfasserin ausführlich von ihrer Mutter, ihren Tanten, ihrer bretonischen Amme erzählt, aber für ihre eigne kleine Wenigkeit weder Geburtsdatum noch — Geburtsjahr nennt.

Als sie etwa um das Jahr 1858 herum in das Konservatorium aufgenommen werden soll, fragt der Direktor ihre Begleiterin: „Wie alt ist sie?" — „Vierzehn und ein halbes Jahr," lautet die Antwort. — „Nein," ruft Sarah, „ich bin ziemlich fünfzehn." Da lächelte der freundliche Greis und sagte: „In zwanzig Jahren werden Sie weniger Wert darauf legen, daß die Anzahl der Jahre ganz genau stimmt." Der Mann war ein Prophet, auch darin, daß er der Kleinen beim Abschied zuflüsterte: „Nicht wahr, Sie passen auf, daß Sie nicht so dick werden ... Das Fettsein ist der Feind der Frau und der Künstlerin." Man sieht, die das erzählt, hat auch Humor, und sie ist klug genug, nicht bloß immer sich selbst,

Mounet-Sully als Hamlet. (Nach einer Aufnahme von Paul Bayer u. Bert in Paris.)

sondern auch all die andern Kleinen und Großen zu Wort kommen zu lassen, die ihren Weg gekreuzt haben, zumal wenn sie sich eine gute Folie davon verspricht: François Coppée, Victor Hugo, Alexander Dumas, Victorien Sardou, George Sand, Napoleon III., Marschall Canrobert, die Kaiserin Eugenie, Gambetta, Gladstone, Edison usw. Viel Klatsch spritzt dabei auf, und meistens weiß sich die Schauspielerin bei all diesen Begegnungen selber den besten und wirkungsvollsten „Abgang" zu sichern. Doch eins ist unverkennbar und fordert als wertvollste Erfahrung dieser Memoiren unser Erstaunen wie unsre Achtung: das ist die elastische Energie, die ungebeugte Willenskraft, mit der diese Frau und Künstlerin alle Widerstände des Schicksals siegreich niedergekämpft hat. Um ihren Triumph voll zu machen, braucht sie jetzt im Hafen ihres Lebens und ihrer Erfolge nur eins noch zu lernen: die Resignation.

Digitized by Google

Aus der Romanliteratur

Dichtung und Wahrheit — Erlebnis und Erfindung: das Verhältnis dieser nur scheinbaren Gegensätze ist schon ach! so häufig der Gegenstand ernsthafter, bald persönlich gereizter, bald wissenschaftlich ruhiger Erörterungen gewesen, daß man glauben möchte, es wäre mittlerweile wenigstens in seinem Wesen genügend geklärt und alle groben Mißverständnisse wären ausgeschlossen. Statt dessen erfährt man es immer wieder: wo die realen Erlebnismomente in einem dichterischen Werke für das große Publikum deutlich erkennbar zutage treten, überschatten bald die neugierigen Fragen: was an der Geschichte ist wahr? was nur erfunden? so sehr das künstlerische Interesse an der Dichtung, daß diese rein für sich zunächst gar nicht zum Reden kommt. Wilhelm Dilthey hat in literarpsychologischen Aufsätzen vortreffliche Worte darüber gesagt. Jedes echte poetische Werk, jede „gehaltvolle" und „bedeutsame" Dichtung hat ihre Grundlage in der persönlichen Lebenserfahrung des Poeten und dem Ideenkreise, der sich an sie angeschlossen hat. Nur gibt es neben dem äußern Erlebnis, bei dem unser Fleisch und Blut unmittelbar beteiligt, auch ein inneres, das sich in der Phantasie und in der Seele, wenn auch oft nicht minder brennend, abspielt. Bei Goethe steht das persönliche, leibhaftige Erlebnis im Mittelpunkt der dichterischen Erfahrung und Schöpfung. Dies machte ihn in einem neuen Sinn zum Dichter des Seelenlebens. Dennoch wäre nichts verfehlter, als in seinen Werken einen treuen Spiegel seiner persönlichen Erlebnisse zu sehen, aus dem man diese einfach ablesen könnte.

Diese Gedanken, die noch eine geraume Strecke fortgeführt werden könnten, werden angeregt durch den neuen Roman „Minne" von Georg von Ompteda (Berlin, Fleischel; 5 M.). Darin wird uns die Geschichte eines Ehebruchs erzählt, und kaum ist dieses Thema genannt, so fällt jedem Zeitungsleser die tragische Geschichte der Omptedaschen Ehe ein. Der Verfasser selbst ist sich darüber vollkommen klar gewesen. Er denkt gar nicht daran, über diese Gedankenverbindung nach Art des Vogels Strauß hinwegzusehen. Aber seine Erfahrungen mit dem Publikum und der Kritik sind nicht so, daß er ihnen ruhig die Auseinandersetzung mit jener Gedankenassoziation überlassen möchte. Im Gegenteil: er gibt sich Mühe, noch ehe der Roman als Roman gelesen und gewürdigt worden, „festzustellen, daß er nicht mit seinem eignen Erleben irgendwie zusammenhängt". Das Wort eines Mannes wie Ompteda in Ehren — aber mit Verlaub: das „feststellen" zu wollen, bedeutet eine gründliche Verkennung des Zusammenhanges zwischen Dichtung und Erlebnis. Es ist gewiß nicht zu kühn, wenn man behauptet: wer einen Ehebruch am eignen Herd erlebt hat, kann gar nicht umhin, Elemente dieses Erlebnisses in seine Dichtung hereinfließen zu lassen. Er mag sich dagegen sträuben, er mag Wehre dagegen aufrichten, so viel er will. Zugegeben: die Personen sind völlig andre, das Milieu ist anders, die Charaktere sind ganz verschieden, dort hat sich der Beleidigte mit dem Störer seiner Ehe geschossen, hier züchtigt der Ehemann den auf frischer Tat Ertappten wie einen Schulbuben — gleichviel, Ompteda müßte ein elender Macher sein, wenn sein Ehebruchroman nicht trotzdem eine Frucht, ein meinetwegen nur unwillkürlicher Niederschlag jenes Erlebnisses geworden wäre. So kann die Kritik nur die „Liebenswürdigkeit" haben, zu wiederholen, daß es Ompteda auf sein Wort ferngelegen hat, aus jenem sensationellen Erlebnis mit Bewußtsein literarisches Kapital zu schlagen. Das wird man ihm gern glauben. Den künstlerischen Wert des Buches berührt das nicht.

„Minne" ist von einem beinahe Strindbergischen Weiberhaß diktiert. Das spürt man auf den ersten Seiten, sobald Minne Eilers, die unselige Titelheldin, auftritt. Schon in ihrem Verhältnis zu den Eltern, der oberflächlichen, gefallsüchtigen Mutter und dem dünkelhaften, borniert gelehrten Vater, offenbart sich ihre abstoßend gefühllose, seelenkalte Art. Man findet von vornherein keine andre Bezeichnung für sie als „eine ekelhafte Berliner Pflanze". Daß sich in ihrer Ehe mit dem riesenhaften, kindlich gutmütigen Dr. Reiß, den sie nur des Geldes wegen und aus Spekulation auf seine arglose, blind verliebte

Digitized by Google

Vertrauensseligkeit nimmt, dieses gleißende Insekt als Dirne entpuppen muß, ist klar. Sie fällt denn auch dem ersten besten, der die Stirn hat, sie zu ködern, ohne Kampf anheim. Mit dieser Entwicklungslosigkeit verscherzt ihr Ompteda nun aber alles tiefere Interesse, sich selbst alle innerlichen Wirkungen. Vergebens, daß er sich mühte, während Minnes heimlichem Zusammenleben mit dem Leutnant von Proveis in Karlsbad aus ihrem „gassenbübischen Wesen" so etwas wie „weichweibliche Hingebung" sich entwickeln und mit dem Geschlecht, das in den Armen des Riesen geschwiegen hatte, zugleich eine „ferne Sehnsucht" erwachsen zu lassen. Wir sehen in ihr nur die verkörperte Schamlosigkeit, die Lüge, Heuchelei, Frechheit und Gemeinheit in Person und lassen uns nicht ausreden, daß dieses Buch vom ersten bis zum letzten Blatt vom Haß diktiert ist: das Weib ist die Wurzel alles Übels, es ermordet das Vertrauen und vergiftet die heiligsten Gefühle des Mannes! Die Freblerin zu strafen, findet Ompteda die grausamste aller Martern, die es für eine ganz in Sinnlichkeit aufgehende Frau wie Minne geben kann: er impft ihr auf der letzten Station ihres rapide abwärts führenden Lebenslaufs eine sinn- und heillose Verliebtheit in einen hohlen, windigen Fratz von Sänger ein; der aber schiebt sie mit der Fußspitze verächtlich beiseite, als er eine bessere Beute wittert ... Gimpflicher kommt der Verführer weg. In ihm siegt allmählich doch die Reue und das Anstandsgefühl. Er denkt an seine schlichten, frommgläubigen Eltern daheim auf dem norddeutschen Gut, an seine Regimentskameraden, an den vertrauensseligen, so schamlos betrogenen „Riesen" und macht redliche Miene zu einer legitimen Heirat. Aber Minne ist viel zu begehrlich und anspruchsvoll, um eines armen Leutnants Frau zu werden. So geht denn Proveis abseits, um sich auf dem väterlichen Gut eine Kugel vor den Kopf zu schießen. Wie die Kameraden über ihn denken, sagt der alte Major von Randau in einer Gesellschaft von Gelehrten und Kunstmenschen, mit denen er geistig nicht mitkann, denen er aber deshalb nur mit desto größerer Genugtuung klarmacht, wie hoch er den Platz schätzt, auf den er gestellt ist:

„Fort mit so einem Mann! Wer das Eigentum eines andern, seine Frau, zu seinem Eigentum macht, ist ein ganz gemeiner Dieb. Schurken kommen in jedem Stande vor, so auch in unserm. Das könnte aber die Ehre der Armee nur dann berühren, wenn man ein Auge zudrückte. Ist das geschehen? Nein. Der Mann ist militärisch und damit bürgerlich tot ... Ein hohes Zeichen für die Armee, daß solche Schufte doch nur traurige Ausnahmen sind, die im Dunkeln eine Zeitlang wohl ihr Wesen treiben können, aber die wir unerbittlicher, schneller und gründlicher expedieren als irgendein Stand auf der Welt."

Was die schriftstellerischen Qualitäten des Romans angeht, so ist der Darstellung ein kräftiger, herzhafter Sachstil nachzurühmen, der nicht lange fackelt und nur selten einmal von dem Wichtigen und Entscheidenden abbiegt. Wie er überall energisch und kühl auf das Ziel losgeht, so weiß Ompteda namentlich die Gipfelszene, die Ertappung, Überführung und Züchtigung des Ehebrechers durch den plötzlich aus Demut und Gutmütigkeit in vulkanhafte Leidenschaftswut umschlagenden „Riesen", außerordentlich packend und trotz der Kühnheit überzeugend zu schildern. Dem Ganzen aber, in der Materie befangen wie es ist, kann solche Bravour kaum etwas von seiner Unerquicklichkeit nehmen.

Aus dieser leidenschaftlich aufgewühlten Welt des Ompteda schen Ehebruchromans auf das Bimini der Biedermeierzeit zu flüchten, wird manchem verlockend und erlösend dünken. Das blumenumkränzte Boot, das dahin fährt, steht schon ruderbereit: die Fortsetzung von Georg Hermanns „Jettchen Gebert" ist erschienen, sie heißt wie die inzwischen zur jungen Frau gewordene Titelheldin „Henriette Jacoby" (Berlin, Fleischel; Preis 5 M.). Jetzt erst, scheint mir, gewinnt die Geschichte Fülle und kulturbedeutsamen Zusammenhalt, nun wir das Auf und Ab zweier Familien überblicken, das Niedergleiten der überfeinerten Geberts, das Emporklimmen der kulturlosen, aber resoluten und von keinem kränkenden Gewissen beschwerten Jacobys. Das Rassenproblem, das dem Verfasser am Herzen liegt, kommt jetzt erst recht zum Vorschein, wo er seine junge eifernde Liebe für das Biedermeiertum und damit die überwuchernde Kleinmalerei künstlerisch im Dienste des Ganzen zu bändigen gelernt hat. Dennoch liegt nicht hierin, sondern in den feinen menschlichen Stimmungen, an denen auch dieser zweite Band so reich ist, sein eigentlicher Wert. Wie aus dem ersten sich Genrebildchen des Berliner Kulturlebens der vierziger Jahre lösen, so wird man aus dem zweiten Miniaturen der Seelenmalerei pflücken, und die werden noch leben und entzücken, wenn dies „Spiel" der rückschauenden Phantasie von dem Pflug einer endlich zu sich selber Mut fassenden Gegenwart längst mit Schollen der Vergessenheit überdeckt worden ist.

Zwischen diesen Polen zärtlicher Empfindsamkeit und finster grollenden Unmuts ziehen ein paar süddeutsche Erzähler jüngeren und älteren Schlages ihre gerade Straße der Schlichtheit, Natürlichkeit und Frische. Rudolf Greinz ist keiner von den „Großen", aber die Landschaft und das Volk der süddeutschen Gebirgswelt beherrscht er so spielend und sicher, wie es eben nur ein in dieser Umgebung Aufgewachsener kann. Mag er nun, wie in seinen „Bergbauern" (Leipzig, Staackmann), lustige Tiroler Geschichten gleichsam aus dem Brunnen unverkünstelten Volks-

Digitized by Google

gemüts herausholen oder seinen Jörg die „Tiroler Bauernbibel" (ebenda) genau so unverfroren niederschreiben lassen, wie gewisse anachronistische Malerschulen die biblischen Gestalten gemalt haben, so daß Adam und Eva sich ausnehmen wie ein junges Bauernehepaar, „Davidl mit der Harf'n" wie ein lebfrischer schneidiger Bua und Noah in erster Linie durch seinen „damischen" Rausch interessiert — nirgends verläßt uns das Gefühl des Echten, die Überzeugung, an der sichern Hand eines gründlichen Kenners zu wandern. Es ist hier kürzlich an dem Tiroler Krippenspiel gezeigt worden, wie munter sich das Alpenvolk die frohe Botschaft der Weihnachtsgeschichte mundgerecht macht; mit den übrigen biblischen Geschichten verfährt es nicht sanfter. Als z. B. der Adam und die Eva den Apfel im Paradies verzehrt haben, da kommt Gott-Vater fuchsteufelswild zum Paradiesgatterl herein und herrscht Adam, der sich schlotternd hinter eine Staud'n verkrochen hat, an: „Geh außer!" — „I geh dir nit außer!" weigert sich der, zähneklappernd vor Angst. „Außer gehst!" ruft Gott-Vater noch wilder. Adam aber will davon immer noch nichts wissen. „I geh dir nit außer!" protestiert er. „Du tuast mir eppes! I kenn di schon! Da wär' i ja's Leben nimmer sicher!" Doch Rudolf Greinz läßt sich durch die Enge und Behaglichkeit seines Bauernmilieus keine Scheuklappen anlegen. Sein Roman „Das stille Nest" (ebenda; geb. 5 M.) greift von der Heimatscholle hinüber in so schwere Welt- und Kulturkonflikte, wie es der ewig sich erneuernde Kampf zwischen dem starr und unerschüttert auf sein Dogma pochenden katholischen Priestertum und einem liberaleren Katholizismus ist. Daß Greinz dem alten Thema gerade viel neue Seiten abgewonnen habe, läßt sich kaum sagen: ein der Kirche als Sühnopfer väterlicher Schuld dargebrachter junger Mensch, der Liebe und freigewählten Beruf aufgeben muß, um dann, gleichfalls über eigne, nun aber vorsichtig zugedeckte Schuld hinweg zu einem kalt überlegenden Priester zu werden, indes seine Jugendliebe mit ihrem Kinde tiefer und tiefer ins Elend sinkt — ähnliches ist gewiß schon oft erzählt worden. Aber neu und selbständig ist die getreue Schilderung der Lebens- und Anschauungssphäre, aus der diese Konflikte bei Greinz herauswachsen, und die Fülle der volkstümlichen Bilder, die ihm dabei zufließen, lassen sich schlechterdings nur mit der schlichten, aus engverwandtem Boden gespeisten Kunst Roseggers vergleichen. Wie an dessen neustem Roman aus den steirischen Alpen „Die Försterbuben" (ebenda) werden freilich auch an Greinzens Roman, dem ersten, den er geschrieben hat, naive, mehr dem Was als dem Wie zugewandte Gemüter mehr Freude haben als die Kenner und Feinschmecker artistischer Genüsse. F. D.

Literarische Notizen

In dem Augenblick, wo wir die Redaktion dieses Heftes schließen wollen, erreicht uns die Nachricht von dem Tode des Prinzen Emil von Schoenaich-Carolath. Auf seinem holsteinischen Landsitz Haseldorf bei Uetersen ist der Dichter am 30. April zu Beginn seines siebenundfünfzigsten Lebensjahres (geb. am 8. April 1852 in Breslau) nach langen Leiden gestorben. Auch für unsre Monatshefte bedeutet das eine Trauerkunde und einen schmerzlichen Verlust. Wie wir aus Briefen des Entschlafenen wissen, war er dieser Zeitschrift seit langem ein treuer Freund, und mehrmals haben wir in jüngerer Zeit auch seine lyrische Mitarbeit genossen. Zuletzt, als hier genau vor einem Jahre (Juniheft 1907) der verständnisvolle, von einem verwandten philosophischen und dichterischen Geiste beseelte Aufsatz von Paul Friedrich über ihn erschien. Damals schwang er seine blanke Klinge gegen Strebern und Bedientenseelen, gegen Titel- und Ordensjäger, gegen die „Korrekten", die Frömmlinge und die Mantelträger („Die Leute sind's, die stets ein Jena schufen"), pries in entzückten Tönen das fromme Glück seelischer Gemeinschaft zwischen Mann und Frau und sang Frau Venus, der Schönheitsgöttin, ein Loblied. Da hatten wir auf knappem Raume die drei wertvollsten Charaktereigenschaften beisammen, aus denen sich das Bild des Dichters zusammensetzt: seine freie, aufrechte Männlichkeit, seine tiefe, von einem innigen Naturgefühl beseelte Religiosität und seine romantisch-weltschmerzlich angehauchte Schönheitsbegeisterung. Dieser Dreiklang, von Heine, Lenau, Uhland, Eichendorff und andern Romantikern beeinflußt, aber in der herben Luft einer realistischen Zeit gestählt, schlingt sich durch alle seine Schöpfungen. Nichts, was er geschaffen, auch das kleinste Gedicht nicht, war eine Zufallsblüte; alles sproßte organisch aus dem Lebensmark einer wurzelhaften, nach Trotz, Kampf und Sturm in sich gefestigten Persönlichkeit. Einer Periode der Verzweiflung an der Welt, die aus einer bittern Liebesenttäuschung hervorgegangen war, folgte eine Periode des schmerzlichen Suchens nach Vergessen im Erwandern und Genießen der flüchtigen Lebensschönheiten, dieser endlich eine, die den Weltschmerz in der selbstlosen Liebe zu Gott, zum Vaterland, zur Menschheit, zu den Armen überwand.

Die Trauer um das frühe Hinscheiden des Dichters wird einigermaßen gemildert durch die Tatsache, daß es ihm noch vergönnt war, wenige Monate vor seinem Tode eine würdige Ausgabe seiner Gesammelten Werke erscheinen zu sehen, die nun gleichsam sein literarisches Testament darstellt (Leipzig, G. J. Göschen; 7 Bände, geh. 10, geb. 15 M.). Da finden wir alles beisammen, was er für wert hielt, auf

Digitized by Google

die Nachwelt zu kommen: die lyrisch-epischen „Dichtungen" (Bd. 1 u. 2), die in großen symbolischen Bildern sein jugendliches Innenleben noch einmal lebendig werden lassen, aber schon zu einer Überwindung des Egoistisch-Persönlichen im „Hochland der Ewigkeit" gelangen und auch formell den Eignen verkünden, sodann eine Auswahl der „Gedichte" (Bd. 3), die die Elemente reifer Kunstdichtung mit Nachklängen des Volksliedes zu verbinden wissen, von des Dichters Fahrten in fernen Landen erzählen und ihn schließlich im Besitz einer befreiten Weltanschauung zeigen. Die übrigen Bände sind den Novellen vorbehalten Die umfangreichste, „Tauwasser" (Bd. 4), erzählt noch in etwas blasser Stimmungsromantik die unglückliche Geschichte einer Jugendliebe, während die kürzeren, von den noch stark lyrischen „Geschichten in Moll" angefangen (Bd. 5), sich aus dem Stimmungskreise Storms und Stifters allmählich zu ausgesprochener Selbständigkeit der Erfindung und Form hindurchfinden, wenn sich das zuletzt angestrebte Ideal der modern-sozialen Novelle („Der Freiherr"; „Bürgerlicher Tod"; „Des Bettlers Weihnachtsgabe" u. a. in Bd. 7) dem Dichter auch nicht gnädig erwiesen hat. Die Krone seiner Novellistik ist und bleibt „Der Heilaud der Tiere" (in Bd. 6). Mag man immerhin in dem Schlußbild etwas Pathologisches sehen, die in dem Helden bis zu erschütternder Tragik auflodernde Liebe zu aller Kreatur zwingt unwiderstehlich in ihren Bann. Eine der letzten Novellendichtungen (in Bd. 7) klingt in ein seliges Bekenntnis des Glaubens als der höchsten Lebensmacht aus: „Lichtlein sind wir, von Gott kommend, zu Gott gehend und Ruhe findend in ihm allein."

Oft hat man beklagt, daß Schoenaich-Carolaths Dichtungen wenig für die Jugend böten und so ihrer weiteren Verbreitung aus sich selbst ein Hemmnis bereiteten. Auch dieser Schwierigkeit hat der Verlag Goeschen jetzt zu begegnen versucht, indem er in einem schmalen Bändchen (geb. 2 M.) eine Auswahl aus den Dichtungen, den poetischen wie den prosaischen, gibt. Hier finden wir außer einer erlesenen Kette lyrischer Gedichte und Bruchstücken aus den größeren „Dichtungen" die „Kiesgrube", eine in kräftiger Realistik gestaltete Episode aus dem letzten Deutsch-Französischen Kriege, „Des Bettlers Weihnachtsgabe" und ein Kapitel aus einem unvollendeten historischen Roman. Möge der Band als Vorläufer der Gesamtausgabe dafür wirken, der Reinheit des Empfindens, dem hohen Ideenfluge und der ernsten Weltanschauung des Dichters Freunde zu werben. —

An der Spitze dieses Heftes steht der Name Wilhelm Arminius. Er ist unsern Lesern nicht mehr unbekannt. Im September 1903 haben wir aus derselben Feder „Die weiße Möwe" veröffentlicht, die dann in die Sammlung „Frauen-

Prinz Emil von Schoenaich-Carolath.

kämpfe" übergegangen. Die neue Novelle mag leise an jene ältere gemahnen, wird zugleich aber die künstlerischen Fortschritte erkennen lassen, die Arminius seitdem gemacht hat. Dabei offenbart sich seine Begabung vielleicht mehr noch als in der psychologischen Novelle im geschichtlichen Roman. Wenigstens zählen für uns die „Wartburgkronen", ein Roman aus der Minnesängerzeit (Leipzig, Avenarius), zu dem Tüchtigsten, was ihm bisher gelungen. Obgleich dieses Buch auf den üblichen historischen Apparat fast verzichtet, läßt es kraft seiner Phantasie doch ein lebensvolles, d. h. geistig bewegtes Bild aus dem „schwäbischen Zeitalter" erstehen, getragen von markanten Charaktererscheinungen des dreizehnten Jahrhunderts. Doch nicht auf einen sittengeschichtlichen Charakter-, sondern auf einen kulturethischen Ideenroman kam es Arminius an. Ausgelassene Weltlust und finsterer Kirchengeist liegen hart miteinander in Streit; arge politische Wirren treffen zusammen mit einer gefährlichen Kulturkrisis; sehnsüchtiges Ringen nach Treue und Stete findet seinen Widersacher in schweifender Genußgier und unbefriedigter Zweifelsucht. Dabei bedient sich Arminius zuweilen höchst kräftiger, fast naturalistischer Mittel, und nichts liegt ihm ferner, als die Menschen jener Zeit, auch die des sagenhaften Sängerkrieges, in ein glorienhaftes Licht zu erheben. Dank diesem freien Weitblick und dieser innern Wahrheitstreue vermag auch der Deutsche von heute in den „Wartburgkronen" noch ein Stück seiner selbst wiederzuerkennen.

Digitized by Google

Fritz von Uhde: Kreidestudie zum „Heiligen Abend". (Besitzer Herr Prof. Dr. Richard Graul in Leipzig.)

Zu unsern Kunstblättern

Fritz von Uhde, dessen sechzigster Geburtstag bevorsteht (22. Mai), hat mehrfach dagegen Einspruch erhoben, einseitig als „religiöser Maler" gewürdigt zu werden. Seine religiöse Malerei sei nicht der Kern, sondern nur ein Teil seiner Kunst, und eine brennende Kerze habe für ihn dasselbe künstlerische Interesse wie der Christuskopf. Jeder einsichtige, zumal jeder einigermaßen in Künstlerpsychologie geschulte Beurteiler wird solche mehr der Abwehr falscher Einseitigkeiten als der dauernden und entscheidenden Wahrheit dienenden Augenblicksaussprüche eines Malers ohne weiteres ihrer rhetorischen Übertreibung zu entkleiden wissen. So viel aber bleibt bestehen: Uhde neben Gebhardt und Steinhausen schlechthin als dritten unsrer religiösen Maler der Gegenwart zu feiern — wozu gewisse Kreise und namentlich unser Kunsthandel tatsächlich Miene gemacht hat —, geht nicht mehr an, seit er selbst so nachdrücklich das Problem des Lichts als das leitende und ausschlaggebende Prinzip seiner Malerei bezeichnet hat, und seit wir im eben erschienenen zwölften Bande der von der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart herausgegebenen „Klassiker der Kunst" sein gesamtes künstlerisches Lebenswerk überblicken. So haben denn auch wir uns bei der Auswahl der Uhdischen Bilder, die wir in diesem Heft zeigen — sie entstammen sämtlich, auch die Studien und Skizzen, jener Sammlung —, von der landläufigen Auffassung des Künstlers möglichst zu befreien gesucht.

Das Licht und seine wunderbare Macht über die Erscheinungen der irdischen Welt — zu diesem Satze kommt dort auch Hans Rosenhagen in der tüchtigen Einleitung — ist das Thema aller Uhdischen Bilder. „Es ist nicht zuviel behauptet, wenn man von Uhde sagt, daß er der einzige deutsche Künstler ist, der die Probleme der Hell- und Freilichtmalerei nach allen Richtungen mit unerschütterlicher Konsequenz behandelt und in seinem Lebenswerke mehr Lösungen solcher Probleme aufzuweisen hat als irgendein andrer Maler." Auf dieser Beharrlichkeit im Verfolgen eines einzigen künstlerischen Zieles beruht seine Stärke, seine Originalität und nicht zum wenigsten seine lange künstlerische Jugend. Aber im Gegensatz zu ähnlich Strebenden hat er diese seine künstlerische Überzeugung volkstümlich zu machen gewußt, indem er sie mit dem deutschen Empfinden in Übereinstimmung brachte. „Er kam dem Publikum nicht als falscher Franzose, sondern als guter Deutscher, zu dem es bald Zutrauen gewann." Den hervorragenden Maler in Uhdes Bildern verstanden und schätzten zu Anfang nur wenige; aber viele begriffen, daß da ein Künstler war mit der Absicht, etwas Tiefes und Poetisches zu sagen. Mochte man über die Häßlichkeit seiner Modelle schelten und nicht ein-

Digitized by Google

sehen wollen, warum er gerade das armseligste Volk für seine Darstellungen bevorzugte, dafür, daß er an das Herz und das Gemüt appellierte, fand er bald allgemeine Anerkennung, wenn es zunächst wohl auch einige gab, die bei dieser Wirkung nicht gleich zwischen den spielerischen und allzu wohlfeilen Mitteln zu unterscheiden verstanden, deren sich das Gros der Genremaler, und den ungleich edleren und ernsteren, deren er sich bediente. Darüber wie über Uhdes künstlerischen Wert überhaupt braucht man heute kein Wort mehr zu verlieren; vor fünfzehn Jahren dagegen, als in diesen Heften der Aufsatz Meißners über ihn erschien (Oktoberheft 1893), gehörte eine solche Erörterung noch zum nötigsten und wichtigsten, was einem Kunsterzieher oblag.

Fritz von Uhde.

Auf mancherlei Wegen und in mancherlei Schulen hatte Uhde, der als Offizier von Beruf jahrelang sozusagen mit einem Fuß im Steigbügel, mit dem andern im Malerateliер stand, es schon vergebens versucht, durch Überlieferungen und Herkömmlichkeiten zu seinem eignen Selbst zu gelangen, als Liebermann ihn 1882 auf das Arbeiten in und vor der Natur hinwies und ihn bewog, nach Holland zu gehen, um dort zu lernen, was Luft und Licht sei. Uhde setzte sich für einen Sommer in Zandvoort fest und malte, was er malen konnte. Die „Holländische Näherschule" von 1882, zu der unsre „Holländischen Näherinnen" ein Seitenstück sind, das beredteste Dokument dieser neu in ihm aufgegangenen Erkenntnis vom frei, wahr und bewegt machenden Einfluß des Lichtes. Nach München zurückgekehrt, suchte der Künstler die holländischen Anregungen auf das ihm aus seiner Umgebung Zugängliche zu übertragen. Das Hauptbild unmittelbar nach jener Reise ist und bleibt die „Trommelübung" von 1883, die auch nach Rosenhagens Urteil zu den Programmwerken der neuen Richtung gezählt zu werden verdient. „Der Künstler schildert treu die Wirklichkeit und steht über ihr, indem er alle Einzelheiten zu einer starken Gesamtwirkung zwingt." Dabei ist die Charakteristik der einzelnen Typen nirgends vernachlässigt, ja die Verrichtung des Trommelns ist mit einer so liebevollen Hingebung geschildert, daß der sachlich nüchterne Bericht förmlich ins Epische hinauswächst.

Die eigentliche, entscheidende Erweckung seines Selbst kam für Uhde aber doch erst in dem Augenblick, als er beim zufälligen Betreten einer deutschen Dorfschule in der Mitte der Stube auf einem Stuhl einen freundlichen Pfarrer sitzen sah, dem von Eltern und Geschwistern die Kleinen zugeführt wurden, und dessen liebevoll milde Art zu plaudern und zu fragen die Herzen der Kinder im Fluge eroberte. War da nicht das Bibelwort zur Wirklichkeit geworden: „Lasset die Kindlein zu mir kommen!" So, wie er sie gesehen — das gebot ihm sein Gewissen —, malte Uhde die Szene, und damit war der religiöse Maler in ihm geboren, jener religiöse Maler, der als erster den Mut fand, ganz auf den historischen Aufputz der heiligen Gestalten zu verzichten, der den Gottessohn und Weltenlöser handelnd als deutschen Menschen zwischen deutsche Menschen der arbeitenden Gegenwart setzte und so gläubiger und überzeugender als der verzückteste Schönmaler die ewig junge Wahrheit der frohen Botschaft verkündete. Unsre Kohlenstudie (S. 464) zeigt das kleine zutraulich ihr Händchen gebende Mädchen aus der Mitte des Bildes, auf dessen blondem Scheitel der Maler das Licht in höchster Stärke gesammelt hat, um es zugleich als malerischen wie als Stimmungsfaktor wirken zu lassen. Diesem ersten religiösen Bilde Uhdes folgte rasch die lange Reihe all der andern, die durch tausendfältige Wiedergabe jetzt zum Allgemeingut geworden und mit unsrer religiösen Empfindungs- und Vorstellungswelt aufs innigste verwachsen sind. Es ist schwer, daraus noch Neues zu bringen; so haben wir uns denn für die Wiedergabe einer Studie zum „Heiligen Abend" (S. 462) und einer Skizze zu der „Himmelfahrt" entschieden, obwohl es unverkennbar, daß Uhde bei diesem Himmelfahrtbild an der Grenze seines

Digitized by Google

Fritz von Uhde: Kohlenstudie zu dem Bilde „Lasset die Kindlein zu mir kommen". (Aus dem Besitz der Königl. Graphischen Sammlung in München.)

Könnens steht — aus dem einfachen Grunde, weil ein so ganz und gar übersinnlicher Vorgang sich überhaupt der Malerei entzieht, wenigstens der Malerei, die vom eignen Sehen ausgeht.

Der einzigartige, unübertroffene Reiz solcher Gesamtausgaben, wie die „Klassiker der Kunst" sie darstellen, liegt in der Möglichkeit, mit ihrer Hilfe fast lückenlos das ganze Lebenswerk eines Künstlers zu überblicken. Die Mühe, das alles aufzuspüren und zusammenzustellen, ist gewiß groß, aber sie lohnt sich auch: wie belebt und erklärt, vertieft und ergänzt hier ein Blatt das andre, wie webt sich zumal auch aus den Studien und Skizzen, mit denen gerade dieser Band nicht spart, das Gesamtbild des künstlerischen Schaffens zusammen. Auch die Praxis, neben der Wiedergabe des ganzen Gemäldes Ausschnitte zu bringen und so einzelne Gruppen oder Figuren genauer zu zeigen, verdient Dank, nicht weniger als die Neuerung, bei diesem ersten modernen Maler, der in die „Klassiker" Aufnahme findet, neben der Autotypie, die hier so zuverlässig wie möglich ihres Amtes waltet, mehrmals von dem koloristischen Anschauungsmittel des Vierfarbendrucks Gebrauch zu machen. Blätter wie der „Leiermann von Zandvoort" und das Bildnis Liebermanns sind Musterleistungen dieser Reproduktionsart. — —

Zwei unsrer farbigen Kunstblätter singen das uralt ewige Preislied auf die Schönheit der Natur, die gerade jetzt im Begriff ist, sich in voller Farbenfreude zu entfalten. Diese Farbenfreude beseelt die Sylter Landschaft des Weimarers Carl Arp, eines Schülers von Theodor Hagen, der auch in seinen sonstigen Landschaftsbildern feinsinnige Beobachtung der Luft- und Lichtbewegungen mit erlesenem Farbengeschmack zu verbinden weiß. Seine „Blühenden Statizien" insbesondere dürfen sich wohl neben die vielgerühmten Halliglandschaften eines Jakob Alberts stellen. Verwandte Pfade sucht die Landschaftskunst Ernst Gentzels (geb. 1872 zu Berlin); auch ihm, dem Schüler Kallmorgens und Hertels, liegt in erster Linie daran, das eigentümliche Weben und Leben festzuhalten, das die Luft einer bestimmten Landschaft um Baum und Strauch, Hügel und Häuser spinnt. Das Mühlengehöft, das, wenn wir nicht irren, sein Motiv aus dem Fläming gewonnen hat, und die Frühlingslandschaft, deren Vorbild wohl gleichfalls nicht fern von der Mark zu suchen ist, sind sprechende Beispiele dieser andächtigen Art, sich in die Seele einer Landschaft zu versenken und den Himmel mit dem Flug der Wolken fast allein zu ihrem Dolmetscher zu machen. Gentzels Bild „Schloß Wiesenburg" ist kürzlich vom preußischen Staat angekauft worden.

Karl Langhammers „Wasserburg" bestätigt von neuem das früher schon gefällte Urteil, daß dieser Berliner Künstler nach mancherlei Wandlungen jetzt eine Weise gefunden hat, die sein Streben nach Stil mit intimster Naturbeobachtung glücklich verbindet. Seine Landschaften, die regenfeuchte oder nebelige Stimmungen bevorzugen und meist eine Wasserfläche einschließen, sind herzhaft alla prima (d. h. ohne Unter- und Übermalung) gemalt und zeigen doch, wie auch unser Bild, einen goldenen oder silbrigen Ton, der die Farben schön aufeinander abstimmt und sie gleichsam von innen heraus verklärt.

F. T.

Verantwortlich redigiert von Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau unter Mitwirkung von Dr. Adolf Glaser (zurzeit in Rom). — Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten.

Digitized by Google

Leonhardi's Tinten

Spezialität: Staatlich geprüfte u. beglaubigte Eisengallus-Tinten, Klasse I.

Infolge besonderer Herstellung von unübertroffener Güte und billig, weil bis zum letzten Tropfen klar und verschreibbar.

Das Beste für Schule und Haus, für Bücher, Akten, Dokumente und Schriften aller Art.

Buch- u. Kopiertinten: Alizarin-Schreib- u. Kopiertinte
Anthracen-Schreib- u. Kopiertinte

Buch-Schreibtinten:
- Alizarin-Schreibtinte . . . .
- Anthracen-Schreibtinte . . . .
- Beste deutsche Reichstinte . . .
- Schwarze Eisengallustinte . .
- Aleppotinte . . . . . .

Staatlich geprüft u. beglaubigt, tiefschwarz werdende Eisengallustinten, Klasse I.

Spezielle Kopiertinten:

Violettschwarze Kopiertinte. Leichtflüssig. Das damit Geschriebene gibt nach Monaten u. Jahren sicher noch schöne kräftige Kopien.

Deutsche Reichs-Kopiertinte, blauschwarz. Nach acht Tagen kopierfähig.

Schwarze Doppel-Kopiertinte, schwarz fließend. 2–4 Kopien.

Non plus ultra Kopiertinte, für überseeische Korrespondenz. 4–8 Kopien.

Farbige Tinten:

Rot, blau, grün, violett usw.

„Atral" (flüssige schwarze chinesische Tusche, vollkommener Ersatz für chinesische Stücktusche). Stets fertig zum Gebrauch.

Garantiert **unverwaschbare Ausziehtuschen** für Architekten, Geometer, Zeichner, Schüler usw., in 42 Farben.

Flüssiger Leim und Gummi in den verschiedensten Füllungen.

Stempelfarben, Stempelkissen. Wäschezeichentinten.

„Carin", Fleischstempelfarbe, giftfrei, schnell trocknend, wasserecht.

Autographie- und Hektographen-Tinten. Hektographenblätter und -masse.

Trichtertintenfässer. Patenttintenfässer.

Schreibmaschinen-Farbbänder vorzügl. Qualität, mit gewebter Kante, für alle Systeme in allen Farben; schwarz für Urkunden, vom Königl. preußischen Justizministerium genehmigt.

Aug. Leonhardi, Dresden

Chemische Tintenfabriken, gegründet 1826.
Goldene Medaillen, Ehren- und Verdienst-Diplome

Erfinder u. Fabrikant der weltberühmten Alizarin-Schreib- u. Kopiertinte, leichtflüssigste, haltbarste und tiefschwarz werdende Eisengallustinte, Klasse I.

Überall erhältlich!

Henkell Trocken

Druck von George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Widener Library
3 2044 098 613 359

Digitized by Google